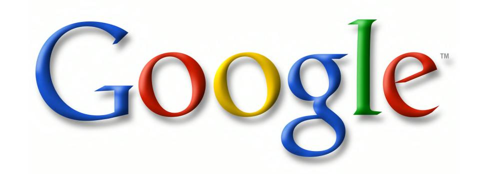
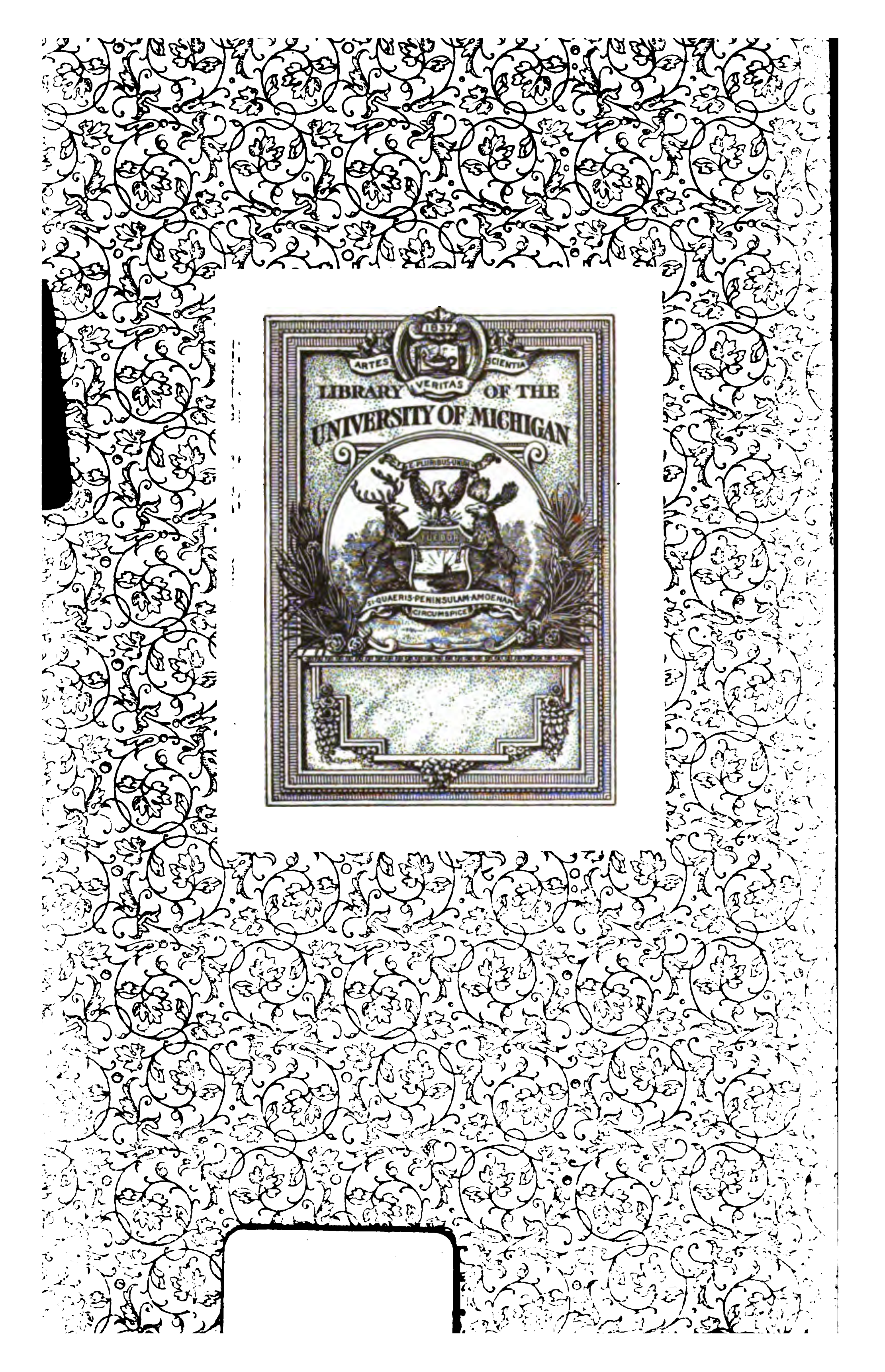
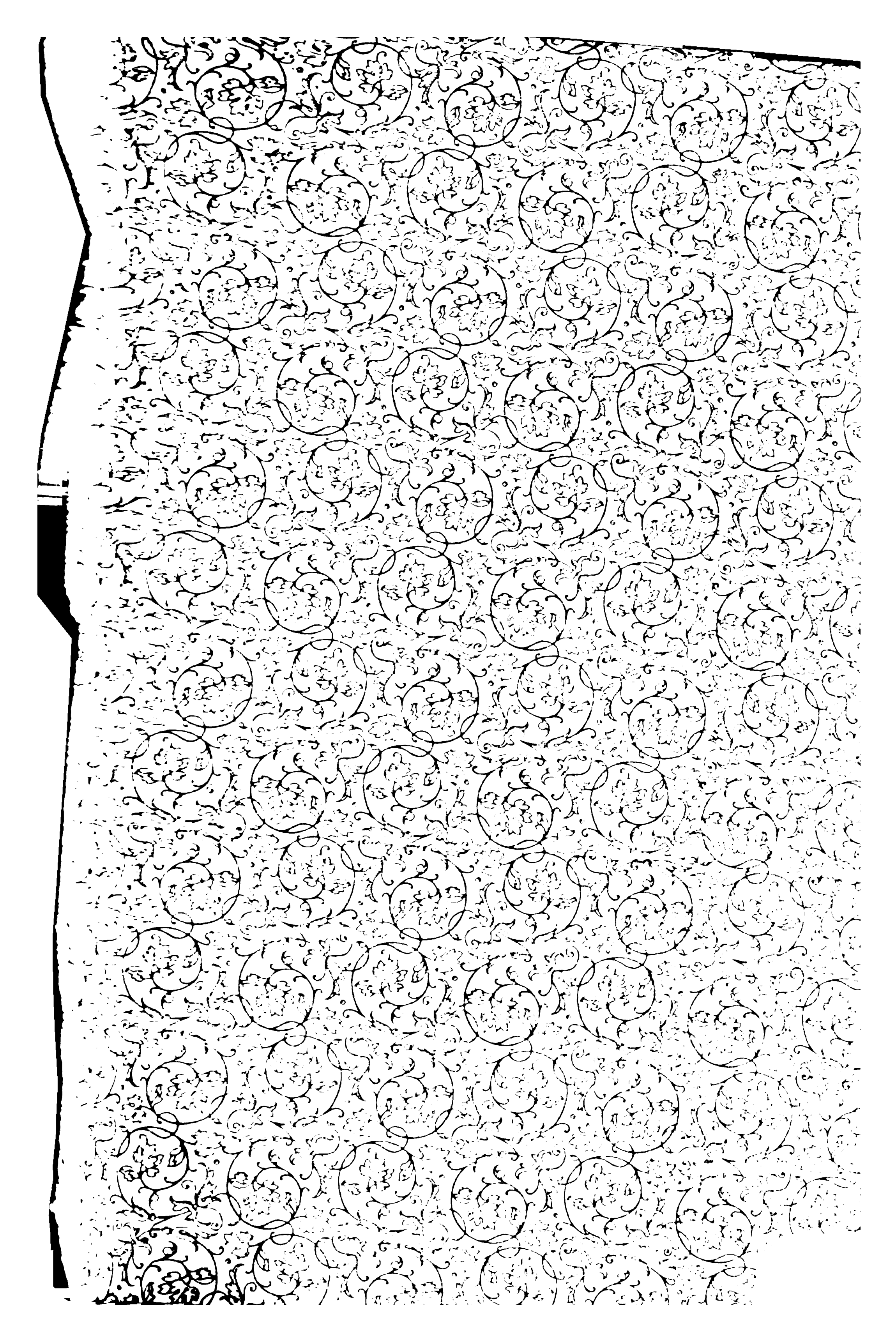
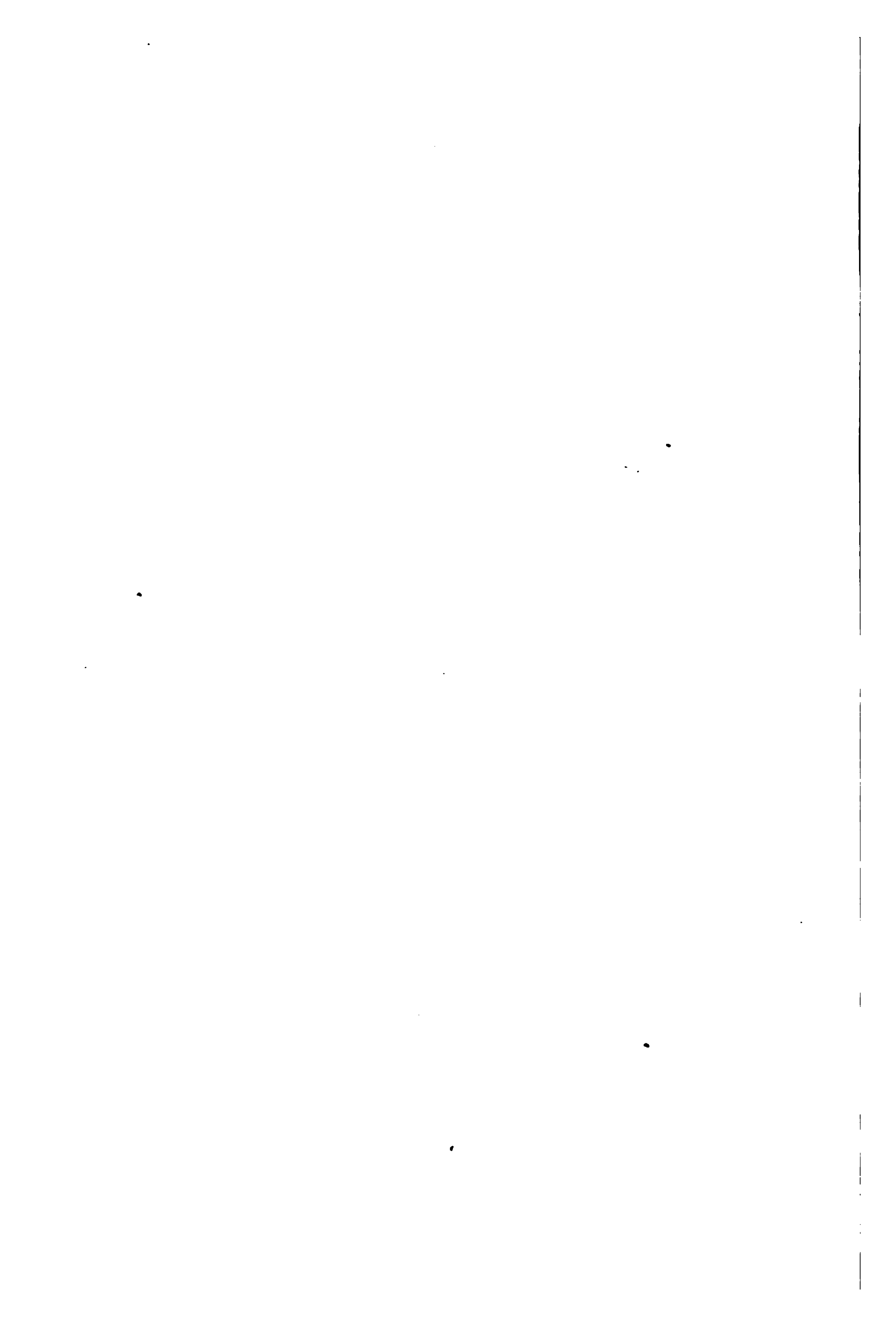




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Sprachvergleichung und Urgeschichte.





Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Linguistisch-historische Beiträge

zur

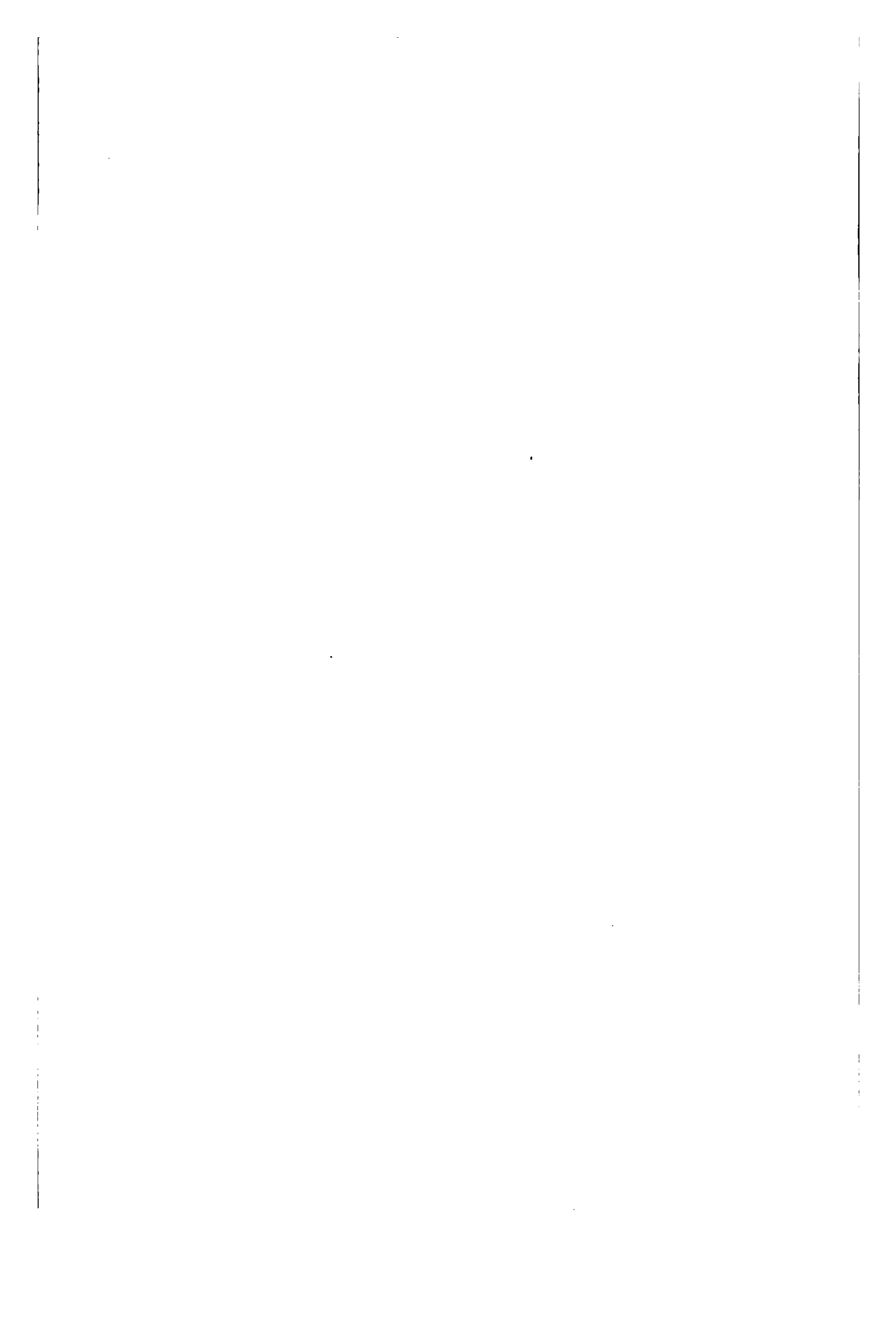
Erforschung des indogermanischen Altertums

von

O. Schrader.

Zweite vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
1890.



Vorwort der ersten Auflage.

Der Gedanke, welchen schon Leibnitz in dem Satze ausgesprochen hatte: *nihil maiorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebere quam collationem linguarum,* hat erst in unserem Jahrhundert seine Verwirklichung gefunden. Nicht nur, daß durch die seit Entdeckung des Sanskrit neu aufblühende Sprachvergleichung nie geahnte Völkerzusammenhänge, wie der eines indogermanischen oder semitischen Sprachstammes, erkannt worden sind, sondern auch in prähistorischer und kulturhistorischer Beziehung hat die junge Wissenschaft der Linguistik neue Bahnen wandeln gelehrt. Wie der Archäologe mit Hacke und Spaten in die Tiefe der Erde hinabsteigt, um in Knochen, Splittern, Steinen die Spuren der Vergangenheit zu enthüllen, so hat der Sprachforscher den Versuch gemacht, aus den Trümmern der Wörter, welche aus ungemessener Zeiten Ferne an das Gestade der Überlieferung gerettet worden sind, das Bild der Urzeit wiederherzustellen. Es giebt mit einem Worte eine linguistische Paläontologie.

Kaum erscheint mehr die Geschichte eines der indogermanischen Völker, ohne daß nicht in einem einleitenden Kapitel darauf hingewiesen würde, wie dieses betreffende Volk vor grauen Zeiten, noch vereint mit seinen indogermanischen Brüdern, in ferner —

gewöhnlich heißt es ja, asiatischer — Heimat gesessen und bereits hier Viehzucht und Ackerbau fast in heutiger Ausdehnung gepflegt habe, wie es schon damals mit der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle vertraut, von Königen regiert, in Dörfern und umwallten Städten angesiedelt gewesen sei u. s. w. u. s. w.

Scheinen so die Lehren der linguistischen Paläontologie schnell Gemeingut der wissenschaftlichen Welt geworden zu sein, so kann es für den, welcher mit Aufmerksamkeit der Entwicklung der Sprachvergleichung einer-, der prähistorischen Forschung andererseits gefolgt ist, doch nicht zweifelhaft sein, daß zahlreiche jener linguistisch-historischen Aufstellungen auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr oder so nicht mehr haltbar sind. Neue sprachliche Thatsachen sowie neue Gesichtspunkte, von denen aus dieselben beurteilt werden, haben die sprachliche Grundlage, auf welcher jenes historische Gebäude beruht, wesentlich umgestaltet. Dazu kommt, daß dasjenige, was man neuerdings auf philologisch-historischem oder archäologischem Wege über die Urzeit der Indogermanen ermittelt hat, keineswegs immer mit jenen Lehren der linguistischen Paläontologie übereinstimmt, so daß Gefahr vorhanden ist, die Sprachvergleichung möchte durch eine immer breitere Kluft von denjenigen Wissenschaften getrennt werden, denen sie, richtig benutzt, die vorzüglichsten Dienste zu leisten imstande ist.

Bei so bewandten Dingen schien es dem Verfasser eine nicht undankbare Aufgabe, die Frage, in wie weit die Sprachwissenschaft für prähistorische und kulturhistorische Zwecke zu verwerten sei, einer erneuten und eingehenderen Prüfung, als sie bis jetzt vorgenommen worden ist, zu unterziehen.

Zu diesem Behufe giebt die erste der vier Abhandlungen, in welche das vorliegende Buch zerfällt, eine geschichtliche Entwicklung der bisher über diesen Gegenstand vorgetragenen Aufstellungen und Meinungen. Da die hierauf bezügliche Litteratur in umfangreichen Werken und kleinen Broschüren eine überaus zerstreute ist, welche sich oft bis in die Tagespresse verliert, so

hofft der Verfasser durch ihre Zusammenstellung den für diese Seite der Linguistik sich Interessierenden einen Dienst erwiesen zu haben. Manches Unwesentliche ist dabei absichtlich übergangen worden.

Eine eigentliche Kritik der mitgeteilten Ansichten, soweit dieselbe nicht mit der Anordnung und Darstellung des Stoffes selbst verbunden ist, giebt dieser Aufsatz, welcher das *pro* und *contra* möglichst objektiv zum Ausdruck zu bringen wünscht, im einzelnen nicht. Nur bei solchen Punkten sind berichtigende oder erläuternde Bemerkungen hinzugefügt worden, auf welche der Verfasser im weiteren Verlaufe seiner Arbeit zurückzukommen nicht hoffen durfte.

Statt dessen sind in einer besonderen (zweiten) Abhandlung die sprachlichen Thatsachen rücksichtlich ihrer Tragweite für kulturhistorische Schlüsse kritisch und methodisch geprüft worden. Was darf, und was darf der Geschichtsforscher nicht aus der Sprache schließen, diese Fragen bilden den Mittelpunkt dieser Untersuchung.

Von diesen geschichtlichen und theoretischen Betrachtungen wendet sich das Buch der Erforschung der Urzeit selbst zu, indem es einen der Haupt- und Kardinalpunkte der indogermanischen Urgeschichte, die Frage, ob die Metalle den Indogermanen vor ihrer Trennung bekannt gewesen seien oder nicht, eingehend behandelt. Auf das engste verknüpft mit dieser Untersuchung, während welcher der Verfasser zu einem verneinenden Resultat gelangt, erwies sich aber die weitere Frage, wann, von wo und auf welchem Wege die Kenntnis der Metalle, wenn sie der Urzeit noch fremd war, sich in späterer Zeit bei den indogermanischen Völkern verbreitet habe. Was sich für die Lösung dieses schwierigen Problems an sprachlichen Anhaltepunkten ergiebt, glaubt der Verfasser vollständig gesammelt zu haben, ohne dabei die Ergebnisse der Geschichte und Prähistorie außer Augen zu lassen.

So schien sowohl in theoretischer als auch in sachlicher Beziehung eine zuverlässige Basis geschaffen, von welcher aus der

Verfasser es wagen durfte, keckeren und zuversichtlicheren Schrittes weitere Streifzüge über die Grenzen der geschichtlichen Überlieferung hinaus zu unternehmen. Der Versuch eines Gesamtbildes der indogermanischen Urzeit nach ihren charakteristischen Seiten (Viehzucht, Ackerbau, Speise und Trank, Familie, Sittlichkeit, Staat, Fertigkeiten, Künste, Kenntnisse, Sprache, Religion, Heimat) bildet daher den Schluß des vorliegenden Buches.

Jena, Anfang Mai 1883.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte tritt in vieler Beziehung als ein neues Buch an die Öffentlichkeit.

Die Nötigung hierzu lag einerseits in den Fortschritten, welche die auf die vorliegenden Untersuchungen bezüglichen Wissenschaften seit dem ersten Erscheinen des Buches gemacht haben. Vor allem aber erweckten die eigenen Erfahrungen und Studien des Verfassers während des verflossenen Zeitraumes in demselben das Bedürfnis, alles, was derselbe bisher zerstreut über die Urgeschichte unseres Stammes vorgetragen hatte, hier, wie er hofft, in gebesserter und gereinigter Gestalt, zu einem Gesamtbild der vorgeschichtlichen Gesittung der Indogermanen zu vereinigen.

Es kann meine Absicht nicht sein, an dieser Stelle auch nur auf die wichtigsten Punkte der Erweiterungen, Zusätze, Streichungen etc. der neuen Auflage einzugehen; doch möchte ich zweierlei in Kürze hervorheben.

In etymologischer Hinsicht begnügte sich die erste Auflage im wesentlichen mit den dem Verfasser damals richtig erscheinenden Zusammenstellungen anderer. Allein bei einem tieferen Eindringen in seinen Gegenstand erkannte der Verfasser bald, daß das Dunkel, welches gerade über dem kulturhistorisch bedeutsamen Teile des indogermanischen Wortschatzes lastet, noch ein so großes ist, daß der Versuch, zu der Aufhellung desselben beizutragen, gewagt werden mußte. Der Verfasser ist hierbei zu der Überzeugung gekommen, daß eine sorgfältigere Beobachtung des Bedeutungswandels, zu welcher sachliche Studien den unmittelbaren Anlaß geben, besonders für die Erkenntnis bisher unbemerkter, lautlich gesicherter etymologischer Zusammenhänge geeignet sei.

Was der Verfasser in dieser Beziehung (zuweilen vielleicht irrtümlich) als neues glaubt bieten zu können, ist in den Wörterverzeichnissen durch ein Kreuzchen gekennzeichnet.

Der zweite Punkt betrifft die Frage nach der Urheimat der Indogermanen, welche der Verfasser in der ersten Auflage unbeantwortet gelassen hatte. Die Anschauung, zu welcher derselbe nunmehr gekommen ist, macht auf Neuheit keinen Anspruch. Es ist die zuerst von Th. Benfey aufgestellte, neuerdings namentlich von W. Tomaschek vertretene Ansicht von den Ursprüngen der Indogermanen im europäischen Süd-Rußland. Der Verfasser verschweigt sich nicht, daß die Lösung dieses ganzen Problems kaum jemals über die Aufstellung einer mehr oder minder glaublichen Hypothese hinauskommen wird. Derselbe ist aber doch der Meinung, durch eine Reihe teils allgemein kulturgeschichtlicher, teils speziell sprachlich-historischer Kombinationen für seine Überzeugung eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit — nicht mehr und nicht minder — erzielt zu haben. Es wäre dem Verfasser erwünscht, wenn man das Kapitel, welches direkt von der Heimat handelt, und in welchem die durch das ganze Buch gesponnenen Fäden zusammenlaufen, an derjenigen Stelle lesen wollte, an welcher es steht, an letzter.

Das vorliegende Werk bemüht sich eine über das ganze indog. Völkergebiet zerstreute Fülle linguistischer und historischer Thatsachen als Ganzes zu begreifen und darzustellen. Diese Aufgabe, deren Berechtigung und Bedeutung niemand verkennen kann, birgt in sich so große Schwierigkeiten und Gefahren, daß ihre vollkommene Bewältigung dem einzelnen, auch wenn er über mehr Kenntnisse und glücklichere Arbeitsbedingungen als der Verfasser gebietet, kaum möglich sein dürfte. Auch diese Arbeit rechnet daher mit der Nachsicht verständiger Leser. Die erste Auflage hat dieselbe, wie der Verfasser dankbar bekennt, in reichstem Maße gefunden. Möchte das Buch in seiner neuen Gestalt sich die alten Freunde erhalten und neue erwerben!

Jena, am 9. Oktober 1889.

O. Schrader.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Zur Geschichte
der
linguistischen Palaeontologie.

Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.



I. Kapitel.

Die Anfänge der linguistisch-historischen Forschung.

Die Anschauungen des XVIII. Jahrhunderts über die sprachlichen und ethnographischen Verwandtschaftsverhältnisse der Völker lassen sich in ihrer Gesamtheit nirgends besser übersehen als in den zahlreichen Schriften, welche einen der gelehrtesten und namhaftesten Sprachforscher dieser Zeit, Johann Christoph Adelung, zum Verfasser haben. Das Hauptwerk desselben, Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde (1806—16, von Teil II an aus Adelungs Papieren von J. S. Vater fortgesetzt, 3 Bände Berlin), welches gleichsam an der Grenzscheide älterer und neuerer Sprachwissenschaft steht, kann als eine methodischere und gründlichere Weiterführung der schon von Leibnitz angeregten und in dem Petersburger Wörterbuch der Kaiserin Katharina zuerst zur Ausführung gekommenen Idee eines Universal-Glossariums bezeichnet werden, welchem der für die damals fast ausschließlich im Dienste der Ethnologie stehende Sprachforschung charakteristische Gedanke zu Grunde liegt, durch eine Vergleichung der Sprachen das gegenseitige Verhältnis der Völker zu ergründen. Aber nicht, wie es im Petersburger Wörterbuche und sonst geschehen war, werden hier als Maßstab dieser Vergleichungen Sammlungen einzelner Wörter, gegen welche Adelung seine ernsten Bedenken nicht verhehlt (vgl. Vorrede p. VIII), herangezogen,

sondern auf Grund der reichlich vorhandenen Sammlungen*) wird das Vater Unser „in beinahe fünfhundert Sprachen und Mundarten“ als Sprachprobe gegeben; denn nur an der Hand eines zusammenhängenden Stückes menschlicher Rede könne man in den Gang und Geist und, worauf es besonders ankomme, in den inneren und äußeren Bau einer Sprache eindringen (vgl. Vorrede p. XII).

Uns interessieren in diesem Werke, das man auch heute nicht ohne Nutzen lesen wird, in erster Linie die Anschauungen des Verfassers über die verwandtschaftlichen Beziehungen der europäisch-asiatischen und unter ihnen wieder derjenigen Völker, welche man später mit dem Namen der indogermanischen zusammengefaßt hat. Zunächst kann einer der verhängnisvollsten Irrtümer früherer Jahrhunderte, welchen zuerst Leibniz mit Energie bekämpft hatte, daß nämlich die Sprache der Bibel als die Ursprache der Menschheit anzusehen sei, als überwunden gelten. Schon in seiner 1781 in Leipzig erschienenen Schrift Über die Geschichte der Deutschen Sprache ꝛc. sagt Adelung Einleit. p. 10: „Man hat sich von jeher sehr viele unnötige Mühe gegeben, ausfindig zu machen, welches die erste Sprache in der Welt gewesen, weil man geglaubt, alle übrigen Sprachen müßten sich alsdann sehr leicht aus dieser herleiten lassen. ... Die hebräische Sprache ist freilich die älteste, von welcher wir die beträchtlichsten Überbleibsel haben; allein sie ist um deswillen nicht die ursprünglichste“ und fügt dann Mithrid. Vorrede p. XI hinzu: „Ich leite nicht alle Sprachen von einer her; Noahs Arche ist mir eine verschloßne Burg und Babylons Schutt bleibt vor mir völlig in seiner Ruhe.“

Trotzdem ist indessen Adelung von nichts fester als von dem asiatischen Ursprung der europäischen Völker überzeugt. Auch war eine Begründung dieser Ansicht für die damalige Zeit nicht nötig. „Asien,“ sagt Adelung in der Einleitung zum I. Teil des Mithridates, „ist zu allen Zeiten für denjenigen Weltteil gehalten worden, in welchem das menschliche Geschlecht seinen

*) Der erste, welcher auf den Gedanken kam, das V. U. als Sprachprobe zu benutzen, war J. Schildberger um 1477. Über die Sammlungen des V. U. vgl. Mithridates I, 646 f.

Anfang genommen, wo es seine erste Erziehung genossen, und aus dessen Mitte es seine Fülle über die ganze übrige Welt verbreitet hat", und in der Einleitung zum II. Teil desselben Werkes heißt es: „Derjenige Weltteil, welchen wir nach dem Vorgange der Phönicier Europa nennen, ist eigentlich nur die westliche Fortsetzung von Asien ... Es hat daher auch seine Einwohner diesem Weltteile unmittelbar zu danken, und zwar zunächst dem hohen Mittel-Asien (lag doch das Paradies nach Adelung a. a. O. I, 6 f. in Kaschmir) in demselben, dieser alten und großen Pflanzschule des menschlichen Geschlechts für das nördliche Asien, Europa und Amerika."

Auch über die Reihenfolge und die Wanderungsrichtung der in Europa einziehenden Völker machte sich Adelung bereits Gedanken, vgl. Älteste Geschichte der Deutschen rc. Leipzig 1806 p. 12 f. Er unterscheidet in Europa von Westen nach Osten sechs verschiedene Sprach- und Völkerstämme, Iberier, Kelten, Germanier, Thracier (genauer den „Thracisch-Pelasgisch-Griechisch-Lateinischen" Sprachstamm), Finnen und Slaven, von denen die Iberier, weil am westlichsten wohnend, auch wohl am frühesten eingewandert seien. Jedenfalls ergebe die Lage dieser Völkerstämme zu einander für ihre Einwanderung zwei große Zuglinien: die eine für Kelten und Thracier (vgl. aber Mithrid. II, 340) im Süden, die andere für Germanen, Slaven und Finnen im Norden der Donau.

Fragen wir nun, bis zu welchem Grade Adelung und seine Zeit die etymologische Verwandtschaft der indog. Sprachen erkannt hatte, so sei zunächst erwähnt, daß die wichtigen Berührungen des Sanskrit mit anderen Sprachen, namentlich durch die Schriften des Frater Paulinus a S. Bartholomaeo*), keineswegs unbekannt waren. Adelung gibt Mithrid. I, 149 f. ein Kapitel „Übereinkunft vieler Wörter des Sanskrit mit den Wörtern anderer alter Sprachen", welches mit dem Satze beginnt: „Das hohe Alter dieser Sprache erhellet unter anderm

---

*) 1798 *Diss. de antiquitate et affinitate Linguae Zendicae, Samscridamicae, et Germanicae. Padua.*

1802 *Diss. de Latini sermonis origine et cum orientalibus linguis connexione. Rom.*

auch aus der Übereinkunft so vieler ihrer Wörter mit anderen alten Sprachen, welches wohl keinen andern Grund haben kann, als daß alle diese Völker bei ihrem Entstehen und vor ihrer Absonderung zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehöret haben." Daß indessen hiermit nicht die Erkenntnis des Begriffes einer indog. Völkerfamilie ausgesprochen ist, geht aus den folgenden Wörterverzeichnissen hervor, in denen zur Vergleichung mit dem Sanskrit auch Hebräisch, Syrisch, Türkisch u. s. w. herangezogen werden.

Im Übrigen sind es, was die indog. Völker betrifft, besonders zwei nähere Berührungen, welche in der damaligen Zeit behauptet und verteidigt werden: es ist dies erstens das nähere Verhältnis, in welchem das Lateinische zu dem Griechischen und zweitens dasjenige, in welchem das Persische zu dem Deutschen stehen sollte. Namentlich über diesen letzten Punkt hatte sich seit dem Jahre 1597 eine sehr zahlreiche Litteratur angehäuft*), und noch Leibnitz (vgl. Mithrid. I, 277) war der Meinung gewesen, die Verwandtschaft zwischen Deutsch und Persisch sei so groß, daß *Integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelligat.*

Die Erklärung derartiger Verwandtschaftsverhältnisse wurde in damaliger Zeit ausschließlich in Mischungsprocessen gesucht welche die betreffenden Völker in historischen oder vorhistorischen Epochen durchgemacht haben sollten. So erklärt Adelung-Vater Mithrid. II, 457 das Lateinische für eine Mischung keltischer *(Aborigines)* und griechischer *(Pelasgi)* Elemente, und die „deutschen Bestandteile im Persischen" werden mit dem Aufenthalt der Goten am schwarzen Meere, in der Nähe Persiens verknüpft. „Denn da diese ein wildes, unruhiges und eroberungssüchtiges Volk waren, welches sich immer auf Kosten seiner Nachbarn auszubreiten suchte, so wird es das nahe Persien gewiß nicht verschont haben" (vgl. Älteste Geschichte der Deutschen 1806 p. 350). Auch die „griechische Sprache enthält zum Verwundern viele germanische Wurzelwörter, vielleicht ein Fünftel ihres ganzen Reichtums, ohne daß deswegen die eine Sprache die Mutter der andern sein dürfte. Sind die Germanen aus Osten gekommen,

*) Mitgeteilt von Adelung Älteste Geschichte der Deutschen rc. Leipzig 1806 p. 360 f. Vgl. auch Th. Benfey Geschichte der Sprachwissenschaft p. 228 f.

so haben sie gewiß auch lange Zeit im Norden von Thracien gewohnt, ehe sie nach und nach weiter nordwärts gedrängt wurden. Da barbarische Völker nicht lange ruhige Nachbarn bleiben, so können sie die südlichern Gegenden mehrmals überschwemmt und beherrscht, und ihnen zum Andenken einen Teil ihrer Sprache hinterlassen haben." So urteilte Adelung über diese Verhältnisse noch in der kurze Zeit vor dem ersten Teil des Mithridates erschienenen Ältesten Geschichte der Deutschen rc. p. 352 f. Es ist daher sehr merkwürdig, daß derselbe Verfasser an derjenigen Stelle des Mithridates, an welcher er über denselben Gegenstand zu reden hat, zu einer ganz anderen, dem wirklichen Sachverhalt ziemlich nahe kommenden Auffassung der Dinge gelangt. Es ist ihm Mithridates I, 279 doch sehr auffallend, daß die germanischen Bestandteile im Persischen daselbst nicht als Fremdlinge, sondern „als tief in den ursprünglichen Bau der Sprache und ihrer Formen verwebt" erscheinen. Aus diesem Grunde scheint ihm vielmehr folgende Erklärung die überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich zu haben: „Die Germanen stammen, so wie alle westlichen Völker, aus Asien her, und wenn man gleich jetzt die Gegend nicht mehr bestimmen kann, welche sie vor ihrer Auswanderung bewohnt haben, so gibt es doch keine Gründe, warum man sie nicht in das an Persien und Tibet unmittelbar grenzende Mittel-Asien sollte setzen können, welches durch seine unstäten Horden Europa teils bevölkert, teils mehr als einmal erschüttert hat. Der German *(sic)*, der Slave, der Thracier, der Kelte u. s. f. können also mit dem Perser gleichzeitig aus einer und derselben Sprachquelle geschöpft und sich nur durch Zeit, Klima und Sitten wieder von ihm entfernt haben."

So war denn der gelehrte deutsche Sprachforscher kurz vor seinem Tode, wie es scheint, selbständig zu demselben Resultat gekommen, welches der berühmte Engländer W. Jones, auf seine bessere Kenntnis des Sanskrit gestützt, schon im Jahre 1786 ausgesprochen*) hatte, daß sich nämlich die Übereinstimmungen dieser Sprache in erster Linie mit dem Griechischen und Lateinischen, sodann aber auch mit dem Germanischen und Keltischen (Persisch und Slavisch wird an der betreffenden Stelle von Jones

*) Vgl. Th. Benfey Geschichte der Sprachwissenschaft p. 347 f.

nicht genannt) nicht erklären ließen ohne die Annahme, dieselben seien von einer gemeinsamen Quelle, die vielleicht nicht mehr existiere, ausgegangen.

Erst dem XIX. Jahrhundert war es vorbehalten, den Beweis für die Einheit indogermanischer*) Zunge in wissenschaftlichem Sinne zu erbringen. Durch Franz Bopps unsterbliches Verdienst beginnt der Kreis der indog. Sprachen sich fester und enger zu schlingen. Ein Zweifel an der gemeinsamen Abstammung der in Bopps Vergleichender Grammatik (1833—35) behandelten Sprachen, des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gotischen und Deutschen, denen in besonderen Abhandlungen das Keltische (1839), das Altpreußische (1853), das Albanesische (1854 und 55) und in einer zweiten Auflage (1856—61) das Armenische hinzugefügt wird, ist nun nicht mehr gestattet. Aber während für Bopp die Annahme einer prähistorischen Einheit der indog. Völker nur als Hintergrund für die Erklärung sprachlicher Thatsachen dient, beginnt auf der von ihm geschaffenen Basis jener Gedanke allmählich auch in seiner eminent historischen Bedeutung sich Bahn zu brechen.

Auf das engste verbunden mit der Erklärung des Verwandtschaftsverhältnisses der indog. Sprachen war aber in erster Linie die Frage nach dem Ausgangspunkt, der Urheimat der indog. Völker. Überblickte man eine verwandte Wortsippe wie etwa got. *fadar*, lat. *pater*, griech. *πατήρ*, skrt. *pitā́* zend. *pita*, so waren für die Erklärung dieses Verhältnisses von vornherein zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder mußte eine der aufgezählten Formen als Mutterform der übrigen betrachtet werden, oder alle zusammen stammten von einer nicht mehr erhaltenen, sondern nur durch Sprachvergleichung zu erschließenden Urform ab. Von der Entscheidung für eine dieser beiden Eventualitäten mußte die Bestimmung der Lage der indog. Urheimat zunächst abhängen, und obgleich schon W. Jones das Richtige geahnt hatte, fehlte es doch nicht an solchen, welche eine der indog. Sprachen als die Mutter-

---

*) Der Ausdruck „indogermanisch" scheint zuerst von Klaproth in seiner *Asia polyglotta* 2ten Aufl. (1831; auch in der 1sten 1823?), nicht erst, wie Spiegel Arische Periode VI meint, von Pott gebraucht worden zu sein.

sprache der übrigen in Anspruch zu nehmen geneigt waren. Die Ehre einer solchen Stellung wurde entweder dem Sanskrit, welchem man ja die Entdeckung des indog. Sprachstammes zumeist verdankte, oder aber der Zendsprache zuerteilt, die in dem Rufe einer um so größeren Heiligkeit und Ursprünglichkeit stand, je weniger sie den Forschern im Anfang unseres Jahrhunderts bekannt war.

Die Herleitung des indog. Stammes aus Indien vertritt F. v. Schlegel in seinem epochemachenden Werke Sprache und Weisheit der Inder 1808 (vgl. B. III, K. III, 173 f.). Er erklärt sich den Zusammenhang der indog. Völker in Sprache, Mythologie und Religion historisch durch Kolonien entstanden, welche vor grauen Zeiten aus dem völkerreichen Indien nach Asien und Europa geführt, daselbst mit den Ureinwohnern des Landes verschmolzen wären und ihnen Sprache und Sitte aufgedrückt hätten. Zuweilen, meint Schlegel, mochten auch einzelne, besonders Priester, als Missionäre in die Fremde ziehn und die Sprache ihrer Heimat verbreiten. Die größere Ursprünglichkeit der Zendsprache selbst dem Sanskrit gegenüber behauptet dagegen H. F. Link in seinem ebenfalls für jene Zeit sehr schätzbaren Buche Die Urwelt und das Altertum, erläutert durch die Naturkunde 2 Teile Berlin 1821 und 22. Da aber nach seiner Meinung „die uralte Zendsprache“, die Mutter des Sanskrit, aus welchem Griechisch, Lateinisch und Slavisch hervorgegangen sind — Deutsch ist ihm noch die Tochter des Persischen, das wiederum aus einer eigentümlichen Mischung zendsprachlicher und barbarischer (d. h. germanischer) Bestandteile hervorgegangen ist — in Medien und in den angrenzenden Ländern gesprochen ward, so zweifelt er nicht, daß auf dem Hochland von Medien, Armenien und Georgien die Ursitze der Indogermanen zu suchen seien, eine Ansicht, welche im Anfang unseres Jahrhunderts überhaupt bei den namhaftesten Forschern wie Anquetil-Duperron, Herder, Heeren u. a. die herrschende war. Hierher sei, wie dies ebenso Adelungs Meinung (vgl. Mithrid. I, 5) war, auch die Heimat der Haustiere und Kulturpflanzen, wie überhaupt „der besseren Ausbildung des Menschengeschlechtes, welche auf uns überging“, zu verlegen (vgl. p. 243).

Diese hypothetischen Annahmen einer indog. Urheimat ver-

loren indessen den Boden unter den Füßen, sobald die Überzeugung durchdrang, daß sämtliche indogermanischen Sprachen, also auch das Sanskrit und Zend, zu einander in dem gleichberechtigten Verhältnis von Schwestern stünden. Nur Indien ward noch von einigen eine Zeit lang, zuletzt von A. Curzon *(On the original extension of the Sanskrit language over certain portions of Asia and Europe, Journal of the Royal Asiatic Society* XVI, 172 f.) 1856 als Ausgangspunkt der Indogermanen festgehalten (vgl. J. Muir *Original Sanskrit Texts* II², 301 f.).

Der erste, welcher für die Lage der indog. Urheimat Anhaltepunkte zu gewinnen suchte, ohne in der falschen Vorstellung befangen zu sein, daß eines der indog. Völker als das Urvolk der übrigen anzusehen sei, war J. G. Rhode in seinem Buche Die heilige Sage des Zendvolkes Frankfurt 1820 (vgl. F. Spiegel im Ausland 1871 p. 55 f.). Er war es zugleich, der zuerst auf denjenigen Teil des inneren Hochasiens hinwies, welcher von zahlreichen Gelehrten noch heute als die Urheimat der Indogermanen angesehen wird.

Rhode geht von dem Versuche aus, den geographischen Ausgangspunkt des Zendvolkes, unter dem er Baktrer, Meder und Perser zusammenfaßt, zu bestimmen und knüpft zu diesem Zweck an den berühmten ersten Fargard des Vendidâd an, in welchem bekanntlich sechzehn Landschaften als Schöpfungen des Ahuramazda und ebensoviel Plagen als Oppositionen des Angramainyu gegen dieselben aufgeführt werden. In der Aufzählung dieser Landschaften erblickt nun Rhode die Spuren der allmählichen Ausbreitung des Zendvolkes, als dessen Ausgangspunkt er das an jener Stelle zuerst genannte *Airyana Vaêjaṅh* betrachtet. Da nun auf dieses *Airyana Vaêjaṅh* an zweiter Stelle *Sugdha,* folgt, welches ohne Zweifel das griechische *Σογδιανή* (altp. *Suguda* heute *Samarkand*) ist, so „müssen *Eeriene (sic)* und *Sogdiana* unmittelbar an einander grenzen, und das Volk mußte unmittelbar aus dem ersteren in das zweite wandern können. *Eeriene Véedjo (sic)* ist daher nirgends zu suchen, als auf der allgemeinen Höhe von Asien, woher, soweit die Geschichte reicht, immer Völkerwanderungen geschahen: auf den hohen und kalten Bergflächen und an den mit ewigem Schnee bedeckten

Gipfeln der Gebirge an den Quellen des Jaxartes und Oxus" (p. 86). Da nun nach sprachlichem Ausweis Zend und Sanskrit sich zu einander verhalten „wie zwei Schwestern, die von einer Mutter abstammen", so müssen einstmals auch die Brahmanen von den hohen Flächen oder Gebirgsabhängen des mittleren Asiens an die Ufer des Ganges und Indus herabgezogen sein (p. 96). Ja, auch den Grund der plötzlichen Auswanderung des Urvolks aus der ursprünglichen Heimat glaubte Rhode in den Schriften des Avesta wiederzufinden. Eine rasche Erkältung der früheren wärmeren Temperatur Hochasiens (vgl. Vend. Farg. I v. 3 u. 4) nötigte dasselbe, sein kaltes Bergland zu verlassen und in die wärmeren Gegenden von Sogdiana, Baktrien, Persis u. s. w. zu ziehen.

In ähnlichem Sinne wie Rhode und zwar gleichzeitig mit demselben sprach sich auch A. W. v. Schlegel in einer lateinisch geschriebenen Vorrede zu einem großen von ihm beabsichtigten, aber nicht herausgegebenen Werke *Etymologicum novum sive synopsis linguarum* (vgl. Indische Bibliothek I, 274 f.) aus. *Quid igitur?* heißt es daselbst p. 291, *num origines linguarum Pelasgicarum et Germanicarum ab Indo et Gange repetere molimur? Minime quidem. Nullam harum ab altera derivatam dici posse censeo, sed omnes deductis in contraria rivulis ab eodem fonte fluxisse.* Und weiter p. 293: *Neque tamen Germanos indigenas cum Tacito crediderim, sed olim in Asia interiore, unde et Pelasgi sunt profecti, vicinas his sedes incoluisse.* Des genaueren entscheidet sich A. W. v. Schlegel für das Gebiet zwischen dem kaspischen Meer und den centralasiatischen Hochgebirgen in einem späteren Aufsatz *De l'origine des Hindous* (vgl. *Transactions of the Royal Society of Literature London* 1834 u. *Essais Littéraires et Historiques Bonn* 1842).

Auch einer Bemerkung des verdienten Julius v. Klaproth sei hier gedacht, insofern sie der erste Versuch ist, mit Hilfe der Sprachvergleichung und Pflanzengeographie etwas über die Urheimat der Indogermanen zu ermitteln. Schon im Jahre 1830 (vgl. *Nouveau Journal Asiat.* V, 112) zog dieser Gelehrte aus dem Umstand, daß der Name der Birke der einzige indische Baumname sei, der sich in anderen indog. Sprachen wiederfinde (sskrt. *bhûrja* = russ. *bereza* 2c.), den Schluß, daß die sanskritische

Bevölkerung Indiens von Norden her gekommen sein müsse. „Diese Völker fanden in ihrem neuen Vaterland die Bäume nicht vor, die sie im alten gekannt hatten, mit Ausnahme der Birke, die an den südlichen Abhängen des Himâlaya wächst.“ Übrigens waren nach Klaproth (*Asia polyglotta* [2] 1831 p. 42 f.) die Indogermanen vielleicht schon „vor der Noahischen Flut“ teils vom Himâlaya, teils vom Kaukasus in die Ebenen hinabgestiegen.

Über die geographisch-ethnographische Verbreitung der indog. Völker äußerte sich ferner F. A. Pott sowohl in den Vorreden seiner Etymologischen Forschungen (1833 u. 36) als auch in seiner späteren Abhandlung Indogermanischer Sprachstamm (Allg. Encyclop. v. Ersch u. Gruber 1840 II, 1—112). In Asien, darüber kann auch nach Potts Meinung kein Zweifel sein (Encycl. p. 19), hat die Wiege des indog. Stammes gestanden. Denn „*ex oriente lux*, und der Gang der Kultur ist im großen stets dem Laufe der Sonne gefolgt. An Asias Brüsten haben einst die Völker Europas gelegen und sie, die Mutter, als Kinder umspielt; dafür brauchen wir uns jetzt nicht mehr bloß auf dunkle, fast verklungene Erinnerungen, wir können uns auf den faktischen, in europäischen und asiatischen Sprachen geschichtlich vorliegenden Beweis berufen. Dort oder nirgends ist der Spielplatz, dort das Gymnasium der ersten leiblichen und geistigen Kräfte der Menschheit zu suchen“ (Etym. Forsch. I p. XXI). In Asien entscheidet auch er sich für das Gebiet des Oxus und Jaxartes an den Nordabfällen des Himâlaya zum kaspischen Meere hin. Hier lasse sich am sichersten der Scheidepunkt denken, von wo ab „sich in divergenter Richtung die beiden Hauptströmungen der indog. Völker fortbewegt zu haben scheinen“ (Encycl. p. 19).

Während Pott somit von denselben allgemeinen Gesichtspunkten aus, wie sie schon Adelung ausgesprochen hatte, die centralasiatische Abstammung der Indogermanen behauptete, suchte Ch. Lassen in seiner Indischen Altertumskunde 1847 I, 511—31 die Rhodesche Beweisführung durch neue Kombinationen zu stützen. Schon die Verteilung Indiens unter die verschiedenartigen Völker, welche dasselbe bewohnen, spreche dafür, daß die Einwanderung der auch durch ihre Complexion von den Ureinwohnern unter-

schiedenen „Arier“ von Nordwesten her stattgefunden habe.*) Hierher aber könne aus dem Oxuslande der Weg nur durch die westlichen Pässe des Hindukusch, durch Kabulistan nach dem Penjâb geführt haben. Daß ferner das *Airyana Vaêjanh* des Avesta wirklich da liege, wo es Rhode suchte, im Norden von Sogdiana, auf dem kalten Hochland an dem Westgehänge des Belurtag**) und Mustag, und daß hier das Urland nicht nur der Iranier, sondern des ganzen indog. Stammes (vgl. Altertumsk. I, 527) zu suchen sei, findet Lassen weiterhin bestätigt durch den Umstand, daß die Persisch redenden Tadschiks, die alten ansässigen Einwohner Khasgars, Jarkands, Khotens, Aksus u. s. w. zu beiden Seiten jenes hohen Gebirges sich finden und von da sich in das innere Hochasien verbreiten, Völker, auf welche als zu der persischen Abteilung des indog. Stammes gehörig schon Klaproth

---

*) Einen neuen Beweis für die Herkunft der Inder aus dem Trans-himâlaya-Land, den sich später auch Lassen (vgl. Indische Altertumskunde I[2] 638) und andere aneigneten, glaubte im Jahre 1850 A. Weber (Indische Stud. I, 161 f.) zu bringen. Derselbe wies nämlich zuerst auf die uralte Flutsage des *Çatapathabrâhmaṇa* 1, 8, 1,1 hin, in welcher erzählt wird, wie ein Fisch dem Manu rät, sich ein Schiff zu bauen, weil die Flut kommen würde. „Als die Flut sich erhob, bestieg er (Manu) das Schiff. Der Fisch schwamm zu ihm heran, an dessen Horn band er das Tau des Schiffes, damit setzte er über diesen nördlichen Berg“ (Himâlaya). Von dort steigt Manu dann, Nachkommen erschaffend, nach Indien herab. Vgl. dagegen Zimmer Altindisches Leben 1879 p. 101.

**) Zur Rectificierung des öfters wiederkehrenden Namens Belurtag, Bolortag &c. sei gleich hier auf H. A. Daniel Handbuch der Geographie 1880 p. 321 verwiesen, welcher sagt: „Von dem Hochplateau der Pamir, dem „Dach der Welt“, wie der Name besagt, gegen Westen und Nordwesten breitet sich Turan aus. Wo die älteren Karten eine Meridiankette unter dem Namen Belurtagh oder Bolortagh zeichneten — ein Mißverständnis, da dort weder eine Meridiankette existiert, noch jene Namen sich finden — trennt ein gegen 400 Km. breites, ödes Plateau das centrale, dem chinesischen Reich unterworfene Hochasien von der aralo-kaspischen Niederung und verbindet die Gebirgssysteme des Himâlaya, Mustagh, Hindukusch im Süden mit den Kettengebirgen des Alai-Tagh und Thian-Schan im Norden.“ Vgl. jedoch M. Müller Indien (deutsche A.) p. 234 Anm.: „Der Bolor, dessen Existenz sogar in Abrede gestellt worden ist, ist neulich wieder als der wirkliche Name eines wirklichen Gebirges durch Robert Shaw zu Ehren gekommen. Dieser fand, daß der Name von den Kirghisen für den Distrikt von Kitral gebraucht werde.“

in seiner *Asia polyglotta*[2] p. 243 und K. Ritter, durch den die Hypothese von dem centralasiatischen Ursprung der Indogermanen in die geographische Wissenschaft eingeführt worden ist (vgl. Erdkunde II, 435 f.), ausführlich hingewiesen hatten. Dazu kam, daß man auch in mehreren aus chinesischen Quellen zuerst von Abel Remusat nachgewiesenen Stämmen, welche um das 2. Jahrh. v. Chr. in feindliche Berührung mit den nordiranischen Reichen von Osten her treten, in den *Yueti*, *Yuetsiki*, *Yeta*, den *Szu*, *Se*, *Sai*, besonders aber in den als blauäugig und blondharig geschilderten *Usun* (vgl. Ritter Erdkunde II u. VII bei den im Register unter *Usun* und *Yueti* angegeb. Stellen) die letzten Ausströmungen der centralasiatischen Indogermanen erblicken wollte, ja daß man sich, wie es Klaproth und Ritter thaten, nicht scheute, die Namen der *Yeta* mit den *Geten*, die *Se* mit den *Saken*, die *Usun* mit den *Suionen*, ihren Fürsten *Kuenmi* mit dem germ. *Kun-ig* (Erdkunde II, 432) u. s. w. zu vergleichen. Auch J. Grimm trug in seiner Geschichte der deutschen Sprache (über welche unten) durch die Identificierung der Geten und Goten zur Verbreitung derartiger Vorstellungen mächtig bei. In den Südwesten des im weitesten Sinne genommenen Iran war nun aber nach Lassens Meinung auch die Urheimat des zweiten großen Sprachstammes der „kaukasischen" Rasse, des semitischen, zu verlegen. Denn hierher führe die hebräische Sage von Eden, und was der Belurtag für die Arier, sei der Ararat für die Semiten gewesen. Ein gemeinsames Stammland, eine vorgeschichtliche Berührung der Semiten und Indogermanen werde aber durch den „über die grammatische Bildung" hinaus gehenden Zusammenhang ihrer Sprachen bezeugt.

So schien denn in der That alles die Meinung zu bestätigen, daß in Asien die Wurzeln der indog. Völker und Sprachen hafteten, und J. Grimm hatte Recht, in seiner Geschichte der deutschen Sprache (1848) zu behaupten, daß diese Ansicht nur noch wenige Gegner zähle. „Alle Völker Europas," heißt es p. 162 f., „sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert, vom Osten nach dem Westen setzte sich ein unhemmbarer Trieb, dessen Ursache uns verborgen liegt, in Bewegung. Je weiter gegen Abend wir ein Volk gedrungen finden, desto früher hat es seinen Auslauf begonnen, desto tiefere Spuren kann es unter-

wegs hinterlassen haben." Der geringe und schlecht begründete Widerspruch gegen diese von den ersten Autoritäten vertretene Meinung (vgl. bei Th. Poesche Die Arier 1878 p. 60) verhallte bald gänzlich.

Wenn so gleich das erste Auftreten der vergleichenden Sprachwissenschaft die wichtigsten historischen und ethnographischen Fragen anregte, welche nun schon zu einem definitiven Abschluß gekommen zu sein schienen, sollte das weitere Aufblühen jener Wissenschaft noch für einen anderen, der Aufklärung dringend bedürftigen Zweig des menschlichen Wissens, für die prähistorische Kulturgeschichte bedeutungsvoll werden.

Schon im Jahre 1820 hatte auf einem der neuen vergleichenden Methode ziemlich entfernt liegenden Gebiete, dem der malayisch-polynesischen Sprachen, J. Crawfurd in seinem umfangreichen Werke *History of the Indian Archipelago* einer allgemeinen Besprechung der polynesischen Sprachen ziemlich ausgedehnte Vocabularien hinzugefügt, in denen er die Verwandtschaft der wichtigsten Kulturwörter auf dem genannten Sprachgebiet zu verfolgen strebt. Ja, auf Grund seiner linguistischen Beobachtungen hatte er sogar schon ein detailliertes Bild der ältesten Civilisation dieser Völker entworfen.*)

Auch auf indogermanischem Boden fehlte es nicht an ähnlichen Versuchen. Den Anfang zu einer kulturhistorischen Anordnung indog. Gleichungen hatte schon der gelehrte und scharfsinnige R. K. Rask in einer Kopenhagen 1818 erschienenen Preisschrift gemacht (*Undersögelse om des gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse*, ins Deutsche übersetzt von J. S. Vater in den Vergleichungstafeln der Europäischen Stamm-Sprachen rc. Halle 1822 vgl. das. p. 109—132), welche allerdings

*) Vgl. II, 85: „Sie hatten einige Fortschritte im Ackerbau gemacht, verstanden sich auf den Gebrauch des Eisens, hatten Arbeiter in diesem Metall und in Gold, aus dem sie vielleicht Schmuckgegenstände verfertigten; sie waren gekleidet in Gewebe aus der fibrösen Rinde von Pflanzen, welche sie am Webstuhl webten, kannten aber die Verfertigung baumwollener Gewänder noch nicht, die sie erst in späterer Zeit vom indischen Festland erhielten; sie hatten die Kuh und den Büffel gezähmt und gebrauchten sie als Zug- und Lasttiere, ebenso das Schwein, das Haushuhn, die Ente, die ihnen zur Nahrung dienten."

nur Etymologien des europäischen Sprachgebietes enthält, die sich aber durch eine verhältnismäßig große Korrektheit auszeichnen.*)

Linguistisch-kulturhistorischen Charakter tragen auch zwei kleine Aufsätze A. W. v. Schlegels Über Tiernamen und Namen der Metalle (Indische Bibliothek, I 238—245), in denen zuerst wichtige Kapitel der Kulturgeschichte mit Hilfe der Sprachwissenschaft aufgehellt werden sollen. In beiden Aufsätzen erörtert Schlegel die Übertragung gewisser Tier- und Metallnamen auf andere Tier- und Metallarten, wie das Verhältnis von griech. *ἐλέφας*: got. *ulbandus* „Kamel", ein Wort, welches er „für eine uralte asiatische Erinnerung" hält, von got. *vulfs*: lat. *vulpes*, von skrt. *áyas*, germ. *eisen*: lat. *aes* „Kupfer" ꝛc. Einige der daselbst aufgestellten Etymologien wie lat. *ursus* „Bär" = ahd. *ors* „Pferd", griech. *κάμηλος* = lat. *caballus* ꝛc. werfen ein grelles Licht auf den damaligen Stand der Sprachvergleichung. Eine allgemeine Zusammenstellung der Tiernamen wollte Schlegel in seiner *synopsis linguarum* (vgl. oben) geben.

Nicht weniger machte H. F. Link in seinem oben genannten Werk, in den Abschnitten über die Verbreitung des Menschen, die Sprache als Kennzeichen der Verbreitung, die Heimat gezähmter Tiere und gebauter Pflanzen, das Auffinden der Metalle ꝛc. häufig von linguistischen Argumenten Gebrauch.

Einen weiteren Schritt vorwärts that F. G. Eichhoff in seinem Werke *Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde* 1836 (ins Deutsche übersetzt von Kaltschmidt 2. Ausg. Leipzig 1845; vgl. A. Höfer Berliner Jahrb. f. wiss. Krit. Dez. 1836 Nr. 104—110 u. F. Pott Hallische Jahrb. f. deutsche Wissenschaft u. Kunst 1838 Nr. 310—12). „Philologie und Geschichte," heißt es in der Vorrede, „gehen Hand in Hand und die eine leiht ihren Beistand der anderen; denn das Leben der Völker offenbart sich in ihrer Sprache, dem treuen Spiegel ihres Wechsels, und wenn die nationale Zeitrechnung stehen bleibt, wenn der Faden der Überlieferung reißt, dann beginnt der alte Stammbaum

---

*) Derartige vergleichende Wörterverzeichnisse waren übrigens schon um 1801 von H. Th. Colebrooke, dem Begründer der indischen Philologie, angelegt, wenn auch nicht herausgegeben worden, vgl. M. Müller Essays IV, 466 f.

der Wörter, welcher den Fall der Reiche überlebt, ihre Wiege zu beleuchten.“ In diesem Sinne bringt er, wie dies vorher schon Rask gethan hatte, seine Wörtervergleichungen unter kulturhistorische Rubriken, deren er acht (Mond und Elemente, Tiere und Pflanzen, Körper und Glieder, Familie und Gesellschaft, Stadt und Wohnungen, Künste und Geräte, Handlungen und Wirkungen, Eigenschaften und Attribute) unterscheidet. So denkt er nachzuweisen, wie „von den Ufern des Ganges, ihrem alten und geheimnisvollen Vaterland, diese so zähe und reiche Kultur unter tausend verschiedenen Abstufungen, aber an immer gleichen Stämmen und mit regelmäßigen Verzweigungen sich fortgepflanzt hat über den unermeßlichen Raum, welchen sie jetzt bedeckt und dessen Grenzen sie täglich hinausschiebt“ (p. 145).

Allein so anerkennenswert auch die Grundideen der Eichhoffschen Zusammenstellungen sind, so sind doch diese Zusammenstellungen selbst fast gänzlich wertlos, da sie ausschließlich auf einer äußeren Ähnlichkeit der verglichenen Wörter beruhen und nur selten und dann zufällig das Richtige treffen. Auch die übergroße Schätzung der Altertümlichkeit des Sanskrit, welche ihn dazu verleitet, die Heimat des Urvolkes nach Indien zu verlegen, trägt dazu bei, dem ganzen Werke eine falsche Richtung zu geben.*)

Eine wahrhaft wissenschaftliche Etymologie, das heißt eine Vergleichung der Wörter auf Grund fester, aus der Beobachtung der Sprachlaute gewonnener Lautgesetze, ist erst durch die auf Eichhoff sichtlich noch ohne Einfluß gebliebenen Etymologischen Forschungen F. A. Potts (1833 u. 1836), denen sich in den Jahren 1839—42 Th. Benfeys Griechisches Wurzellexikon anschloß, begründet worden. Zum ersten Mal ward jetzt ein verhältnismäßig sicheres Sprachmaterial dem Kulturforscher an die Hand gegeben.

Einen festeren Boden hatte daher A. Kuhn unter den Füßen, als er im Jahre 1845 in einem epochemachenden Aufsatz Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker (Osterprogramm des Berliner Real-Gymnasiums) aufs neue die Sprachvergleichung auf die Erschließung der indogermanischen Urzeit anzuwenden versuchte. Die Frage, von welcher Kuhn in seiner Abhandlung, die „nichts als ein Versuch sein will“, aus-

geht, lautet, „ob es nicht mittelst ebenderselben Sprachvergleichung möglich sei, von jenem Resultate der Verwandtschaft all' dieser großen Völker zu einem weiteren zu gelangen, nämlich zu einer Feststellung der Grundzüge, welche den Zustand jenes Urvolkes zur Zeit, da es noch vereinigt war, gebildet haben" (p. 2). Der Gedanke einer linguistischen Paläontologie ist hiermit deutlich ausgesprochen.

Kuhn gibt zunächst eine Zusammenstellung der in den indog. Sprachen bis in die ziemlich entfernten Grade z. B. eines Schwagers und Schwiegervaters übereinstimmenden Verwandtschaftswörter, um so die Ausbildung eines geordneten Familienlebens, des Keimes und der Grundlage des Staates, für die Urzeit zu erweisen. Denn bis zu der über patriarchalische Zustände hinausgehenden Entwicklung staatlicher Gemeinschaft war nach Kuhn das Urvolk bereits vorgeschritten, als es seine ursprüngliche Heimat verließ (p. 7). Dafür sprechen ihm Gleichungen wie skrt. *rā'jan*, lat. *rex*, got. *reiks;* skrt. *páti*, griech. *πόσις*, got. *-faths* (skrt. *viçpáti* = lit. *wiẽszpats*) u. a. m. Weiterhin findet er das Hirtenleben der ältesten Indogermanen durch die übereinstimmende Benennung der meisten Haustiere reichlich bewiesen. So kommt er zu dem Resultate, „daß der Reichtum unserer Urväter an Vieh und Geflügel im ganzen aus denselben Bestandteilen gebildet war, wie heute" (p. 12). Nur die Zähmung der Katze, in deren Benennungen keine auf Urverwandtschaft beruhende Übereinstimmung bemerkbar ist, spricht er der Urwelt ab; dagegen hält er die Bekanntschaft mit Hahn und Huhn, obgleich sie fast bei allen indog. Völkern verschieden benannt sind, wegen der großen Heiligkeit des Tieres bei Indern, Römern und Deutschen für möglich (p. 10). Aber die Indogermanen waren nach Kuhn nicht nur Hirten, sie waren auch bereits zum Ackerbau übergegangen. Allerdings könne die Sprachvergleichung die Bekanntschaft der indog. Völker vor ihrer Trennung mit den Begriffen Pflug und Ackerbau nur wahrscheinlich machen, da die in den europäischen Sprachen zur Bezeichnung des Pflügens verwendete Wurzel *ar* (griech. *ἀρόω*, lat. *arare* 2c.) in diesem Sinne nur hypothetisch im Sanskrit, nach Kuhn z. B. in *árya* „Pflüger" (?), sich nachweisen lasse (p. 12), und das europäische Wort für „Pflug" griech. *ἄροτρον*, lat. *aratrum* 2c., das Kuhn

direkt dem skrt. *arítra* gleichsetzt, hier noch „Ruder" bedeute. Andererseits aber stelle die Sprache entschieden fest, „daß das Getreide und die Benutzung desselben als Brotfrucht bereits bekannt gewesen sein müsse, ehe die verschiedenen Völker sich trennten" (p. 14). Der allgemeine Name für Getreide sei in der Urzeit *yava* (skrt. *yáva*, griech. *ζεά*, lit. *jawaī*) gewesen. Bezüglich der einzelnen Getreidearten findet Kuhn, daß in allen verglichenen Sprachen Ausdrücke für verschiedene Getreidearten übereinstimmen, und daß sonach das Getreide bereits dem Urvolke bekannt gewesen sein müsse, „dagegen läßt sich nichts darüber entscheiden, ob die später damit bezeichneten Arten darunter zu verstehen seien; Gerste und Weizen haben, wie es scheint, den Anspruch auf das höchste Alter, und zumal die erste möchte, da sie vorzugsweise bei Griechen, Römern und Indern zu Opfergebräuchen verwandt wird, den Vorrang in Anspruch nehmen" (p. 16). Wenn so durch die Ausübung des Ackerbaues feste Niederlassungen des Urvolks von vornherein wahrscheinlich gemacht würden, so, meint Kuhn, würden dieselben durch eine reichliche Menge gemeinschaftlicher Wörter für Haus [und Hof, Wohnung, Dorf, Stadt ꝛc. noch ausdrücklich bewiesen. „Die Ahnen der indog. Völker waren also bereits ein seßhaftes Volk" (p. 18).

Somit war zum ersten Male der Versuch gemacht, ein Kulturgemälde der indog. Vorzeit auf sprachvergleichender Basis zu entwerfen; doch scheint die Kuhnsche Abhandlung erst dann für weitere Kreise fruchtbringend geworden zu sein, als der Verfasser im Jahre 1850 sie in dem ersten Bande der von A. Weber herausgegebenen Indischen Studien (p. 321—363) durch reichliche Zusätze, besonders aus dem Gebiete der keltischen und slavischen Sprachen, erweitert noch einmal erscheinen ließ. War doch inzwischen das Interesse an der Vereinigung sprachlicher und historischer Forschung durch den Altmeister der historischen Sprachwissenschaft, durch J a k o b G r i m m aufs mächtigste gefördert worden, welcher sein 1848 erschienenes Werk Geschichte der deutschen Sprache von einem Standpunkt aus schrieb, welchen er selbst (Vorrede p. XIII) so charakterisiert: „Sprachforschung, der ich anhänge, und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, daß ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht bloß

Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es versuchenswert vor, ob nicht der Geschichte unseres Volks das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologien manchmal Laienkenntnis fruchtet, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigeren Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen sollte."

Für uns kommen zumeist die sieben ersten Abschnitte des Grimmschen Werkes in Betracht: Zeitalter und Sprachen, Hirten und Ackerbauer, das Vieh, die Falkenjagd, Ackerbau, Feste und Monate, Glaube, Recht, Sitte, durch die „aus dem unermeßnen Vorrat des Altertums mannigfalte Züge allem, was folgen soll, gleichsam als Vordergrund unterbreitet wird" (p. 161). Denn es kommt Grimm nicht eigentlich darauf an, ein klares und präcises Bild der indog. Urzeit zu geben, wie es Kuhn versucht hatte; er will vor allem die gemeinsamen Punkte zusammenstellen, durch welche die europäischen Völker und Sprachen unter einander und mit Asien verbunden werden. Die bewunderungswerte Fülle seines historischen und sprachlichen Wissens soll ihm die Vorgeschichte des Germanentums entrollen, und um ihre Phasen zu erkennen, verfolgt er die Spuren der Verwandtschaft mit gleichem Interesse, mögen sie ihn nun in die Nähe oder Ferne führen. Dabei aber drängen sich ihm Fragen über die engere oder weitere Verwandtschaft der indog. Sprachen unter einander auf, die für den weiteren Verlauf der linguistisch-historischen Studien von Bedeutung werden mußten. Er selbst urteilt hierüber p. 1030, wie folgt: „Unsere deutsche Sprache schließt sich demnach, und das ist aller meiner Forschungen Ergebnis, leiblich zunächst an die slavische und litauische, in etwas fernerem Abstand an die griechische und lateinische an, doch so, daß sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt." Zu einer scharfen Scheidung bestimmter Kulturperioden, wie sie später versucht werden, schreitet das Werk noch nicht vor, im Gegenteil ist es oft sehr schwierig, die historischen Schlüsse Grimms aus den partiellen Übereinstimmungen der Sprachen zu erkennen. Man vergleiche z. B. die Auseinandersetzungen über die Metallnamen p. 9—14 und über die Ausdrücke des Ackerbaues p. 68—69 rc.

Im allgemeinen ist Grimm der Ansicht, daß die aus Asien

nach Europa einziehenden Indogermanen — ihrer Einwanderung ist Kap. VIII gewidmet — noch Hirten und Krieger gewesen seien. „Jenes unaufhaltsame Einrücken der Völker aus Asien in Europa," heißt es p. 15, „setzt kühne, kampflustige Scharen voraus, die sich zuweilen Ruhe und Rast gönnten, im Drange der Fortbewegung von ihrer Herde, Jagd und Beute lebten. Bevor sie sich friedlichem Ackerbau ergaben, müssen sie Jäger, Hirten und Krieger gewesen sein. . . . Die ausziehenden Hirten hatten noch manches gemein, wofür die späteren Ackerbauer schon besondere Wörter wählen mußten" (p. 69). „Dennoch bleiben," fügt er unter dem Einfluß der Kuhnschen Arbeit hinzu, *„yáva, jawaī, ζεά; kŏ́ka* (skrt. „Wolf", vgl. *vṛ́ka* „Wolf und Pflug"), *hôha* (got. „Pflug"), *huoho* (vgl. Kuhn a. a. O. p. 13—15) wichtige Ausnahmen, so wie, wenn die wunderbare Analogie allen Zweifel besiegen kann, *arítra, aratrum, ἄροτρον*; *plavá* (skrt. „Fahrzeug"), *πλοῖον, pliúgas* (lit. „Pflug")."

So ward durch die Arbeiten Kuhns und Grimms die erste Grundlage einer methodischen Erforschung des indog. Altertums an der Hand der Sprachvergleichung geschaffen. Wenn, sagte man sich, ein Wort in gleicher Form und gleicher Bedeutung (beides *cum grano salis* verstanden) in allen oder mehreren Sprachen des indog. Stammes wiederkehrt, so muß dieses Wort schon in der indog. Ursprache gegolten, nnd mithin der von ihm bezeichnete Begriff schon in der Urzeit existiert haben. Weil skrt. *çvấn* dem griech. *κύων*, lat. *canis* u. s. w. entspricht, müssen, so schloß man, die Indogermanen schon vor ihrer Trennung den Hund als Haustier besessen, und weil skrt. *purí* „Stadt" sich dem griech. *πόλις* vergleicht, müssen sie schon in Städten znr Zeit ihres ungetrennten Beisammenseins gewohnt haben (vgl. Kuhn a. a. O. p. 9 u. 17).

Aber während Kuhn auf die Erschließung der indog. Urzeit selbst sein Hauptaugenmerk richtet, geht Grimm von dem specielleren Standpunkt des Germanischen aus und verfolgt die Züge der Verwandtschaft dieses Sprachzweiges, auch wenn sie ihn über das Gebiet der europäischen Sprachen nicht hinausführen. So kommt er dazu, zwischen den historisch beglaubigten Epochen der Einzelvölker und der Zeit des ungetrennten Beisammenseins aller Indogermanen, wenn auch noch nicht scharf

geschiedene, kulturhistorische Mittelstufen zu konstruieren. Dieser Gedanke lag aber um so näher, als bereits die rein grammatikalische Seite der Sprachvergleichung, auf sprachliche Argumente gestützt, zu der Annahme gekommen war, daß die indog. Völker nicht auf einen Schlag sich aus dem Schoße der Urheimat losgelöst haben könnten.

Schon Bopp hatte in der ersten Auflage seiner Grammatik die Ansicht ausgesprochen, daß in Asien das Indische und Medopersische, in Europa einerseits das Griechische und Lateinische, andererseits das Litauische, Slavische und Germanische durch eine engere Verwandtschaft verknüpft seien. Grimms eigene Anschauung über diesen Gegenstand haben wir bereits kennen gelernt. Auch Kaspar Zeuß äußert sich schon 1837 in seinem ausgezeichneten Werke Die Deutschen und die Nachbarstämme sehr entschieden für die näheren Beziehungen des Deutschen und Slavischen und sucht dieselben durch eine Reihe sprachlicher Gründe zu erhärten (a. a. O. p. 18—20).

Eine neue Hypothese, der sich 1853 auch Bopp (Über die Sprache der alten Preußen, Abh. d. Berl. Ak. d. W.) anschloß, stellte 1850 A. Kuhn in dem schon erwähnten Abdruck seines Aufsatzes Über die älteste Geschichte der indog. Völker p. 324 auf, indem er aus einer Reihe sprachlicher und kulturhistorischer Gründe folgerte, „daß die slavischen Sprachen mit der indischen oder wahrscheinlicher noch mit dem Zend und der persischen längere Zeit in Verbindung geblieben seien als mit den übrigen indogermanischen." Doch weicht Bopp insofern von Kuhn ab, als er die Absonderung der lettisch-slavischen Idiome vor die Spaltung des asiatischen Sprachzweigs in eine indische und iranische Hälfte setzt.

Daneben liefen freilich die abenteuerlichsten Vorstellungen über die Gruppierung der indog. Völker unter einander her. Noch im Jahre 1853 konnte z. B. H. Leo (J. W. Wolfs Zeitschrift f. deutsche Mythologie und Sittenkunde I, 51) behaupten, daß die Germanen sich später als die Perser von den Indern getrennt hätten, und zwar sei diese Trennung erst nach der Ansiedelung der Inder in Indien selbst erfolgt u. s. w. (vgl. A. Weber Z. d. D. M. G. VIII, 389).

Nachdem wir so die Anfänge der linguistisch-historischen

Forschung im Zusammenhang bis hierher (etwa bis zum Jahre 1850) verfolgt haben, werden wir, gemäß den in unserer Darstellung selbst uns entgegen getretenen Richtungen derselben, gut thun, die Weiterentwickelung dieser wissenschaftlichen Disciplin in gesonderten Abschnitten zu behandeln, und zwar werden wir, in leicht verständlicher Anordnung, in

Kap. II. Über die linguistische Erschließung der indog. Urzeit

Kap. III Über die Frage der indog. Völkertrennungen in ihrer kulturhistorischen Bedeutung

Kap. IV Über die Forschungen nach der Urheimat der indog. Völker

sprechen. Die wenigen Versuche auf dem Gebiete der ural-altaischen und semitischen Sprachen, welche sich mit der Erschließung vorhistorischer Kulturepochen beschäftigen, werden am Ende des II. Kapitels ihre Berücksichtigung finden. Arbeiten ausschließlich mythologischen Inhalts sind im allgemeinen von dieser geschichtlichen Betrachtung ausgeschlossen worden, weil sie mit der eigentlichen „linguistischen“ Paläontologie nur lose zusammenhängen. Doch wird sich später (Abh. IV Kap. XIII Gelegenheit bieten, auch der geschichtlichen Entwicklung der vergleichenden Mythologie in Kürze gerecht zu werden.

Es lag nahe, daß auch die vergleichende Rechtswissenschaft, welche seit 1878 über eine eigene Zeitschrift verfügte, sich allmählich des Gedankens der proethnischen Einheit der indog. Völker bemächtigte, um durch Vergleichung der Rechtszustände bei den Einzelvölkern bis zu einem indog. Urrecht vorzudringen. Zuerst tritt dieses Bestreben in einem Aufsatz **F. Bernhöft's** Über die Grundlagen der Rechtsentwicklung bei den indog. Völkern (Zeitschrift II, 253 ff.) im Zusammenhang und deutlicher hervor. Auch auf diese Seite der vergleichenden Altertumskunde der Indogermanen werden wir jedoch in diesem Abschnitt nicht eingehen und behalten uns vor, auf die hier einschlagenden Arbeiten ebenfalls in unserer IV. Abhandlung zurückzukommen.

II. Kapitel.

Die linguistische Erschließung der indog. Urzeit.

Dem Kuhnschen Gedanken, die Vorgeschichte der indog. Völker mit Hilfe der Sprachvergleichung zu erschließen, wurden die Pforten der Geschichtsschreibung durch Th. Mommsens Römische Geschichte (1854) geöffnet. Der Verfasser, welchem Geschichte nichts anderes als „Entwicklung der Civilisation“ bedeutet, ergreift mit Eifer und Zuversicht die Möglichkeit, die Anfänge des italischen Kulturlebens bis in eine gräcoitalische oder indogermanische Urzeit zu verfolgen. In seinen materiellen Aufstellungen stimmt Mommsen im ganzen mit seinen Vorgängern überein. Die Entwicklung des Hirtenlebens in der Urzeit findet er „durch die unabänderlich fixierten Namen der Tiere“ (*bos, pecus, taurus, ovis, equus, anser, anas* I. Aufl. p. 13), den Gebrauch des Wagens durch *iugum, axis*, die Bekanntschaft mit den Metallen durch *aes, argentum, ensis*, mit dem Salze durch *sal*, dem Hüttenbau durch *domus, vicus* u. s. w. bewiesen. Dagegen unterscheidet er sich von Kuhn durch die Annahme, daß die Halmfrucht von den Indogermanen noch nicht gebaut worden sei. Dem Beweise dieser Behauptung sind in den späteren Auflagen (die letzte, VIII. 1888) einige Bemerkungen gewidmet, aus denen hervorgeht, daß Mommsen in der Gleichung griech. *ζεά* = skrt. *yáva* „höchstens einen Beweis dafür sieht, daß man vor der Scheidung der Stämme die in Mesopotamien*)

*) Hier war nach Mommsen die älteste Heimat der Indogermanen, vgl. III. Aufl. p. 31; auch noch VII, 30. Dieselbe Meinung hatte schon früher Vanns Kennedy vertreten in seinen *Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia and Europe* 1828.

wildwachsenden Gersten- und Speltkörner sammelte und aß, nicht aber dafür, daß man schon Getreide baute" (VII. Aufl. p. 16, auch schon II, 16). Mommsen schließt seine Erörterung der indog. Zustände, indem er der linguistisch-historischen Forschung eine glänzende Perspektive zeigt.

Zunächst galt es eine reichliche und sorgfältige Sammlung sprachlich-kulturhistorischen Materials.

Einen bequemen Platz hierfür bot die im Jahre 1851 zuerst erscheinende und von A. Kuhn herausgegebene Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen. Schon der Name des Herausgebers ließ die Weiterverfolgung der zuerst von ihm angebahnten linguistisch-historischen Richtung der Sprachvergleichung erhoffen. Auch wendete sich derselbe bereits im IV. Bande (1855) in einer besonderen Abhandlung Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indog. Völker Art. I unserem Gegenstand wieder zu. Diese Arbeit hat ein besonderes Interesse durch die methodischen Bemerkungen, mit welchen dieselbe eingeleitet wird, und durch welche offenbar das Bestreben hindurchklingt, straffere Gesetze als bisher für die Feststellung historischer Thatsachen aus sprachlichen Argumenten zu gewinnen. Zum ersten Male wird hier, wenn auch nur von ferne, auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche, wie sich im Verlaufe unserer Darstellung immer deutlicher herausstellen wird, der rein linguistischen Erschließung der Urzeit gegenüber stehen. Verhältnismäßig einfach, das ist der Gedankengang des Verfassers, liegen die Verhältnisse, wenn die Benennung eines Begriffes in allen indogermanischen Sprachen oder wenigstens in denen, welche „uns in einer längeren Reihe litterarischer Denkmäler überliefert sind," nach Wurzel und Suffix identisch ist; allein der Nachweis einer Übereinstimmung der Bildungssilben oder die Feststellung einer bestimmten Suffixform für die Urzeit ist oft nur hypothetisch möglich.

Auch gehört der Fall, daß ein Wort durch alle oder nur durch die wichtigsten der verwandten Sprachen verbreitet ist, nicht zu den häufigsten. Das ist auf der einen Seite begreiflich; denn „auf ihren Zügen durch wilde Gebirgsthäler, öde Steppen und fruchtbares Land, im Verkehr mit anderen, barbarischen oder civilisierten Völkern verengerte und erweiterte sich der Gedanken-

kreis je nach ihrem verschiedenen Charakter, ebenso wie sich manche Sitte und Gewohnheit aus dem sich anders gestaltenden Leben verlor.“ So hat es nichts auffallendes, wenn Tier- und Pflanzennamen sich bei Griechen, Römern und Deutschen gemeinsam finden, bei den Indern dagegen mangeln, denen in ihrer neuen Heimat eine so eigenartige Natur entgegentrat. Andererseits aber läßt sich aus diesem Grunde das Vorhandensein eines bestimmten Begriffs in der Urzeit oft nur bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit erheben. Auch die häufige Verschiedenheit lautlich übereinstimmender Wörter in ihrer Bedeutung macht historische Schlüsse unsicher. Als Beispiel dient griech. *φηγός* „Eiche“ = lat. *fagus* „Buche“, ahd. *puohha*. Bedeutete das Wort in der Urzeit „Eiche“ oder „Buche“? Das einzige, was sich an der Hand der Etymologie ermitteln läßt, ist, „daß in der Urheimat ein Baum mit eßbaren Früchten (*φηγός* : *φαγεῖν*) vorhanden war.“ Ja, zuweilen läßt die Etymologie den Forscher ganz im Stich, wie bei skrt. *dru* „Holz, Zweig, Baum“, got. *triu* „Baum“, griech. *δρῦς* „Eiche“, so daß nur das Resultat bleibt, daß „die indogermanischen Stammeltern in einer Gegend wohnten, die keine baumlose Steppe war.

Wenn so die Frage nach der Kultur der indog. Urzeit durch A. Kuhn gewissermaßen auf die Tagesordnung der Sprachvergleichung gesetzt war, und fast von Tag zu Tag neue Verwandtschaften und Beziehungen in dem Wortschatz der indog. Sprachen sich nachweisen ließen, so mußte der Gedanke naheliegen, unter Herbeiziehung des ganzen einschlägigen Materials an die Entwerfung eines Gesamtbildes der indog. Civilisation zu gehen. Dieser Aufgabe unterzog sich in der ausführlichsten, eingehendsten, leider aber auch in der unkritischsten Weise der Genfer Gelehrte Adolphe Pictet, welcher schon in kleineren Abhandlungen (Etymologische Forschungen über die älteste Arzneikunst bei den Indogermanen K. Z. V, 24—29 und Die alten Krankheitsnamen bei den Indogermanen K. Z. V, 321—354 &c.) sein Interesse an den linguistisch-historischen Studien bewiesen hatte. Das Werk desselben *Les origines Indo-européennes ou les Aryas primitifs, essai de paléontologie linguistique* (ein Ausdruck, der hier zum ersten Male gebraucht wird) Paris 1859—63 (zweite Ausgabe Paris 1877, vgl. über dieselbe unten Kap. IV) sucht in

zwei starken Bänden den gesamten Wortschatz der indog. Sprachen mit Rücksicht auf die Erschließung der indog. Urzeit zu prüfen. Dasselbe zerfällt in fünf Bücher, von denen das erste geographische und ethnographische Erörterungen enthält, das zweite die Naturgeschichte (Mineralien, Pflanzen, Tiere) der indog. Vorzeit bespricht (Band I 1859), das dritte die materielle Civilisation der alten Arier, das vierte die socialen Verhältnisse, das fünfte endlich das geistige, moralische und religiöse Leben der Urzeit erörtert (Band II 1863).

Schon diese Anordnung des Stoffes war verfehlt. Nachdem der Verfasser nämlich einmal aus Gründen, welche wir in unserem Kap. IV näher beleuchten werden, für das alte Bactrien als Urheimat des indog. Stammes sich entschieden hatte, bildet diese geographische Annahme für ihn fürderhin die Basis der weiteren Erschließung der Urzeit. Was ihm der Beschaffenheit dieses Erdstriches in geographischer oder naturhistorischer Hinsicht zu entsprechen scheint, wird unbedenklich in die Urzeit hineingetragen, selbst wenn die linguistischen Beweise, auf denen doch diese *paléontologie linguistique* beruht, völlig fehlen sollten. Dies gilt namentlich von den Besprechungen des Tier- und Pflanzenreiches. So heißt es von dem Kamel (I, 382): „Obschon das Kamel kein europäisches Tier ist und sein Name *camelus* sicherlich aus dem Semitischen kommt, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß die alten Arier es gekannt haben, da das zweihöckrige Kamel in Bactrien eingeboren ist.“ Durch eine ähnliche Argumentation wird der Tiger (I, 425) der indog. Urzeit überwiesen.

Selbstverständlich kann es meine Aufgabe nicht sein, das umfangreiche Werk in seinen Einzelheiten zu besprechen. Ich werde mich vielmehr darauf beschränken, die Methode Pictets, welche sich an einem ausgewählten Beispiel besser als aus dem ihrer Darstellung gewidmeten § 2 (I, 11—25) erkennen lassen wird, in Kürze darzulegen, da sich so die auf diesem Wege erzielten Resultate des Verfassers (vgl. das letzte Kapitel *Résumé général et conclusions*) am besten beurteilen lassen werden. Eine solche Darlegung des Pictetschen Verfahrens ist auch heute noch notwendig, da die Bedeutung des genannten Gelehrten auch jetzt noch, nicht von dem Grammatiker von Fach, wohl aber von

weiteren Kreisen (vgl. z. B. Krek Einleitung in die slav. Litteraturgesch.[2] p. 52, 65 u. s. w.) sehr überschätzt wird.

Wie es der Hauptgrundsatz der Pictetschen Forschung ist: „*Partir toujours du mot sanscrit, s'il existe, soit pour arriver à la restitution du thème primitif, soit pour en découvrir l'étymologie probable*“ (I, 23), so galt es, um die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Ackerbau, von welcher Pictet überzeugt ist, zu beweisen, vor allem die europäischen Namen der Cerealien im Sanskrit wiederzufinden. Allein während der beste Kenner des Sanskrit in jener Zeit, Ch. Lassen, schon im Jahre 1847 zu der Ansicht gekommen war: „*Yáva* möchte als die älteste von den arischen Völkern angebaute Kornart angesehen werden, weil dieser Name einer Kornart allein in den verwandten Sprachen sich erhalten hat“ (Ind. Altertumskunde I, 247), verspricht uns Pictet als Resultat seiner Vergleichungen (I, 258): „daß die alten Arier bereits die meisten Kulturpflanzen besessen hätten, welche noch heute die Basis unserer Agrikultur bilden.“ Hierbei beruft er sich für Weizen und Gerste auf folgende angeblich im Sanskrit und in den europäischen Sprachen übereinstimmende Benennungen: I. Weizen 1) griech. *σῖτος* = skrt. *sitaçimbika, sitaçûka* oder *sī'tya* p. 262, 2) got. *hvaiteis* = skrt. *çvêtaçunga* p. 263, 3) irisch *mann* = skrt. *sumana* p. 264, 4) irisch *arbha*, lat. *robus* = skrt. *arbha* (!) p. 265, 5) *πυρός* = skrt. *pûra* p. 266, 6) russ. *pšenica* = skrt. *psâna* p. 266. II. Gerste 1) griech. *ζεά* = skrt. *yáva* p. 267, 2) lit. *mëžiei* = skrt. *mē'dhya* p. 268, 3) ahd. *gersta* = skrt. *gras-tá,* 4) griech. *κριθή* = **çrî-dhâ,* 5) *κοστή* (Hesych) = skrt. *ças-tá,* 6) lat. *hordeum* = skrt. *hṛ'dya,* 7) cymr. *haidd* = skrt. *sâdhú* p. 269—71.

Als völlig bedeutungslos für die Rekonstruktion der Urzeit müssen von diesen Gleichungen, deren lautliche Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten ganz auf sich beruhen mögen, zunächst diejenigen Wörter ausgeschlossen werden, welche im Indischen die Bedeutung einer Getreideart nie gehabt haben, wie *pûra* (*πυρός*): W. *par* „eine Art Kuchen“, *psâna* (*pšenica*): W. *psâ* „das Essen“ (nur nachweisbar in dem Wörterbuch des Hemacandra XII. Jahrh. n. Chr.) *grasta* (*gerste*): W. *gras* „das gegessene“, *ças-tá:* W. *ças* „*laudatus*“, *hṛ'dya* (*hordeum*) „im Herzen befindlich, lieblich“,

sâdhú (cymr. *haidd*) „gerade zum Ziele führend“. Ebenso müßig ist die Zurückführung scheinbar alleinstehender Wörter auf Urformen, in deren Konstruktion der Verfasser eine wunderbare Virtuosität besitzt. Vor allem wird von der Form des Compositums Gebrauch gemacht. Wie ihm *χριθή* „die Reichtum spendende“ = **çrî-dhâ* ist, so wird ein Wort wie *hund* auf **kran-dhâ*, ein *papaver* auf **pâpa-vara*, ein *χελιδών* auf **haridâna* rc. zurückgeführt. Geradezu komisch sind die häufigen Composita der Urzeit mit der pronominalen Silbe *ka* als erstem Bestandteil, die soviel als „was für ein!“ bedeutet haben soll. „Was für eine Speise!“ (*quel aliment!*) „**ka-bhara*“, riefen die alten Arier, da benannten sie den Hafer (ahd. *habaro*); „was für eine Nahrung!“ (*quelle nourriture*) „**ka-rasa*“, da entstand der Name der Hirse (ahd. *hirsi*.). Verschieden sind die Schicksale, welche diese urzeitlichen Composita in den Einzelsprachen gehabt haben. Bald blieb nur der erste (griech. *σῖτος* = *sita-çimbika*), bald nur der zweite Teil (irisch *mann* = skrt. *su-mana*) erhalten. Merkwürdig nur, daß der Sinn dieser Wörter, welcher doch nur an der Zusammensetzung haftete (*sita-çimbika* wörtlich „mit weißen Ähren“, *su-mana* „wohl-gesinnt, lieblich, hübsch“ = Weizen) auch bei den einzelnen Hälften noch weiter lebte.

Wir wenden uns nun zu denjenigen Sanskritwörtern unserer Zusammenstellung, welche wirklich als Bezeichnungen von Getreidearten in der indischen Litteratur angeführt werden: *sitaçimbika, sî́tya, çvêtaçuṅga, sumana, mếdhya*. Gerade hier aber tritt uns derjenige Fehler der Pictetschen Methode entgegen, welcher die Resultate derselben fast von der ersten bis letzten Seite des Werkes in Frage stellt. Es ist dies die völlige Unberücksichtigung der historischen Entwicklung, welche die Sanskritsprache, namentlich in der Bedeutungsentfaltung ihrer Wörter, durchgemacht hat. „Ob ein Wort alt ist oder neu, ob seine Existenz überhaupt gesichert und belegt ist, ob ferner die Bedeutung eine ursprüngliche ist, oder ob sie sich auf irgend welchem, sei es bildlichem, symbolischem oder gar mythologischem Wege, erst im Laufe der drei Jahrtausende, welche die indische Litteratur umfaßt, gebildet hat, oder ob sie etwa gar bloß eine von den Scholiasten zur Erklärung erfundene ist, das alles kümmert Herrn Pictet nicht“ (A. Weber). So kommen denn auch alle die angeführten Be-

nennungen des Weizens und der Gerste als solche in der Sprache des Veda nicht vor und können auch in der späteren Litteratur nur in Wörterbüchern wie in dem des *Hemacandra* (XII. Jahrh. n. Chr.), in dem *Çabdakalpadruma* (erst in unserem Jahrhundert verfaßt) und dem *Amarakôsha* nachgewiesen werden. Aber sollte selbst ein oder das andere Wort in der Bedeutung einer Getreideart im Munde des Volkes wirklich gegolten haben, so liegt doch die sekundäre Entwicklung dieser Bedeutung (vgl. z. B. *mê'dhya* 1. a) saftig, kräftig, frisch, unversehrt; b) zum Opfer geeignet, opferrein ꝛc.; 2) neben anderen Bedeutungen „Gerste“ im *Çabdakalpadruma*) so klar vor Augen, daß an eine Benutzung derselben zu urzeitlichen Konstruktionen nicht zu denken ist. Daß Pictet zu dieser Einsicht nie gekommen ist, erscheint um so auffallender, als bis zum Jahre 1859 schon die beiden ersten Teile des Böhtlingk-Rothschen Sanskritwörterbuchs und bis zum Jahre 1863 auch der dritte Teil desselben erschienen war, aus denen der Verfasser, wenn auch nicht gerade über die von uns angezogenen Namen der Cerealien, so doch über die Bedeutungsentwicklung und den Quellenwert der Sanskritsprache überhaupt die reichste Belehrung hätte gewinnen können. Wie wenig aber Pictet aus diesem für die gesamte Sprachwissenschaft so überaus folgenreichen Werke Nutzen zu ziehen verstand, möge zum Schluß die einzige noch nicht von uns in Betracht gezogene Gleichung (I, 4):

irisch *arbha**), *arbhas*, lat. *robus* (?), skrt *arbha* (!)

beweisen. Das letztgenannte sanskritische Wort setzt Pictet, angeblich nach Wilsons Wörterbuch, in der allgemeinen Bedeutung von „Gras“ an. Er bemerkt, daß dieselbe im Petersburger Wörterbuch nicht angegeben ist, knüpft aber trotzdem an dieselbe die weitgehendsten Kombinationen und fügt nnr, naiv genug, hinzu: „ . . . *le sens des herbes en général, qu'omettent, j e n e s a i s p o u r q u o i, les auteurs du dictionaire de Pétersbourg*“ (p. 196).

So bleibt denn in der That, wie Lassen es wollte, das

---

*) Das irische Wort wird von Stokes *Irish glosses* 1038) nebst welsch *erw* „*acre*“ dem lat. *arvum* zugesellt. Dasselbe ist übrigens gut bezeugt, vgl. Windisch Irische Texte 372 *arbar* „Korn“ und O'R. suppl. *arbaim* „*corn*“. Irisch *mann* „Weizen“ habe ich dagegen nur bei O'Reilly gefunden.

einzige skrt. *yáva* = ζεά zc. als für historische Schlüsse auf die Urzeit geeignet zurück.

Das Pictetsche Verfahren stieß übrigens sofort in Deutschland auf einen energischen Widerspruch. In sehr scharfer, aber völlig gerechter Weise verurteilte A. Weber in zwei eingehenden Besprechungen des Werkes (Beiträge z. vergl. Sprachf. II u. IV) die unkritische Ausbeutung des Sanskrit von Seiten des Verfassers. Milder, doch im großen und ganzen mit Weber übereinstimmend war die Anzeige des I. Bandes durch A. Kuhn (Beiträge II, 369—382), der sich nach einigen allgemeinen Bemerkungen der Besprechung von Einzelheiten zuwendet. Interessant ist, wie Kuhn jetzt (1862) über die Getreidearten der indog. Urzeit urteilt: „Was aber die auf diesem Wege gewonnenen Resultate betrifft, so stellt sich im ganzen heraus, daß sich weder für Mineralien noch für Pflanzen übereinstimmende Benennungen bei allen indog. Völkern finden, daß dagegen die der Haustiere im allgemeinen übereinstimmen und uns somit auf einen noch nomadischen Zustand hinweisen, in welchem diese Völker lebten, als sie sich von einander trennten. Zwar finden sich auch für Mineralien und Pflanzen einzelne weitreichende Übereinstimmungen, aber im ganzen treten diese einesteils doch nur gruppenweis auf, anderenteils ist oft die Entscheidung schwer, ob sie wirklich auf ursprünglich gemeinsamem Besitz beruhen oder nur durch Entlehnung von dem einen zum andern gelangt sind“ (p. 371).

Trotz der ernsten Bedenken, welche somit von sachkundiger Seite sofort gegen das Pictetsche Werk erhoben wurden, fanden doch die Anschauungen, welche der Genfer Gelehrte über den Urzustand der Indogermanen ausgesprochen hatte, bald bei einem weiteren wissenschaftlichen Publikum Eingang, und namentlich die französischen Anthropologen und Ethnologen gingen bei ihren Untersuchungen häufig von den Pictetschen Aufstellungen wie von einer festen Basis aus. Ich will hier nur auf zwei namhafte Kulturforscher Frankreichs, F. Lenormant in seinem Werke Die Anfänge der Kultur, deutsche Ausgabe Jena 1875, und F. v. Rougemont Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident, deutsch Gütersloh 1869, hinweisen, deren beider Arbeiten auf das bedenklichste durch Pictets Werk beeinflußt werden. Dasselbe

gilt aber auch von dem bekannten Buche Alphonse de Candolles Der Ursprung der Kulturpflanzen (übersetzt v. E. Goeze, Leipzig 1884), durch das sich die unrichtigsten Aufstellungen Pictets, die als bare Münze angesehen werden, unheilvoll hindurchziehen.

Auch in Deutschland aber suchten bald fast alle hervorragenden Sprachforscher die neuentdeckte Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung für die Kulturgeschichte auszubeuten. Ungefähr gleichzeitig mit dem 2. Bande des Pictetschen Werkes erschienen zwei deutsche Aufsätze linguistisch-paläontologischen Inhalts: Über die Urzeit der Indogermanen von F. Justi (Raumers hist. Taschenbuch IV. Folge, III. Jahrgang 1862 p. 301—342) und Der wirtschaftliche Kulturstand des indog. Urvolkes von A. Schleicher (Hildebrands Jahrbücher f. Nationalökonomie I 1863 p. 401—411). Das Bild, welches Justi von der indog. Urzeit entwirft, unterscheidet sich im wesentlichen nicht von der Darstellung Pictets, durch welche es offenbar beeinflußt ist. Dasselbe einfache, aber glückliche Dasein eines jugendlich kräftigen, von Viehzucht und Ackerbau lebenden, durch ein reiches Familienleben und die Anfänge staatlicher Ordnung ausgezeichneten Volksstammes wird hier in farbenvoller Sprache uns geschildert. Ein kleines Paradies entrollt sich unseren Blicken. Ein Gefühl des Neides beschleicht uns vielgeplagte Epigonen, wenn wir von unseren Ahnen lesen, „denen die Wunden, welche man im Kriege empfing, neben der Altersschwäche die einzigen Krankheiten gewesen zu sein scheinen, von denen diese glücklichen Menschen heimgesucht wurden“ (p. 323). Auf die Wurzel wird von Justi zur Erklärung des Wortsinnes ein besonderes Gewicht gelegt: „Das Wort Vater bedeutet den Schützenden, Gebietenden, die Mutter ist die schaffende, ordnende Hausfrau, welche ihren Gemahl „Herr, Gebieter“ nennt; der Sohn heißt der Erzeugte, der Sproß, die Tochter aber „die Melkerin“; sie steht der ordnenden Mutter hilfreich zur Seite; dafür liebt sie der Bruder und nennt sie „die mit ihm wohnende“ Schwester, während sie ihn mit dem dankbaren Wort „Ernährer“, Bruder beehrt (p. 318).“ Geschickter als bei Pictet ist die Anordnung des Stoffes insofern bei Justi, als die Frage nach der Urheimat, dem „Paradiese“ der Indogermanen erst nach der Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der indog. Fauna und Flora erörtert wird.

Viel skeptischer verhält sich Schleicher, welcher schon in seinem Buche Die deutsche Sprache 1860 p. 71 f. die Kultur des indog. Urvolkes nicht unbesprochen gelassen hatte. Da nach der Stammbaumtheorie Schleichers, auf welche wir unten des näheren zu sprechen kommen werden, von dem Grundstock der Ursprache sich zuerst das Slavisch-Litauisch-Deutsche ablöste, und erst später der zurückgebliebene Teil der Ursprache in zwei Hälften: Iranisch-Indisch und Griechisch-Italisch-Keltisch sich spaltete, so legt er bei der Rekonstruierung der Urzeit mit Recht nur auf solche Wörter ein Gewicht, welche entweder in allen drei Sprachgruppen oder doch wenigstens im Slavisch-Litauisch-Deutschen und außerdem im Iranisch-Indischen sich nachweisen lassen. Entsprechungen, welche sich nur auf das Gebiet der europäischen Sprachen beschränken, haben für ihn deshalb keine vollgiltige Beweiskraft, weil er eine starke Entlehnung bestimmter Kulturwörter von Volk zu Volk für möglich hält, wie auf dem Gebiete der Märchen und Erzählungen dergleichen Entlehnungen in uralter Zeit nachgewiesen seien. Auch ist Schleicher der Ansicht, daß man nicht aus dem Fehlen bestimmter Entsprechungen negative Schlüsse auf die Kultur der Urzeit machen dürfe; „denn gar manches Wort mag im Laufe der Jahrtausende verloren gegangen sein, manches mag sich nur in einer einzigen Sprache erhalten haben und somit für uns des Beweismittels seiner Ursprünglichkeit verlustig geworden sein. Dafür wird aber unser Kulturbild auch nichts enthalten können, was ihm nicht zukommt. Wir sind vor der Gefahr sicher, unserem Urvolke zu viel zuzuschreiben, während wir des Fehlers gewiß sein dürfen, manche Seite seines Kulturlebens nicht mehr ermitteln zu können" (404). So kommt es, daß Schleicher manchen wichtigen Kulturbegriff, welchen Pictet der Urzeit zugesprochen hatte, demselben beizulegen sich nicht entschließen kann, wie Pflug und Mühle, Gold und Silber 2c.

Der Ausgang der 60er Jahre brachte weitere Beiträge für die Erforschung der indog. Urzeit von M. Müller (in einem Essay Vergleichende Mythologie*), Essays II 18—42 der deutschen

*) In englischer Sprache wurde diese Abhandlung in den Oxford Essays schon 1856 veröffentlicht. Vgl. M. Müller *Biographies of words* p. 129 f.



Ausgabe 1869, W. D. Whitney (*Language and the study of language* 1867, übersetzt von J. Jolly 1874; vgl. p. 308 f. der deutschen Ausgabe) und Th. Benfey (Einleitung zu A. Ficks Wörterbuch der indog. Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung 1868 und Geschichte der Sprachwissenschaft 1869 p. 597—600). Da wir es hier mit drei Forschern zu thun haben, welche sämtlich auf dem Höhepunkt ihrer Wissenschaft stehen, wird es von besonderem Interesse sein, die fast gleichzeitigen Anschauungen derselben über denselben Gegenstand neben einander zu betrachten. Auch A. Fick wird hierbei zu berücksichtigen sein, da die Benfeyschen Aufstellungen auf seinem Wörterverzeichnis der indog. Grundsprache beruhen.

Gleich im Anfang seiner Erwägungen spricht M. Müller, wie es auch Schleicher gethan hatte, die Ansicht aus, daß man die Methode der Erschließung der Urzeit nicht umkehren oder negativ gebrauchen dürfe. „Daraus, daß jeder der romanischen Dialekte einen verschiedenen Namen für gewisse Gegenstände hat, folgt noch nicht, daß die Gegenstände selbst den Altvätern der romanischen Völker unbekannt waren. Papier war in Rom bekannt, und doch heißt es *carta* im Italienischen, *papier* im Französischen" (p. 19). Das verhindert ihn allerdings nicht, bei Gelegenheit von solch' negativem Beweis Gebrauch zu machen. Aus dem Umstand, daß die Namen des Meeres bei den verschiedenen indog. Völkern auseinandergehen oder doch ursprünglich nur ein totes, stehendes Gewässer (lat. *mare*) bezeichnet haben, wird die Bekanntschaft mit dem Meere der Urzeit abgesprochen, worauf weitere geographische Kombinationen gegründet werden. Ebenso meinte Whitney, daß die Landschaft, welche die Indogermanen bewohnten, noch nicht sich bis zur Meeresküste erstreckt habe. Ein zweiter „negativer" Schluß wird von Müller aus dem Umstand gezogen, daß die Indogermanen eine einheitliche Benennung der Zahl Tausend nicht besitzen (p. 45, vgl. auch Justi a. a. O. p. 315), während Th. Benfey vorsichtiger meinte, daß sich „aus den verschiedenen erlaubten — d. h. verständlichen — Bezeichnungen noch keine — mit Verdrängung der übrigen — als einzig gebräuchliche für sie festgesetzt hätte".

Was den Charakter des angezogenen Wortschatzes betrifft, so scheint M. Müller die Übereinstimmung des Sanskrit nicht

für eine *conditio sine qua non* der Erschließung indog. Kulturzustände anzusehen. Wenigstens werden auch von ihm Pflug und Mühle den Indogermanen zugeschrieben. Auch die völlige Übereinstimmung der verglichenen Kulturwörter in Wurzel und Suffix wird nicht gefordert; so wird die Bekanntschaft mit dem Golde aufs bestimmteste bis in die Urzeit zurückverlegt, obgleich die Bildungselemente der betreffenden Wortreihe (skrt. *hiraṇya*, griech. *χρυσός*, slav. *zlato*, got. *gulþ* „weit von einander verschieden sind". Auch A. Fick hält damals noch die Übereinstimmung des Sanskrit nicht für durchaus erforderlich, um ein Wort seinem Index der indog. Grundsprache einzuverleiben. Bezeichnungen wie für „Eber" *(apra)*, „Fisch" *(pisk)*, „Ziegel" *(plinta)*, „Baum mit eßbaren Früchten" *(bhâga)* und viele andere werden dem Wortschatze der Urzeit zugewiesen, obwohl sie sämtlich nur durch Übereinstimmung einzelner europäischer Sprachen zu belegen sind. Andererseits werden Wortformen, welche nur in wenigen oder auch nur in einer einzigen europäischen Sprache nachzuweisen sind, in das Wörterbuch der Ursprache aufgenommen, wenn sie im Sanskrit wiederkehren.*) Große Rücksicht wird auf die Übereinstimmung der in einer Reihe verbundenen Wörter auch in ihren Ableitungssilben genommen; allerdings kommt Fick auf diesem Wege dazu, ein und dasselbe Wort mit ganz verschiedenen Suffixen für die Ursprache anzusetzen, so den Stamm *rat*, aus welchem Benfey die Bekanntschaft der Indogermanen mit der Jahreseinteilung folgert, in dreifacher Formation: *vat*, *ratas*, *ratasara*. Immerhin aber mußten die Fickschen Zusammenstellungen durch ihr Bemühn, wirklich einmal in der Urzeit vorhandene Wortformen zu erschließen, eine zuverlässigere Grundlage für kulturhistorische Forschungen abgeben, als die bisher nur um die Identität einer Wurzel gruppierten Wörtervergleichungen seiner Vorgänger.

Wenden wir uns nunmehr zu der Civilisation der alten Indogermanen selbst, so müssen dieselben nach M. Müller lange

*) Hiergegen erhebt B. Delbrück in seiner Kritik des Fickschen Buches K. Z. XVIII, 73 f. Widerspruch: „Speciell müssen wir uns dagegen erklären, aus griechisch-arischen Parallelen indog. Formen zu erschließen. Denn wer sagt uns, ob sie nicht einer gräco-arischen Epoche angehören und also beiläufig ein paar tausend Jahr jünger sind als die wirkliche indog. Periode?"

Zeit vor ihrer Trennung in tiefem Frieden zusammen gelebt haben. „Daher kommt es, daß nicht nur das Griechische und Lateinische, sondern alle arischen Sprachen ihre friedlichen Wörter gemeinsam teilen; daher kommt es, daß alle so seltsamer Weise in ihren kriegerischen Ausdrücken sich unterscheiden. So kennt man die Haustiere in England und Indien gemeiniglich unter demselben Namen, während die wilden Tiere verschiedene Namen führen, sogar im Griechischen und Lateinischen" (p. 36). Gezähmt waren von Haustieren nach Whitney das Pferd, der Ochse, das Schaf, die Ziege, das Schwein und der Hund, denen Benfey noch Gänse und Enten hinzufügt.

Auch Ackerbau wurde bereits getrieben und Weizen und Gerste (Benfey und Whitney) angebaut; auch stimmen alle drei Forscher darin überein, daß „die Indogermanen schon damals Häuser und umwallte Burgen oder Städte hatten (skrt. *purí* = griech. *πόλις*).

Überaus unsicher und zu verschiedenen Zeiten verschieden urteilen dieselben dagegen über die Frage, welche Metalle bereits in der indog. Urzeit bekannt gewesen seien. So hatte M. Müller in dem genannten Essay (1856) Eisen als ein den Indogermanen bekanntes Metall bezeichnet. In seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (1866 deutsche, 1864 englische Ausgabe) II, 218 sucht er hingegen eingehend den Nachweis zu führen, daß das Eisen den indog. Völkern vor ihrer Zerstreuung noch gefehlt habe. Benfey bringt es bezüglich der Gleichung skrt. *áyas*, lat. *aes*, got. *aiz* sogar zu drei verschiedenen Ansichten. Während er im Vorwort p. VIII der Meinung war, daß dieselbe „wahrscheinlich" die Bedeutung „Erz" gehabt habe, erweiterte er schon in seiner Geschichte der Sprachwissenschaft dieselbe in die von „Metall überhaupt", später „Erz", „Eisen". Endlich erklärt Chr. Hostmann (Archiv f. Anthropologie IX, 192): „Th. Benfey, der eine eingehende Erörterung bei anderer Gelegenheit sich vorbehält, autorisiert mich zu der Erklärung, daß weder die Sanskrit- noch die linguistischen Forschungen auf dem Gebiet der indog. Sprachen mit dem Ergebnis meiner Untersuchungen in Widerspruch ständen, vielmehr namentlich in Betreff der Bekanntschaft mit dem Eisen in indog. Urzeit durchaus damit einverstanden seien." Am vorsichtigsten drückt sich Whitney aus: „Mit dem

Gebrauch gewisser Metalle war man jedenfalls vertraut, ob das Eisen dazu gehörte, ist fraglich."

Eine besondere Beachtung wird von M. Müller dem Familienleben der alten Indogermanen geschenkt. Zwar legt er kein Gewicht auf die bloße Thatsache, daß die Namen für Vater, Mutter, Bruder, Schwester und Tochter in den meisten der indog. Sprachen identisch sind. Die hohe Ausbildung und die sittliche Höhe der indog. Familie geht ihm vielmehr, wie wir dies schon bei Justi verfolgt haben, aus der Deutung der den indog. Familiennamen zu Grunde liegenden Wurzeln hervor. „Der Name Melkerin *(duhitar)*, der Tochter des Hauses beigelegt, öffnet nun vor unseren Augen ein kleines Idyll in dem Hirtenleben der ersten Arier. Eins der wenigen Dinge, durch die die Tochter vor ihrer Verheiratung sich in dem nomadischen Haushalte nützlich machen konnte, war das Melken des Viehes, und es enthüllt eine Art von Zartgefühl und Humor, selbst im rohesten Zustande der Gesellschaft, wenn wir uns denken, wie ein Vater seine Tochter lieber seine kleine Milchmagd heißt als *sutâ* „seine Erzeugte" oder *filia* „der Säugling"*) (p. 23). Einen weiteren Beweis für ein wohlgeordnetes Familienleben in der Urzeit erblickt M. Müller in den schon damals ausgebildeten Benennungen der durch Anheiratung entstandenen Familienbeziehungen, d. h. derjenigen Verhältnisse, welche im Englischen durch die Hinzufügung von *in law* ausgedrückt werden. Bezeichnungen wie „Schwiegervater" (skrt. *çváçura* = griech. *ἑκυρός*, lat. *socer*), „Schwiegertochter" (skrt. *snushâ'* = griech. *νυός*, lat. *nurus*) 2c. seien primitiven Naturvölkern fremd. Eine Ergänzung hierzu bildet die Bemerkung Benfeys (Vorwort VIII), daß ein monogamisches Eheverhältnis bei den Indogermanen aus den Gleichungen *pátnî* = *πότνια* „Herrin" und *páti* = *πόσις* „Herr" zu folgern sei.

Fertigkeiten mancher Art wurden nach Benfey und Whitney von den Indogermanen geübt. „Sie besaßen Waffen, speciell Pfeile; malten und dichteten; bauten Wagen und Schiffe mit

*) Die Ansicht, daß skrt. *duhitár* „Tochter" die „Melkerin" (W. *duh*) bedeute, hatte zuerst wohl J. Grimm ausgesprochen, der sogar lat. *mulier*: *mulgere* und *femina*: altn. *fêm*, *fâm* „Milch" stellte, vgl. Geschichte der deutschen Sprache p. 1001.

Rudern; .... webten, machten sich Kleidungen, Gürtel. Endlich hatten sie die Zeit schon in Jahre und Monate geteilt" (Benfey). „Die Kunst des Webens war bereits erfunden, und man verwendete dabei Wolle und Hanf, möglicher Weise auch Flachs. Zur Abwehr und zum Angriff bediente man sich der Waffen, die sich in der Regel von ursprünglichen Völkern gebraucht finden, Schwert, Schild, Speer, Bogen. Man fertigte Bote an und bewegte sie mit Rudern .... Aus Honig wurde ein stärkender und berauschender Trank, der Met, bereitet. Die Jahreszeit, deren Namen in den verwandten Sprachen am festesten haften blieb, ist der Winter" (Whitney).

Während nach Benfey die Indogermanen von Königen regiert wurden, deren Frauen als „Königinnen" bezeichnet werden und demgemäß wahrscheinlich an ihrem Rang teil nahmen, findet Whitney von einem eigentlichen ausgebildeten Staatswesen noch keine Spur: „Ohne Zweifel zerfiel das indog. Urvolk in einen losen Haufen kleinerer Stämme, die unter der Herrschaft, nicht sowohl von Königen, als vielmehr von Häuptlingen und Gefolgsherren standen und unter Einrichtungen von patriarchalischem Gepräge lebten." „Ihre Religion war schon scharf ausgeprägt; sie hatten mehrere Götter mit festgewordenem Namen, bestimmte religiöse Formen und selbst Formeln" (Benfey).

Neben den Arbeiten der genannten drei Forscher, welche danach streben, ein Gesamtbild der indog. Kultur zu entwerfen, ist zunächst noch eine Reihe kleinerer Aufsätze zu erwähnen, welche einzelne Seiten der ältesten Civilisation der Indogermanen in Betracht ziehen.

Besonders häufig ist in denselben die indog. Tierwelt behandelt worden. Zunächst sind hier zwei Aufsätze E. Förstemanns Sprachlich-naturhistorisches K. Z. I, 491—506 und III, 43—62 zu nennen, deren letzterer mit Zusätzen von A. Kuhn begleitet ist. In denselben werden die indog. Benennungen der Tiere, je nachdem sie in allen, mehreren oder nur einzelnen Sprachen identisch sind, nach einander zusammengestellt, um an ihnen die Möglichkeit darzulegen, „ein vollständiges Gebäude indo-europäischer Sprachgeschichte" aufzuführen. Auf dem gesamten indog. Sprachgebiet, d. h. im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Germanischen, findet er die Namen des Hundes,

Rindes, Schafes, Pferdes und Schweines, des Bären, Wolfes, der Maus und Otter (vgl. K. Z. III, 59) in Übereinstimmung. Die fünf zuerst genannten Tiere müssen also schon vor der Sprachtrennung im Dienste des Menschen gestanden haben. Der gleiche Gegenstand wird in mehreren Aufsätzen F. Potts in den Beiträgen zur vergleichenden Sprachwissenschaft behandelt, welche weniger durch bestimmte historische Resultate als vielmehr durch die Sammlung eines wertvollen Materials ausgezeichnet sind. Die einzelnen unter dem allgemeinen Titel „zur Kulturgeschichte" vereinigten Abschnitte handeln von „der Unterscheidung der Viehsarten", „der Verschneidung" (II, 195—215), „der Bienenzucht" (II, 265—282) — dazwischen eingestreut ist ein Aufsatz „über die Veredelung der Obstbäume" (II, 401—423) — ferner von „den Hunden" (III, 289—326), dem „Geiß-Geschlecht" (IV, 68—79), „den Vögeln" (IV, 79—98). In populärer Weise bespricht die indog. Tierwelt nach ihrer sprachlichen Seite A. Bacmeister im Ausland unter folgenden Rubriken: 1. Esel, 2. das Pferd (Ausland 1866 p. 924 u. 997), 3. Affe, Löwe, Kamel, Elephant, 4. Haustiere, 5. u. 6. über den Ursprung der Tiernamen, 7. Hund, Wolf, Fuchs (Ausland 1867 p. 91, 157, 472, 507, 1133). Dasselbe Thema behandelt Franz Misteli, vgl. Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1865—66 p. 139—169 und desgl. 1866—67 p. 31—59. Misteli schließt sich in seiner Beweisführung für die Bekanntschaft der Indogermanen mit gewissen Tieren eng an A. Pictet an. Auch er bewegt sich in dem falschen Zirkel, der bei diesem hervorgehoben worden ist. Da „aus sprachlichen Gründen" — welche das seien, wird nicht gesagt — die Heimat der Arier nördlich vom Himâlaya an die Grenze Indiens und Persiens verlegt werden muß (p. 141), so müssen die Indogermanen auch den Tiger gekannt haben, da sich das Verbreitungsgebiet dieses Raubtieres über jene Gegenden erstreckt. Es ist aber bekannt, daß der Tiger eine urzeitliche Benennung nicht aufzuweisen hat. Auch der Fuchs wird, um von anderen Tieren zu schweigen, so der urindogermanischen Fauna zugesprochen. Auch dieses Tier ließe nach seinem geographischen Verbreitungsgebiet, und wenn man bedenkt, daß Gans und Huhn als Hausvögel bereits vor ihrer Trennung

den Indogermanen bekannt waren (vgl. p. 157), einen urzeitlichen Namen erwarten. Allein „der verschlagene Reinecke täuscht uns selbst in wissenschaftlichen Dingen". Nach diesen Vorbemerkungen beurteilt sich die Zusammenstellung, welche M. p. 58 als Resultat seiner Untersuchung gibt. Nach derselben seien den Indogermanen bekannt gewesen:

Unter den Raubtieren: Tiger, Hund, Wolf, Fuchs, Marder, Iltis und Wiesel, ohne diese letzteren genau zu scheiden, Fischotter, Bär, Igel;
unter den Nagern: Eichhörnchen, Maus, Hase, Biber;
unter den Einhufern: das Pferd;
unter den Wiederkäuern: Kamel, Hirsch, Ziege, Schaf, Rind;
unter den Vielhufern: das Schwein.

Nicht uninteressant sind die vergleichenden Seitenblicke, welche Misteli auf die Fauna der Schweizer-Pfahlbauten wirft. Da derselbe aber die Zähmung gewisser Haustiere, wie des Pferdes, Schweines, des Geflügels, welche nach Rütimeyers Untersuchungen (Die Fauna der Pfahlbauten) den ältesten Epochen des Pfahlbautenalters unbekannt waren, bereits der indog. Urzeit zuschreibt, so ist es begreiflich, daß er der Ansicht ist, die Indogermanen ließen sich in keiner Weise kulturgeschichtlich mit den Pfahlbautenbewohnern der Steinzeit vergleichen. In ähnlicher Weise hatte auch A. Schleicher (a. a. O. p. 411) in der Voraussetzung, daß den ungetrennten Indogermanen bereits Metalle und Metallurgie bekannt gewesen seien, die prähistorischen Denkmäler der europäischen Steinzeit nicht-indog. Völkern zugeschrieben. Diese wichtigen Fragen werden uns später eingehender beschäftigen.

Eine völlig neue Seite der indog. Kultur hob R. Westphal in einer Abhandlung Zur vergleichenden Metrik der indog. Völker (K. Z. IX, 437—458) hervor. Wenn, so fragte er sich, hundertfältige Züge in Götterglauben, Sagen- und Mythenbildung sich bis in die Urzeit der indog. Völker zurückverfolgen lassen, sollte sich nicht auch noch die Form erschließen lassen, in welche diese älteste Poesie ihre Stoffe faßte? Und wirklich glaubt Westphal in der Übereinstimmung der drei alten jambischen Reihen bei den Griechen (Dimeter, akatalektischer und katalektischer Trimeter) mit den drei Reihen der Vedenlieder (*Anushṭubh* und *Gâyatrî*, *Jagatî*, *Virâj* und *Trishṭubh*) und weiterhin mit den

rhythmischen Reihen der Iranier diese alte Form wieder zu erkennen. Diese älteste indog. Poesie sei weder eine quantitierende noch eine accentuierende, sondern eine rein silbenzählende gewesen. Dieselbe sei in den Metren des Avesta unversehrt erhalten und spiegle sich auch in den vedischen Gesängen noch insofern wieder, als hier nur die zweite Hälfte der jambischen Dipodie quantitierend, d. h. rein jambisch sei. Auch in der griechischen Metrik komme dies uralte silbenzählende Princip z. B. in der prosodischen Freiheit des Anfangs einer rhythmischen Reihe noch zuweilen zum Durchbruch (vgl. p. 440). Das Schema des urepischen Verses der Indogermanen würde sich nach diesen Untersuchungen so darstellen:

```
 ˙    ´       ´       ´    ˙  ´        ´       ´       ´       ´
 —   —   —   —   —   —   —   —  |  —   —   —   —   —   —   —   —
 ⏑   ⏑   ⏑   ⏑   ⏑   ⏑   ⏑   ⏑  |  ⏑   ⏑   ⏑   ⏑   ⏑   ⏑   ⏑   ⏑
```

Die Arbeit Westphals ist der Grundstein einer vergleichenden Metrik der indog. Völker geworden, welche in neuerer Zeit namentlich für das Verständnis der Ursprünge des Hexameters von Bedeutung geworden ist, worüber ich auf Frederic Allen Über den Ursprung des homerischen Versmaßes K. Z. XXIV, 556 ff. und H. Usener Altgriechischer Versbau Bonn 1887 verweise. Daß die Indogermanen dichteten, d. h. metrisch geformte Gesänge besaßen, ist, beiläufig gesagt, die Ansicht aller Forscher, welche wir bisher genannt haben. Benfey und Fick suchen dieselbe auch durch sprachliche Gründe zu stützen, und zwar der erstere, indem er seine Behauptung; „Sie (die Indogermanen) malten und dichteten, speciell Hymnen“ offenbar auf die Ficksche Gleichung skrt. *sumná* „Hymnus“ = griech. *ὕμνος* basiert, der letztere, indem er seiner Wortreihe skrt. *padá* „metrische Einheit, Viertelvers“, zend. *padha, pad* „Wort, Gesang“, *πούς* „Versfuß, metr. Einheit“, aglſ. *fit* „Gesang, Lied“ die Bemerkung hinzufügt: „Die seltsame in vier Sprachen sich wiederholende Übertragung von „Fuß“ auf Versglied beweist die Existenz metrischer Rede bei den Indogermanen.“

Noch einen Schritt weiter geht A. Kuhn in einem Aufsatz seiner Zeitschrift (XIII, 49 f.), indem er ganze Formeln bis in die Anfänge der indog. Dichtung zurückzuverfolgen versucht. Und zwar unterscheidet er zwei Überreste der ältesten Poesie, nämlich

erstens Rätsel, himmlische Dinge, Weltschöpfung ꝛc. betreffend, und zweitens Segensformeln zur Bannung von Krankheiten und bösem Zauber. Als ein Beispiel dieser zweiten Kategorie wird die bekannte Zauberformel des Merseburger Heilspruchs auf ein erlahmtes Pferd:

bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi giliden, sôsè gelimida sin

einer sehr ähnlichen des Atharvaveda (IV 12):

„Zusammen werde Mark mit Mark und auch zusammen
Glied an Glied.
Was Dir an Fleisch vergangen ist, und auch der Knochen
wachse Dir.
Mark mit Marke sei vereinigt, Haut mit Haut erhebe sich“ ꝛc.

gegenübergestellt.

Genannt sei hier noch eine einzelne Abhandlung F. C. Paulis Über die Benennung der Körperteile bei den Indogermanen, Programm, Stettin, 1867; angezeigt in K. Z. XVII, 233. Aus der Zusammenstellung der urzeitlichen Benennungen für die Teile des menschlichen Körpers p. 27 f. geht hervor, daß die Indogermanen schon eine ziemlich eingehende anatomische Kenntnis ihres Leibes besessen haben.

Werfen wir hier, ehe wir zu einer neuen, für die linguistisch-historische Forschung höchst bedeutungsvollen Arbeit übergehen, einen kurzen Rückblick auf den bisherigen Gang unserer Darstellung, so kann eine Übereinstimmung aller betreffenden Forscher in ihrer Anschauung von dem verhältnismäßig hohen Stande der indog. Kultur konstatiert werden.

Ein Volk, wohlgeordnet in Familie, Staat und Gemeinde, mit Viehzucht und Ackerbau wohl vertraut, im Besitze fast aller der Haustiere, welche noch heute die Begleiter des Menschen sind, in der Ausbeutung und Bearbeitung der wichtigsten, wenn nicht aller Metalle erfahren — ein solches Volk schien passend die Urzeit einer Rasse zu repräsentieren, welche eine so hervorragende Rolle in der Kulturentwicklung der Menschheit zu spielen hatte. Es war natürlich, daß, einem solchen Gemälde gegenüber, die Zustände, welche die immer mehr aufblühende anthropologische und prähistorische Forschung in den ältesten Denkmälern Europas aufdeckte, in einem grellen und unvermittelten Gegensatz sich be-

fanden. Die einzige Erklärung derselben schien in der Annahme einer doppelten Bevölkerungsschicht Europas zu liegen, einer vor-indogermanischen, wie sie etwa den Pfahlbauten der Schweiz und den Kjökkenmoeddings Dänemarks angehören mochte, und einer indogermanischen, welche als der Apostel höherer Gesittung auf europäischem Boden auftrat.

Mehr gehen die Forscher in ihrer Methode, auf sprachlichem Wege zu der Urzeit der indog. Völker zu gelangen, auseinander, was um so begreiflicher ist, als eigentlich keiner derselben nach allen linguistischen und historischen Gesichtspunkten dieselbe einer ernsthaften Prüfung unterwarf. Schon die Verschiedenheit der Ansichten über die ältesten Spaltungen der Ursprache hätte zu einer solchen Anlaß geben sollen; denn es lag auf der Hand, daß die Annahme einer ursprünglichen Zweiteilung des Urvolks in eine arisch-südeuropäische und eine nord-europäische Abteilung eine ganz andere linguistische Grundlage für die Erschließung der Urzeit abgeben mußte als eine andere in eine asiatische und eine europäische Hälfte. Dieser keineswegs geschlichteten Streitfrage gegenüber wäre es das vorsichtigste und sicherste gewesen, nur solche Gleichungen für die Kultur der Urzeit auszubeuten, welche durch die Übereinstimmung des arischen, nord- und südeuropäischen Zweiges sicher gestellt werden. Doch führen nur Schleicher und Förstemann diesen Gedanken durch. Eine gleich sorgfältige Prüfung hätte sich auf den verglichenen Wortschatz in formeller Beziehung erstrecken müssen. Schon A. Kuhn hatte hervorgehoben, daß die Identität der Wurzel keineswegs genüge, um den einer Wortreihe innewohnenden Begriff der Urzeit zu vindicieren, daß vielmehr die Übereinstimmung der Suffixe nicht weniger wie die der Wurzel zu verlangen sei. Doch hatten sich Forscher wie Pictet, Justi, M. Müller und andere an diese Forderung kaum gekehrt, und es konnte daher das Ficksche Buch insofern als ein Fortschritt bezeichnet werden, als es nach Wurzel- und Ableitungssilben übereinstimmende Wörter der indog. Sprachen zusammenzustellen und dem Kulturforscher als Grundlage seiner Zusammenstellungen darzubieten bestrebt war.

Übereinstimmung dagegen herrschte, wenigstens principiell, in dem Grundsatz, Begriffe, welche sich etymologisch in dem Kreise

der indog. Sprachen nicht nachweisen ließen, zu negativen Schlüssen auf die Urzeit nicht auszubeuten, wenn man auch in Wirklichkeit denselben nicht selten verlassen hatte.

Am allerwenigsten aber hatte man sich bisher um die Feststellung der ursprünglichen Bedeutung einer etymologisch verwandten Wortreihe bekümmert, sondern sich in den meisten Fällen damit begnügt, den in historischen Epochen überlieferten Sinn einer Gleichung schlankweg auf die Urzeit zu übertragen. Da skrt. *purí* = griech. *πόλις* „Stadt“ bedeutet, mußten die Indogermanen in Städten gewohnt, da skrt. *áçva*, griech. *ἵππος* rc. das gezähmte Pferd bezeichnen, mußten sie schon in der Urzeit das Pferd als Haustier benutzt haben u. s. f.

Das Verdienst, diese schwächste Seite der linguistischen Paläontologie erkannt und bekämpft zu haben, gebührt dem ausgezeichneten, in jeder Beziehung die linguistisch-historische Forschung in neue Bahnen leitenden Werke V. Hehns Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang von Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa, Historisch-linguistische Skizzen I. Aufl. Berlin 1870, II. Aufl. 1874, III. Aufl. 1877 (nach welcher wir zumeist citieren), IV. Aufl. 1883, V. Aufl. 1887.

Die Hauptaufgabe V. Hehns besteht, wie der Titel des Buches aussagt, nicht in dem Erschließen vorhistorischer Kulturperioden, sondern darin, den Nachweis zu führen, wie eine Anzahl der wichtigsten Kulturpflanzen und Haustiere, zum Teil noch unter dem vollen Licht der Geschichte, aus dem Kulturkreis des Orientes zu den noch in der Nacht des Barbarentums verharrenden Völkern Europas wandert, um überall, wohin sie kommen, als vornehmste Hebel einer höheren Gesittung zu wirken. „Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden mußte?“ Diese Worte Schellings sind das Motto und der Beweis ihrer Richtigkeit das eigentliche Ziel des Werkes. Allein indem der Verfasser diese Aufgabe durch die Kombination einer Bewunderung erregenden Fülle historischer, linguistischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse in glänzender Weise löst, kann er nicht umhin, sich die Frage vorzulegen: Wie beschaffen war also die Kultur der indog. Völker, ehe sie mit der höheren Civilisation des Orients in Berührung traten, wie war ihre

Gesittung zu der Zeit, als sie zuerst in die europäischen Wildnisse eindrangen, wie, als sie noch zusammen mit ihren östlichen Brüdern in Asien wohnten? Diejenigen Stellen des Buches, welche der Beantwortung dieser Fragen gewidmet sind, werden hier unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

V. Hehn basiert seine Anschauungen über die Urzeit der Indogermanen nicht in erster Linie auf sprachwissenschaftliche Kombinationen, wie denn seine Untersuchungen auch als historisch-linguistische, nicht linguistisch-historische Skizzen bezeichnet werden. Aber alle Züge, welche unter der schimmernden Decke des klassischen Altertums als Zeugen einer weniger sonnigen Vorgeschichte hervorschauen, werden eifrig gesammelt und in Vergleichung gebracht mit den zerstreuten Nachrichten, welche die griechischen und lateinischen Schriftsteller des Altertums und Mittelalters über Gebräuche und Sitten, Sprache und Geschichte des nichtklassischen Europas, vor allem der indog. Nordstämme, der Kelten, Germanen und Slaven überliefert haben. Nur selten dient ihm die Sprache als Ausgangspunkt; aber wo sie nur immer dazu geeignet ist, ergänzt, erweitert, begründet er sein Bild durch sie. Philologie und Sprachwissenschaft sind hier in einer großartigen Weise vereinigt. Auf einer solchen Grundlage entrollt V. Hehn ein Gemälde der Urzeit, welches allerdings von dem derjenigen Forscher, welche wir als die einseitigen Sprachvergleicher bezeichnen können, verschieden ist wie die dunkle Nacht vom lichten Tag. Hehn ist sich dieses Gegensatzes wohl bewußt und läßt es nicht an einer scharfen Kriegsführung gegen die bisherige Methode, die Sprachvergleichung zu kulturhistorischen Schlüssen zu verwerten, fehlen. Namentlich aber sind es, wenn ich nicht irre, zwei Einwendungen, welche er gegen dieselbe erhebt:

„Wer," so sagt V. Hehn p. 488 der III. Auflage, „mit den alten Wörtern neue Kulturbegriffe verbindet, der wird freilich in der Zeit der frühesten Anfänge ohne Mühe unser heutiges Leben wiederfinden." Haben wir oben gesehen, daß keiner der früheren Sprachforscher Bedenken getragen hatte, z. B die Domestikation des Pferdes der Urzeit zuzuschreiben, da die Gleichung skrt. *áçva* und seine Sippe sprachlich nichts zu wünschen übrig ließ, so urteilte V. Hehn weit anders über die Beweisfähigkeit des letzten Punktes: Aus der angeführten Gleichung folgt ihm

nichts anderes, als daß die Indogermanen vor ihrer Trennung ein Wort *akva* besaßen und damit das Pferd („das schnelle“: W. *ak*) benannten. Die Domestikation dieses Tieres liegt in der Sprache nicht einmal angedeutet, und sollte es daher der Kulturgeschichte gelingen, nachzuweisen, wie erst in einer verhältnismäßig späten Zeit das gezähmte Pferd bei den indog. Völkern auftritt, so würde hieraus mit Sicherheit folgen, daß die Gleichung *akva* 2c. für die indog. Urzeit eben nur das wilde Pferd bezeichnet haben kann. Hören wir die eignen Worte V. Hehns über ein anderes gewöhnlich mit Gewißheit als eine Begleiterin der indog. Wanderzüge betrachtetes Tier, die Ziege: „Das griechische *αἴξ, αἰγός* Ziege findet sich im Sanskrit und im Litauischen wieder und geht also in die Zeit vor der Völkertrennung hinauf. Daraus folgt übrigens noch nicht ohne weiteres, daß das Urvolk die Ziege schon als Haustier besessen habe; es konnte irgend ein springendes Jagdtier mit einem Namen benennen, der später bei Bekanntwerden mit der zahmen Ziege auf diese überging — eine Möglichkeit, deren sich diejenigen, die so sicher aus dem Vorhandensein gewisser gemeinsamer Wörter auf den Kulturstand des primitiven Stammvolkes schließen, in ähnlichen Fällen häufiger erinnern sollten“ (p. 516). In gleicher Weise werden die sprachlichen Argumente für den Ackerbau der Indogermanen in Zweifel gezogen. „Daß sie (die Indogermanen Griechenlands und Italiens) vor der Einwanderung, zur gräkoitalischen Epoche, ja wohl gar schon im Herzen Asiens den Acker bestellt und sich von der Frucht der Demeter genährt, ist eine oft mit mehr oder minder Sicherheit aufgestellte Behauptung, deren Stützen aber größtenteils wenig haltbar sind. Griechisch *ζειά*, Spelt, *ζείδωρος ἄρουρα*, der getreidespendende Acker, litauisch *jawàs*, Getreidekorn, Plur. *jawaĩ*, Getreide im allgemeinen, so lange es noch auf dem Halme steht, *jawiènà*, die Stoppel, ist zwar eine richtige Gleichung, beweist aber nur, daß zur Zeit, wo die Griechen und Litauer noch ungeschieden waren, irgend eine Grasart, vielleicht mit eßbarem Korn in der Ähre, mit diesem Namen bezeichnet wurde (vgl. Th. Mommsen oben p. 23). Ähnlich verhält es sich mit *κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *gersta*; die Sprache eines Volkes, dessen Beschäftigung es war, Tiere zu

weiden, mußte an Gras- und Pflanzennamen besonders reich sein“ ꝛc. (vgl. p. 58 ff.) Auch *ἀγρός* und seine Sippe bedeutete ursprünglich nur „Feld“. Fast gegen seine persönliche, entgegengesetzte Ansicht (vgl. p. 487) gibt Hehn „bei einer Materie, die überhaupt nur schwankende Vermutungen gestattet“, wie es scheint, wegen der Verwandtschaft von griech. *ἀρόω,* lat. *arare* ꝛc., die wegen des Ausweichens des Sanskrit für die Urzeit auch nicht beweiskräftig ist, eine Art halb-nomadischen Ackerbaues, dessen verhaßtes Geschäft, wenn der neue Wandertrieb erwachte, wieder aufgegeben wurde, bei Gräko-Italern zu. Die gebauten Pflanzen könnten Hirse, Bohne und Rübe gewesen sein (vgl. p. 59).

Von gleichem Gesichtspunkt aus warnt V. Hehn davor, in alte Verbalwurzeln, welche durch ihre Übereinstimmung bei den verschiedenen indog. Völkern die Ausübung einer gewissen Fertigkeit schon in der Urzeit zu bezeugen schienen, einen zu modernen Sinn zu legen. „Für das Weben,“ heißt es p. 497, „scheint es alte Spracherzeugnisse zu geben, die auf eine Ausübung dieser Kunst vor der Völkertrennung und den Wanderzügen deuten würden. Wüßten wir nur gewiß, daß diese Wörter in der Urzeit nicht auf das kunstreiche Stricken, Flechten und Nähen, sondern auf das Drehen des Fadens an der Spindel uud auf das eigentliche Weben am Webstuhl gingen. Wer dem Urvolke die Kenntnis der Weberei zuschreibt, sollte nicht vergessen, daß diese Kunstfertigkeit von sehr rohen Anfängen durch viele Stufen bis zur Vollendung in historischer Zeit sich entwickelt hat. Wie leicht schiebt sich der Phantasie des Sprachvergleichers ein jetziger Webstuhl, ein hindurchfliegendes Schiffchen ꝛc. unter (vgl. auch Th. Mommsen Römische Geschichte [8] p. 17).

Der zweite Punkt, durch welchen sich V. Hehn von den früheren linguistischen Paläontologen unterscheidet, liegt in der großen Ausdehnung, welche derselbe dem Begriffe Lehnwort einräumt. Wir meinen hier nicht den Umstand, daß V. Hehn in Fällen, wo die lautliche Form, wie z. B. bei griech. *οἶνος* (vgl. p. 68) und griech. *χρυσός* (vgl. p. 498) ꝛc., nicht definitiv auf Urverwandtschaft oder Entlehnung hinzuweisen scheint, auf allgemeine kulturhistorische Gründe gestützt, sich gern für letztere zu entscheiden pflegt. Neu hingegen, wenn auch schon vorher von Kuhn (vgl. oben p. 31) und Schleicher (vgl. oben p. 33)

angedeutet, ist die Auffassung, daß die Übereinstimmung gewisser auf die europäischen Sprachen beschränkter Kulturwörter, die man bisher durch ihre Zurückverlegung in eine europäische Urzeit und in eine europäische Ursprache erklärt hatte, auch in der Weise entstanden gedacht werden könne, daß noch zur Zeit räumlicher und geographischer Differenzierung der europäischen Völker sich bei irgend einem Volksstamm für eine Wurzel allgemeineren Sinns eine mehr specielle Bedeutung fixiert habe, und dieselbe alsdann durch Entlehnung von Volk zu Volk gewandert sei. V. Hehn drückt diesen Gedanken so aus (p. 487): „Man bedenke, daß in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und daß, wenn eine Technik, ein Werkzeug rc. von dem Nachbarvolke übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eigenen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum *molere* in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes *serere* in der Bedeutung streuen in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand, und der eine von dem andern allmählich die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so mußte er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Verrichtung individuell fixieren, mit dem der lehrende Teil dieselbe bezeichnete. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, daß z. B. die Kenntnis des Pfluges innerhalb der indoeuropäischen Familie in Europa von Glied zu Glied sich weiter verbreitet hat, und daß nicht etwa der eine Teil sie südöstlich aus Asien, durch Vermittelung der Semiten aus Ägypten, der andere südwestlich von den Iberern an den Pyrenäen und am Rhonefluß, ein dritter von einem dritten unbekannten Urvolke rc. erhalten hat." Versuchen wir nunmehr den Gemälden der indog. Kultur gegenüber, welche wir bisher kennen gelernt haben, ein Bild der Urzeit zu entwerfen, wie es sich V. Hehn denkt! Vorauszubemerken ist, daß derselbe bestimmte prähistorische Epochen nicht unterscheidet, vorwiegend aber bei seinen Schilderungen die Epoche der großen „arischen Wanderung" im Auge hat.

Die Indogermanen jener Zeit sind ein wanderndes Hirtenvolk, deren Einzug nach Europa etwa mit der kriegerischen Einwanderung semitischer Hirtenvölker in Palästina verglichen werden

kann. Ihre Herden können aus Rindvieh, Schafen und Schweinen bestanden haben, noch fehlt ihnen das Pferd (dessen Geschichte seit der 2. Auflage ein besonderer Abschnitt gewidmet ist), der Esel, das Maultier, die Ziege, sämtliches Geflügel, die Katze. Die Rasse der Haustiere ist eine geringere. Die Wolle des Schafes wird ausgerupft und zu Filzdecken und Filztüchern zusammengestampft, nicht verwebt; dagegen verstehen sich die Weiber darauf, aus dem Bast der Bäume, besonders der Linde, und aus den Fasern der Stengel mancher Pflanzen, besonders der nesselartigen, Matten und gewebeartige Zeuge, Jagd- und Fischernetze zu flechten, wie auch das rohe Leder der Jagd- und Herdentiere mit steinernen oder hölzernen Nadeln zusammenzunähen.

Die Künste und Gewohnheiten des Ackerbaus, die erst mit dem Ende der Wanderungen ihren Anfang nehmen, sind noch völlig unbekannt. Einer noch späteren Epoche gehört die Zucht und Pflege der Obstbäume an.

Die Nahrung der Urzeit besteht aus Fleisch und Milch, welche letztere zu Käse und Butter noch nicht verarbeitet wird (p. 138). Der Met, ein Honigtrank, der von den wilden Bienen der ungeheuren Waldungen gewonnen wird, ist das älteste berauschende Getränk der in Europa einwandernden Indogermanen (p. 136). Bier und Wein sind unbekannt. Die Würze des Salzes fehlt in der asiatischen Urheimat, doch lernen sie die nach Europa wandernden Stämme gemeinsam kennen (vgl. V. Hehn Das Salz, eine kulturhistorische Studie, Berlin 1873 p. 16 u. 22). Zur Wohnung für den Menschen dient im Winter die unterirdische, künstlich gegrabene Höhle, von oben mit einem Rasendach oder mit Mist verdeckt, im Sommer der Wagen selbst oder in der Waldregion die leichte, aus Holz und Flechtwerk errichtete zeltähnliche Hütte. Je weiter nach Süden, desto leichter wurde es, das Vieh zu überwintern, das im höheren Norden während der rauhen Jahreszeit nur kümmerlich unter dem Schnee seine Nahrung fand und unter ungünstigen Umständen massenhaft zu Grunde gehen mußte — denn der Herde ein Obdach zu schaffen und getrocknetes Gras für den Winter aufzubewahren, sind Künste späteren Ursprungs, die sich erst im Gefolge des ausgebildeten Ackerbaues einfanden. Von Metallen war den einwandernden Hirten nur das Kupfer bekannt (p. 500), ohne daß

sie es indes zu Werkzeugen 2c. zu verarbeiten verstanden hätten. Die indogermanische Urzeit gehört vielmehr dem Steinalter an. Zum Bogen dient besonders das Holz der Eibe, zum Schaft des Speeres das der Esche, auch des Holunders und Hartriegels, zum Schilde ein Geflecht aus Ruten der Weide; die Bäume des Urwalds, von riesenhaftem Wachstum, werden durch Feuer und mit der steinernen Axt zu ungeheuren Böten ausgehöhlt. Auf dem Räderwagen, einer früh erfundenen Maschine, die ganz aus Holz zusammengefügt war, und an welcher Holzpflöcke die Stelle der späteren eisernen Nägel vertreten, wird die Habe der Wanderer, ihre Melkgefäße, Felle 2c., mitgeführt.

Auch aus dem Familienleben der Urzeit blicken uns finstere Züge entgegen. Greise, wenn sie zum Kampfe kraftlos geworden, gehen freiwillig in den Tod oder werden gewaltsam erschlagen; ähnlich auch unheilbare Kranke. Dem Häuptling folgen seine Knechte, Weiber, Pferde, die später in halbwildem Zustand in Herden gehalten werden (p. 19 u. 26 f.), und Hunde in das Grab nach; die Frau wird geraubt oder gekauft, das Neugeborne vom Vater aufgehoben oder verworfen und ausgesetzt. Aus dem Familienverbande und der Herrschaft des Patriarchen geht in weiterem Wachstum der erst engere, dann umfassendere des Stammes hervor; aber erst als aus dem halbnomadischen Ackerbauer der ansässige Baumgärtner geworden ist, bildet sich der Begriff des vollen Eigentums, erheben sich Rechts- und Eigentumsfragen mit dem Nachbar, gestaltet sich eine feste politische Ordnung (p. 105).

Die Sinnesweise eines viehschlachtenden Hirtenvolkes ist blutig und grausam, von Aberglauben erfüllt, von Zauberei geleitet. Die Naturgewalten haben noch keine menschlich-persönliche Gestalt angenommen: der Name Gottes bedeutete noch Himmel. Eine erste Regung der Abstraktion offenbart sich in der Ausbildung des Decimalsystems, dem aber der Begriff tausend noch fehlt. Im übrigen bildet die Sprache einen verhältnismäßig intakten, vielgegliederten, von lebendigen Gesetzen innerlich beherrschten Organismus, wie er nach Jahrtausenden die Freude und Bewunderung des Grammatikers ist, und wie er nur im Dunkel eingehüllten Geistes und unmittelbaren Bewußtseins wächst und sich entfaltet."

Die schroffe Stellung, welche das Hehnsche Werk gegenüber den bisherigen Aufstellungen der Sprachvergleicher über die indog. Urzeit einnimmt, wird in der öffentlichen Kritik, welche sich vorwiegend auf die Besprechung und fast einstimmige Anerkennung der in dem Titel des Buches gestellten Aufgabe und ihrer Lösung erstreckt, in ihrer Bedeutung für die Weiterentwicklung der linguistischen Paläontologie nicht scharf genug hervorgehoben.. Neben G. Curtius, welcher im Literarischen Centralblatt 1870 p. 553 die angeblich häufige Nichtberücksichtigung des Sanskrit seitens Hehns, wie bei der Besprechung des Hanfes (skrt. *çaṇá*), des Salzes (skrt. *sará* vgl. unten p. 58), der Weberei (W. *stâ*, *στήμων*, *ἱστός* rc.) tadelt und ebend. 1874 p. 1751 sich von der Beweisführung des Verfassers, „daß das Roß unsere Vorfahren auf ihrem großen Zuge durch die Welt noch nicht begleitete" überzeugt fühlt, sind es nur G. Gerland in der Jenaer Literaturzeitung 1875 Nr. 641 und W. Tomaschek Z. f. ö. G. 1875 p. 520 ff., welche der von uns charakterisierten Seite der Hehnschen Forschung ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden. Auch hier fehlt es nicht an Einreden. Ersterer findet, „daß der Verfasser gegen die Indogermanen überhaupt nicht gerecht werde" und den unzweifelhaft richtigen Gedanken, daß vieles, was jetzt allgemeines Eigentum scheine, doch nur Entlehnung sei, auf die Spitze treibe.

Auch begegne ihm (Hehn) hier und da, was Linguisten, welche ethnologische Untersuchungen anstellen, so leicht begegne, daß sie die wichtigsten, allgemeinsten, ethnologischen Resultate an dem dünnen Faden einer einzigen Wortgeschichte anknüpfen, welcher die Wucht einer solchen Folgerung zu tragen gar nicht im stande sei.*)

---

*) Ein berechtigtes Beispiel hierfür würden etwa die chronologischen Schlüsse bilden, welche Hehn (p. 289) aus den nordischen Namen des Haushahnes auf das Auftreten dieses Tieres im nördlichen Europa zieht. So schließt er z. B. aus der dem Germanischen (got. *hana*, altn. *hani*, ahd. *hano*) entlehnten finnischen Benennung des Hahnes *kana*, daß zur Zeit der Entlehnung die deutsche Lautverschiebung noch nicht eingetreten gewesen sei. Wie aber die Armut des finnischen Konsonantismus die germanischen Spiranten *f* durch *p* (*pelto* : *feld*), *th* durch *t* (*tarvet*: aglſ. *thearf*) wiedergibt, so spricht alles dafür, daß auch *k* in *kana* nur ein Notbehelf für *h* sei.

Charakteristisch für die sehr ausführliche Besprechung Tomascheks ist hingegen der Versuch, zahlreiche Bestandteile des indog. Kulturwörterschatzes nicht sowohl an die semitischen Sprachen, wie es Hehn mit Vorliebe thut, als vielmehr an die Idiome der nördlichen Völker, Finnen, Ugrier und Tataren anzuknüpfen. So soll die Sprache Zeugnis ablegen „für ein uraltes Nebeneinanderhausen und für gegenseitigen Kulturaustausch der nordischen und indogermanischen Stämme" (p. 532).

Im übrigen läßt sich ein Einfluß des Hehnschen Werkes in den nächstfolgenden Arbeiten der linguistischen Paläontologie noch nicht erkennen. Zwar ist dies kaum zu verwundern bei dem der ersten Auflage des Hehnschen Werkes fast gleichzeitigen Buche J. G. Cunos Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde Teil I 1871, in welchem p. 22—27 die Frage erörtert wird, ob das indog. Urvolk schon Ackerbau trieb. Cuno beantwortet dieselbe mit großer Zuversicht in bejahendem Sinne.

Seltsamer ist es, daß noch mehrere Jahre nach dem entscheidenden Angriff Hehns auf die ganze Methode der linguistischen Paläontologie ein Werk erscheinen konnte, welches das alte Thema wieder ganz in alter Weise behandelt, ohne die Hehnschen Gedanken auch nur mit einem Worte zu berücksichtigen. Es ist dies das im Jahre 1873 erschienene Buch A. Ficks Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, in welchem von p. 266—385 ein ziemlich ausführliches Bild der urzeitlichen Civilisation entworfen wird. Fick ist von einem heiligen Ingrimm gegen diejenigen erfüllt, welche den Glanz der indog. Urzeit zu trüben sich unterfangen. „Bei derartigen Versuchen," sagt er p. 268, „möglichst viel Schmutz in die Uranfänge der Menschheit hineinzubringen, spukt freilich immer der Darwinsche Vater der Affen und Menschen, ein Phantom, das für philosophierende Zoologen brauchbar sein mag, dessen man sich jedoch bei der Erforschung des Altertums der indog. Menschheit völlig entschlagen muß, da hier alles von guter Vernunft und gesunder Sittlichkeit durchdrungen erscheint." Diese „gute Vernunft und gesunde Sittlichkeit" weiß der Verfasser mit einer unvergleichlichen Kühnheit der Phantasie in dem Vokabelschatz der Urzeit zu entdecken. „Vater und Mutter," heißt es p. 267, „erkennen im Sohne, in der Tochter den künftigen

Vater und Hausherrn, die künftige Mutter und Hausfrau an, und so ist *sunu* und *dhugtar* ein Zeugnis der Achtung und Ehrfurcht, mit der die Kinder von den Eltern angesehen und behandelt wurden. Noch mehr: es liegt in dieser Benennung auch ein gutes Omen, daß Sohn und Tochter auch zur Vater- und Mutterstellung gelangen und nicht vorzeitig hingerafft werden sollen." Und warum das alles? Weil *sunu* und *dhugtar*, wenigstens nach Fick, „der zeugende" und die „säugende" bedeuten. Ein nicht minder tiefer Sinn liegt in der Bezeichnung des Enkels: es liegt darin ausgesprochen, daß der Enkel den Großeltern so nahe stand als der Sohn, daß sie die volle Vater- und Mutterliebe, mit der sie den Sohn gehegt, auf den Enkel, den verjüngten Sohn, übertrugen" (p. 276). Und warum das? Weil *napât*, *naptar* ursprünglich nicht nur den Enkel, sondern auch den Sohn, den Abkömmling überhaupt bedeutet.

Auf der andern Seite hat das Ficksche Buch durch die sorgfältige Sammlung des sich auf die europäischen Sprachen beschränkenden Kulturwörterschatzes, wie wir noch weiter sehen werden, ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um das Verständnis der indog. Urgeschichte sich erworben.

Zu bemerken ist noch, daß Fick im Gegensatz zu seinem Wörterbuch der indog. Grundsprache sowohl in dem hier besprochenen Werk als auch in seinem Vergleichenden Wörterbuch der indog. Sprachen (2. Auflage 1870—71, dritte 1874) nur solche Gleichungen für die Urzeit gelten läßt, welche durch die Übereinstimmung wenigstens e i n e r europäischen und e i n e r asiatischen Sprache zu belegen sind.

Sehr interessant ist es, die neueren Ansichten Th. B e n f e y s (vgl. oben p. 34 ff.) über Sprachvergleichung und Urgeschichte kennen zu lernen. Dieselben lassen sich nur aus drei kleinen Arbeiten dieses Gelehrten zusammenstellen, einer Rezension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1875 p. 208 f. (über ein Schriftchen Der Hopfen, seine Herkunft und Benennung; zur vergleichenden Sprachforschung 1874. Vgl. Literarisches Centralblatt 1875 Nr. 12) und zwei Aufsätzen in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung 1875, welche betitelt sind: Rasiermesser in indogermanischer Zeit Nr. 96 und Die Indogermanen hatten schon vor ihrer Trennung sowohl Salz als Ackerbau Nr. 208. Bemerkenswert durch seine

methodischen Betrachtungen ist zunächst der Aufsatz über das Rasiermesser in indog. Zeit. Die Veranlassung zu demselben bot ein von W. Helbig in Rom gehaltener Vortrag Eine uralte Gattung von Rasiermessern (Ein Referat darüber findet sich in der Allgemeinen Zeitung 1874 Beil. Nr. 352 und der Vortrag selbst in Im neuen Reich 1875 p. 14 f.), in welchem unter anderem aus dem Umstand, daß in der Nekropole von Alba Longa, welche uns „einen Begriff von dem indoeuropäischen Zustand der *Prisci Latini*“ zu geben geeignet ist, Rasiermesser nicht gefunden worden sind, der Schluß gezogen wird, daß dieselben auch dem Bildungskapital „der indoeuropäischen Rasse vor ihrer Trennung“ gefehlt haben müßten. Da nun gerade Benfey früher auf die Fick'sche Gleichung skrt. *kshurá* = *ξυρόν* hin das Rasiermesser den Indogermanen zugesprochen hatte, so lag es ihm nahe, dasselbe als ein schon urzeitliches Verschönerungsmittel dem Angreifer gegenüber in Schutz zu nehmen. Benfey ist nicht geneigt auf die bloße Thatsache hin, daß ein Wort nach Form und Bedeutung in mehreren indog. Sprachen übereinstimme, den von demselben bezeichneten Begriff ohne jede weitere Untersuchung der Urzeit zuzuweisen. Er nimmt dafür zunächst nur das Präjudiz seiner Ursprünglichkeit in Anspruch, das aber durch drei Möglichkeiten schon vom rein sprachlichen Standpunkt aus sich als ein irriges oder zweifelhaftes erweisen könne; nämlich erstens, wenn nachzuweisen sei, daß die eine Sprache das Wort aus der anderen entlehnt habe; zweitens wenn beide es einer dritten entlehnt hätten, und schließlich als zweifelhaft, wenn sich erweisen lasse, daß die Bildung unabhängig von einander nach der „Besonderung“ gestaltet werden konnte. Diese letztere Möglichkeit träte bei allen Wörtern ein, „welche einerseits aus Basen und Formationselementen gebildet sind, die sich in den betreffenden Sprachen so lebensvoll erhalten haben, daß sie auch nach der Trennung sich zu verbinden vermochten, andrerseits zugleich die etymologische Bedeutung einer derartigen Verbindung bewahrt oder wenigstens sich nicht sehr wesentlich von ihr entfernt haben.“ Als Beispiel eines solchen Falles führt Benfey die Gleichung von griech. *τέρψις* (aus *τερπ-τι*) und skrt. *tṛpti* an, welche deshalb nicht als notwendiges Erbgut indog. Vorzeit gelten könne, weil sich sowohl die ursprüngliche Verbalwurzel *tarp* als auch

das Abstracta bildende Suffix *-ti* lebenskräftig im Griechischen und im Sanskrit (*τέρπω, trpnômi*) erhalten habe. Keine dieser drei Möglichkeiten sei nun auf die Gleichung skrt. *kshurá* = griech. *ξυρόν* anwendbar; denn was die dritte, hier einzig zu erwägende anbetreffe, so sei die zu Grunde liegende Verbalwurzel *ksu* nur noch im Griechischen *ξέω* (*ξέF-ω*) bewahrt, das Suffix *-ra* (*-ρο*) aber in keiner von beiden Sprachen mehr mit lebendiger Bildungskraft begabt.

Aber Benfey macht sich noch einen weiteren Einwand. „Bei der Länge der Zeit nämlich, welche nach der Trennung der Griechen und des Sanskritvolkes vom Grundstamm verflossen ist, ist die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß auch noch nach derselben im Sanskrit oder dessen nächster Grundlage, dem Arischen, der Reflex des Verbums *ξυ-* und im Griechischen sowohl als Sanskrit auch das Affix *-ra* in seiner kategorischen Bedeutung einige Zeit fortbestand und ihr die unabhängige Bildung beider Wörter angehöre.“ Allein dieser Einwand wird nach Benfey beseitigt durch die völlige Bedeutungsidentität der beiden Wörter; denn „die Bedeutung „Rasiermesser“ oder ursprünglich vielleicht nur „Instrument zum Bartscheeren“ liegt von der kategorischen oder etymologischen „geschabt“ (*ξέω* „schaben“) so weit ab, daß es der wunderbarste und unerklärbarste Zufall wäre, wenn beide Sprachen unabhängig von einander von dieser zu jener gekommen wären.“ *)

Aber trotz der Argumente, welche für die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Rasiermesser sprechen, ist Benfey keineswegs geneigt, den „linguistischen Standpunkt für den einzigen zu halten, von welchem aus derartige Fragen vollständig entschieden werden können.“ Ja, er würde sogar seinen sprachlichen Beweisen gegenüber einen Zufall für möglich halten, wenn „sich z. B. durch historische Dokumente unabweislich feststellen ließe, daß die Indogermanen vor ihrer Spaltung noch keine Instru-

*) Helbig hält in seiner Antwort auf den Benfeyschen Vortrag (Allgemeine Zeitung 1875 Beil. Nr. 117) dieser Beweisführung die Möglichkeit entgegen, daß das Wort ursprünglich ein scharfes zum Abschaben bestimmtes Instrument — etwa das primitive Werkzeug, mit dem man die Hare von dem Tierfell entfernte — bezeichnete und erst später auf den verwandten Begriff des Rasiermessers übertragen wurde.

mente zum Bartscheeren hatten." Was aber soll, so fährt seine Argumentation fort, der Umstand beweisen, daß bei den Ausgrabungen von Alba Longa keine Rasiermesser gefunden worden sind? Sind diese Denkmäler altitalischer Kultur nicht von jener grauen indog. Vorzeit durch einen Zeitraum getrennt, der „lang genug war, um von der indogermanischen Kultur so viel einzubüßen und durch Schöpfung einer neuen so viel zu gewinnen, daß diese Reliquien nichts weniger als die Zustände der indogermanischen Einheit darzustellen vermögen?" — „Und wäre es denn unmöglich, daß die Vorväter der *Prisci Latini* auf ihrer langen Wanderung aus dem indogermanischen Stammsitz in ihre neue Heimat, die gewiß unter großen Leiden, Bedrängnissen und Entbehrungen lange Zeit hindurch dauerte, die Lust und Kunst sich den Bart abzunehmen und somit auch die Instrumente dazu einbüßten?"

Hiermit aber sind wir bei einer für die Weiterentwicklung der linguistischen Paläontologie höchst verhängnisvollen Grundanschauung Benfeys angekommen. Derselbe hat mit Aufmerksamkeit, wie aus seinen Schriften hervorgeht, die Angriffe verfolgt, welche V. Hehn, gestützt auf die geschichtlich überlieferte niedere Gesittung vieler indogermanischer Völker, gegen die von ihm und anderen vertretene Annahme einer verhältnismäßig schon hoch kultivierten Urzeit richtet, verfolgt und versucht dieselben zu parieren, indem er die Behauptung aufstellt: Die historische Überlieferung über die geschichtlichen Anfänge der Einzelvölker kann gar nicht maßgebend sein für die Epoche der Urzeit, welche von jenen durch Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende getrennt ist, d. h. durch einen Zeitraum, innerhalb dessen durch Einbuße des alten und Erwerbung neuen Kulturkapitals ein völliger Umschwung der Dinge möglich war. Namentlich wird die Möglichkeit des Verlustes alten Kulturguts hervorgehoben. „Wem," heißt es in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1875 p. 210, „gegen die Annahme jener uralten verhältnismäßig hohen Kultur der Umstand zu sprechen scheint, daß wir sie (die Indogermanen), insbesondere den nördlichen Zweig der europäischen Indogermanen, im Anfang ihrer Geschichte in einem, im Verhältnis dazu, keineswegs hervorragenden Kulturzustand finden, der möge bedenken, durch welche

unwirtliche Länder sie nach ihrer Abtrennung zu wandern und welche Kämpfe sie zu bestehen haben mochten, bis sie sich neue und stetige Sitze angeeignet hatten. Daß sie dadurch viel von ihrem mitgebrachten Kulturvorrat einbüßen mußten, läßt sich schon vornweg vermuten; über manche dieser Einbußen geben uns aber auch die Sprachen zuverlässigen Nachweis." Als Beispiele eines solchen Herabsinkens von einer einst höheren Stufe der Gesittung führt Benfey zwei Fälle an. So sei, wie aus der Vergleichung von griech. *χίλιοι* mit skrt. *sa-hásra* hervorgehe (*sa* in dem Sanskritwort bedeute „eins" uud entspreche dem griechischen *ἑ* in *ἑ-κατόν* = *centum*), der Begriff „tausend" schon dem Urvolk aufgegangen. Diejenigen indog. Völker aber, welche das jenen Begriff bezeichnende Wort eingebüßt hätten, seien „nach ihrer Abtrennung in Zustände geraten, in denen sie so selten oder endlich so gar keine Veranlassung fanden, sich dieses Zahlwortes zu bedienen, daß sie das alte Wort ganz aus dem Gedächtnis verloren" (vgl. Benfeys frühere Ansicht über diesen Punkt vgl. oben p. 34). Auch das Gold und Silber war nach Benfeys Meinung schon dem Urvolk bekannt. Jenes hieß *gharta*, dieses nannten sie *arg-anta* oder *arg-ura*. Aus dem Umstand aber, daß die Griechen und Italer nur die Namen für Silber (*ἄργυρος-argentum*), die Germanen und Slaven nur den für Gold (*gulþ-zlato*) bewahrt haben, folge das allein, daß jene auf ihrer Wanderung zwar Silber, aber nicht Gold, diese umgekehrt Gold, aber nicht Silber antrafen. „So verloren sie die alten Namen aus dem Gedächtnis und mußten, als sie wieder häufiger, jene mit Gold, diese mit Silber in Berührung kamen, für deren vergessene Bezeichnungen sich andere verschaffen, gerade wie dies bei den Römern u. s. w. mit der Bezeichnung der Zahl der „Tausend" geschah."

Von den ferneren Anschauungen Benfeys über das Kulturkapital der Urzeit verdient seine Behauptung, daß die Indogermanen bereits die Würze des Salzes gekannt hätten (dasselbe war auch die Meinung Müllers und Schleichers) eine besondere Beachtung, insofern sie lehrt, wie unsicher zuweilen die bedeutendsten Gelehrten über die sprachliche Grundlage einer wichtigen kulturhistorischen Aufstellung sein können. Wie wir oben sahen, hatte V. Hehn die Bekanntschaft der Indogermanen

mit dem Salze geleugnet, weil das europäische Wort für dasselbe keinen Wiederhall in den asiatischen Sprachen fände. Dies tadelt wie oben (p. 51) Curtius auch Benfey in dem genannten Aufsatze über das Salz (Beilage der Allg. Zeitung Nr. 208), indem er auf das zuerst von ihm (Griech. Wurzellexikon I, 59) zu den europäischen Wörtern gestellte skrt. *sará* hinweist, welches auch durch das Petersburger Wörterbuch, wenigstens in der adjektivischen Bedeutnng „salzig" bestätigt werde. Nun aber wendet gerade der eine der beiden Herausgeber dieses für die sanskritische Wortforschung fundamentalen Werkes, Otto Böhtlingk, in einer Zuschrift an die Jenaer Litteraturzeitung (1875 Nr. 643) ein, daß er dieses Wort für völlig ungeeignet halte, um kulturhistorische Schlüsse von solcher Tragweite darauf zu bauen, da dasselbe in der angegebenen Bedeutung nur bei dem schon oben (vgl. p. 28) genannten Lexikographen des XII. Jahrh. n. Ch. Hemacandra nachzuweisen sei.

Die Behauptung endlich, daß die Indogermanen ganz sicher vor ihrer Trennung Ackerbau schon betrieben, gründet Benfey im wesentlichen auf den Nachweis der formalen und begrifflichen Identität von skrt. *urvárâ* und griech. *ἄρουρα* „Saatfeld" (lat. *arvum*). Die diesen Wörtern zu Grunde liegende Wurzel *ar* habe schon vor der Trennung eine Thätigkeit bezeichnet, durch welche Land bestellbar gemacht wurde. Die Notwendigkeit eines Bekanntseins der Indogermanen mit dem Pfluge, an dessen Stelle man sich der Hände, eines Baumastes &c. bedienen konnte, sei damit nicht gefordert. Als nach der Trennung dann bessere Methoden der Agrikultur bekannt wurden, bediente man sich zur Bezeichnung derselben in den europäischen Sprachen eines von der genannten Wurzel abgeleiteten Verbums *ar-aja* (lat. *arare*, griech. *ἀρόω*, got. *arjan*), in den asiatischen Sprachen einer ganz anderen, ursprünglich „ziehen" („Furchen ziehn") bedeutenden Wurzel *karsh*.

In derartigen Erörterungen schien das Interesse der vergleichenden Sprachforscher an prähistorischen oder überhaupt kulturhistorischen Fragen für geraume Zeit verklingen zu wollen. Je mehr die siebziger Jahre sich ihrem Ende zuneigten, in um so höherem Grade wurden alle auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik verfügbaren Kräfte durch den Kampf in Anspruch

genommen, welchen die Behandlung neu auftauchender, weittragender, aber zunächst nur rein grammatische Dinge betreffender Fragen namentlich in Deutschland entzündete. Das erhöhte Interesse an der Sprachform drängte naturgemäß dasjenige am Sprachinhalt für einige Zeit in den Hintergrund. Dazu kam, daß die Ergebnisse, welche sich allmählich aus diesem Streit der Meinungen abklärten, die Annahme einer größeren Ursprünglichkeit des bunten europäischen Vokalismus vor dem einfarbigen der beiden arischen Sprachen, das immer mehr an Anhängern gewinnende Axiom ausnahmslos wirkender Lautgesetze, die Entdeckung neuer Grundlaute in dem System der Ursprache, wie der beiden k-Reihen oder der silbenbildenden Nasale und Liquiden, die Ermittlung der Ablautsgesetze auch in den nicht germanischen Sprachen und anderes die Etymologie, auf der doch alle linguistische Paläontologie beruhte, in neue Bahnen drängten. Die Wörterbücher von Pott und Benfey, ja selbst die von Fick und G. Curtius (Grundzüge der griechischen Etymologie), begannen rasch zu veralten. Wie überall ging aber auch hier das Einreißen schneller als das Aufbauen, und auch heute noch fehlt es fast auf allen indog. Sprachgebieten an zuverlässigen Zusammenstellungen desjenigen etymologischen Wissens, welches nach den heutigen Anschauungen als gesichert gelten kann.

Zuerst versuchte im Jahre 1883 der Verfasser in der ersten Auflage des vorliegenden Werkes den brach liegenden linguistisch-historischen Studien sich wieder zuzuwenden, indem er einerseits in die Methode dieses Wissenszweiges tiefer einzudringen, andererseits unter hauptsächlicher Betonung der Geschichte der Metalle bei den indog. Völkern einen Überblick über die Civilisation der Urzeit zu entwerfen unternahm. Im Jahre 1886 hat der Verfasser sodann noch eine einzelne Seite indogermanischer Kulturgeschichte „Die Ursprünge des Handels und Wandels in Europa“ in dem ersten Teil seiner „Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde“ *) dargestellt.

---

*) Eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der kritischen Besprechungen dieser beiden Bücher findet man in Bursians Jahresbericht (LVI, 199 ff.)

Eine Zusammenstellung des Wortschatzes, welchen er für indogermanisch und für kulturhistorisch wichtig hält, hat endlich noch M. Müller in den *Biographies of words* (*the earliest Aryan civilisation* p. 128—198) London 1888 gegeben.

Es ist begreiflich, daß der auf indogermanischem Gebiete ausgebildete Gedanke, vermittels der Sprachvergleichung in die Urzeit verwandter Völkergruppen einzubringen, auch auf das Bereich anderer Sprachfamilien übertragen werden mußte, wenn nur die genealogische Einheit derselben zu erweisen war. Namentlich mußten von vornherein die Verhältnisse der semitischen Sprachen für linguistisch-historische Zwecke sehr geeignet erscheinen. Das Verbreitungsgebiet der semitischen Völker ist in geographischer Beziehung ein engeres und einheitlicheres als das der Indogermanen. Dazu sind die semitischen Sprachen, in den festen Rahmen des dreikonsonantigen Stammes gebannt, minder gewaltigen Veränderungen in Form und Bedeutung ausgesetzt gewesen. Uralte Überlieferungen, wie die asiatischen Keilinschriften und die Bibel, führen zu den ersten geschichtlichen Anfängen des semitischen Stammes zurück. Trotzdem wurde erst im Jahre 1875 durch einen geistvollen Aufsatz A. v. Kremers Semitische Kulturentlehnungen aus dem Pflanzen- und Tierreiche*) (Ausland 1875 Nr. 1, 2, 4, 5) der Versuch gemacht, die semitische Vorzeit mit Hilfe der Sprache zu erschließen. Wie Hehn bei den indogermanischen, so sucht Kremer bei den semitischen Völkern, indem er die Entwicklung derselben von ihrer von ihm angenommenen centralasiatischen Heimat bis zur arabischen Halbinsel, dem südlichsten Punkte des in Asien von Semiten besetzten Gebietes, verfolgt, die nationalen und die von außen zugebrachten Kulturelemente des Pflanzen- und Tierreiches streng zu unterscheiden. Die Abhandlung beginnt mit dem Nachweis, daß die Semiten vor der Dialektbildung das Kamel, aber nicht die Palme und den Strauß kannten. Die Schlüsse, welche Kremer hieraus auf die geographische Lage der semitischen Urheimat zieht, werden uns an einer anderen Stelle beschäftigen.

---

*) Auch als gesonderte Abhandlung erschienen Stuttgart 1875; besprochen von G. Weil Jenaer Literaturzeitung 1875 p. 370 f.

Hiernach geht Kremer zu einer Bestimmung des ältesten semitischen Kulturkapitals über: „Spärlich," heißt es p. 4 f., „war die erste Ausstattung und der Zehrpfennig, den die Ursemiten aus der Heimat mitnahmen. Das kostbarste Haustier, das Kamel, brachten sie mit, und nur mittels dieses ausdauernden Lasttieres konnten sie so weite und unwirtsame Landstriche durchziehen. Auch der geduldige Langohr, der Esel, bot schon damals seinen elastischen Rücken, denn sein Name ist in sämtlichen semitischen Dialekten derselbe (arab. *ḥimâruⁿ*, hebr. *hămôr*) und bedeutet soviel als „der Rote". Nebst dem Esel begleitete die Ursemiten als treuer Gefährte und unentbehrlicher Gehilfe des Hirten und Jägers der Hund. Auch Ziegen und Schafe waren ihnen nicht fremd; aber es fehlte gänzlich das zahme Geflügel, Enten, Hühner und Gänse; auch die Katze hatte sich damals noch nicht an das häusliche Leben gewöhnt. Unter den Tieren, die vor der Dialektbildung den Semiten gänzlich unbekannt waren, ist der Storch, der Pelikan, der Büffel und Affe hervorzuheben." Von Kulturpflanzen waren den Semiten schon vor der Dialektbildung Gerste, Weizen, Linsen, Bohnen, Zwiebel und Lauch bekannt; doch bezweifelt Krämer, daß die ältesten Stämme, die „als Nomaden und Jäger" herumschweiften, dieselben schon in der Urzeit anzubauen verstanden. Ihre Kultivierung erfolgte vielmehr wahrscheinlich erst nach der Einwanderung der Semiten in die mesopotamische Ebene. Hier nämlich, in der babylonisch-mesopotamischen Niederung entstand nach Kremer (vgl. p. 25) das erste und älteste semitische „Kulturcentrum", und zwar in einer Zeit, als die Dialekte der semitischen Völker sich noch nicht differenziert hatten. Hier bildeten sich die allen oder den meisten semitischen Sprachen gemeinsamen Benennungen der Weintraube, des Weingartens, der Feige, Olive und Mandel, des Granatapfelbaums und anderer Fruchtbäume. Hervorzuheben ist noch, daß Kremer auch das Pferd für einen ziemlich späten Kulturerwerb der Semiten hält (p. 5). Und zwar weise der hebräische und aramäische Name des Tieres *sus* auf indog. skrt. *áçvas*, der arabische *faras* auf Persien (hebr. *Pâras*) hin (?).

Die von A. v. Kremer begonnenen Untersuchungen wurden, was wenigstens die semitische Tierwelt anbetrifft, in einem sehr gründlichen Werke fortgesetzt von Fritz Hommel Die Namen

der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern Leipzig 1879. Nach ihm (vgl. p. 405) würde die ursemitische Säugetierfauna bestehen aus: Löwe, Pardel, Wolf, Fuchs, Hyäne, Bär, Wildkatze, Wildschwein, Wildochs, Wildesel, Hirsch, Gazelle, Steinbock, Hase, Igel, Klippdachs, Maulwurf, Feldmaus, sowie aus den Haustieren: Pferd, Esel, Kamel, Ziege, Schaf, Rind und Hund. Hommel weicht also insofern von den Aufstellungen Kremers ab, als er das Pferd der Reihe der von den Ursemiten gezähmten Tiere zuschreibt. Aus hebr. *pârâsh* „Reiter“ (Denominativ von einem vorauszusetzenden *pârâsh* „Pferd“) und arab. *sâ'is* „Rosselenker“ (: arab. **sûs* „Pferd“) glaubt er vielmehr (vgl. p. 44 bis 46) ein ursem. *parašu* in der Bedeutung „Streitroß“ folgern zu müssen. Auch stimme dies zu der aus ursemitischen Wörtern wie *saipu* ‚Schwert“, *kaušatu*„ Bogen“, *rumḥu* „Lanze“ *amatu* „Kriegsgefangener“ hervorgehenden Kriegstüchtigkeit des semitischen Urvolks.

In einer schwierigeren Lage befindet sich der Sprachforscher einem anderen Sprachstamm gegenüber, welcher durch seine nahen Berührungen mit indog. Gebiete und sein Herüberreichen auf Europas Boden auch in kulturhistorischer Beziehung (vgl. oben p. 52) ein besonderes Interesse darbieten würde, dem ural-altaischen (turanischen ꝛc.). Denn auf der einen Seite hat die Ausdehnung dieses Sprachstammes nach dem südlichen und östlichen Asien hin noch nicht genügend wissenschaftlich festgestellt werden können, auf der anderen Seite ist selbst bei denjenigen Zweigen dieses Stammes, welche durch eine unzweifelhafte nähere Verwandtschaft mit einander verbunden sind, den finnisch-ugrischen, samojedischen und türkisch-tatarischen die Linguistik noch zusehr mit der Fixierung und Darstellung der Einzelgrammatiken beschäftigt, als daß die Aufstellung einer Urgrammatik und eines Urwortschatzes des ganzen Sprachstamms zum Abschluß hätte kommen können. In neuerer Zeit hat sich namentlich H. Winkler (Ural-altaische Völker und Sprachen Berlin 1884) sowohl nach der anthropologischen wie nach der linguistischen Seite hin, um die Bestimmung der Grenzen dieses Sprachstammes, in die er auch das Japanische glaubt einschließen zu dürfen, verdient gemacht.

In jedem Fall ist es dankenswert, daß man wenigstens einzelne Teile dieses ungeheueren Völker- und Sprachengebietes

in ihrer vorhistorischen Entwicklung mit Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft aufzuhellen versucht hat. Eigenartig ist zunächst der Punkt, von welchem aus man in die Vorzeit der finnisch-ugrischen Kulturentwicklung vorzubringen versucht hat. Die überaus große Zahl germanischer und lituslavischer Lehnwörter nämlich, welche sich auf fast allen Gebieten der menschlichen Kulturentwicklung in den westfinnischen Sprachen findet, von denen namentlich die germanischen zum Teil auf Grundformen zurückgehen, welche ursprünglicher sind als die in den ältesten nordischen und gotischen Quellen uns überlieferten Sprachformen, läßt keinen Zweifel daran aufkommen, daß jene Völker bei ihrem Vorrücken von den Gegenden des Ural zu den Gestaden des Weißen Meeres, des Bottnischen und Finnischen Meerbusens Jahrhunderte hindurch dem Kultureinfluß ihrer höher gebildeten Nachbaren ausgesetzt gewesen sind. Von diesen Lehnwörtern wurde den germanischen schon frühzeitig von Männern wie Rask, J. Grimm, Dietrich u. a. Beachtung geschenkt, bis dieselben in einer sehr gründlichen Untersuchung von W. Thomsen Über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen, aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers Halle 1870, zusammengestellt und besprochen wurden. Während aber Thomsen in dem genannten Werke mehr die grammatische Bedeutung jener Lehnwörter für die Erkenntnis der germanischen und finnischen Sprachformen ins Auge faßte als die kulturhistorische (vgl. jedoch p. 114 bis 127), veröffentlichte im Jahre 1875 der bekannte schwedische Sprachforscher A. Ahlqvist in Helsingfors ein Buch Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen, ein Beitrag zu der älteren Kulturgeschichte der Finnen, in welchem der Wortschatz der westfinnischen Sprachen in kulturgeschichtliche Abschnitte geordnet und auf seine Genuität sorgfältig untersucht wird. Indem nun Ahlqvist alle durch ihre fremdländischen Bezeichnungen sich als entlehnt erweisenden Kulturbegriffe aussondert und die genuinen finnischen Wörter, wenn er dieselben durch die Übereinstimmung der ostfinnischen Sprachen (Ostjakisch, Wogulisch, Syrjänisch, Wotjakisch, Mordwinisch 2c.) bestätigt findet, zur Rekonstruierung einer urfinnischen Kultur zusammenstellt, versucht er ein Bild des Kulturzustandes zu entwerfen, welchen die Finnen zur Zeit ihrer Einwanderung in die baltischen Länder einnahmen.

„Sie nährten," heiße es p. 254—267, „sich vornehmlich von dem Ertrage der Jagd und der Fischerei. Ihr vorzüglichstes Haustier war der Hund, aber auch das Pferd und die Kuh waren ihnen nicht unbekannt, obwohl sie aus der Milch der letzteren weder Butter noch Käse zu bereiten verstanden. Das Schaf, die Ziege und das Schwein lernten sie erst hier an der Ostsee kennen. Der Ackerbau scheint ihnen nicht völlig unbekannt gewesen zu sein, allein sie trieben nur den nomadischen Ackerbau, ohne das Schwenden (Roden), und von den Getreidearten kannten sie nur die Gerste und von den Wurzelfrüchten nur die Rübe. Die Wohnung einer Familie war eine Hütte (*kota*), welche aus kleineren gegen einen Baumstamm oder gegen einander kegelförmig aufgerichteten Bäumen oder Stangen bestand, die zum Winter mit Fellen überzogen wurden; eine andere Art der Wohnung war *sauna*, eine in die Erde gegrabene Höhlung mit einem Dache über der Erde. Die innere Einrichtung einer solchen Wohnung war höchst einfach: sie hatte eine Thüröffnung, einen Rauchfang oben, eine aus einigen losen Steinen bestehende Feuerstelle mitten im Gemach, allein keinen Estrich, auch kein Fenster; denn das Licht fiel entweder durch die geöffnete Thür oder auch durch den Rauchfang. Die Kleidung bestand ausschließlich aus Fellen, die Kleider wurden von der Hausmutter mit Knochennadeln genäht, — die Männer verfertigten Böte, sowie Jagd- und Fischereigerätschaften. Von den übrigen Gewerben und Handwerken scheint nur das Schmiedehandwerk von Alters her unter unsern Vorfahren heimisch gewesen zu sein, obwohl es zweifelhaft sein kann, inwiefern sie die Schmiedekunst aus der Urheimat mitgebracht haben. Was die Verfertigung von Zeugen anbetrifft, so scheinen sie keine andere Art gekannt zu haben als vielleicht die Filzbereitung, jedoch konnten sie auch mit der Spindel Fäden aus den Fibern einer Nesselart spinnen. Das Schaf wurde ihnen erst hier (an der Ostsee) bekannt, sowie die Kunst, aus dessen Wolle Garn oder Zeuge zu bereiten. Dagegen verstanden sie es, Felle zu gerben, sowie die Nesselfäden oder die gegerbten Felle als Sommerkleider mit einigen einfachen Farben zu färben. Städte gab es keine. Das Familienleben scheint bei unseren Voreltern ziemlich ausgebildet gewesen zu sein. Die zahlreichen Benennungen auf diesem Gebiete sind zum größten

Teil genuin und zum großen Teil den verschiedenen finnischen Sprachen gemeinsam. Eine Art Gemeinde mit dem Namen *pitäjä* scheint es wenigstens bei einem Teil der Jämen gegeben zu haben, sowie auch ein gewähltes Gemeinde- oder Kriegsoberhaupt. Richter gab es nicht, auch nicht erbliche Fürsten oder irgendwelche Staatenbildung."

Seine Darstellung der ältesten finnischen Kultur, die wir im Auszug mitgeteilt haben, findet Ahlqvist bestätigt durch die Vergleichung des Zustandes, in welchem sich noch heute die Gesittung der östlich-finnischen Völker befindet, von denen der Verfasser namentlich die Wogulen mit Rücksicht auf ihren Kulturzustand näher schildert. Lehrreich ist ferner der Hinweis auf die Lehnwörter der ungarischen Sprache in Vergleich mit denen der finnischen, woraus hervorgehe, daß die Ungarn bei ihrem späteren Einzug in Europa aus den südlichen Gegenden des Ural ungefähr desselben Kulturkapitals noch ermangelten, wie die Finnen bei ihrem Eintreffen an der Ostsee.

Eine ähnliche Arbeit wie die Ahlqvists endlich liegt auf dem Gebiete der türkisch-tatarischen Sprachen von H. Vámbéry vor: Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes auf Grund sprachlicher Forschungen &c. Leipzig 1879. Aus dem genannten Buche, von welchem ein kleiner Teil bereits im Ausland 1879 erschien, soll so viel mit Gewißheit hervorgehen, daß der türkisch-tatarische Sprachstamm für sprachlich-kulturhistorische Forschungen ein in vielen Beziehungen reichere Früchte versprechendes Feld als die indogermanischen und semitischen Sprachen biete. Die große Stabilität der türkisch-tatarischen Sprachen, durch welche bewirkt werde, daß noch heute der Jakute an der Lena den Türken aus Anatolien oder Rumelien besser verstehen würde als der Schweizer den Siebenbürgen (p. 15), die Durchsichtigkeit und Klarheit des Wortschatzes in seiner etymologischen Grundbedeutung, vor allem aber die Originalität der aus dem eigensten Genius der Sprache geschaffenen Kulturwörter, welche nur durch einen mäßigen Strom iranischer Lehnwörter beschränkt werde (p. 35), ließen es als nicht zu schwierig erscheinen, mit ziemlicher Genauigkeit den Kulturzustand des turko-tatarischen Urvolkes festzustellen, als dasselbe noch in seinen vermutlichen Wohnsitzen zwischen den westlichen Ausläufern des Altai und

dem Kaspisee (p. 14) saß. Bilden doch auch hier die fast völlig ursprünglich gebliebenen Kulturverhältnisse kirgisischer oder turkomanischer Stämme, ehe noch der russische Einfluß zu ihnen drang, das passende Korrektiv für die Erschließung des ältesten Kulturzustandes des ganzen Sprach- und Völkerzweiges (p. 34).

Leider tritt nun dieses Bild der primitiven türkisch-tatarischen Kultur in dem Vámbéryschen Werk nicht mit einer genügenden Deutlichkeit hervor.

Der Verfasser, durch dessen Darstellung sich wie ein roter Faden die Absicht hindurchzieht, zu beweisen, „daß Denkkraft und geistiges Vermögen Ariern sowohl als Ural-Altaiern in gleicher Weise eigen ist und eigen sein kann, daß aber andererseits dem zeitweiligen Hervorragen gewisser Gesellschaften auf dem Gebiete des Denkens und des Sinnens nicht ethnische, sondern einzig und allein politisch-sociale und bisweilen auch geographische Motive zu Grunde liegen“ (p. 48), findet die beste Bestätigung seiner Ansicht in den überaus sinnigen und deutlichen etymologischen Grundbedeutungen des turko-tatarischen Wortschatzes. Es ist daher der sprachschöpferischen Thätigkeit des „türkischen Urmenschen“ (!) der größte Teil des Buches gewidmet, ohne daß dadurch für die Erkenntnis der turko-tatarischen Urzeit, d. h. der dem Auseinandergehen der türkisch-tatarischen Völker voraufliegenden Epoche etwas gewonnen würde. Nicht darauf kommt es an, zu beweisen, daß, um mich eines Beispiels zu bedienen, *temir* „Eisen“ eigentlich das „feste, dichte, starke“ bedeute, und auszuführen, was sich „der primitive Mensch der turko-tatarischen Rasse“ unter dieser Bildung gedacht habe (p. 174), sondern das kulturhistorisch wichtigste ist, festzustellen, ob das angeführte Wort schon in der vordialektischen Zeit das Eisen bezeichnet habe, und somit dieses Metall bereits der turko-tatarischen Urzeit bekannt gewesen sei.

Aber auch da, wo Vámbéry wirklich bemüht ist, positive Resultate für den Bestand der primitiven turko-tatarischen Kultur zu ermitteln, verwickelt er sich in die sonderbarsten Widersprüche (vgl. z. B. Abschnitt V : XVI über die Katze, p. 38 : 216 über die Getreidearten), so daß dem Buche, das als der einzige Versuch einer linguistischen Erforschung turko-tatarischer Verhältnisse

vor der Hand nicht zu entbehren ist, nur ein beschränkter wissenschaftlicher Wert zukommt.

In neuester Zeit hat H. Vámbéry in einem umfangreichen Werk Der Ursprung der Magyaren, eine ethnologische Studie Leipzig 1882 auch die ursprüngliche Kultur der Magyaren, welche er der turko-tatarischen Klasse des ural-altaischen Sprachstammes für näher stehend erachtet als der finnisch-ugrischen, mit historischen und linguistischen Mitteln festzustellen gesucht (vgl. III. Abteilung Kulturmomente p. 261--391).

III. Kapitel.

Die Annahmen indog. Völkertrennungen in ihrer kulturhistorischen Bedeutung. *)

(Mit einem Anhang über die Erforschung der Lehnwörter in den indog. Sprachen.)

Es ist schon in unserem ersten Kapitel gezeigt worden, wie der Entdeckung des indog. Sprachstammes die Beobachtung auf dem Fuße folgte, daß innerhalb des Kreises der indog. Sprachen einige durch die treuere Bewahrung alten oder durch die gemeinsame Schöpfung neuen Sprachgutes zu einer engeren Einheit verbunden würden. Zu einer entscheidenden Beantwortung dieser mehr im Vorübergehn behandelten Frage war man indessen noch nicht vorgedrungen. Es war daher wünschenswert, daß man diesem für Sprachen- und Völkergeschichte gleich wichtigen Gegenstand seine volle Aufmerksamkeit zuwendete. A. Schleicher war es, welcher sich in einer stattlichen Reihe von Abhandlungen, deren erste 1853 in der Kieler Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur p. 786—787 (Die ersten Spaltungen des indog. Urvolks) erschien, dieser Aufgabe unterzog. Wir werden nun zunächst ein Bild von den Ansichten dieses Forschers gewinnen müssen, und zwar in der Weise, daß es uns in erster Linie auf die Darstellung der geographisch-ethnographischen Anschauungen ankommt, welche den Schleicherschen Völkergruppierungen zu Grunde liegen.

Zuvörderst ist hervorzuheben, daß Schleicher den Anfang

---

*) Vgl. J. Jolly Über den Stammbaum der indog. Sprachen Z. f. Völkerpsych. u. Sprachw. VIII, 15—39 u. 190—205, B. Delbrück Einleitung in das Sprachstud.[2] Kap. VII, H. v. d. Pfordten Die Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indog. Sprachen Ausland 1883 Nr. 3.

der sprachlichen Differenzierung bereits in die indog. Urzeit hineinverlegt. Er beschreibt dies in seinem Schriftchen Die Darwinsche Theorie und Sprachwissenschaft 1863 p. 15 wie folgt: „Nachdem sie (die Ursprache) von einer Reihe von Generationen gesprochen ward, während dem wahrscheinlich das sie redende Volk sich mehrte und ausbreitete, nahm sie auf verschiedenen Teilen ihres Gebietes ganz allmählich einen verschiedenen Charakter an, so daß endlich zwei Sprachen aus ihr hervorgingen. Möglicher Weise könnten es auch mehrere Sprachen gewesen sein, von denen aber nur zwei am Leben blieben und sich weiter entwickelten.“ Es ist hiernach zu betonen, daß Schleicher die Entstehung zweier (oder mehrerer) neuer Spracharten aus der einheitlichen Grundsprache sich allein durch den im Wesen der Sprache liegenden Differenzierungstrieb herbeigeführt denkt, ohne zunächst die Annahme einer räumlichen Trennung des Urvolks zu Hilfe zu nehmen. Nach diesem ersten Auseinandergehen der Sprachen habe allerdings auch ein Auseinandergehen der Völker in geographischer Beziehung stattgefunden. Als Ursachen desselben betrachtet Schleicher (Hildebrands Jahrb. I, 404) „die Zunahme der Bevölkerung, die Entwaldung und Verödung des Bodens, die Verschlechterung des Klimas, kurz, jene unglücklichen Folgen, welche bis jetzt noch stets die als Raubbau betriebene Kultur hatte.“ Die durch die räumliche Trennung der Völker in die Ferne getragenen Sprachgattungen der Ursprache gehen dann wieder in sich durch allmähliche Differenzierung („durch die fortgesetzte Neigung zur Divergenz des Charakters, wie es bei Darwin heißt“) auseinander. In wie weit Schleicher die Sprachdifferenzierung innerhalb der einzelnen Sprachgattungen, Sprachen, Mundarten, Dialekte von Unterbrechung der geographischen Kontinuität durch Völkerwanderungen &c. sich begleitet denkt, läßt sich mit völliger Gewißheit nicht erkennen. Jedenfalls kann man sich nach Schleicher die Differenzierung etwa der germanischen Grundsprache in ihre Mundarten in ganz derselben Weise verlaufend vorstellen, wie es oben bei der urindogermanischen Grundsprache geschildert ist (vgl. Die deutsche Sprache [2]p. 94 f.). Die geographische Nachbarschaft hebt Schleicher an verschiedenen Stellen (vgl. z. B. *Compendium* [1] p. 4) als zusammenhängend mit näherer Sprachverwandtschaft hervor; es

wird ihm nicht einfallen, wie Lottner (vgl. unten) es thut, etwa das Italisch den nordischen Sprachen näher als dem Griechischen zu stellen. Dagegen gruppiert er Germanisch und Litu-Slavisch, Griechisch und Lateinisch, Indisch und Iranisch zu einander.

Das relative Alter der indog. Völker- und Sprachtrennungen sucht Schleicher von zwei Grundsätzen aus zu bestimmen, die er in folgender Weise formuliert:

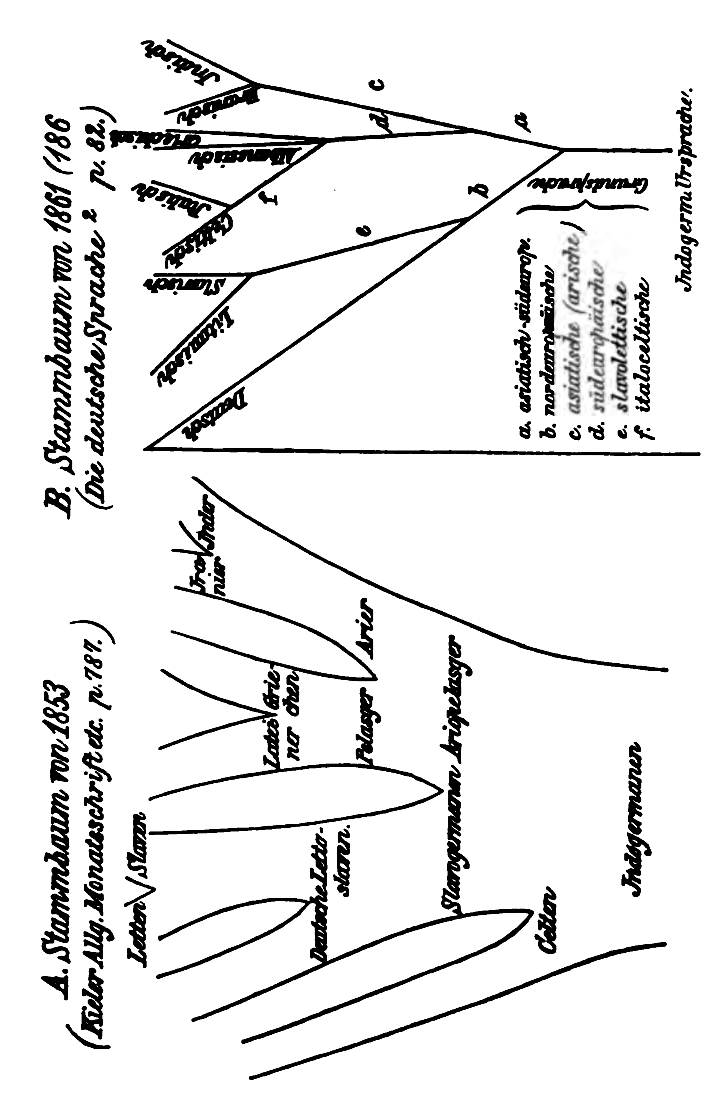
1) „Je östlicher ein indogermanisches Volk wohnt, desto mehr Altes hat seine Sprache erhalten, je westlicher, desto weniger Altes und desto mehr Neubildungen enthält sie" (Compendium [1] p. 6) und

2) „Je westlicher eine Sprache (oder Volk) ihren Sitz hat, desto früher riß sie sich von der Ursprache (dem Urvolke) los" (Kieler Allg. Monatsschrift f. Wissenschaft u. Literatur 1853 p. 787).

Nach diesen Grundsätzen haben also zuerst die Slavo-Germanen, als zweite die Graeco-Italer, zuletzt die Indo-Iranier ihre Wanderungen angetreten. In einer kritischen Lage befindet sich Schleicher dem Keltischen gegenüber. Wegen der am weitesten westlich befindlichen Wohnsitze dieses Volkes ist er genötigt anzunehmen, dasselbe habe am frühsten die Urheimat verlassen. Eine sorgfältigere Betrachtung des Keltischen veranlaßt ihn aber schon im Jahre 1858 (vgl. Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung I, 437), dasselbe dem Italischen näher zu rücken, wodurch wieder die angeführten Prinzipien Schleichers in bedenklicher Weise durchbrochen werden.

Bekanntlich hat Schleicher versucht, seine Ansichten über die Spaltungen der Ursprache durch eine Zeichnung zu veranschaulichen, zu welcher er sich anfangs des Bildes eines „sich verästelnden Baumes" (Fig. A), später eines einfachen Liniensystems (Fig. B) bediente. In beiden Fällen sollen die sich verzweigenden Äste oder Linien den nach verschiedenen Richtungen verlaufenden Differenzierungstrieb der Sprache darstellen, ohne daß zunächst ein Urteil über Völkertrennungen in geographischer Beziehung abgegeben werden sollte. Der Ausdruck „Stammbaum", welcher im Verlauf der Forschung von der Auffassung Schleichers und derer, die ihm folgen, gebraucht wird, scheint erst in dem ge-

nannten Schriftchen Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, aus der Ausdrucksweise der Naturforscher entlehnt, zum ersten Male im Munde Schleichers vorzukommen.



Ich erlaube mir, die beiden Figuren im Texte abzubilden, um die Ergebnisse der Schleicherschen Forschung *in concreto*

dem Leser vorzuführen. Zu Fig. B*) ist zu bemerken, daß die verschiedene Länge der Linien „die größere oder geringere Länge des Weges zwischen der Ursprache und den hier als Ende angenommenen Entwicklungspunkten“ anzudeuten sucht.

Genau in demselben Jahre (1853), in welchem Schleicher seine oben dargestellte Ansicht über die Spaltungen der indog. Ursprache veröffentlichte, sprach M. Müller in seinem Essay Der Veda und Zendavesta (Essays I, 60 f.) hinsichtlich der indog. Völkertrennungen eine sowohl der Schleicherschen als auch der früher (vgl. p. 22) geschilderten Bopp-Kuhnschen Anschauung entgegenstehende Meinung aus, welcher er auch in seinen späteren Schriften (vgl. 1859 *A history of ancient Sanscrit literature* p. 12 f., 1863 Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache p. 176 f., 1872 Über die Resultate der Sprachwissenschaft Straßburger Antrittsvorlesung p. 18 f., 1888 *Biographies of words* p. 85 ff, 137 ff.) treu geblieben ist.

Er nimmt hier überall eine uralte Spaltung des indog. Volkes in eine nördliche (nordwestliche) und südliche Abteilung an, von denen die erstere die heutigen europäischen, die letztere die iranischen und indischen Völkerschaften indog. Ursprungs umfasse. Diese Trennung sei durch eine „weltweite Wanderung“ der europäischen Indogermanen in nordwestlicher Richtung entstanden, deren Ursachen zwar verborgen seien, die aber ein grelles Streiflicht auf die ursprünglichen Naturanlagen der scheidenden und bleibenden Völkerschaften werfe. Den Europäern sei die Hauptrolle in dem großen Drama der Geschichte zugedacht, „sie repräsentiren den Arier in seinem geschichtlichen Charakter.“ Und die Zurückbleibenden? „Es fordert eine starke Willenskraft oder einen hohen Grad von Trägheit, dem Anprall so nationaler oder vielmehr so völkererschütternder Bewegungen zu widerstehen. Wenn alle gehen, wollen wenige bleiben. Aber seine Freunde ziehen zu lassen und dann sich selbst auf die Reise zu machen — einen Weg einzuschlagen, der, wohin er immer führe, uns nimmermehr zu einer Vereinigung mit denen führen kann, deren Sprache wir

---

*) Dieselbe ist außer in der Deutschen Sprache noch im Compendium [1] p. 7 und in die Darwinsche Theorie und Sprachwissenschaft am Ende abgebildet.

reden, deren Götter wir ehren — das ist ein Weg, welchen nur Leute von stark ausgeprägter Individualität und großem Selbstvertrauen zu verfolgen im stande sind. Es war die Straße, die der südliche Zweig der arischen Familie, die brahmanischen Arier Indiens und die Zoroastrier Irans einschlugen."*)

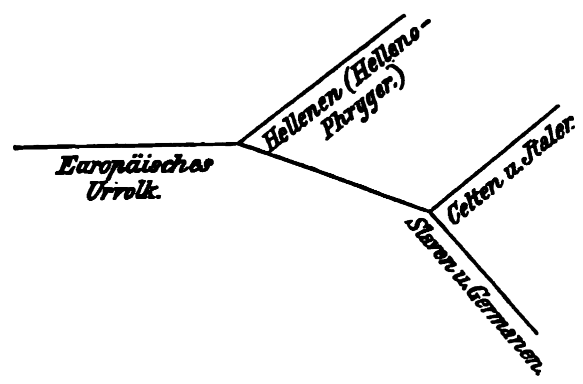
Einer weiteren Gruppierung der europ. Abteilung der Indogermanen in Sprachfamilien steht M. Müller sehr skeptisch gegenüber. Interessant, weil einer später von uns zu besprechenden Auffassung der indog. Verwandtschaftsverhältnisse nahe liegend, ist die Erklärung, welche Müller für die spezielleren Übereinstimmungen z. B. zwischen den slavischen und teutonischen Sprachen in der Annahme sucht, „daß die Vorfahren dieser Rassen von Anfang an gewisse dialektische Besonderheiten beibehielten, welche sowohl vor als nach der Trennung der arischen Familie vorhanden waren" (Vorlesungen [1] p. 178).

Die so von M. Müller zuerst aufgestellte Idee einer europäischen Grundsprache wurde dann weiter von C. Lottner 1858 (Über die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stammes K. Z. VII, 18—49 und 160—193) durch sprachliche und kulturhistorische Gründe, auf welche wir noch zurückkommen werden, gestützt. Lottner versucht auch noch eine weitere Gruppierung der europäischen Grundsprache, an welcher das bemerkenswerteste ist, daß er die Lateiner zum ersten Mal von einem näheren Zusammenhang mit den Griechen loslöst. Seine Ansicht von den engeren Verwandtschaftsbeziehungen der europäischen Sprachen unter einander würde sich, in der Weise des Schleicherschen Stammbaums ausgedrückt, so ausnehmen (vgl.

---

*) Diese Vorstellung von einem bewußten Trennungsprozeß der indog. Völker tadelte mit Recht bereits W. D. Whitney (*Oriental and Linguistic studies, New-York* 1873 p. 95 f.): *„Had not our author, when he wrote this paragraph, half unconsciously in mind the famous and striking picture of Kaulbach at Berlin, representing the scattering of the human race from the foot of the ruined tower of Babel; where we see each separate nationality, with the impress of its after character and fortunes already stamped on every limb and feature, taking up its line of march toward the quarter of the earth which it is destined to occupy?*

dazu Lottner Keltisch-italisch, Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung II, 321 ff.):



Den energischsten Verfechter aber hat die Ansicht von einer ursprünglichen Zweiteilung der Indogermanen in eine europäische und eine asiatische Hälfte in A. Fick gefunden, welcher die seinem Vergleichenden Wörterbuch der indog. Sprachen zu Grunde liegende Auffassung der indog. Völkertrennungen in folgendem Schema zusammenfaßt (vgl. Wörterbuch [2] 1051):

Urvolk

Europäer — *Arier*

Nordeuropäer — *Südeuropäer* — *Iranier* — *Inder*

Germanen — *Lituslaven* — *(Kelten)* — *Gräcoitaliker*

Skandinavier — *Deutsche* — *Litauer* — *Slaven* — *Italiker* — *Griechen*

So war man denn trotz der darauf verwendeten Mühe zu einem abschließenden Resultat in diesen Fragen nicht gekommen. Nur in zwei Punkten stimmten alle Forscher überein: in der Annahme einer näheren Verwandtschaft einerseits zwischen Iranisch und Indisch, andererseits zwischen Slavisch und Litauisch. Die Schwierigkeiten begannen, sobald man eine scharfe Scheidung zwischen den Sprachen Europas und Asiens vornehmen wollte. Im Norden erhob sich die Frage, ob man die litu-slavischen Sprachen näher an ihre östlichen, arischen oder an ihre westlichen, germanischen Nachbarn rücken sollte. Im Süden waren die Stimmen über das Griechische geteilt. Während A. Schleicher, F. Justi (Hist. Taschenbuch herausg. v. F. v. Raumer IV. Folge, III. Jahrg. p. 316) u. a. die ganze südeuropäische Abteilung

dem Arischen für näher verwandt hielten als dem Nordeuropäischen, behaupteten H. Graßmann (1863 K. Z. XII, 119), C. Pauli (Über die Benennung der Körperteile bei den Indog. 1867, p. 1), W. Sonne*) (1869 Zur ethnologischen Stellung der Griechen. Wismar, Programm), F. Spiegel (Eranische Altertumskunde I, 443) u. a. eine engere Verwandtschaft speziell des Griechischen mit den asiatischen Sprachen. Im Inneren Europas bereitete vor allem das Keltische Verlegenheiten. Bald sollte es dem Norden, bald dem Süden näher stehen. Im Jahre

---

*) Interessant ist die Art, wie sich Sonne a. a. O. p. 6 die Spaltung der Indogermanen entstanden und verlaufen denkt: „Daß die indog. Völkertrennungen nur allmählich, nur stufenweis stattgehabt, ist oft bemerkt worden, und es ist gewiß, daß Scheidungen wie z. B. die der Germanen in Deutsche und Skandinavier, die der letzteren in Schweden und Dänen sich nur allmählich vollziehn. Dies aber ist ohne Wanderung, eine Scheidung auf gleichem Grund und Boden, das stille Werk der Zeit. Mit der ersten Zerklüftung unseres Urvolks möchte es anders hergegangen sein.

Das Urvolk muß, überaus zahlreich, denn die Vollendung der Sprachform zeugt für eine mehr denn tausendjährige Einheit, nicht bloß im Süden, sondern auch im Norden des Oxus sich über weite Ländermassen Centralasiens nomadisch gebreitet haben. In diesen letzteren Landen aber sind geschichtlich nur Turanier heimisch, und wie später Attila, wie Dschingiskhan die Welt durchstürmen, ein gewaltsamer Andrang der Turanier war es wohl, welcher die nördliche Hälfte unseres Urvolks nach Westen trieb, eine Flucht zunächst über die Wolga in die pontischen Steppen hinein. Aber im Westen ist gut wohnen, sagt der Russe, dort laßt uns Hütten bauen — und gen Westen rücken die Massen, die Donau weist den Weg; Germanien, Gallien, endlich in südlicher Schwenkung über die Alpen, Italien wird erreicht. Diese Massen zerfallen sodann in zwei Hälften, deren westliche sich als Kelten und Italiker, deren östliche sich als Germanen und Slaven weiter individualisiert.

So die eine, die nördliche Hälfte unseres Urvolkes; die andere, daheim geblieben, behauptet sich im Süden des Oxus, und wenn ihr gleich der Norden durch Turan verschlossen ist, beweist sie nach Ost und West die höchste Expansionskraft. Von Baktrien aus, dem eigentlichen Mutterland dieser Arier, gen Osten wird das Pendschab, das Gangesthal besiedelt, und Indien bildet eine arische Welt in sich: gen Westen Medien, Persis, weiter Armenien, Phrygien besetzt, endlich Thracien, Macedonien, Hellas in den gleichen Kreis gezogen. So bilden sich die mächtigen Parallelen: die südliche (orientalische) von der Adria zum Ganges, die nördliche (occidentalische) von der Wolga zum westlichen Weltmeer reichend."

1861 faßte H. Ebel, damals nach Zeuß der gründlichste Kenner des Keltischen in Deutschland (Beiträge zur vergl. Sprachforschung II, 137—194), das Ergebnis seiner Untersuchungen über die Stellung des Keltischen in folgender Weise zusammen: „Überall also haben sich mindestens ebenso bedeutsame Analogien desselben (des Keltischen) zum Deutschen (und in zweiter Linie zum Litu-slavischen) ergeben als zum Italischen (und sodann zum Griechischen); eine Art Mittelstellung wird somit kaum zu leugnen sein; doch scheint es, als ob es gerade die Erscheinungen, die am meisten auf das geistige Leben, den inneren Charakter der Sprache hindeuten, mit dem Deutschen gemeinsam hätte.“ Wie sich freilich Ebel diese Mittelstellung der keltischen Sprachen, an deren Annahme er bis zu seinem Tode festhielt (vgl. Zeitschrift f. Völkerpsychologie und Sprachw. VIII, 472), historisch entstanden denkt, wird nicht gesagt.

So verschieden man nun aber auch im einzelnen über die engeren Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen denken mochte, im allgemeinen hatte sich doch die Überzeugung festgesetzt, daß die speziellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen im kleinen genau in derselben Weise zu erklären sein wie die indog. Sprachverwandtschaft im großen. Der Gedanke eines europäischen, eines gräco-italischen, eines germanischen 2c. Urvolkes hatte nichts Befremdenderes als die Idee des indog. Urvolkes selbst.

Sollte es nun nicht auch möglich sein, die Kulturverhältnisse dieser Zwischenstufen mit Hilfe ebenderselben Sprachvergleichung aufzuhellen, mit welcher man die Kultur der Urzeit erschlossen hatte, und konnte so nicht mit der Zeit ein ganzes Gebäude vorhistorischer Kulturgeschichte aufgeführt werden?

Diese Frage lag um so näher, als der Schleicher'sche Grundsatz, nur den grammatischen Bau als Maßstab der engeren Verwandtschaft zweier oder mehrerer Sprachen gelten zu lassen, seit Lottner und Ebel aufgegeben worden war, und nunmehr auch der Wortschatz mehr und mehr als maßgebend für die Ermittelung der indog. Völkertrennungen herangezogen wurde.

Ich glaube indessen bei dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft darauf verzichten zu dürfen, diese Versuche, die Kulturverhältnisse jener hypothetischen Völkergruppen mit Hilfe

der Sprachvergleichung zu erschließen, im einzelnen darzustellen. Ich werde mich vielmehr darauf beschränken, die hier einschlagenden Arbeiten anzugeben und in äußerster Kürze zu charakterisieren. Da dieselben im großen und ganzen von der Grundanschauung einer ersten Zweiteilung des Urvolks in eine europäische und eine asiatische Hälfte ausgegangen sind, so wird sich auch unsere Darstellung an ihrer Hand am übersichtlichsten geben lassen.

I. Die europäische Urzeit.

Für dieselbe kommen in Betracht C. Lottner K. Z. VII, 18 ff. und vor allem A. Fick Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas Göttingen 1873 (vgl. oben p. 52). Beide Gelehrte betonen den Reichtum der europäischen Sprachen an gemeinsamen Baumnamen und erblicken ferner den bedeutendsten Unterschied der europäischen von der indogermanischen Urzeit in dem Übergang der europäischen Indogermanen „von seßhaften Viehzüchtern zu Ackerbauern". „Die Europäer waren nach sprachlichem Ausweise zu der Zeit, da sie nach Nord und Süd sich schieden, aus seßhaften Viehzüchtern Ackerbauer geworden, deren Unterhalt in erster Linie auf dem Ertrag des Feldes, erst in zweiter auf dem der Herden beruhte" (Fick p. 289).

Erst die europäischen Völker lernten ein großes (salziges) Meer kennen. Vgl. lat. *sal* und *mare* mit ihren Sippen.

a) Die Gräco-Italer.

Die Annahme eines engeren Zusammenhangs der beiden klassischen Sprachen unter einander, wie man sich auch immer dieses Verhältnis historisch entstanden denken mochte, kann als eine Erbschaft betrachtet werden, welche die vergleichende Sprachwissenschaft aus früheren Zeiten übernahm. War doch schon die rein philologische Durchforschung des griechischen und lateinischen Wortschatzes geeignet, frühzeitig zu kulturhistorischen Beobachtungen zu führen.

So machte schon B. G. Niebuhr, welcher das Lateinische als eine Mischsprache aus griechischen und fremdartigen (pelasgischen) Elementen auffaßte, die Bemerkung (vgl. Römische Geschichte I [3], 93), „es könne unmöglich Zufall sein, daß die Wörter Haus, Feld, Pflug, pflügen, Wein, Öl, Milch, Rind, Schwein, Schaf, Apfel und andere, welche Ackerbau und sanfteres Leben betreffen, im Latein und Griechischen übereinstimmen, während alle Gegenstände, die zum Krieg oder der Jagd gehören, mit durchaus ungriechischen Worten bezeichnet werden".

An diese Bemerkung Niebuhrs anknüpfend, findet K. O. Müller Etrusker I (1828) p. 16 (II. Aufl. von W. Deecke Stuttgart 1877) in derselben den Beweis dafür, daß ein den Griechen verwandtes, ländliches und hirtliches Volk (die Siculer) von einem ungriechischen, aber mehr kriegerischen (den Aboriginern) unterworfen sein müsse, wie ja durch eine ähnliche Mischung im Englischen für die Gegenstände des Landlebens die altsassischen Ausdrücke geblieben wären, während im Herren-Leben das Meiste durch die Normannen mit französischen Worten bezeichnet worden sei.

Der erste, welcher mit den Mitteln der neueren Sprachvergleichung eine gräco-italische Kulturepoche zu erschließen und dieselbe einer indogermanischen gegenüberzustellen versuchte, war Th. Mommsen bereits in der ersten Auflage seiner Römischen Geschichte (1854) p. 12—21. Den wichtigsten Fortschritt der Gräco-Italiker in ihrer Kulturentwicklung erblickt Mommsen in ihrem Übergang von dem nomadischen Hirtenleben der Urzeit, wo nur die wilde Halmfrucht gekannt wurde, zu einem korn-, vielleicht sogar schon zu einem weinbauenden Volk.

In den späteren Auflagen seiner Römischen Geschichte kommt Mommsen freilich immer mehr zu der Einsicht, daß die Übereinstimmung in den aufgeführten Wörtern größtenteils weit über die Grenzen Griechenlands und Italiens sich hinaus erstrecke, und folgert aus denselben später (vgl. III. Aufl. I, 20 Anm.) nur, es könne keine Zeit gegeben haben, in welcher die Griechen in allen hellenischen Gauen nur von der Viehzucht gelebt haben.

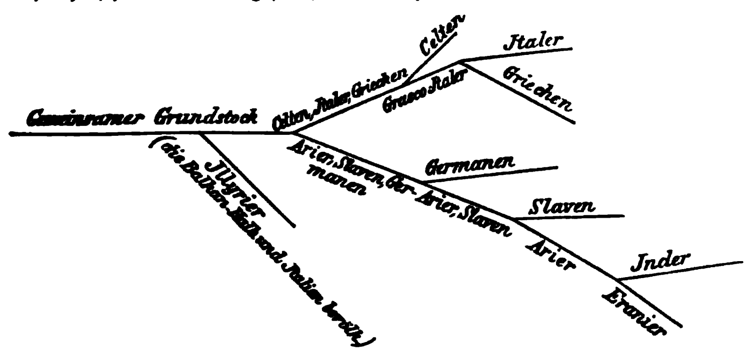
Des weiteren würden hier zu nennen sein eine Arbeit B. Kneisels Über den Kulturzustand der indog. Völker vor ihrer Trennung, mit besonderer Rücksicht auf die Gräco-Italiker

Programm Naumburg 1867 und die Sammlungen eines gräco-italischen Wortschatzes von A. Fick in seinem Vergleichenden Wörterbuch, von Lottner in dem schon genannten Aufsatz und von J. Schmidt Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen Weimar 1872.

Vor allem wohl durch die gewichtige Stimme Th. Mommsens ist der Glaube an eine engere Verwandtschaft der Griechen und Italer bei Historikern und Ethnographen immer heimischer geworden, worüber ich nur auf die bekannten Werke von Ernst Curtius, Max Duncker, Friedrich Müller*), Heinrich Kiepert u. a. zu verweisen brauche. Auch V. Hehn und W. Helbig (Die Italiker in der Poebne, Beiträge zur altitalischen Kultur- und Kunstgeschichte I. 1879) haben die Überzeugung, daß die beiden klassischen Völker ethnographisch einander näher als den übrigen Indogermanen ständen, wenn es auch beiden Forschern bei ihrer Ansicht von der primitiven Kultur der in ihre historische Sitze wandernden Völker nicht zum wenigsten darauf ankommt, gerade solche Reihen innerhalb der Kulturwörter beider klassischen Sprachen hervorzuheben, bei welchen keine oder eine sehr geringe etymologische Übereinstimmung stattfindet (Ackergeräte, Fischfang, Metallurgie rc.).

Dieser Anschauung gegenüber, welche auch dem später näher zu betrachtenden Buche von B. W. Leist Gräco-italische Rechtsgeschichte Jena 1884 (vgl. z. B. p. 8) zu grunde liegt, ist die ver-

*) Dieser Gelehrte entwirft in seiner Allgemeinen Ethnographie 1873 p. 70 einen eigenen Stammbaum der Indogermanen, der sich in der Schleicherschen Weise dargestellt, so ausnehmen würde:



gleichende Sprachwissenschaft sehr skeptisch gegen eine nähere Verwandtschaft der Griechen und Italer geworden.*) An derselben fest hält Ascoli Sprachwissenschaftliche Briefe Deutsch Leipzig 1887.

Die theoretische Weiterverfolgung der gräco-italischen Periode würde nach dem Prinzip des Stammbaumes zu einer uritalischen und einer urhellenischen Kulturepoche führen, deren Darstellung auf dem gemeinsamen Wortschatz der italischen (Umbrisch, Oscisch, Latinisch rc.) und griechischen (Dorisch-Aeolisch, Jonisch-Attisch) Dialekte zu fußen hätte. Doch ladet die Dürftigkeit des Materials kaum zu einer solchen Aufgabe ein. Zusammengestellt finden sich die uritalischen Wörter bei F. Bücheler *Lexicon Italicum*, Programm, Bonn 1881.

Eine genaue Feststellung der Verwandtschaftsverhältnisse der griechischen Dialekte, welche in zwei große Gruppen, die *ā*-Mundarten (aeolisch-dorisch, vgl. z. B. *δᾶμος*) und die *ē*-Mundarten (ionisch-attisch, vgl. z. B. *δῆμος*) zerfallen, ist bis zur Stunde, bei der Dürftigkeit des älteren Materials, nicht möglich gewesen. Einen Anfang macht Collitz Die Verwandtschaftsverhältnisse der griech. Dialekte 1885. Auf italischem Boden ist das nähere Verhältnis der umbrisch-samnitischen Mundarten dem Latinischen gegenüber niemals zweifelhaft gewesen.

b) Die Litu-Slavo-Germanen.

Nächst der gräco-italischen ist, wie wir schon gesehen haben, die litu-slavo-germanische oder slavo-deutsche die meistbehauptete Sprach- und Völkereinheit Europas. Von Männern wie Bopp, K. Zeuß und J. Grimm (vgl. oben p. 20, 22) aufgestellt, von Schleicher des weiteren begründet, hat diese Annahme einer näheren Verwandtschaft der europäischen Nordstämme untereinander bis in die neueste Zeit bei dem größten Teil der Ge-

---

*) Vgl. z. B. die Bemerkung Delbrücks (Einleitung in das Sprachstudium 1880 p. 137:) „daß bis auf weiteres die Historiker gut thun werden, von der Verwertung solcher Sprach- und Völkergruppen, wie die gräco-italische, die slavo-deutsche u. s. w. abzusehn. Vgl. auch Aufl. 2 1884 p. 140.

lehrten als eine ausgemachte Sache gegolten. Ein Lexikon des Wortschatzes der slavo-deutschen Spracheinheit gibt wiederum A. Fick in seinem Vergleichenden Wörterbuch II,[3] 289—508. Die Wörter und Wurzeln, welche bisher nur in den nordeuropäischen Sprachen nachgewiesen sind, finden sich gesammelt bei J. Schmidt Verwandtschaftsverhältnisse rc. p. 36—41.

Das kulturgeschichtliche Kapital dieser slavo-deutschen Einheit wird, wenn wir von zerstreuten Bemerkungen J. Grimms und anderer absehn, zuerst im Zusammenhang erörtert von E. Förstemann in seiner Geschichte des deutschen Sprachstammes 1874 I. 239 ff.; vgl. dazu Germania XV, 385 ff. Derselbe glaubt auf sehr vielen Gebieten des kulturgeschichtlichen Wortschatzes (Ausdrücke für den Volksbegriff, für Gold und Silber, für Roggen, Weizen und Bier, für Fischnamen, den Schmied, den Herbst, die Zahl Tausend u. s. w.) einen nicht unbedeutenden Fortschritt der slavo-deutschen Urzeit gegenüber der indogermanischen erkennen zu können.

Gegenüber diesem Vorwärtsschreiten der Civilisation auf zahlreichen Gebieten „trete doch andererseits die Menschheit auf diesem Standpunkte schon aus einem gewissen idyllischen Zustande, der sich in dem Sprachschatze der früheren Perioden abspiegele, in mehrfacher Hinsicht heraus“ (p. 281). Jedenfalls sei die jetzt auftretende Terminologie für die Schattenseiten des Lebens, Krankheiten, Not und Mühe, Schande, List, Hohn und Lüge rc., auffallend. Auch an unzüchtigen Verbindungen, die aus der indog. Urzeit nicht nachzuweisen seien, fehle es jetzt nicht mehr.

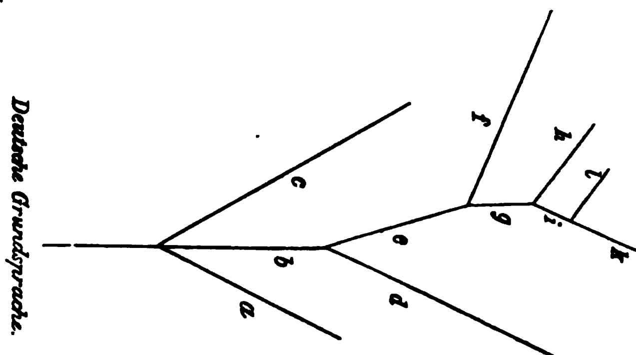
Der vielfach auf sehr unsicherer etymologischer Grundlage ruhenden Darstellung schließt sich Arnold in seinem Buche Deutsche Urzeit 1879/80 an; vgl. p. 24 ff.

Nach Förstemann ist die slavo-germanische Völkereinheit auch in kulturhistorischer Hinsicht behandelt worden von R. Hassencamp in seiner Schrift Über den Zusammenhang des lettoslavischen und germanischen Sprachstammes 1876 p. 54 ff. Vom rein grammatischen Standpunkt aus, und zwar unter Beschränkung auf das Gebiet der Deklination, hat zuletzt A. Leskien Die Deklination im Slavisch-litauischen und Germanischen Leipzig 1876 die Verwandtschaftsfrage der betreffenden Völker und Sprachen

erörtert, ohne dabei zu einem anderen als negativen Resultat zu gelangen.

a) Die Urgermanen.

A. Schleicher hat in seinem Werke Die Deutsche Sprache [2] p. 94 folgenden Stammbaum der germanischen Sprachen entworfen:



a) Gotisch. *b*) Deutsch. *c*) Nordisch. *d*) Hochdeutsch. *e*) Niederdeutsch im weiteren Sinne. *f*) Friesisch. *g*) Sächsisch. *h*) Angelsächsisch, später Englisch. *i*) Altsächsisch. *k*) Plattdeutsch. *l*) Niederländisch.

Hiermit stimmt im wesentlichen die dreifache Entwicklungsstufe des Germanischen überein, welche Förstemann (vgl. K. Z. XVIII, 161 ff.) unterscheidet, nämlich Alturdeutsch (die Vereinigung aller germanischen Sprachen), Mittelurdeutsch (die germanischen Sprachen ohne das Gotisch), Neuurdeutsch (die germanischen Sprachen nach Ausscheidung des nordischen Zweiges).

Dem gegenüber hat zuerst K. Müllenhoff eine andere Gruppierung der germanischen Sprachen aufgestellt, welche von W. Scherer (Zur Geschichte der Deutschen Sprache 1868/1878) und von H. Zimmer (Ost- und Westgermanisch, Haupts Zeitschrift XIX, 393 ff.) näher begründet wurde, und nach welcher die germanische Ursprache in eine ostgermanische und eine westgermanische Gruppe zerfallen wäre. Die erstere wäre wieder in Gotisch und Nordisch, die letztere in Hochdeutsch und Niederdeutsch oder besser in Friesisch-Sächsisch (Angelsächsisch) und Fränkisch-Oberdeutsch (Bairisch, Alemannisch) zerfallen. Indessen hat

die Annahme eines näheren Zusammenhangs des Gotischen und Nordischen, trotz einiger wichtiger Übereinstimmungen beider Sprachen, noch nicht den Beifall aller maßgebenden Forscher gefunden. Vgl. A. Noreen Altnordische Grammatik I Halle 1884 Einleitung.

In kulturgeschichtlicher Beziehung versucht Förstemann Germania XVI, 415 und Geschichte des deutschen Sprachstammes I, 399 ff.) den urgermanischen Sprachschatz zu rekonstruieren und an der Hand desselben die Fortschritte, welche die Urgermanen gegenüber den Slavo-Germanen in kulturgeschichtlicher Hinsicht gemacht hätten, festzustellen. Von allem einzelnen hier abgesehn, gehe eine ganz andere Welt den germanischen Sprachen durch die innigere Berührung der germanischen Völker mit der See auf. Dies bezeugen nicht nur Ausdrücke wie See, Haff, Flut, Klippe, Strand, Eiland, Tiernamen des nordischen Meeres ꝛc., sondern auch eine ausgebildete gemeingermanische Terminologie des Schiffsbauhandwerks und der Steuerkunde.

Vgl. ferner die Einleitung zu F. Kluges Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache Straßburg 1884, vierte Aufl. 1888 und W. Arnold Deutsche Urzeit p. 41 ff.

Von kleineren linguistischen Arbeiten zur Erforschung der germanischen Urzeit nenne ich E. Rautenberg Sprachgeschichtliche Nachweise zur Kunde des germanischen Altertums Hamburg, Progr. 1880, in welchem aus der germanischen Sprachgeschichte Schlüsse auf die älteste Einrichtung des germanischen Wohnhauses gezogen werden.

Der Wortschatz der germanischen Spracheinheit ist gesammelt in A. Ficks Vergleichendem Wörterbuch III [3].

β) Die Urslaven.

Indem wir die litu-slavische Spracheinheit, welche mit Ausnahme des litu-slavischen Wörterverzeichnisses bei A. Fick (Vergleichendes Wörterbuch II [3], nicht zu benutzen ohne A. Brückners Die slavischen Fremdwörter im Litauischen Weimar 1877) zu wichtigeren hier einschlägigen Studien nicht geführt hat (vgl. nur Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrh. von Th.

Schiemann Berlin 1884 p. 8—12) bei Seite lassen, wenden wir uns unmittelbar der urslavischen Epoche zu.

Der erste, welcher die Methode der Sprachvergleichung auf die slavische Urgeschichte anzuwenden versucht, ist J. E. Wocel, sowohl in seinem Werke *Pravěk země české v Praze* 1868 p. 245 bis 260 (Ein Auszug davon in den Sitzungsberichten der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften 1864 H. 2), als auch in einer Schrift Die Bedeutung der Stein- und Bronzealtertümer für die Urgeschichte der Slaven Prag 1869 p. 39 ff. (Vgl. Ausland 1870 p. 541). Wocel wünscht in der zuletzt genannten Abhandlung den Nachweis zu führen, „daß die Slaven im Norden Deutschlands, an der Elbe, Moldau, Sale, Spree, wie auch im Süden der Donau in der Bronzeperiode nicht als Autochthonen gelebt hatten, sondern daß sie in jene Gegenden einige Jahrhunderte nach Chr. eingewandert waren“. Hierzu führt er eine Reihe panslavischer Benennungen von Kulturgegenständen, wie den Namen des Eisens und aus diesem Metall gefertigter Werkzeuge rc. auf, von denen er annimmt, daß sie unmöglich in der Bronzeperiode einem Volke bekannt sein konnten. Alle diese Benennungen müssen sich also ausgebildet haben, als die slavischen Völker noch auf einem verhältnismäßig engen Raum, nach Wocel zwischen dem baltischen Meer, der Weichsel und dem *Dněpr*, zusammen saßen.

Da nun im ganzen Osten der Karpaten und von der Oder bis zum *Dněpr* keine Waffen und Werkzeuge von Bronze gefunden werden, so kommt Wocel weiterhin zu der Ansicht, daß die slavischen Völker überhaupt nie der reinen Bronzeperiode angehört haben, sondern während dieselbe noch bei den Völkern diesseits der Karpaten herrschte, bereits, wohl durch die Vermittelung der griechisch-pontischen Kultur, zur Verarbeitung des Eisens übergegangen waren.

Nach Wocel hat Gregor Krek auf dem Wege „der linguistischen Archäologie“ die slavische Urzeit zu erforschen gesucht in seinem Werke Einleitung in die slavische Literaturgeschichte Graz 1874 p. 33—55. Dieser Gelehrte vertritt in demselben eine sehr hohe Meinung von den urslavischen Kulturzuständen, eine Anschauung, welcher derselbe auch in der zweiten, weit mehr als ums doppelte vermehrten Auflage des genannten Buches

(Graz 1887 p. 108—211) treu geblieben ist. Da wir im weiteren Verlauf dieser Untersuchungen auf den Inhalt des Krekschen Werkes, teils in zustimmendem, öfters in gegenteiligem Sinne zurückkommen werden, verzichten wir hier auf eine weitere Besprechung desselben, machen aber an dieser Stelle auf die Fülle des linguistischen und historischen Materials aufmerksam, welches die ausgedehnte Gelehrsamkeit des Verfassers in diesem Buche aufgespeichert hat. Namentlich findet man hier auch alle einschlagende slavische Literatur verzeichnet. —

Die Verwandtschaftsverhältnisse der slavischen Sprachen pflegt man sich vom Standpunkt der Stammbaumlehre durch eine Zweiteilung des Urslavischen in eine westslavische (Polnisch, Polabisch, Čechisch, Sorbisch) und eine nord-ost-südliche Abteilung (Russisch, Slovenisch, Bulgarisch, Serbisch, Kroatisch) zu erklären. Vgl. darüber Krek a. a. O. p. 211 ff. Den gemeinslavischen Wortschatz findet man gesammelt in Franz Miklosichs Etymologischem Wörterbuch der slavischen Sprachen Wien 1886.

c) Die Kelten.

Das erst im Aufblühen begriffene Studium dieser Sprachen nicht minder wie die besonderen Schwierigkeiten, welche dieselben in den Fragen nach den engeren Verwandtschaftsverhältnissen der indog. Sprachen bieten, lassen uns nur wenige Versuche hier verzeichnen, den keltischen Wortschatz für kulturhistorische Zwecke in dem von uns gemeinten Sinne zu verwerten. Auch der Versuch, den beiden großen Zweigen des keltischen Sprachstamms, dem gälischen (in Irland und Schottland) und britannischen (wälisch, cornwälisch, aremorisch) gemeinsamen Wortvorrat zu erschließen und auf denselben die Darstellung einer urkeltischen Kulturstufe zu gründen, ist noch nicht gemacht worden.*)

*) Nur Eduard Lhuyd stellte bereits *Anno* 1707 in seiner *Archaeologia Britannica* einen gemeinsamen Wortschatz der keltischen Sprachen zusammen. In diesem für seine Zeit höchst beachtenswerten Buch ist p. 290 auch ein *appendix voces aliquot quotidiani et maxime antiqui usus plerisque Europae linguis complectes*, gegeben, welcher meistenteils kulturhistorisch wichtige Wörter behandelt. Dasselbe Buch enthält Tit. VIII *a British Etymologicon or the Welsh collated with the Greek and Latin and some other European languages (by David Parry)* u. a.

Auch in etymologischer Beziehung ist auf diesem Gebiete noch wenig Zusammenfassendes geleistet worden. Vgl. die keltischen Etymologien von E. Windisch zu G. Curtius' Grundzügen der griechischen Etymologie. 4. u. 5. Aufl.

Als von Wichtigkeit ist hier der schon oben citierte Aufsatz H. Ebels Die Stellung des Keltischen zu nennen (Beiträge II, 137 ff.), welcher durch eine sorgfältige Vergleichung des keltischen Wortschatzes mit dem der übrigen europäischen Sprachen wertvoll ist. Selbstverständlich können die Zahlenresultate Ebels (vgl. p. 179), nach denen „sich ein ziemlich gleichmäßiges Verhältnis des Keltischen zum Deutschen und Lateinischen herausstellen sollte", heute nach 25 Jahren gerade auf keltischem Gebiet nicht mehr maßgebend sein. Populärwissenschaftlicher Natur, aber anregend geschrieben sind Adolf Bacmeisters Keltische Briefe, herausg. von O. Keller Straßburg 1874 (nicht zu benutzen ohne die eingehende Besprechung E. Windischs Beiträge III, 422 ff.).

Am besten unterrichtet über die Geschichte und Überlieferung dieser Sprachen, für welche ein näherer Zusammenhang mit dem Italischen als mit anderen Sprachen immer wahrscheinlicher zu werden scheint (vgl. unten p. 101), E. Windisch in dem Artikel Keltische Sprachen in der Encyklopädie von Ersch und Gruber.

Selbstverständlich hätten nun auch die Ansichten derjenigen Forscher, welche wir für den engeren Anschluß einer oder mehrerer Sprachen Europas an die des Orients eintreten sahen, zu ähnlichen kulturhistorischen Aufstellungen führen können, so daß die Annahme einer arisch-slavischen, einer arisch-griechischen 2c. Völkereinheit an und für sich nichts anderes als die einer europäischen gräco-italischen 2c. Urzeit wäre. Da aber hierauf bezügliche Forschungen von nur einigermaßen eingehender Art — vorübergehend sucht auch mit kulturhistorischen Gründen z. B. L. Geiger Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit p. 125 ff. eine ario-hellenische Epoche zu erweisen — nicht vorliegen, es sei denn, daß sich in den Wörterverzeichnissen J. Schmidts (Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen) auch die speciellen Übereinstimmungen der europäischen Sprachen in ihrem Wortschatz

mit den orientalischen zusammengestellt finden, dürfen wir uns unmittelbar zu der der unter I) besprochenen europäischen Spracheinheit gegenüberstehenden II) arischen wenden.

II. Die arische (indo-iranische) Spracheinheit.

Gerade wohl deshalb, weil der engere Zusammenhang der Inder und Iranier (Eranier) in ethnographischer und sprachlicher Hinsicht (vgl. J. Muir *Original Sanskrit texts* II [2], 287 ff. *Reasons for supposing the Indians and Persians in particular to have a common origin*) nie einem ernsten Zweifel unterlegen hat, hat man erst ziemlich spät den Versuch gemacht, diesen Zusammenhang noch durch kulturhistorische Gründe zu beweisen. Nur den Berührungspunkten beider Völker auf religiösem Gebiete wendete man frühzeitig seine Aufmerksamkeit zu.

Der erste, welcher einigermaßen eingehend das urarische Kulturkapital zu ermitteln sucht, ist Fr. Spiegel in seiner Eranischen Altertumskunde I (1871) p. 423 ff. Einen Fortschritt der arischen Periode, welche nicht am wenigsten durch den von Indern und Iraniern gleichmäßig geführten Namen der „Arier“ erwiesen werde, findet Spiegel auf dem Gebiete der Haustiere (Esel, Kamel), des Kriegswesens, der Ausbildung der Zahlbegriffe (Tausend) ꝛc. Die sprachlichen Übereinstimmungen auf anderen Gebieten treten aber hinter den religionsgeschichtlich bedeutsamen weit zurück. So decken sich im Sanskrit und Iranischen die Benennungen des Priesters, Opfers und Loblieds, des Gottes und Herren, der göttlich verehrten Heilpflanze Soma und einer sehr beträchtlichen Anzahl göttlicher und mythischer Wesen (vgl. Abh. IV, Kap. XIII.)

Neben diesen in die Augen springenden Übereinstimmungen hatte man aber nun schon frühzeitig bemerkt, daß einige wichtige bei Indern und Iraniern formell identische Wörter dadurch in ihrer Bedeutung auseinander gegangen sind, daß sie entweder das eine oder das andere Volk *in malam partem* verändert hat. So wird das in allen indog. Sprachen und auch im Sanskrit die höchsten Himmelsgötter bezeichnende ind. *dêvá* im Zend für die

Benennung der bösen Geister verwendet. So ist Indra, welcher im Rigveda den mächtigsten und gewaltigsten der Götter bezeichnet, im Avesta unter die bösen Genien versetzt worden. Diese und ähnliche Verhältnisse waren es, welche zu der namentlich von Haug und Lassen vertretenen Meinung führten, daß jene Bedeutungsdifferenzen auf einen alten religiösen und politischen Zwiespalt des arischen Urvolkes hindeuteten, aus welchem sich das Auseinandergehen der Inder und Iranier erklären lasse. Allein diese Kombination hat sich als hinfällig erwiesen (vgl. Justi in den Göttingischen Gel. Anzeigen 1866 p. 1446 ff.). Auch Spiegel (a. a. O. p. 444) hebt hervor, daß jene Gegensätze „zufällig entstanden und die fortschreitende Entwicklung des einen oder des anderen Volkszweiges nach der Trennung die veränderte Stellung zu den alten Gottheiten veranlaßt haben könne". Gänzlich aufgegeben ist die Idee eines bewußten religiösen Schismas zwischen Indern und Iraniern in James Darmesteters *The Zend-Avesta* 1880 p. 406 ff., wie wohl überhaupt bei allen neueren Zend- und Sanskritphilologen.

Zu dem Kapital der arischen Urzeit rechnet endlich Fr. Spiegel auch eine Reihe geographischer Fluß- und Ortsnamen, ohne daß er der Meinung ist, daß durch dieselben immer eine bestimmte Örtlichkeit des gemeinsamen Urlands bezeichnet werde.

Eine Zusammenstellung des gemeinsam arischen Wortschatzes wird wiederum von A. Fick in dem Vergleichenden W. I [3] gegeben (vgl. Windisch K. Z. XXI, 386). Auch F. Justis Handbuch der Zendsprache, W. Geigers Ostiranische Kultur im Altertum 1882 und H. Zimmers Altindisches Leben 1879 sind hier zu nennen, da in diesen Werken häufig Exkurse auf indisches, resp. iranisches Gebiet gemacht werden. Über das Königtum bei den asiatischen Indogermanen handelt F. Spiegel (Deutsche Revue 1881 p. 124 ff.), über den Soma R. Roth Z. d. D. M. G. XXXV, 680—692. Vgl. dazu M. Müller *Biographies* p. 222 ff.

Zu dieser Literatur sind in neuerer Zeit hinzugekommen:

W. Geiger *La civilisation des Aryas* 1) *les noms géographiques dans l'Avesta et dans le Rigveda* 2) *climat et produits du pays Muséon* 1884 und ein eingehendes Werk Fr. Spiegels Die Arische Periode und ihre Zustände Leipzig

1887. Auf beide Schriften werden wir fernerhin häufiger Bezug zu nehmen haben.

Genannt sei endlich noch P. v. Bradke Einige Bemerkungen über die arische Urzeit. Festgruß an O. v. Böhtlingk Stuttgart 1888 p. 4—9.

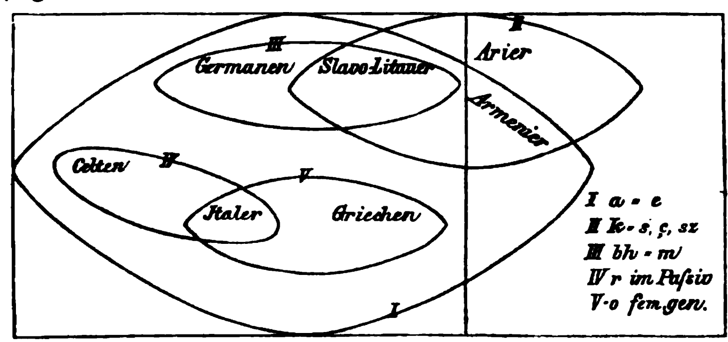
Die Aufstellung prähistorischer, aber zeitlich nach der indog. Urzeit liegender Völkereinheiten war, wie wir oben ausgeführt haben, von der Ansicht ausgegangen, daß die speciellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen sich nur durch die Annahme einer denselben zu Grunde liegenden gemeinsamen Ursprache erklären ließen. Wirklich war diese Anschauung die allein herrschende, bis im Jahre 1872 einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten der neueren Sprachforscher, J. Schmidt, zuerst in einem Vortrag auf der Leipziger Philologenversammlung d. J. (vgl. Verhandl. derselben p. 220 ff.), sodann in einer eigenen, schon von uns citierten Schrift Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen (vgl. dazu auch Zur Geschichte des indog. Vocalismus II, 183 ff.) eine neue Hypothese aufstellte, welche für den von uns behandelten Gegenstand so wichtig ist, daß wir derselben eine ausführlichere Darstellung widmen müssen.

J. Schmidt unterscheidet sich dadurch von seinen Vorgängern, daß er seine Untersuchungen nicht auf eine bestimmte Gruppe der indog. Sprachen beschränkt, sondern seinen Blick zu gleicher Zeit auf allen speciellen Übereinstimmungen des gesamten Sprachgebietes ruhen läßt. Ist doch zunächst einleuchtend, daß nach der Theorie des Stammbaums nicht alle die linguistischen Gründe, auf welchen die Aufstellung der von uns aufgezählten Spracheinheiten beruht, beweiskräftig sein können. Sind wirklich die slavisch-litauischen Sprachen mit den arischen durch eine engere Verwandtschaft verbunden, so ist dem gegenüber der Gedanke einer europäischen Spracheinheit hinfällig, oder entscheidet man sich etwa für eine nähere Stellung des Griechischen zu den arischen Sprachen, für eine ario-hellenische Periode, so müssen die Coincidenzpunkte des Lateinischen und Griechischen auf Zufall oder Schein beruhen. Der große Vorzug der Schmidtschen Hypothese besteht nun von vornherein darin, daß sie die Mög-

lichkeit bietet, allen sprachlichen Thatsachen auf einmal gerecht zu werden.

Dieselbe läßt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Auf dem noch durch ununterbrochene geographische Kontinuität verbundenen indog. Sprachboden treten schon in der ältesten Vorzeit an verschiedenen Stellen als erste Anfänge der beginnenden Dialektbildung gewisse Lautveränderungen oder überhaupt gewisse sprachliche Neubildungen hervor, welche sich von ihrem Ausgangspunkte aus in teils beschränkterer, teils weiterer Ausdehnung über die benachbarten Gebiete — man könnte sagen „wellenförmig" verbreiten. — So bilden sich in der früher einheitlichen Sprachmasse alljährlich Differenzierungen, in diesen Differenzierungen aber Zusammenhänge, welche das Prototyp der späteren Sprachcharaktere bilden. Um gleich zu konkreten Beispielen überzugehen, so tritt an einer Stelle des indog. Sprachgebietes die Lautneigung auf, die gutturale Tenuis *k* in gewissen Wörtern in Zischlaute zu verschieben. Diese Lautneigung erstreckt sich über das von den Vorfahren der Arier, Armenier und slavo-litauischen Völker bewohnte Gebiet, so daß nun die Sprachen derselben mit skrt. *çatá*, iran. *sata*, altsl. *sŭto*, lit. *szim̃tas* scheinbar als eine geschlossene Einheit griechischem *ἑκατόν*, altir. *cét*, lat. *centum*, got. *hund* (= *kunt*) gegenüberstehen. Zu gleicher Zeit aber ist vielleicht an einer andern Stelle des Sprachgebietes der Anfang gemacht worden, das *bh* der Casussuffixe *-bhi*, *-bhis*, *-bhya(m)s* in *m* zu verwandeln, eine sprachliche Veränderung, welche sich nur über das alte Verbreitungsgebiet der slavo-germanischen Stämme erstreckt. Got. *vulfa-m*, altsl. *vlŭko-mŭ*, lit. *wilka-mus* entspricht griech. *εὐνῆ-φιν*, altir. *fera-ib*, lat. *hosti-bus*. An einem dritten Punkte setzt sich der Gebrauch eines vielleicht auch anderweitig sporadisch vorhandenen suffixalen *r* zur Bildung eines Passivums und Deponens fest. Hiervon wird das Keltisch und Lateinisch betroffen; vgl. altir. *nom berar* : *fero-r* ꝛc. Andere Spracherscheinungen wieder wie der Gebrauch sonst masculiner *a (o)*- Stämme als Feminina (*ἡ ὁδός*, *fagus*) beschränken sich ausschließlich auf griechisch-italisches Gebiet. Die Sprachen endlich a l l e r europäischen Stämme (und auch einer asiatischen, des Armenischen) umfaßt die Verwandlung des in den iranischen und indischen Idiomen scheinbar rein erhaltenen

a in einer ganzen Reihe von Wörtern in *e:* lat. *fero,* griech. *φέρω,* irisch *berim,* ahd *beru,* altsl. *berą,* armenisch *berem:* indisch *bhar* (vgl. J. Schmidt Was beweist das *e* der europäischen Sprachen für die Annahme einer einheitlichen europäischen Grundsprache? K. Z. XXIII, 373). Wollte man die Verbreitungsgebiete dieser gruppenweis auftretenden Übereinstimmungen auf indog. Boden graphisch darstellen, so würde man sich etwa folgenden Bildes bedienen können:



In Worten aber würde diese schematische Zeichnung folgendes besagen: Gleichwie es nicht möglich ist, in derselben das von irgend einer der fünf dargestellten Linien umschlossene Gebiet herauszugreifen, ohne zugleich in den von einer anderen Linie begrenzten Bezirk einzugreifen, so ist es auch im Bereiche der indog. Sprachen nicht statthaft, eine bestimmte Gruppe derselben behufs ihrer Zurückführung auf eine ihnen gemeinsame Ursprache aus dem Ganzen loszulösen, weil dann notwendiger Weise die Fäden zerschnitten werden müßten, welche jene Gruppe mit anderen Seiten des Sprachgebiets verwandtschaftlich verbinden. Wollte man die slavo-litauischen Sprachen mit den germanischen auf eine besondere Spracheinheit zurückführen, so würde man die Verwandtschaftspunkte ignorieren (Linie II), welche jene mit den arischen Sprachen verbinden. Wollte man sich nun aber damit helfen, daß man die nordeuropäischen Sprachen insgesamt näher an die arischen rückte, so würde man wieder das Band zerreißen (Linie I), durch welches alle europäischen (und die armenische) Sprache umschlungen werden u. s. w.

Wenn so nach J. Schmidt das gesamte Sprachgebiet der Indogermanen ursprünglich durch eine Kette „kontinuierlicher

Varietäten" mit einander verbunden war, so bleibt ihm nun noch die Frage zu beantworten: Wie kommt es, daß dieses Verhältnis heute nicht mehr besteht, wie kommt es, daß statt der allmählichen Übergänge zwischen Sprachgebieten wie dem slavischen und germanischen, dem keltischen und italischen ꝛc. scharfe Sprachgrenzen vorhanden sind, daß aus „der schiefen vom Sanskrit zum Keltischen in ununterbrochener Linie geneigten Ebene" eine „Treppe" geworden ist (Verwandtschaftsverh. p. 28)? J. Schmidt erklärt sich dies durch das Aussterben gewisser vermittelnder Varietäten. Waren ursprünglich zwei Dialekte des Sprachgebietes A und X durch die Varietäten B, C, D u. s. w. kontinuierlich mit einander verknüpft, so konnte es leicht geschehen, daß ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher z. B. die Varietät F sprach, durch politische, religiöse, sociale oder sonstige Verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Varietäten G, H, I, K nach der einen, E, D, C nach der andern Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dies geschehen war, grenzte F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der anderen unmittelbar an L." Die Sprachgrenze war gewonnen. Als auf historische Beispiele zu dem Gesagten weist J. Schmidt auf die erdrückende Macht der attischen, römischen und neuhochdeutschen Sprache gegenüber den übrigen griechischen, italischen und deutschen Dialekten hin.

Allein die J. Schmidtsche Theorie hat außer für die Erkenntnis und historische Erklärung der indog. Verwandtschaftsverhältnisse noch eine andere nicht minder große Bedeutung für die ganze Grundlage der linguistischen Erschließung der Urzeit, für die Rekonstruktion der Ursprache. Die Frage, in wie viel Sprachen ein Wort vorhanden sein müsse, um Anspruch auf indog. Adel zu gewinnen, würde sich vom Standpunkt des Stammbaums, vorausgesetzt, daß derselbe zu einem wissenschaftlichen Abschluß gekommen wäre, nicht schwer beantworten lassen. Entschiede man sich für eine ursprüngliche Teilung der Indogermanen in eine westliche und östliche Hälfte, so würde ein auch nur in einer europäischen und in einer asiatischen Sprache etymologisch verwandtes Wort (z. B. lat. *ensis* + skrt. *así* „Schwert", lit. *dů'na* „Brot" + skrt. *dhânâ's* „Getreidekörner") die Über-

tragung des von ihm bezeichneten Begriffes in die Urzeit gestatten. Oder entschiede man sich für ein längeres Zusammenbleiben der arischen Sprachen mit einer nordeuropäischen oder südeuropäischen Gruppe, so würde schon ein in nur zwei europäischen Sprachen, einer nord- und einer südeuropäischen, belegbares Wort (z. B. *κῆπος* + ahd. *huoba* oder *φώγω* + ahd. *bahhu* „backe") auch für die Urzeit seine Geltung haben. In den beiden Fällen würden also alle Sprachen, welche zu den Gleichungen *ensis* + *así*, *dŭ'na* + *dhânâ's*, *κῆπος* + *huoba*, *φώγω* + *bahhu* keinen Beitrag liefern, die entsprechenden Wörter ursprünglich besessen, aber später verloren haben, ein Vorgang, der ja an und für sich nichts Auffallendes hat.

Demgegenüber schwindet nun allerdings vor der J. Schmidtschen Übergangstheorie „auch die mathematische Sicherheit, welche man für die Rekonstruktion der indog. Ursprache schon gewonnen zu haben glaubte." Denn es ist offenbar, daß bei denjenigen Wortreihen, welche nur in gruppenweisen Übereinstimmungen in den indog. Sprachen sich finden, für den Anhänger jener Theorie die Möglichkeit aufhört, zu erweisen, ob die übrigen Sprachen die betreffenden Entsprechungen verloren oder niemals besessen haben.

Die so in kurzem geschilderte Wellen- oder Übergangstheorie J. Schmidts fußt aber auf Anschauungen von dem allmählichen Differenzierungstrieb der indog. Sprachen, welche keineswegs völlig neu und bis dahin unerhört waren. Hatten doch schon vorher M. Müller (p. 73), Ebel (p. 76), Sonne (p. 75), ja sogar A. Schleicher (p. 69), besonders aber A. Pictet*) und F. Spiegel (vgl. Kap. IV) dem Schmidtschen Gedanken überaus conforme Ansichten mehr oder minder deutlich entwickelt. Immerhin war es natürlich, daß dieselben, von J. Schmidt nunmehr in ein System gebracht und auf die konkreten Verhältnisse der indog. Sprachen angewendet, eine überaus stürmische Diskussion hervorriefen.

---

*) Vgl. *Origines Indo-europ.* § 5 p. 48:

Ce qui est certain, dans l'état actuel des choses, c'est que l'on remarque, entre les peuples de la famille arienne, comme une chaîne continue de rapports linguistiques spéciaux qui court, pour ainsi dire, parallèlement à celles de leurs positions geographiques ... Les émigrations lointaines auront été précédées par une extension graduelle, dans le cours de laquelle se seront

Den ungeteiltesten Beifall fand J. Schmidt bei denjenigen Forschern, welche die Verwandtschaftsverhältnisse der neueren Sprachen zum Gegenstand ihrer Studien machten.

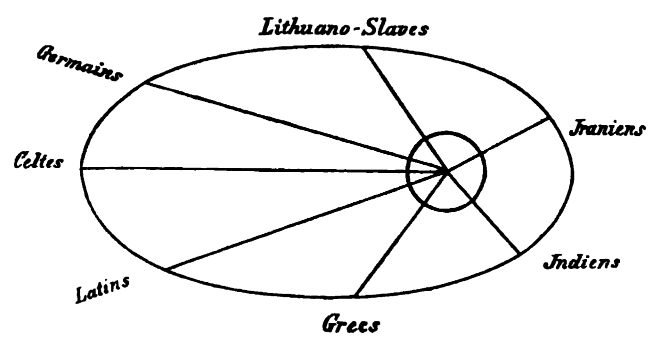
Hier hatte schon geraume Zeit vor J. Schmidt Hugo Schuchardt in seinem Buche Vocalismus des Vulgärlateins Leipzig 1866 (vgl. besonders Kap. IV Die innere Geschichte der römischen Volkssprache 1. Dialekte) die neuere Auffassung für die romanischen Sprachen angebahnt.

Am deutlichsten zeigte sich dieselbe aber auf dem Felde der deutschen Dialektforschung, um welche sich in dieser Beziehung W. Braune in mehreren Aufsätzen der Zeitschrift Paul u. Braune Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache (vgl. besonders I, 1 ff. und IV, 540 ff.) ein besonderes Verdienst erworben hat. Um das Gesagte zu veranschaulichen, gestatte ich im Anschluß an die genannten Untersuchungen auch hier mir eine kleine Zeichnung zu entwerfen, welche die Resultate darstellen soll, die auf althochdeutschem Boden einige der wichtigsten, etwa seit dem VI. oder VII. Jahrhundert wirkenden Lautveränderungen am Ende des IX. oder Anfang des X. Jahrhunderts für die Verwandtschaftsverhältnisse der ahd. Dialekte hervorgebracht haben. Von den in unsere Zeichnung eingetragenen Zahlen bezeichnen I—IV und zwar in chronologischer Reihenfolge die 4 Stufen, in welchen die sogenannte II. oder althochdeutsche Lautverschiebung sich über die

---

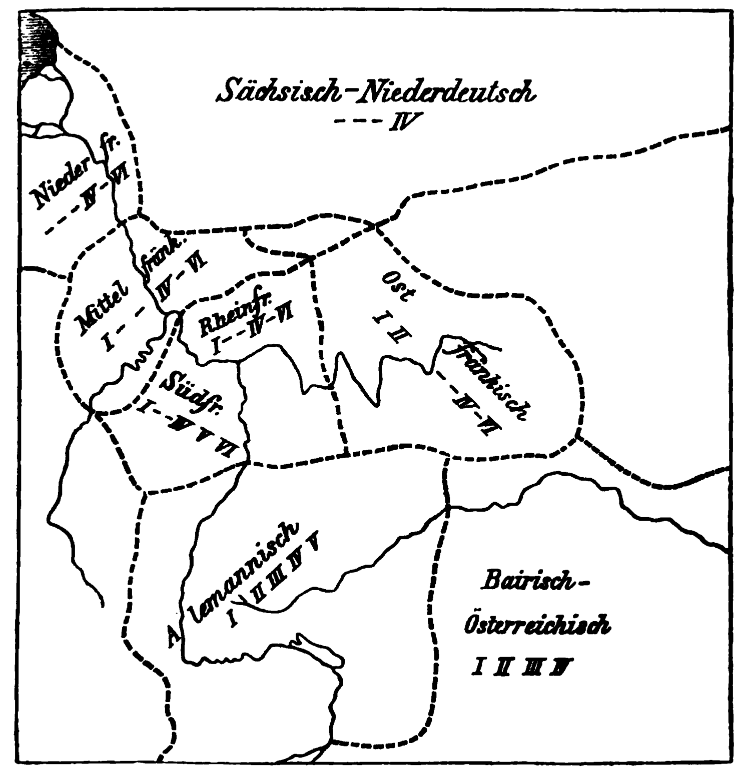
formés peu à peu des dialectes distincts, mais toujours en contact les uns avec les autres, et d'autant plus analogues qu'ils étaient plus voisins entre eux.

Seine Anschauung illustriert er durch folgende Zeichnung:



Der Kreis in der Mitte der Ellipse bezeichnet die indog. Ursprache.

deutschen Dialekte ausgebreitet*) hat. Zahl V kennzeichnet das Verbreitungsgebiet des aus altem *ô* hervorgegangenen *ua* gegen-



über sonstigem *uo (muat : muot)*, Zahl VI den Kreis der fränkischen Dialekte mit Rücksicht auf die völlige Durchführung des Umlautes,

---

*) Diese vier Schichten der Lautverschiebung sind:

I. *t* — *z*; *p* und *k* nach Vokalen — *f* und *ch*
(ahd. *zit* : engl. *tide*, *kouffen* : engl. *keep*, *suohhan* : engl. *seek*)

II. *p* im Anlaut, Inlaut nach Cons. ꝛc. — *ph*, *f*; *d* — *t*
(oberdeutsch u. ostfr. *pfad*, *pflanzôn*, *tât*, *tiuri* : *rheinfr.* ꝛc. *pad*, *planzôn*, *dag*, *diuri*; im Innern der Wörter ward auch ein rheinfränk. ꝛc. *d* — *t* *dâtun* : oberd.-ostfr. *tâtun*, engl. *did*)

III. *k* im Anl., Inl. nach Kons. ꝛc. — *ch*; *b* — *p*; *g* — *k*
(nur oberd. *chind*, *chuning* : fränk. *kind*, *kuning*, oberd. *kepan* : fränk. *geban*)

IV. sich auch über Niederfränkisch (Niederländisch) und Sächsisch erstreckend

th — *d*
(*drei* : engl. *three*, *dieb* : *thief*).

welcher in den oberdeutschen Dialekten durch gewisse Kosonanten-verbindungen wie l + Kons. aufgehalten wird (fränk. *balg : belgi*, oberd. *palg : palgi*).

Ich glaube, daß unsere Darstellung keines ausführlichen Kommentars bedarf. Sie zeigt, daß sich auch hier nirgends scharfe Trennungsstriche zwischen den einzelnen Dialekten machen lassen. So werden die beiden oberdeutschen Dialekte zwar durch Zahl III scheinbar zu einem Ganzen verbunden, aber mit einzelnen Teilen des Fränkischen doch wieder durch die Zahlen II und V aufs engste verflochten. Auch gegen das Sächsische (Niederdeutsche) gibt es keine feste Abgrenzung gegenüber der Wirkung der von uns geschilderten Lautverschiebungen. Zwar nimmt noch das Mittelfränkische teil an der wichtigsten, Oberdeutschland, Ost-Rhein- und Südfranken ergreifenden I. Stufe der Lautverschiebung, wenn auch schon mit wichtigen Ausnahmen (*dat, wat, dit, allet*); aber bereits das Niederfränkische (Niederländische) hat ganz niederdeutschen Konsonantenstand. Die VI. Stufe der Lautverschiebung endlich erstreckt sich gleichmäßig über alle Dialekte.

Was aber unser besonderes Interesse an den geschilderten Vorgängen erregt, ist, daß wir hier wirklich in der Lage sind, bei einigen der hervorgehobenen Lautübergänge den ersten Ausgangspunkt und ihre allmähliche Ausbreitung festzustellen und zu verfolgen. So tritt in Alemannien die Verschiebung des *th* — *d* schon in der Mitte des VIII. Jahrhunderts auf. In dieser Zeit bewahrt aber das gesamte Fränkisch, im Anlaut wenigstens übereinstimmend, die alte Spirans. Erst im Ausgang des IX. Jahrhunderts verschwindet *th* aus Franken und *d* tritt an seine Stelle. In Mittelfranken und weiter nördlich erhält sich *th* noch länger. Es tritt also die allmähliche Ausbreitung einer Lautverschiebung, in diesem Falle von Süd nach Nord, in ein helles Licht.

Die Verwandtschaftsverhältnisse der slavischen Dialekte endlich suchte J. Schmidt selbst in seinem Buche Zur Geschichte des idg. Vocalismus II, 199 ff. vom Standpunkt der Wellen- oder Übergangstheorie darzustellen.

Die Angriffe gegen die Schmidtsche Theorie, an welchen sich besonders Whitney, G. Curtius, Havet, L. Meyer, Jolly, A. Fick und andere beteiligten, richteten sich, wenn wir

von den mehr principiellen Meinungsverschiedenheiten absehen, vor allem auf den Punkt (vgl. unsere Zeichnung p. 91 Linie II), welchen J. Schmidt als Hauptargument für die vermittelnde Stellung der litu-slavischen Sprachen zwischen Europa und Asien hervorgehoben hatte, auf die den litu-slavischen und arischen Sprachen in einer großen Zahl von Wörtern gemeinsame Verwandlung eines ursprünglichen *k* in einen Zischlaut (*ç, s, sz*) vgl. skrt. iran. *dáçan*, altsl. *desętĭ*, lit. *dẽszimtis*: griech. *δέκα*, lat. *decem* ꝛc. Die Kraft dieses Beweises suchte nun A. Fick (Die Spracheinheit der Indogermanen Europas) dadurch aufzuheben, daß er, wie es schon Ascoli vorher gewollt hatte, zu beweisen versuchte, es hätten von jeher in der indog. Ursprache zwei verschiedene *k*-Laute, ein palatal afficiertes *kj* (*k̂*) und ein guttural afficiertes *kv* (*q*) neben einander gelegen, von denen das erstere eben durch jene Zischlaute der litu-slavischen und arischen Sprachen reflektiert werde, das letztere aber in den ebengenannten Sprachen durch *k* (*c*), in den übrigen durch *k, p, qu,* repräsentiert sei. Es lägen also von Anfang an neben einander: z. B.

kj (*k̂*) skrt. *çván*, lit. *szů* griech. *κύων*, lat. *canis*, ir. *cú*,
kv. (*q*) skrt. *ka*, lit. *kàs*, altsl. *kŭto*, griech. *κότερος, πότερος*, lat. *quo-d*, altir. *ca-te*.

Das Gleiche gelte auch von der Media *g* und der Aspirata *gh*.

So unzweifelhaft es nun auch ist, daß die Aufstellung zweier *k*-Laute für die indog. Urzeit trotz der Einwendungen J. Schmidts die Billigung der meisten Forscher gefunden hat, so berechtigt scheint mir doch die Erklärung J. Schmidts (Jenaer Literatur-Zeitung 1875 Nr. 201), daß auch die Annahme zweier Gutturalreihen nicht die Tragweite seines Argumentes für die Übergangs- und gegen die Stammbaumtheorie abzuschwächen im stande sei. Denn entscheide man sich für ein *kj* und ein *kv*, so bleibe doch die Zusammengehörigkeit der litu-slavischen und arischen Sprachen in der Verschiebung des in den übrigen Sprachen als *k* erhaltenen *kj* zu *ç, s, sz* unangetastet bestehen.

In den Kreis der arisch-slavo-litauischen Sprachen muß übrigens in dieser Beziehung auch das Armenische, wie schon bemerkt, gestellt werden. Vgl. arm. *tasn* = altsl. *desętĭ*, skrt. *dáçan*, arm. *šun* „Hund“ = lit. *szů*, skrt. *çván* u. s. w. Auf diesen und ähnliche Gründe gestützt, betrachtet H. Hübschmann,

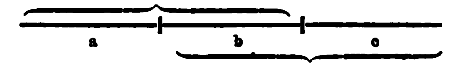
einer der besten Kenner dieser Sprache, das Armenische als einen „zwischen Iranisch und Slavo-lettisch zu stellenden selbständigen Sprachzweig“ (K. Z. XXIII, 5 ff.) Das Gleiche gilt, wie die albanesischen Studien G. Meyers (Wien 1883 u. 1884, B. B. VIII, 186 ff.) dargethan haben, vom Albanesischen, dem der genannte Gelehrte deshalb eine Stellung näher dem Litu-Slavischen als den südeuropäischen Sprachen zuweist.

In ähnlicher Weise warf man die Frage auf, ob denn wirklich das einheitliche *a* der arischen Sprachen gegenüber dem *a, e, o* der europäischen (skrt. *ag* = griech. *ἄγω*, skrt. *ásti* = griech. *ἐστί*, skrt. *ávis* = griech. *ὄϊς*) den ursprünglichen Zustand repräsentiere, und nicht am wenigsten durch eine Arbeit J. Schmidts (Zwei arische *a*-Laute und die Palatalen K. Z. XXV, 1 f.) ist es gelungen, ein dem europäischen *e* entsprechendes *ă* mit völliger Evidenz in der indog. Grundsprache nachzuweisen. Ein Einwand gegen die Übergangstheorie würde sich aber auch so nicht ergeben. Die Bewahrung des Alten würde dann eben auf seiten des Europäischen und Armenischen liegen, und in dem Zusammenwerfen des Ursprünglichen *a* und *ă* würde eine gemeinsame Neuerung der iranischen und indischen Sprachen zu verzeichnen sein.*)

Von einem neuen Gesichtspunkt aus betrachtet A. Leskien (Die Declination im Slavisch-litauischen und Germanischen Leipzig 1876) die Hypothese J. Schmidts. Nachdem derselbe hervorgehoben hat (Einleitung p. X), daß er sich die Ausbreitung der indog. Völker bis zur Occupation des heute von ihnen besetzten Gebietes nicht ohne wirkliche geographische Trennungen vorstellen könne, meint er, daß die von J. Schmidt postulierten und auf geographischer Kontinuität des indog. Gebietes basierenden Übergangsstufen nur dann verstanden werden könnten, wenn diese Kontinuität vor jede Ausbreitung in ein verhältnismäßig enges Gebiet verlegt würde. Hierdurch aber ergebe sich die Möglichkeit einer Kombination der Übergangs- und Stammbaumtheorie. Bezeichne man z. B. innerhalb der indog. Einheit die Vorfahren

*) Neben dem Armenischen teilt noch eine andere asiatisch-indog. Sprache, das Phrygische, die Bewahrung des alten *e* (vgl. Fick Die Spracheinheit der Indog. Europas p. 416). Hübschmann K. Z. XXIII, 49 hält es für wahrscheinlich, daß diese Sprache am nächsten mit dem Armenischen verwandt sei.

der Slaven und Litauer mit *b*, die der Arier mit *c*, die der Germanen mit *a*,



so hätten *b* und *c* durch gewisse dialektische Eigentümlichkeiten miteinander verbunden werden können (z. B. arisch *ç* (*s*) = slavolit. *s*, *sz*). Nachdem dies geschehen war, konnte es sich ereignen, daß durch Auswanderung von *c* oder durch gemeinsame Abzweigung von *a* und *b* die geographische Kontinuität der Linie *a*—*c* unterbrochen wurde, und sich nun auf der Strecke *a*—*b* neue gemeinsame Eigentümlichkeiten (etwa germ. *m* + slavo-lit. *m* = sonstigem *bh* im Suffix) herausbildeten. So würden sich die Besonderheiten, welche *b* (das Slavisch-litauische) mit *c* (dem Arischen) teilt, erklären lassen, und doch würde man noch das Recht besitzen, „den Versuch zu machen, ob das Litauisch-slavische sich mit dem Germanischen (*b*) zu einer besonderen Gruppe mit einer vom Ganzen des Sprachstammes oder anderen Teilen desselben getrennten Entwicklung vereinigen lasse"*) (p. XXVII).

Die Wichtigkeit der Leskienschen Auffassung besteht ohne Zweifel in der Betonung der für die Erklärung der vorhandenen Sprach- und Völkergrenzen notwendig anzunehmenden geographischen Trennung der einzelnen indog. Völker, welche J. Schmidt neben dem an sich auch möglichen Aussterben der vermittelnden Varietäten aus anderen Gründen (vgl. p. 92) nicht genügend hervorgehoben hatte. Im übrigen aber sind die Anschauungen beider Forscher überaus konform. J. Schmidt erklärt daher auch (Jenaer Literaturzeitung 1877 p. 272): „Die Thatsache, daß die slavolettischen Sprachen gewisse Eigentümlichkeiten nur mit den arischen, andere nur mit den germanischen oder den übrigen europäischen Sprachen gemein haben, also ‚die organische Vermittelung' beider Gruppen sind, steht trotz aller Angriffe

*) Den Leskienschen Gedanken überträgt, wenn ich ihn recht verstehe, P. v. Bradke Beiträge zur Kenntnis der vorhistorischen Entwicklung unseres Sprachstammes Gießen 1888 auf die Verwandtschaftsverhältnisse einiger indog. Sprachen, indem er die sprachlichen und kulturgeschichtlichen Übereinstimmungen des griechischen und italischen Völkerzweigs in eine gräco-italische Epoche verlegt, aus dieser dann die Italer sich loslösen läßt, um in Verein mit den Kelten eine kelto-italische Epoche zu verleben.

fest. Daß alle diese Eigentümlichkeiten gleichzeitig entstanden seien, ist mir nie in den Sinn gekommen zu behaupten. Wir wissen über ihre Chronologie noch gar nichts, und alle Wahrscheinlichkeit spricht gegen ihre Gleichzeitigkeit. Es ist daher sehr wohl möglich, daß die Slavoletten etwa in frühester Zeit mit den Ariern gemeinsam die betreffenden Veränderungen ihrer Sprache erlitten, später den Zusammenhang mit den Ariern verloren, sich näher an die Europäer angeschlossen und nun die bei diesen eintretenden sprachlichen Umgestaltungen mitgemacht haben. Worauf es mir wesentlich ankam, war zu zeigen, daß eine einheitliche europäische Grundsprache im Gegensatze zu einer arischen nie existiert hat, daß, als die specifisch europäischen Charakterzüge sich entwickelten, die Sprachen, über welche sie sich erstreckten, schon nicht mehr in allen Punkten gleich waren."

Zuletzt hat sich in eingehender Weise Karl Brugmann mit der Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indog. Sprachen in der Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft I, 226 ff. beschäftigt.

Brugmann steht in theoretischer Hinsicht auf dem Boden der Schmidt-Leskienschen Anschauung, die übrigens auch H. Paul in seinen Principien der Sprachgeschichte² Halle 1886 (vgl. Kap. II Die Sprachspaltung) teilt. So hält es Brugmann in seinem Grundriß der Vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen I, 290 (Straßburg 1886) genau wie J. Schmidt für „möglich und nicht unwahrscheinlich", daß die vielgenannte Verschiedenheit der indog. Sprachen in der Behandlung der palatalen *k*-Reihe „eine urindogermanische Articulationsdifferenz widerspiegelt, daß die ursprünglichen Verschlußlaute in einem Teile des Gebietes der indog. Grundepoche spirantisch afficiert wurden, während sie in dem anderen Teile rein blieben. Dieser dialektische Unterschied pflanzte sich dann in die Einzelentwicklungen fort". Vgl. auch p. 308 bezüglich der velaren *k*-Reihe.

Was aber die Frage der indog. Verwandtschaftsverhältnisse im einzelnen anbetrifft, so macht Brugmann in der genannten Abhandlung mit großer Schärfe einen Einwand geltend, welcher sich sowohl gegen die Übergangs- wie gegen die Stammbaumstheorie richtet, indem er darauf hinweist, daß die speciellen Über-

einstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen sehr oft lediglich auf Zufall beruhen. „Der Gesamthabitus der indog. Sprachen blieb ja auch nach dem Auseinandergehen des Urvolks im wesentlichen derselbe und die psychische und leibliche Organisation der Träger und Vererber der Sprache im ganzen die gleiche, die Anlässe zu Neubildungen waren vielfach dieselben: warum also bei gleichen Ursachen nicht auch gleiche Wirkungen?“ p. 31 und ebendaselbst: „Nimmt man es nicht z. B. als ein Spiel des Zufalls hin, daß im Germanischen und Armenischen die ursprünglichen Mediae in gleicher Weise zu Tenues verschoben sind, wie in got. *taihun*, armen. *tasn* gegenüber aind. *dáça*, griech. *δέκα*, u. s. w.? Warum sollte man es also z. B. nicht ebenso als ein zufälliges Zusammentreffen betrachten dürfen, daß die urindog. **Mediae aspiratae** im Griechischen und Italischen zu **Tenues aspiratae** verschoben wurden, wie in griech. *θυμός*, urital. **thūmos (fūmus)* gegenüber aind. *dhūmá-s*“ u. s. w.?

Bei so bewandten Dingen sind es p. 253 „nicht eine einzelne und nicht einige wenige auf zweien oder mehreren Gebieten zugleich auftretende Spracherscheinungen, die den Beweis der näheren Gemeinschaft erbringen, sondern nur die große Masse von Übereinstimmungen in lautlichen, flexivischen, syntaktischen und lexikalischen Neuerungen, die große Masse, welche den Gedanken an Zufall ausschließt.“

Eine nähere Verwandtschaft ist daher nur für den indoiranischen und litu-slavischen Sprachzweig erwiesen, zu erhoffen ist ihr Nachweis vielleicht für die keltischen und italischen Sprachen.

Im Zusammenhang hiermit steht auch die Frage: „in wie vielen von den sieben Hauptzweigen muß eine Spracherscheinung nachgewiesen sein, um als urindogermanisch zu gelten?“ Auch hierauf lasse sich zunächst nur antworten, daß „die Wahrscheinlichkeit dafür, daß man es mit einer urindogermanischen Form zu thun habe, wachse mit der Zahl der Sprachen, in der sich eine Spracherscheinung vorfindet.“ Auch gebühre die Zuerteilung indog. Adels solchen Spracherscheinungen, die gleichartig auf geographisch weit entfernten Gebieten auftreten; denn hier sei die sonst große Wahrscheinlichkeit der Entlehnung, die Brugmann besonders auf dem Gebiete des Wortschatzes annimmt, eine geringere.

Anhang: Über die Erforschung der Lehnwörter in den indog. Sprachen.

Neben dem direkten Weg, mit Hilfe der Sprachvergleichung vorhistorische Kulturperioden zu erschließen, zieht sich aber ein zweiter indirekter, doch zu demselben Ziele führender. In dem Leben einer jeden Sprache gesellt sich bekanntlich allmählich zu dem aus der Urzeit ererbten Teil ihres Wortschatzes ein anderer, aus der Fremde hereingetragener. Keine Sprache ist im Verlauf ihrer Geschichte von Lehnwörtern frei geblieben. Da nun aber, wenigstens im allgemeinen wird man dies sagen können, die Entlehnung eines Wortes zugleich auch die Entlehnung eines Begriffes bedeutet, so ist klar, daß die Sammlung der Lehn- oder Fremdwörter einer Sprache zugleich wichtige Winke über die einem Volk von außen gewordenen, also nicht aus der Urzeit mitgebrachten Kulturmomente enthalten muß. Es dürfte daher hier am Platze sein, der wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Lehnwörter der indog. Sprachen behandeln, in kurzem zu gedenken. Nichts zusammenhängendes ist auf dem Gebiete der arischen Sprachen hier zu nennen. Auch würde das Wörterbuch des Rigveda (wie überhaupt des ältesten Sanskrit), das reinste und unvermischteste auf dem ganzen indog. Völkergebiet, kaum eine Ausbeute in dieser Beziehung gewähren. Mehr und wichtigeres dürfte schon der Zendavesta bieten, worüber sich manche Bemerkungen in Justis Handwörterbuch der Zendsprache finden. Reichlich durchsetzt mit semitischen, türkischen u. s. w. Bestandteilen sind natürlich die modernen iranischen Dialekte; doch ist mir eine nur einigermaßen erschöpfende Behandlung derselben nicht bekannt geworden. Für das Armenische ist auf Paul de Lagardes Armenische Studien Göttingen 1877 zu verweisen, in denen von p. 166—188 eine tabellarische Übersicht über die Übereinstimmungen dieser Sprache auch mit dem Semitischen gegeben wird.*)

*) Vgl. ferner H. Hübschmann Armen. Stud. (1883) p. 7 ff. Ebenderselbe Gelehrte giebt in Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache (1887) eine vorläufige Übersicht über die Lehnwörter im Ossetischen (p. 118—136).

Ganz anders gestalten sich die Dinge, sobald wir europäischen Boden betreten.

Hier waren schon seit dem Wiederaufblühen der philologischen Studien in Deutschland die Beziehungen des Hebräischen zum Griechischen ein Gegenstand gelehrter Spekulationen gewesen. Den fruchtlosen Versuchen, die mannigfaltigen Übereinstimmungen beider Sprachen aus einem gemeinsamen Ursprung derselben zu erklären (vgl. z. B. Ernesti *De vestigiis linguae hebraicae in lingua graeca, Opusc. phil.* p. 177 ff.) folgte, nachdem das genealogische Verhältnis der beiden Sprachen durch die vergleichende Sprachwissenschaft endgiltig festgestellt war, die richtige Auffassung der semitischen Bestandteile des älteren griechischen Wortschatzes als dem phönicischen Kultureinfluß in Griechenland entsprungener Lehnwörter. Eine erste Sammlung derselben bietet Gesenius, der Begründer der semitischen Sprachwissenschaft, in seiner Geschichte der hebräischen Sprache I § 18. Ihm schließt sich E. Renan *Histoire des langues sémitiques* p. 192 an. Kleinere, zerstreute Beiträge liefern Benfey, Fr. Müller, Schröder, P. de Lagarde u. a. In neuerer Zeit hat in zusammenhängender Darstellung zuerst F. Lenormant die kulturhistorische Bedeutung der semitisch-griechischen Lehnwörter darzulegen versucht in einem Aufsatz Die Kadmossage und die phönicischen Niederlassungen in Griechenland (*Annales de philosophie chrétienne* 1867, dann in Die Anfänge der Kultur, Jena 1875). Es muß indessen bemerkt werden, daß die Lenormantsche Arbeit eine sehr unsolide Basis für weitere kulturhistorische Forschungen abgeben würde, da der französische Anthropologe und Orientalist, mit einer selbständigen sprachwissenschaftlichen Methode auf indog. Boden nicht vertraut, völlig kritiklos die früheren Zusammenstellungen des Semitischen und Griechischen wiederholt und neue produziert.

Es war daher eine sehr dankenswerte Aufgabe, welcher sich A. Müller in einem Aufsatz Semitische Lehnwörter im älteren Griechisch (Bezzenbergers Beitr. z. Kunde d. indog. Spr. I, 273—301) unterzog, an der Hand unzweifelhafter semitischer Lehnwörter im Griechischen (p. 281) bestimmte Lautentsprechungen für die Übertragungen der einen Sprache in die andere festzustellen, an denen er die Ahnenprobe der bisher für semitisch er-

klärten Bestandteile des griechischen Wortschatzes vornehmen konnte. Allerdings schmolz durch diesen Läuterungsproceß die Anzahl von 102 auf ihren Semitismus geprüfter Wörter um ein beträchtliches zusammen (vgl. p. 299 ff.). Eine Anzahl griechischer Wörter, welche in den semitischen Sprachen wiederkehren, hält Müller allerdings für Fremdlinge auf griechischem Boden, ohne sich aber über ihre eigentliche Heimat entscheiden zu können. So *κάρπασος* „feiner Flachs", skrt. *kárpâsa*, aram. *karpas*, arab. *kirbâs*; *κῆβος*, *κῆπος* „Affe", skrt. *kapí*, hebr. *qôf*; *σάπφειρος*, skrt. *çanipriya*, hebr. *sappir*; *σμάραγδος*, skrt. *marakata*, hebr. *bâreqet* u. a. m.

Eine sehr kühne und heterodoxe Ansicht hat über mehrere der hierhergehörigen Wörter F. Hommel in dem schon genannten Werk Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern p. 260 u. 414 ff. Er faßt dieselben nämlich nicht als verhältnismäßig späte Entlehnungen aus den semitischen Sprachen, sondern als uralte, den Ursemiten und Urindogermanen gemeinsame Kulturwörter auf, durch welche die Nachbarschaft der Ursitze beider Völker (vgl. unten Kap. IV) auf das deutlichste bewiesen werde. So urteilt er über *ταῦρος* (indog. *staura* = ursem. *taura*), *λῖς*, *λέων* (indog. *liw*, *laiwa* = ursem. *labi'atu*, *lib'atu*) *χρυσός* (indog. *gharata* = ursem. *ḫarûdu*), *οἶνος* (indog. *waina* = ursem. *wainu*).

Eine wichtige Kontroverse über die Frage, ob ägyptische Lehnwörter (wie ägypt. *barī-t* = griech. *βᾶρις* „eine Schiffsart") im Griechischen volkstümlich geworden sind, hat sich in Bezzenbergers Beiträgen VII zwischen Ermann und O. Weise entsponnen.

Eine Sammlung ägyptischer Wörter bei klassischen Autoren bietet A. Wiedemann (Leipzig 1883).

Von den mannigfaltigen Kultureinflüssen, welchen die italischen Bewohner der Apenninhalbinsel im Laufe ihrer ältesten Geschichte ausgesetzt gewesen sind, hat nur der griechische als der historisch späteste und intensivste in der lateinischen Sprache deutlich erkennbare Spuren zurückgelassen. Zwar ist es an sich höchst wahrscheinlich, daß, um von den Italien nur streifenden Seefahrten der Phönicier (vgl. Th. Mommsen Römische Geschichte I [8], 128 und O. Weise Rhein. Mus. 1883) zu schweigen, das benachbarte Etrurien auf den Gebieten, wo es als Lehrmeisterin Italiens auftritt, im Bauwesen, in gottesdienstlichen

Ceremonien, in Volksbelustigungen u. s. w. mit den neuen Begriffen auch die tuskischen Bezeichnungen derselben den italischen Stämmen übermittelt habe; doch können dieselben, solange die Sprache der etruskischen Inschriften noch unentziffert ist, nur vermutet, nicht erwiesen werden. Einer verhältnismäßig späten Zeit gehören die in das Lateinische eingedrungenen Wörter keltischen oder überhaupt nordeuropäischen Ursprungs an, welche von L. Diefenbach in dem Lexikon der von den Alten aufbewahrten Sprachreste der Kelten und ihrer Nachbarn, insbesondere der Germanen und Hispanier *Origines Europaeae,* Frankfurt 1861 gesammelt sind.

Die Bedeutung aber der griechischen Lehnwörter im Lateinischen für die Beurteilung des von Griechenland durch die Vermittelung seiner Kolonien ausgehenden Einflusses auf die italische Kulturentwicklung tritt zuerst in Th. Mommsens Römischer Geschichte (1854 vgl. I, 130 u. I [3], 194 ff.) in ihr rechtes Licht. Nach diesem Gelehrten machte auf die große Wichtigkeit dieses Gegenstandes G. Curtius in einem Vortrag auf der Hamburger Philologenversammlung 1855 Andeutungen über das Verhältnis der lateinischen Sprache zur griechischen aufmerksam. C. geht in demselben namentlich auf die Ausdrücke des römischen Schiffswesens ein, in denen er 3 Schichten unterscheidet, welche die Entwicklung des römischen Seewesens darstellten:

I. eine urindog. Schicht (Wörter wie *navis, remus*),

II. eine große Schicht griechischer Fremdwörter (z. B. *gubernare, ancora, prora, aplustre, anquina, nausea, antenna, faselus, contus* u. s. w.),

III. eine beschränkte Zahl echt römischer, doch nicht indog. Wörter (*velum, malus*). Das erste größere Verdienst um die Sammlung der griechischen Lehnwörter im Lateinischen erwarb sich A. Saalfeld in zwei Abhandlungen *Index Graecorum vocabulorum in linguam latinam translatorum* (Berlin 1874) und Griechische Lehnwörter im Lateinischen (Programm, Wetzlar 1877). Hieran schließt sich eine Arbeit E. Beermanns Griechische Wörter im Lateinischen (Sprachwissensch. Abhandl. hervorg. aus G. Curtius' grammatischer Gesellschaft, Leipzig 1874 p. 95—110), in welcher ein kurzer Überblick über die griechischen Kulturelemente des römischen Altertums gegeben wird.

Alle diese Arbeiten aber, neben denen wir noch Beiträge von Corssen, Ruge, Tuchhändler, Vaniček und für das ökonomisch-landwirtschaftliche Gebiet die „Haustiere und Kulturpflanzen" V. Hehns hätten nennen können, sind in neuester Zeit übertroffen worden durch das außerordentlich gründliche und besonnene Werk O. Weises Die griechischen Wörter im Latein (Preisschrift der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft, Leipzig 1882). Dasselbe zerfällt in drei Teile, von denen der erste besonders von den Erkennungszeichen der Lehnwörter handelt, der zweite die Frage beantwortet: „Auf welchen Gebieten machen sich die Anregungen Griechenlands bemerkbar"? der dritte ein sorgfältiges Verzeichnis der aus dem Griechischen ins Latein entlehnten Wörter giebt. Hierzu ist im Jahre 1884 der *Tensaurus Italo-graecus*, ausführliches historisch-kritisches Wörterbuch der Griechischen Lehn- und Fremdwörter im Lateinischen von A. Saalfeld Wien gekommen. Vgl. auch dessen *Italo-graeca* I Heft (Vom ältesten Verkehr zwischen Hellas und Rom bis zur Kaiserzeit) 1882, II Heft (Handel und Wandel der Römer) 1882.

Der umgekehrte, von Italien auf die Balkanhalbinsel ausgehende Kulturstrom zeigt sich, wenn wir von dem Rumänischen hier absehen, am mächtigsten in dem Albanesischen (oben p. 98), das „während der Dauer der römischen Herrschaft in Illyrien um ein Haar das Loos anderer nicht-römischer Sprachen in anderen Provinzen geteilt hätte und der Romanisierung gänzlich erlegen wäre." (Vgl. G. Meyer Die lat. Elem. im Albanesischen. Gröbers Grundriß p. 804 ff.)

Im Norden Europas läßt sich von vornherein annehmen, daß der germanische Sprachboden zahlreiche und bedeutsame fremdartige Elemente aufzuweisen haben werde. Die germanischen Völker, im Herzen unsres Erdteils gelegen und durch ihre natürliche Veranlagung für die Vorzüge wie für die Schattenseiten fremder Kultur empfänglich, bilden gleichsam ein großes Bassin, in welches die Kulturströmungen Europas, von welcher Seite sie auch kommen mögen, sich sammeln. Ein treuer Spiegel dieses Verhältnisses ist der Lehnwörterschatz der germanischen Sprachen. Nur die Literatur über die ältesten Bestandteile desselben hat uns hier zu beschäftigen.

Nur ganz vereinzelte Bemerkungen sind bisher über die

Entlehnungen der germanischen Sprachen aus dem Keltischen gemacht worden. Auch dürfte es, da dieselben großenteils auf sehr frühzeitige Berührungen beider Völker zurückgehen, schwer sein, zwischen Urverwandtschaft und Entlehnung in den einzelnen Fällen zu unterscheiden.˙ (Vgl. Abh. II Kap. VI.) Größere Aufmerksamkeit hat man den germanisch-slavischen Entsprechungen (Wörtern wie got. *stikls*, altsl. *stiklo*, lit. *stiklas* „Becher"; got. *kintus*, altsl. *cęta* „Heller"; germ. *pflug*, slav. *plugŭ*, lit. *pliugas*; got. *dulgs*, altsl. *dlŭgŭ* „Schuld"; got. *plinsjan*, altsl. *plęsati* „tanzen" und vielen anderen) zugewendet, ohne daß man freilich auch hier einerseits das Urverwandte von dem Entlehnten zu sondern, andrerseits den Ausgangspunkt einer Entlehnung (ob auf slavischem, ob auf germanischem Boden) mit Sicherheit festzustellen vermocht hätte. Vgl. H. Ebel Über die Lehnwörter der deutschen Sprache p. 9, Lottner K. Z. XI, 174 ff., sowie die unten zu nennenden Sammlungen der slavischen Lehnwörter.

Aber diese Berührungen der Germanen mit ihren nördlichen Nachbarn stehen an Bedeutung weit zurück hinter dem Einfluß, welchen die Kultur des südlichen Europa, seitdem dieselbe mit dem Germanentum in nähere Berührung getreten ist, auf dasselbe ausgeübt hat. Verhältnismäßig gering und in größerem Umfang nur im Gotischen nachweisbar, sind die direkten Berührungen des Griechischen mit dem Germanischen. Hingegen übernimmt das römische Volk die weltgeschichtliche Aufgabe, die Schätze, die es zum Teil selbst erst aus weiter Fremde empfangen hat, dem Volke zu überliefern, von welchem es einst auf dem Schauplatz der Geschichte verdrängt zu werden bestimmt war. Und so gleichartig in seinen Wirkungen ist der von seinen beiden gewaltigen, Germanien umklammernden Grundlinien des Rheines und der Donau auf alle germanischen Stämme sich erstreckende Einfluß Roms, daß ihm gegenüber die Germanen, doch schon damals dialektisch zergliedert, in sprachlicher Beziehung noch ein großes einheitliches Ganze auszumachen scheinen. Was das heidnische Rom begonnen, vollendet das christliche, das dem Andrang der lateinischen Sprache am weitesten die Thore öffnet.

Nach diesen Bemerkungen beschränke ich mich darauf, die wichtigste Literatur über die Lehnwörter der germanischen Sprachen in kurzem mitzuteilen:

1845 R. v. Raumer Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache, Stuttgart.

1856 H. Ebel Über die Lehnwörter der deutschen Sprache (Programm des Erziehungs-Instituts Ostrowo bei Filehne).

1861 W. Wackernagel Die Umdeutschung fremder Wörter (zuerst Programm zu der Promotionsfeier des Pädagogiums in Basel, später Kleinere Schriften III, 252 ff.).

1874 E. Förstemann Geschichte des deutschen Sprachstammes I, 612—618.

1884 W. Franz Die Lateinisch-Romanischen Elemente im Althochdeutschen. Straßburg.

1888 A. Pogatscher Zur Lautlehre der Griechischen, Lateinischen und Romanischen Lehnworte im Altenglischen. Straßburg.

1889 F. Kluge Lateinische Lehnworte im Altgermanischen (in Pauls Encykl. d. germ. Phil. I.).

Zu den bekannten Wörterbüchern von Grimm, Schade, Weigand u. a. kommt dann neuerdings noch Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von F. Kluge. Straßburg 1882, 4. Aufl. 1888.

Wenden wir uns nunmehr zu den östlichen Nachbarn der germanischen Völker, so finden sich die fremden Bestandteile der slavischen Sprachen gesammelt von F. Miklosich Die Fremdwörter in den slavischen Sprachen (Denkschriften der phil.-hist. Klasse der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften XV, 71—140, Wien 1867). Indem wir das alphabetisch angelegte, stattliche Verzeichnis derselben durchlaufen, zeigen sich uns für die ältere Zeit folgende Richtungen, in denen sich der Einfluß der Fremde auf die slavischen Sprachen vollzieht. Zunächst gehört der größere Teil dieser Fremdlinge demjenigen Kulturkreis an, welcher von dem klassischen Boden der Mittelmeerländer ausgehend, den germanisch-slavischen (zum Teil auch keltischen) Norden umschließt (vgl. Wörter wie griech.-lat. *διάβολος*, ahd. *tiuval*, altsl. *djavolŭ*; griech. *καῖσαρ*, lat. *caesar*, ahd. *kaisar*, altsl. *cěsarĭ* u. s. w.). Dabei ist es nicht selten zweifelhaft, ob die Entlehnung in das Slavische direkt aus dem Griechisch-Lateinischen oder durch die Vermittlung der Germanen erfolgt sei. Bei einigen Wörtern ist beides zugleich der Fall. So ist das altsl. *kaležĭ* „Becher“ direkt = lat. *calix*, während neusl. *kelih*, russ. *keljuchŭ* mit

ihrem auslautenden *h* unmittelbar aus dem Deutschen (ahd. *chelih* = *calix*) stammen. Ferner ist in das Altslavische eine nicht unbeträchtliche Menge griechischer Kulturwörter direkt vom byzantinischen Boden eingedrungen, welche sich auf die slavischen Sprachen beschränken (vgl. altsl. *plinŭta* „Ziegelstein", *πλίνθος*; altsl. *kositerŭ* „Zinn", *κασσίτερος*; altsl. *izvistĭ* „Kalk", *ἄσβεστος*; altsl. *kadĭ* „Krug", *κάδος*, lat. *cadus*; *korablĭ* „Schiff", griech. *κάραβος* und andere).

Scharf unterschieden von dieser eben besprochenen Gattung von Fremdwörtern, welche ihren Ursprung im Süden Europas haben, sind die Entsprechungen, welche die slavischen Sprachen mit den germanischen, zum Teil auch mit den keltischen (altsl. *bračina*, ahd. *pruoh*, lat.-kelt. *bracae* „Beinkleider", russ. *jabednikŭ* „*magistratus quidam*", got. *andbahts*, kelt. *ambactus* ꝛc. gemein haben. Auf die Schwierigkeiten, welche dieselben bieten, haben wir schon oben hingewiesen.

Endlich lassen sich auch östliche, sowohl iranische (vgl. z. B. russ. *korda*, pers. *kârd* „Messer") als auch turko-tatarische (z. B. russ. *kazanŭ*, türk. *quazân* „Schatz", vgl. H. Vámbéry Die primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes p. 25) Einflüsse in dem slavischen Wortschatz nicht verkennen. Die letzteren werden beleuchtet von F. Miklosich Die türkischen Elemente in den süd-ost- und osteuropäischen Sprachen Wien 1884. Hierbei unterscheidet dieser Gelehrte drei Perioden der Wortentlehnung: erstens die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, bevor die slavischen Völker von dem Wandertrieb nach dem Westen ergriffen wurden, zweitens den mit der Unterjochung der slavischen Bewohner des rechten Ufers der unteren Donau durch die türkischen Bulgaren beginnenden Zeitabschnitt und drittens die Periode der bleibenden Festsetzung der Türken in Europa (XIV. Jahrh.)

Nach Miklosich hat Ant. Matzenauer die slavischen Fremdwörter in einer Schrift *Cizí slova ve slovanských řečech v Brně* 1870 gesammelt. Leider verbot mir die Sprache, in welcher dieses Buch verfaßt ist, dasselbe zu benutzen. Aus zahlreichen Citaten in Kreks Einleitung in die slavische Literaturgeschichte geht aber hervor, daß Matzenauer viele Wörter, welche Miklosich für entlehnt hält, als urslavische ansieht. Die slavischen Bestandteile des litauischen Wortschatzes sind gesammelt in dem schon ge-

nannten Buche A. Brückners Die slavischen Fremdwörter im Litauischen, Weimar 1877.

Verweilen wir endlich noch einige Augenblicke bei den Kelten, so ist hier für die Sammlung des entlehnten Sprachguts noch äußerst wenig geschehen. Die wichtigsten lateinischen Lehnwörter des Altirischen sind zusammengestellt bei Ebel (Beiträge II, 139 f.) und in den *Three Irish glosses by* W. S(tokes) London 1862, *preface* p. XX f. Zu beachten ist ferner Bruno Güterbock Bemerkungen über die lateinischen Lehnwörter im Irischen Leipzig 1882.

Für die fremden Bestandteile des Wortschatzes der romanischen Sprachen ist immer noch die Hauptquelle das etymologische Wörterbuch von Diez (V. Aufl.). Maßgebend für die Beurteilung der keltischen Einflüsse in denselben ist jedoch jetzt R. Thurneysen Keltoromanisches Halle 1884, wichtig für die Wechselbeziehungen zwischen Germanen und Romanen F. Kluge in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie 1887 p. 383 ff. und E. Mackel Die Germanischen Elemente in der französischen und provenzalischen Sprache Heilbronn 1887. Über die Arabische Sprache in den romanischen Ländern handelte zuletzt Chr. Seybold (Gröbers Grundriß p. 398 ff.).

IV. Kapitel.

Die Untersuchungen über die Urheimat des indog. Volkes. *)

Die Frage nach der ursprünglichen Heimat des indog. Urvolkes schien, wie wir in unserem ersten Kapitel gezeigt haben, bereits vor etwa 35—45 Jahren zu einer definitiven Entscheidung gelangt zu sein. Die Gründe, welche die Forscher in die Thäler des Oxus oder auf die Abhänge des Mustagh und Belurtagh (vgl. oben p. 13 Anm.) als zu dem ersten Ausgangspunkt der Indogermanen geführt hatten, waren teils allgemeiner Natur, hervorgegangen aus der Auffassung Asiens als der Geburtsstätte der Menschheit und menschlichen Gesittung überhaupt, teils waren sie eine Verallgemeinerung gewisser Fingerzeige, welche die älteste mythische Geschichte der indisch-iranischen Völker für das Urland derselben zu enthalten schien, auf die übrigen indog. Stämme.

Seitdem man damit begonnen hatte, durch die Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft in die Kulturwelt des indog. Altertums einzudringen, verfehlte man auch hier nicht, nach Gründen zu forschen, welche geeignet wären, jene Hypothese über den Ursprung der Indogermanen zur geschichtlichen Gewißheit zu erheben. Der erste, welcher diesen Versuch machte, war wiederum Adolphe Pictet, dessen *Origines Indo-européennes*,

---

*) Abrisse der Geschichte der Heimatsfrage sind in neuerer Zeit mehrfach gegeben worden. So von G. Krek Einleitung in die slavische Literaturgeschichte [2] 1887 p. 4 ff., von F. v. Spiegel Die arische Periode 1887 p. 1 ff. und anderen.

wie wir schon oben sahen, in ihrem ganzen ersten Bande (1859) der Beweisführung gewidmet sind, daß die Heimat der Indogermanen in dem alten Baktrien oder genauer in den Gegenden zwischen dem Hindukusch, Belurtagh, dem Oxus und dem Kaspischen Meer zu suchen sei.*)

Die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen aus Pictet sich für diese Länder entscheidet, sind im wesentlichen die schon früher besprochenen. Nur darauf wird von Pictet noch ein besonderes Gewicht gelegt, daß gerade die geographische Ausbreitung der Indogermanen, wie sie historisch vorliege, auf Baktrien als auf den gemeinsamen Ausgangspunkt der zerstreuten Stämme hinweise. Wir haben oben p. 44 gesehen, wie sich derselbe die ältesten Berührungen und das allmähliche Auseinandergehen der indog. Völker theoretisch vorstellt. Dies auf die geographischen Verhältnisse Baktriens und der angrenzenden Länder übertragen, würden nach Pictet (vgl. p. 51 ff.) die Vorfahren der Iranier im Nord-Osten bis zu der Grenze Sogdianas gegen den Belurtagh, die Vorfahren der Inder dagegen im Süd-Osten bis zu den Abfällen des Hindukusch ihre Wohnsitze gehabt haben. Diese von hohen Gebirgsketten umrahmte Lage der beiden Stämme soll zugleich erklären, warum dieselben länger als die übrigen ungetrennt bei einander geblieben sind. Im Süd-Westen des genannten Gebietes stellt sich dann weiter Pictet die späteren Gräco-Italer vor, welche ihre Wanderungsrichtung über Herat, durch Chorasan, Masenderan nach Kleinasien und dem Hellespont zu nahmen. Am weitesten westlich wohnten auch in der Urheimat die keltischen Stämme, die um den Süden des Kaspischen Meeres herum nach dem Kaukasus zogen, hier in den fruchtbaren Landschaften Iberiens und Albaniens**) eine längere Rast machten, dann den Kaukasus

---

*) Bis in die hohen Thäler des Belurtagh und Mustagh läßt Pictet nur Zweige des arisch-iranischen Stammes hinaufrücken, von wo sie, nachdem die Auswanderung anderer arischen Volkszweige Platz geschaffen hatte, wieder in glücklichere Gegenden hinabzogen (vgl. p. 37).

**) Der Zusammenklang des kaukasischen *Iberia*, spanischen *Iberia*, irischen *Ivernia* (Ἰέρνη, altir. *Ériu*, *Érend*?), ebenso wie der des kauk. *Albania* und brittischen Ἄλβιον, auf welchem die obige Hypothese beruht, ist ohne Zweifel ein zufälliger. Vgl. H. Kiepert Lehrbuch d. alten Geographie p. 86, 481, 528.

durchbrachen und nördlich um das Schwarze Meer herum Donau-aufwärts nach Europa einzogen. Den Norden der Urheimat müssen endlich die Vorfahren der Germanen und Slavo-Litauer mit ihren Sitzen längs dem Laufe des Oxus eingenommen haben. Ihr Weg nach Europa führte dieselben durch die weiten Flächen Scythiens zum Pontus Euxinus.

Wenn so unser Autor durch Erwägungen aller Art nach Baktrien als nach dem Ausgangspunkt der Indogermanen geführt wird, so findet er diese seine Ansicht weiterhin auf das „glänzendste“ bestätigt durch eine ganze Reihe anderer Gründe, welche er der linguistischen Erschließung des indog. Kulturlebens entnimmt.

Als von besonderer Wichtigkeit zunächst für die allgemeine Bestimmung der Breitengrade, unter denen die Lage der indog. Urheimat zu suchen sei, betrachtet Pictet die Benennungen, welche bereits das Urvolk für die Jahreszeiten und mit ihnen zusammenhängendes hatte. Da er nun für die Urzeit eine dreifache Teilung des Jahres annimmt: den Winter (*hiems*) mit Schnee (*nix*) und Eis (ahd. *îs* = iran. *isi*), den Frühling (*ver*), den Sommer (ahd. *sumar*, cymr. *ham*, iran. *hama*, skrt. *sámâ*), so wird er nach der von Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie gemachten Bemerkung, daß je weiter nach Norden zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, hervortreten, je weiter nach Süden drei, vier oder fünf unterschieden werden, zu einem gemäßigten Klima und einer mittleren Breite geführt. Dies stimme aber aufs beste mit den klimatischen Verhältnissen des alten Baktriens überein, das, obwohl unter gleichen Breiten wie Griechenland und Italien gelegen, doch vermöge seiner hohen Erhebung über den Meeresspiegel in klimatischer Hinsicht dem mittleren Europa entspreche und einen so kalten Winter habe, daß der Oxus oft von einem Ufer zu dem anderen gefriere (p. 89—109).

Eine weitere Bestätigung seiner Ansicht glaubt Pictet aus denjenigen Wortreihen zu gewinnen, welche für die Topographie des indog. Urlandes beweiskräftig seien. Zwar können die zahlreichen Übereinstimmungen der indog. Sprachen in den Benennungen der Begriffe Berg und Thal, Strom und Bach ꝛc. nur darauf einen Schluß gestatten, daß die Heimat der Indo-

germanen kein berg- und wasserarmes Land gewesen sei. Von größter Wichtigkeit aber ist ihm der Umstand, daß die Indogermanen schon vor ihrer Trennung das Meer kannten, was Pictet aus der Vergleichung von lat. *mare*, irisch *muir*, got. *marei*, lit. *mārės*, altsl. *morje* mit skrt. *mî'ra* „Meer, Ocean" (?) folgert. Ja, indem er diese Wortsippe auf die Wurzel *mṛ* (*mar*, cf. *mors*) „sterben" zurückführt und zu ihr auch das skr. *marú* „Wüste" stellt, glaubt er zugleich den Nachweis führen zu können, daß das Meer, welches in dem Horizont der Indogermanen lag, das Kaspische gewesen sein müsse. Dieses durch weite Sandflächen von dem Kulturboden Baktriens getrennte Meer konnte in der Vorstellung des Urvolkes leicht mit dem Begriff der Wüste (*mî'ra : marú*) zusammenfließen.

Es folgt nun weiter die Besprechung der drei Naturreiche, des Mineral-, Pflanzen- und Tierreiches, immer mit besonderer Rücksicht auf die Punkte, welche geeignet sein könnten, die Hypothese des baktrischen Ursprunges der Indogermanen zu unterstützen. Da nun, wie wir schon oben sahen, Pictet gerade die Kenntnis der wichtigsten Metalle, des Goldes, Silbers, Eisens, Kupfers, auch des Zinnes und Bleies schon der indog. Urzeit zuschreibt, so folgt ihm auch hieraus, daß das indog. Urland ein sehr bergiges und mineralreiches gewesen sei. Von den aber für den Ausgangspunkt der Indogermanen allenfalls in Betracht kommenden Landstrichen Asiens ist nach P. allein das von den goldführenden Wassern des Oxus durchströmte und von den metallreichen Höhen des Hindukusch und Belurtagh durchzogene Baktrien im stande, die auf Grund der vergleichenden Sprachforschung an das indog. Urland zu stellende Forderung zu erfüllen (p. 149—187).

Aus der Pflanzenwelt zeigen die Namen der Waldbäume nur für die Birke eine Entsprechung im Sanskrit (skrt. *bhûrja* = russ. *bereza*). Doch bewiesen die sonstigen Entsprechungen und der Reichtum an gemeinsamen Bezeichnungen für die Begriffe Holz, Baum, Wald 2c., daß das Heimatsland der Indogermanen keine baumlose Steppe, sondern reich an großen Wäldern war (p. 188—237).

Von größter Wichtigkeit sind dagegen die Kulturpflanzen. Zwar weicht in der Benennung der Fruchtbäume das Sanskrit

ebenfalls durchgängig aus; dennoch hält sich Pictet durch anderweitige Übereinstimmungen der indog. Sprachen (vgl. germ. *apfel*, lit. *óbûlas*, ir. *uball*, von ihm zurückgeführt auf ein fingiertes *â-phala:* skrt. *phála* „Frucht" ꝛc.) für berechtigt, die Kultur bestimmter Obstarten wie des Apfel-, Birnen-, Pflaumenbaumes sowie auch des Weinstockes, der hier mit besprochen wird, der indog. Urzeit zuzuschreiben. Da nun die Naturforscher, in erster Linie A. de Candolle in seiner *Géographie botanique*, die Heimat der Fruchtbäume ebenso wie die des Weinstockes in die Nachbarschaft Baktriens, in den Süden des Kaspischen Meeres und nach Armenien verlegen, andererseits schon Quintus Curtius den Obst- und Weinreichtum Baktriens rühmend hervorhebe, der von neueren Reisenden für die Gegenden von Balkh und Bokhara bestätigt werde, so ist für Pictet eine neue Bestätigung seiner baktrischen Hypothese gewonnen (p. 237—257).

Dieselben Schlüsse werden nun auch auf dem Gebiete der Cerealien und der übrigen Ackerbaufrüchte gezogen, von denen, wie wir schon oben sahen, die weitaus meisten und wichtigsten der indog. Urwelt von Pictet zugeschrieben werden. So ist der Weizen und die Gerste, für deren Kultur in der Urzeit wir oben die linguistischen Gründe geprüft haben, nach A. de Candolle ebenfalls in der Nähe Baktriens, der erstere zwischen den Gebirgen Centralasiens und dem Mittelmeer, die letztere im Süden des Kaukasus an den Ufern des Kaspischen Meeres und vielleicht in Persien einheimisch, so daß also wiederum die Indogermanen zu den ersten Anbauern dieser Getreidearten gehören mußten u. s. w. (p. 257—327).

Schließlich folgt die Besprechung des Tierreiches. Auch über die Fauna der indog. Urzeit urteilt Pictet, daß dieselbe im allgemeinen der eines gemäßigten Klimas und im speciellen der des alten Baktrien entspräche. Die noch heute in Bokhara und den angrenzenden Gegenden einheimischen Bär, Wolf, Fuchs, Wildschwein, Dachs, Hase, Marder, Iltis, Wiesel, Murmeltier, Igel, Maus u. s. w. u. s. w. weiß unser Autor sämtlich in dem Wortschatz der indog. Urzeit zu entdecken. Auch die Bekanntschaft mit den großen asiatischen Raubtieren, Löwe und Tiger, weist er derselben zu, den ersteren wegen seines bei den europäischen Indogermanen übereinstimmenden Namens (lat. *leo* ꝛc.), und weil

das Vorkommen desselben in Sogdiana durch Quintus Curtius VIII 2 bezeugt werde, den letzteren, ohne irgend einen sprachlichen Hintergrund zu haben (vgl. oben p. 27).

Endlich glaubt Pictet auch durch den Ausgangspunkt der menschlichen Haustiere, deren Kreis nach ihm mit Ausnahme etwa des Esels und der Katze schon in der Urzeit abgeschlossen war, in die Nachbarschaft des alten Baktriens geführt zu werden.

Der Pictetschen Argumentation schließt sich rückhaltslos auch F. Justi in dem oben (p. 32) besprochenen Aufsatz Über die Urzeit der Indogermanen an. Nicht weniger entschieden sprechen sich die auf Pictet folgenden Forscher für Asien als den Ausgangspunkt der Indogermanen aus, indem sie sich mehr oder weniger den von Pictet bestimmten Gegenden nähern. So A. Schleicher, so F. Misteli, der aber den Löwen nicht zur urindog. Fauna*) zählt, so M. Müller, der indes aus *mare* und seiner Sippe gerade den entgegengesetzten Schluß als Pictet zieht, daß nämlich die Indogermanen vor ihrer Trennung das Meer nicht gekannt hätten (vgl. Essays II, 41 ff.), so W. Sonne, der die Indogermanen noch im Urland weit über die Grenzen des Oxus nordwärts sich ausbreiten läßt (vgl. oben p. 75) u. a. m.

Am eingehendsten hat nach Pictet die Frage der indog. Urheimat J. Muir in seinen *Original Sanskrit Texts* II. Band, 1860, zweite Auflage 1871 in dem dritten Kapitel *Affinities of the Indians with the Persians, Greeks and Romans, and derivation of all these nations from Central Asia* behandelt. Allerdings enthalten die Ausführungen dieses Gelehrten, nachdem in Sect. VI eine ausführliche Widerlegung der oben p. 10 er-

---

*) „Wir nehmen demnach an, die Arier hätten den Löwen nicht gekannt, brauchen aber deshalb doch nicht die Südgrenze der Urheimat der Arier noch höher hinaufzurücken, um uns nicht zu weit von Indien und Persien zu entfernen, sondern können sie unter den oben erwähnten Breitengraden (40 und 41) östlich von Sogdiana belassen, in den [illegible] des Belurdag und Mustag, dem höchsten Teile Centralasiens, wo [illegible] Löwen (vgl. oben) nicht wohl gewohnt haben, so daß den [illegible] Stämmen, als sie nach Westen aufbrachen, Löwen erst in der Ebene entgegentraten, die sie im Hochland nicht gekannt, ebenso den Persern, die nach Südwesten, und den Indern, die nach Süden abzogen.“ Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturw. Ges. 1866 p. 149.

wähnten Curzonschen Ansicht von dem indischen Ursprung der Indogermanen gegeben ist, ausschließlich Referate aus den Werken anderer, für Central-Asien eintretender Gelehrten (vgl. Sect. VII *Central Asia the cradle of the Arians*), ohne daß diese Hypothese, zu welcher sich Muir selbst bekennt, durch neue Argumente gestützt würde. Hingegen verdient unser Interesse Sect. VIII des Muirschen Werkes *(on the national traditions of the Indians regarding their own original country)*, insofern hier die Punkte zusammengestellt und besprochen werden, welche für die Herkunft der Inder aus dem Trans-Himâlaya-Land zu sprechen scheinen. Und zwar sollen für die in Indien fortlebende Erinnerung eines nördlichen Heimatlandes beweisend sein: erstens die Rolle, welche in der Terminologie der Jahreszeiten in den ältesten Hymnen des Rigveda der Winter spielt, der später allmählich von dem Herbste abgelöst wird, zweitens die schon von Lassen (vgl. Zeitschrift für die Kunde d. M. II, 62 ff.) betonte Sage von dem glückseligen, durch die Tradition in den äußersten Norden versetzten Volke der *Uttarakuravaḥ**) (den *'Οτταροκόραι* des Ptolemäus), drittens eine Stelle des Atharvaveda, nach welcher die Heilpflanze *kúshṭa* (*κόστος*) auf der andern (nördlichen) Seite des Himâlaya wächst, und viertens ein Passus des *Kaushîtaki-brâhmaṇa*, in welchem von der größeren Reinheit der nördlichen Sprachen die Rede ist. Die schon oben (p. 13 Anm.) erwähnte Flutsage des *Çatapatha-brâhmaṇa* hält Muir in der zweiten Auflage seines Buches, besonders aus sprachlichen Gründen (die Lesart *atidudrâva* „er setzte über“ *sc.* diesen nördlichen Berg ist zweifelhaft) nicht mehr für stichhaltig (vgl. p. 323 Anm. 96).

Die Sect. IX des Muirschen Werkes *(Wether any tradition regarding the earliest abodes of the Arian race is contained in the first fargard of the Vendidad)* behandelt, hier wieder durchaus referierend, die Frage, ob die bekannte Aufzählung der 16 Landschaften in dem genannten Abschnitt des Zendavesta Schlüsse auf die Ausbreitung der ältesten Indogermanen im allgemeinen und der Iranier im besonderen zulasse. Wir sehen,

*) Neuerdings sind dieselben von H. Zimmer (Altind. Leben p. 101 ff.) vielmehr nach Kashmir verlegt worden. Vgl. dagegen W. Geiger Ostiran. Kultur p. 41.

daß sich in diesem Punkte die Anschauungen der Forscher seit Rhode und Lassen (vgl. oben p. 10 und 13) wesentlich verändert haben. Bereits im Jahre 1856 hatte H. Kiepert in den Monatsberichten der Berliner Akademie d. W. p. 621—647 die späterhin besonders von M. Haug vertretene Ansicht von der Beweisfähigkeit des ersten Fargards des Vendidâd für die Ausbreitung der Indogermanen (vgl. Das erste Kapitel des Vend. übersetzt und erläutert, in Bunsens Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte, Schlußband p. 104—137) bedenklich erschüttert, indem er nachwies, daß die Erwähnung der 16 Landschaften, von so großer historischer und geographischer Wichtigkeit sie sonst sei, doch nur den Umfang der geographischen Kenntnisse der Verfasser des Zendavesta darstelle, von Wanderungen und allmählicher Ausbreitung der Iranier, oder gar der Arier oder Indogermanen dabei absolut nicht die Rede sei. Diese ohne Zweifel richtige Auffassung der Stelle teilten aber mit Kiepert auch namhafte Orientalisten wie M. Müller und M. Bréal (Muir a. a. O. p. 314 und 334), ja selbst Spiegel, der in dem ersten Band seines Avesta p. 59 sich noch für die Auffassung Rhodes und Lassens entschieden hatte, trat schon in dem zweiten Band des genannten Werkes p. CIX zu den Bekämpfern derselben über.

Indessen konnte es auf dieses eine Argument für die central-asiatische Herkunft der Indogermanen mehr oder weniger nicht ankommen. Schienen doch noch außerdem eine Menge ethnographischer, historischer und linguistischer Momente sich zu einer erdrückenden Beweismasse für dieselbe zu vereinigen. So standen die Dinge, als plötzlich der erste Zweifel an dieser fast schon zu geschichtlicher Gewißheit gewordenen Hypothese von dem asiatischen Ursprung der Indogermanen in England auftauchte. R. G. Latham war es, welcher in seinem an heterodoxen Ansichten reichen Werke *Elements of comparative philology* London 1862 die schon früher ausgesprochene (vgl. *The native races of the Russian empire* London 1854 und noch früher Lathams Ausgabe der Germania 1851 LXVII p. CXXXVII) Behauptung wiederholte und näher begründete, daß vielmehr in Europa die ursprünglichen Sitze der Indogermanen zu suchen seien (vgl. *l. c.* p. 611 ff.).

Latham geht von der Annahme einer näheren Verwandtschaft des Sanskrit mit den litu-slavischen Sprachen aus, die er besonders in der Lautlehre durch das oben (p. 97) erörterte Verhältnis der indog. Gutturalreihen für erwiesen erachtet. Demgemäß müsse die ursprüngliche Lage des Sanskrit sich mit der des Slavisch-Litauischen berührt, und das Sanskrit entweder Indien von Europa, oder Litauisch, Slavisch, Lateinisch, Griechisch und Deutsch Europa von Indien aus erreicht haben. Zu einer Entscheidung für eine dieser beiden Möglichkeiten, welche an sich gleich denkbar seien, fehle nun jede Spur eines Beweises. „*What I have found in its stead is a tacit assumption that as the East is the probable quarter in which either the human species, or the greater part of our civilization, originated, everything came from it. But surely, in this, there is a confusion between the primary diffusion of mankind over the world at large and those secondary movements by which, according to even the ordinary hypothesis, the Lithuanic etc. came from Asia into Europe* (p. 612).“ Es komme daher allein auf eine Erwägung ihrer allgemeinen Wahrscheinlichkeit an. Da nun, so fährt Latham in seinem Raisonnement fort, a priori die Wahrscheinlichkeit dafür spreche, daß die kleinere Klasse dem Verbreitungsgebiet der größeren entstamme, da auch in der Naturwissenschaft die Species von der Area des Genus und nicht das Genus von der Area der Species abgeleitet zu werden pflege, da ferner nicht das Germanische aus dem Englischen und nicht das Finnische aus dem Magyarischen, sondern umgekehrt hervorgehe, so müsse auch der Ausgangspunkt des Sanskrit in Europa und zwar an der östlichen oder süd-östlichen Grenze des Litauischen gesucht werden. Oder, wie es schon in der angeführten Ausgabe der Germania heißt: „Wenn wir zwei Zweige derselben Sprachklasse besitzen, die getrennt von einander sind, und von denen einer ein größeres Gebiet hat und mehr Varietäten zeigt, während der andere geringern Umfang und größere Homogenität besitzt, so ist anzunehmen, daß der letztere von dem ersteren abstammt, und nicht umgekehrt. Die Indo-Europäer Europas von den Indo-Europäern Asiens ableiten, ist in der Ethnologie dasselbe, als wenn man in der Herpetologie die Reptilien Großbritanniens von denen Irlands ableiten wollte.“

Einen nicht minder starken Zweifel an der Tragkraft der für die asiatische Herkunft der Indogermanen aufgestellten Argumente äußerte im Jahre 1867 W. D. Whitney (*Language and study of language* p. 201 ff.; vgl. auch 1876 Leben und Wachstum der Sprache, übers. v. A. Leskien p. 203). Er ist der Meinung, daß weder Geschichte noch Sage noch Sprache irgend einen Aufschluß über die Lage der indog. Heimat gestatte. Besonders kann er nicht begreifen, wie man die geographischen Erinnerungen des Zendavesta (vgl. oben p. 118) als einen Hinweis auf die Richtung der indog. Wanderung habe ansehen können.*)

Den Zweiflern schloß sich schon im folgenden Jahre Th. Benfey an, nur daß er nicht den skeptischen Standpunkt Whitneys teilt, sondern mit Entschiedenheit für die Abstammung der Indogermanen aus Europa eintritt. (Vgl Vorwort zu dem Wörterb. der indog. Grundsprache von A. Fick 1868 p. VIII ff. und Geschichte der Sprachwissenschaft 1869 p. 597—600). „Seitdem es," sagt er Vorwort p. IX, „durch die geologischen Untersuchungen feststeht, daß Europa seit undenkbaren Zeiten der Wohnsitz von Menschen war, zerfallen alle Gründe, welche man bisher für die Einwanderung der Indogermanen von Asien aus geltend gemacht hat, und die wesentlich auf den mit unserer frühsten Bildung uns eingeprägten Vorurteilen beruhen, in ihr Nichts." Bestimmt aber soll gegen Asien und für Europa die linguistische Thatsache sprechen, daß sich in der urindog. Fauna Namen für die großen asiatischen Raubtiere Löwe und Tiger ebenso wenig auffinden ließen wie für das asiatische Transporttier, das Kamel. „Aus dem Umstand," wird Geschichte der Sprachwissenschaft p. 600 Anm. hinzugefügt, „daß die Inder den Löwen durch ein Wort bezeichnen (*simhá*), welches nicht aus einer indog. Wurzel gebildet**) ist, die Griechen aber entschieden durch ein Lehnwort (λῖς, λέων aus hebr. *laish* ꝛc.), darf man schließen, daß beide ihn in der Ursprache gar nicht kannten, sondern ihn erst nach ihrer Entfernung von

*) Der Übersetzer und Herausgeber J. Jolly (1874) erklärt sich dagegen bestimmt für die östliche Urheimat der Indogermanen, besonders wegen des „immer wahrscheinlicher werdenden ursprünglichen Zusammenhangs der Indogermanen und Semiten" (vgl. p. 304 ff. d. deutschen Ausg.)

**) Vgl. Abh. IV, Kap. II.

da kennen lernten und ihm höchst wahrscheinlich den Namen ließen, unter welchem er ihnen bei nicht-indog. Völkern bekannt wurde." Benfey stellt ein genaueres Eingehen auf die Frage nach den Ursitzen der Indogermanen in Aussicht, welches aber unterblieben ist. Nur aus späteren Andeutungen (vgl. Allgemeine Zeitung 1875 p. 3270) erfahren wir, daß des genaueren Benfey den Schauplatz der indog. Entwicklung fast an die Grenzen Asiens, in die Gegend nordwärts des Schwarzen Meeres, von den Mündungen der Donau bis zum Kaspisee verlegt. Auch erkläre sich so durch die „reichen Salzsümpfe" an den Ufern des Aral-Sees und des Kaspischen Meeres bequem die von Benfey schon dem Urvolk zugeschriebene Bekanntschaft mit dem Salze (vgl. oben p. 57 ff.).

Einen beredten Anwalt fand die Latham-Benfeysche Polemik gegen die Annahme, daß in Asien die Heimat der Indogermanen zu suchen sei, in L. Geiger, der in einem 1869—70 geschriebenen Aufsatz Über die Ursitze der Indogermanen (herausg. in Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit 1871 p. 113 ff.) den Nachweis zu führen strebt, daß Deutschland als die Urheimat der Indogermanen, besonders das mittlere und westlichere, betrachtet werden müsse. Unter den Argumenten, welche Geiger für seine Hypothese anführt, nimmt der Charakter der Baumvegetation*), wie er sich für das Urland der Indogermanen ergebe, eine hervorragende Stelle ein. Neben Fichte, Weide, Esche, Erle, Haselstaude treten nämlich nach Geiger besonders drei Waldbäume, die Birke (skrt. *bhûrja*, lit. *bérżas*, russ. *bereza*, deutsch *birke*), die Buche (lat. *fagus*, griech. *φηγός* „Eiche", deutsch *buche*) und die Eiche (skrt. *dru*, got. *triu* „Baum, Holz", griech. *δρῦς* „Eiche", altir. *daur* desgl.) besonders deutlich in der Übereinstimmung der Sprachen hervor. Von diesen Bäumen soll nun die Buche besonders geeignet für die Bestimmung der indog. Urheimat sein. Da nämlich die Heimat dieses Baumes im Westen der preußischen Ostseeprovinz zu suchen sei, andererseits aber „die Buche um den Anfang der christlichen Zeitrechnung Holland (vgl. Geiger a. a. O. p. 136) und England (*Caesar de bello gall.* V. Kap. 12) noch nicht erreicht hatte, und in der indog.

---

*) Vgl. Abh. IV, Kap. IV.

Urzeit wahrscheinlich noch weit weniger nördlich gekommen war, so müssen wir wohl bis in die unbestrittene alte Region dieses Baumes nach Süden hinaufschreiten, was für Deutschland etwa bis zum Thüringerwalde führen würde." Ganz außer acht läßt Geiger bei diesem Schlusse, daß der Name der Buche sich bei den asiatischen Indogermanen nicht findet. Offenbar mit mehr Recht wird daher der gleiche Umstand von A. Fick nur für die Bestimmung der Heimat der europäischen Indogermanen verwertet (vgl. Wörterbuch [2] p. 1047 ff.).

Mit der Hypothese Geigers soll nun auch übereinstimmen, daß die „beiden einzigen Getreidearten, deren Anbau die Urzeit kannte", Gerste und Roggen gewesen seien. Diese Ansicht fußt, was den Roggen anbetrifft, auf ahd. *rocco*, preuß. *rugis*, lit. *rugiei*, russ. *roži* 2c., welches nach Grimms und Pictets Vorgang mit skrt. *vrîhi* „Reis" verglichen wird. Daß aber die ursprüngliche Bedeutung dieser Wortreihe „Roggen" gewesen sei, gehe aus der Bedeutungsübereinstimmung der nordeuropäischen Sprachen unter sich und mit dem thrakischen *βρίζα* (*Galenus de alim. facult.* I, 13) hervor. „Ein Strich, auf welchem Roggen und Gerste, und nicht auch Weizen gedeiht, möchte nur in Nordeuropa zu suchen sein; aber für eine sehr frühe Zeit müssen wir ohne Zweifel auch eine südlichere Zone von der Kultur des Weizens ausschließen" (p. 140).

Hochgeschätzt war in der indog. Urzeit nach Geiger auch das „echt europäische Färbekraut", die Waidpflanze (griech. *ἰσάτις*, lat. *vitrum*, germ. *waid*, aus *waisd*), welche den Indogermanen zum — Tätowieren des Körpers diente, eine Vermutung, auf welche Geiger durch den Bericht des Caesar (*de bello gall.* V Cap. 14) über die indog. Britanner: *se vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem* gebracht wird.*)

Für Deutschland spricht unserem Autor ferner das, worauf schon Pictet hingewiesen hatte, daß nämlich die indog. Sprachen nur für Frühling, Sommer und Winter einheitliche Benennungen haben, nicht aber für den Herbst. Da nun nach Tacitus Germ.:

---

*) Eingehender wird von Geiger über die Tätowierung der indog. Völker in sachlicher und sprachlicher Beziehung gehandelt in Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit p. 71 ff.

hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent; auctumni perinde nomen ac bona ignorantur, so wird daraus gefolgert: „Schon um dieser merkwürdigen Stelle willen dürfen wir wohl sagen: wenn der Sitz des indog. Urvolkes nicht Deutschland war, so muß er wenigstens in Beziehung auf Temperatur und Eindruck der Jahreszeiten dem Deutschland des Tacitus ganz ähnlich gewesen sein“ (p. 146).

Auch die Fauna der Urzeit sei eine nordische gewesen. Am Meere, das sie vielleicht nur durch Hörensagen kannten, läßt Geiger die Indogermanen nicht wohnen. Ihr Nichtvertrautsein mit demselben werde durch den Mangel eines gemeinsamen Worts für das Salz, für die Muschel, die Auster, das Segel, für Fischarten (außer der Benennung des Aales) 2c. erwiesen.

Schließlich sei erwähnt, daß auch der bei den Germanen am deutlichsten hervortretende lichte Typus, der als urindogermanisch in Anspruch genommen wird, für Deutschland als Urheimat der Indogermanen sprechen soll.

In demselben Jahre, in welchem die Arbeit Geigers erschien, machte auch J. G. Cuno (Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde I. Teil: Die Scythen) Front gegen die herkömmliche Ansicht von der centralasiatischen Herkunft der Indogermanen. Cuno geht von der Voraussetzung aus, daß das indog. Urvolk ein nach vielen Millionen zählendes gewesen sein müsse, eine Anschauung, auf welche er durch seine völlig alleinstehende Auffassung der indog. Sprachverwandtschaft und ihrer Gründe geführt wird. Denn nicht durch die Annahme einer gemeinsamen Abstammung der indog. Sprachen von einer einheitlichen Ursprache erklärt er dieselbe, sondern ist der Ansicht, daß auf einem großen und gleichmäßigen Raume von Uranfang an verschiedene Idiome mit größerer oder geringerer Ähnlichkeit unter einander emporgewachsen seien. Daher kommt es, daß er in einer Reihe „der tieferen Unterschiede zwischen den Individuen der indog. Sprachfamilie“ nicht „Modifikationen des ursprünglich identischen“, sondern „selbständige Arten derselben Gattung“ erblickt (p. 67). Unter diesen Umständen nun handelt es sich für ihn „um die Auffindung eines großen, durchweg bewohnbaren, geographisch und klimatisch möglichst gleichartigen Raumes, innerhalb dessen keine Völkerscheiden vorhanden sind, auf welchem also

ein in sich gleichartiges Volk entstehen und organisch wachsen konnte" (p. 31). Ein solcher Raum ist nun nach Cunos Meinung nur einmal auf unserem Planeten vorhanden, und zwar umfaßt er den Osten Europas im Zusammenhang mit dem nördlichen Deutschland und dem nördlichen und westlichen Frankreich, d. h. das ganze ungeheure Gebiet zwischen dem 45sten und 60sten Breitengrad vom Ural bis zum Atlantischen Ocean. Seien so Litauer, Slaven, Germanen und Kelten als Autochthonen des Bodens zu betrachten, welchen sie bewohnen, so sollen die Ursitze der Hellenen nach Ausweis griechischer Sage und Sprache nicht weniger im Norden und zwar den Litauern benachbart zu suchen sein. Dies gehe nicht nur hervor aus den Berichten der Alten, besonders des Herodot (IV Kap. 108), welcher von einer griechischen Kultus und griechische Sprache gebrauchenden Stadt der Gelonen im Lande der Budinen*) zu erzählen weiß, sondern besonders aus der näheren Verwandtschaft des Griechischen mit dem Litauischen, welche von Cuno behauptet**) wird (p. 42—45).

Aber Cuno hat noch einen weiteren Beweis für seine Hypothese über den Ursprung der indog. Völker, welchen ihm die Sprachwissenschaft selbst zu bieten scheint. „Ist nämlich die Urheimat des Volkes und der Sprache der Indogermanen wirklich das Tiefland und das niedrige Gebirgsland von Mittel- und Osteuropa, sind Sprache und Volk dort entstanden, so müssen sich zahlreiche Berührungspunkte zeigen zwischen dem indogermanischen und dem ihm unmittelbar benachbarten finnischen Sprachstamme" p. 50. Und in der That weiß Cuno auf

---

*) Vgl. Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 342.

**) Da wir auf diesen Gegenstand nicht wieder zurückkommen werden, so sei gleich hier bemerkt, daß die von Cuno angeführten Argumente für eine engere litauisch-griechische Sprachverwandtschaft absolut nicht beweisend sein können. Die hervorgehobenen grammatischen Übereinstimmungen des Griechischen und Litauischen sind entweder auch in anderen Sprachen vorhanden oder mit Sicherheit zu erschließen (lit. *wilkūn* = λύκων, aber auch slav. *vlŭkŭ* und got. *vulfê* = *vlŭk-âm* und *vulf-âm*; lit. *dů'-siu* = δώσω, aber auch irisch *fortías, tíasu* : *fortíagaim* u. s. w. u. s. w.). Nirgends ist der Versuch gemacht, etwaige gemeinsame Neubildungen beider Sprachen zu eruieren. Was die Erzählung des Herodot betrifft, so erklärt der Geschichtsschreiber selbst die Gelonen für Abkömmlinge griechischer Flüchtlinge aus den pontischen Emporien.

dem Gebiete der Zahlwörter, des Fürwortes, der Verwandtschaftswörter eine ganze Anzahl finnisch-indogermanischer Entsprechungen zusammenzustellen, welche nicht auf Entlehnung beruhen, sondern in der Periode der Entstehung beider Sprachen Gemeingut geworden sein sollen. Wenn nun hieraus hervorgehe, daß der finnische und indog. Sprachstamm von Anfang an benachbart waren, und es andererseits absurd wäre, etwa eine gemeinschaftliche Einwanderung der Finnen und Indogermanen aus Asien anzunehmen, so folge hieraus mit Bestimmtheit, „daß die ältesten Indogermanen da lebten, wo wir noch heute ihre Hauptmasse finden, und daß von dem südöstlichen Rußland durch die turanischen Steppen Einbrüche nach Eran, nicht umgekehrt von Eran nach dem südöstlichen Rußland stattgefunden haben."

Mochte man nun über die Gründe, welche für die Abstammung der Indogermanen aus Europa vorgebracht worden waren, urteilen wie man wollte, jedenfalls ist zu konstatieren, daß durch die Einwendungen der genannten Gelehrten die Alleinherrschaft der Hypothese von dem asiatischen Ursprung der Indogermanen auf das heftigste erschüttert worden war. So können mit Recht die 20 letzten Jahre als eine Zeit des Kampfes der beiden gegenüberstehenden Ansichten bezeichnet werden.

Wir verweilen zunächst bei denjenigen Forschern, welche die ältere Meinung aufrecht zu erhalten und durch neue Gesichtspunkte zu unterstützen bestrebt sind.

Unter ihnen ist zeitlich zuerst A. Fick zu nennen, welcher in der 2. Auflage seines Vergleichenden Wörterbuchs (1870—71), indem er stillschweigend gegen die Bemerkungen Benfeys der 1. Auflage Protest erhebt, die Heimat der Indogermanen in die weiten Gründe Turans „zwischen Ural, Bolor und Hindukusch" verlegt.

Eine eigentliche Polemik gegen die Anhänger der neuen Lehre eröffnet zuerst A. Höfer (K. Z. XX, 379—384 Die Heimat des indog. Urvolkes). Der ehrwürdige Mitbegründer der vergleichenden Sprachwissenschaft in Deutschland kann dieselbe überhaupt nur verstehen „bei dem Drängen der heutigen Wissenschaft," jeden Satz, „wenn auch nur versuchsweise und gleichsam zur Abwechslung" einmal auf den Kopf zu stellen. Während er von diesem Standpunkt aus die für Europa vorgebrachten Argumente beurteilt, scheint ihm für die asiatische Heimat der Indo-

germanen schon das eine hinreichend beweiskräftig zu sein, daß Sanskrit und Zend, weil sie die reinsten und ursprünglichsten Formen bewahrt hätten, auch in der nächsten Nähe der indog. Ursitze geblieben sein müßten.*)

Einen einzelnen der gegen die Abstammung der Indogermanen aus Asien vorgebrachten Gründe sucht Carl Pauli zu widerlegen in einer besonderen Schrift Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen, ein Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimat des indog. Urvolkes, Münden 1873. War man nämlich früher nach Benfeys Vorgang (vgl. Griech. Wurzellexikon II, 1 und oben p. 120) größtenteils der Meinung, daß die Übereinstimmung der europäischen Löwennamen auf Entlehnung beruhe, daß die slavisch-litauischen Formen (ž'emaitisch *lēwas*, altsl. *lĭvŭ*) aus der deutschen (ahd. *lewo*), die deutsche aus der lateinischen (*leo*), die lateinische aus der griechischen (*λέων*, *λίς*), die griechische aber aus der semitischen (hebr. *laish*) entlehnt worden sei, so führt Pauli dagegen alle diese verschiedenen Gestaltungen des Löwennamens auf nicht weniger als sieben „ethnische Grundformen (*laivant*, *laivantja* ꝛc.) zurück, welche sämtlich aus einem „proethnischen“ Wurzelnomen *liv* „der blaßgelbe“ (lat. *livor*, *lividus*) hervorgegangen sein sollen. Die Gestalt dieses Wurzelnomens *liv* aber ergebe sich einerseits aus dem griech. *λίς*, andererseits aus der litauischen Form *liūtas* „Löwe“ (: *liv* wie *siūtas* „genäht“: *siv*), welche die ganze Annahme der Entlehnung über den Haufen werfe.**) Immerhin würde, die Richtigkeit dieser Voraussetzungen und Schlüsse zugegeben, aus denselben, wie Pauli selbst erkennt, nur folgen, daß es in der Urheimat der Indogermanen Löwen gab. Die Aufgabe der Anhänger einer europäischen Heimat der Indogermanen würde

---

*) Diesem Argument gegenüber hatte Whitney (*Language and study of language*) schon 1867 auf das Armenische einerseits, auf das Litauische und Isländische andererseits hingewiesen, die sämtlich in Widerspruch zu demselben stehen.

**) Doch vermutet A. Brückner Die slavischen Fremdwörter im Litauischen 1877 p. 105, daß lit. *liūtas* „Löwe“, das nur in Märchen vorkommt, dem weißrussischen *ljútyj* „der böse“ (in Märchen bezeichnet *ljúta* den Drachen) entlehnt sei. Lit. *lėvas*, *liavas* sei ebenfalls dem polnischen *lev*, *lvica* entnommen (p. 103). Vgl. über die ganze Löwenfrage Abh. IV, Kap. II.

es alsdann sein, auch in Europa für frühere Zeiten die Existenz des Löwen nachzuweisen, was bekanntlich mit Hinsicht auf Herodot (VII Kap. 125) nicht unmöglich scheint.

Die Schwierigkeit, den Löwen überhaupt als Zeugen für irgend eine Hypothese über die Heimat der Indogermanen zu verwenden, hebt im ganzen richtig Hans von Wolzogen (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachw. VIII, 206 ff.) hervor. Dafür aber weiß er (a. a. O. p. 1 f.) einen neuen diesmal der Mythologie entnommenen „Beweis" für die asiatische Heimat der Indogermanen beizubringen. Wolzogen geht von dem bekannten altindischen Mythus des Kampfes des Indra gegen Vritra oder Ahi, die feuerspeienden Drachen, welche die milchspendenden Kühe weggetrieben haben, aus. Mit Recht wird dieser Mythus wohl als ein Kampf gegen die versengende Sommerhitze, welche die regenentsendenden Wolken gefangen hält, gedeutet. Indem nun unser Autor denselben bei den verwandten Völkern, besonders Griechen und Germanen, weiter verfolgt, kommt er zu folgendem Schlusse: „Ich fand das Bild des feuerspeienden Drachen im höchsten Norden zur mythischen Darstellung des kalten Winters benutzt, den der Sonnenheld erlegt (Siegfried und Fafner, Siegfried und Brunhilde, die von der Waberlohe umgeben ist), und dasselbe Bild im warmen Süden zur mythischen Darstellung der dörrenden Sonnenglut, von welcher der Gewittergott die Erde befreit. Offenbar war das letztere Bild als das natürlichere das ursprünglichere, dagegen das erstere, der Vernunft geradezu widersprechend dünkende, nur noch ein überkommenes Bild, während der Gegenstand sich gänzlich verwandelt hatte. War dies richtig, so lag es auf der Hand, daß die Völker, bei denen das mythische Bild sich erhielt, von jenem Lande ausgingen, wo selbst das Bild noch ganz dem Gegenstand entsprochen hatte. Damit aber war die asiatische Heimat der Indogermanen, meiner Ansicht nach, bereits erwiesen." Die ganze Schlußfolgerung führt offenbar, obgleich es nicht ausgesprochen ist, nach Indien als Heimat der Indogermanen zurück.

Einen äußerst energischen Anwalt fand die asiatische Hypothese fernerhin in keinem geringeren als Victor Hehn. Derselbe vertritt in dem Schriftchen Das Salz (1873) die, wie wir

oben sahen (vgl. p. 58 ff.), wohlbegründete Ansicht, daß die Gleichung lat. *sal*, griech. ἅλς ꝛc. keine indogermanische sei, sondern sich auf die europäischen Sprachen beschränke. Hieraus zieht nun Hehn p. 16 den Schluß, daß die Indogermanen, „als sie noch in ihrem Ursitz, auf dem Scheitel und an den Abhängen des nach dem Meridian streichenden gewaltigen Bolur-Tagh weidend umherzogen", noch nichts von dem Salze wußten. Erst die westlichen Glieder des Muttervolkes, die nach der Abendsonne zogen, lernten, als sie in die an Salzsümpfen und halbtrockenen Salzseen reichen Steppen des Aralsees und Kaspischen Meeres kamen, das bis dahin unbekannte Mineral benennen. Auch von der weiteren Wanderung giebt Hehn eine anziehende Schilderung, die unter dem Text folgen möge.*)

Die zweite Auflage der Kulturpflanzen und Haustiere (1874) benutzt V. Hehn, um über die Anhänger der europäischen Hypothese die ganze Lauge seines Spottes auszugießen. „Da geschah es," heißt es Vorrede VIII, „daß in England, dem Lande der Sonderbarkeiten, ein origineller Kopf es sich einfallen ließ, den Ursitz der Indogermanen nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an, ein

---

*) „Die weitere Wanderung führte von der aralokaspischen Niederung auf dem von der Natur selbst für alle Zeiten vorgezeichneten Völkerwege durch die südrussischen Steppen, wo gegen Nordwesten dichter Fichtenwald, an den Abhängen der Karpathen üppige undurchdringliche Laubwaldung begann. Hier, wo das Gebirge sich vorlagerte, trat eine Zweiteilung ein: am schwarzen Meer, an der Niederdonau, wo das Weideland sich fortsetzte, drängten die Scharen weiter, aus denen später Pelasger-Hellenen und Italer, Thraker und Illyrier wurden; weiter in das heutige Polen, an das baltische Meer, durch die ungeheure Ebene, die sich bis Holland fortsetzt, verbreiteten sich die nachmaligen Kelten, die auch über den Kanal zu den britischen Inseln übersetzten, die nachmaligen Germanen, die über Belt und Sund auch Scandinavien erreichten, endlich die Litauer und Slaven, die letzten Nachzügler, die dem Trennungspunkt am nächsten verblieben. Im Rücken der Fortgezogenen ergoß sich nun auf den freigewordenen unermeßlichen Flächen der iranische Strom von den Massageten und Saken bis zu den Sarmaten und Scythen, den Jazygen und Alanen, indes südlich vom kaspischen Meer nach Kleinasien zu ein anderer Arm dieser iranischen Flut die compacte semitische Masse sprengte, ihre größere Hälfte südlich ließ und in einzelnen Ausläufern bis an die Propontis und das ägäische Meer gelangte" Das Salz p. 21 u. 22.

geistreicher Dilettant in Frankfurt stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fuß des Taunus und malte die Scenerie weiter aus." Es folgen dann die Gesichtspunkte, von denen aus dieses absprechende Urteil gefällt wird. Freilich sind es dieselben, denen wir gerade bei den älteren Forschern, die für Asien eintraten, von Pott (vgl. oben p. 12), ja von Adelung an, häufig begegnet sind. „Danach also hat Asien, der ungeheure Weltteil, die *officina gentium,* einen großen Teil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen, an Naturgaben armen, in den Ocean hinausreichenden Halbinsel erhalten! Alle (?) übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung ins Abendland, nur die älteste und größte ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermeßlicher Erstreckung! Und die Stätte der ersten Ursprünge, zu der uns wie in die Kinderzeit unseres Geschlechts dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten, sich regenden Fertigkeiten und noch unsicheren Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht eins waren, sie lag nicht etwa im Quellgebiet des Oxus, am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Fährten der Elene und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens. Auch die älteste Form der Sprache dürften wir nicht mehr in den Denkmälern Indiens und Baktriens suchen, — da ja die Völker dorthin erst durch eine lange, zerrüttende Wanderung gelangt wären, — sie klänge uns vielmehr aus dem Munde der Kelten und Germanen entgegen, die unbewegt und regungslos auf dem Boden ihrer Entstehung verharrten."

Erwähnt sei jedoch, daß die Vorrede, in welcher diese Ausführungen enthalten sind, in den letzten Auflagen des Hehnschen Werkes fehlt.

Dem bedeutendsten Kulturforscher schließt sich in seiner Entscheidung für die asiatische Herkunft der Indogermanen der namhafteste Vertreter der historischen Geographie in Deutschland, H. Kiepert an. Dieser (vgl. Lehrbuch der alten Geographie 1878 p. 23 ff.) erblickt in der, namentlich vor der nördlichen

Ausbreitung der Germanen und Slaven, zu „außerordentlicher Länge gedehnten“ Gestalt des indog. Wohngebietes die Wahrscheinlichkeit dafür, das auch die Ausbreitung der Indogermanen in dieser Längenrichtung erfolgt sei. Daß diese Ausbreitung von Ost nach West und nicht umgekehrt erfolgt sei, dafür spricht auch ihm „die allgemeine Analogie“ anderer Wanderungen. War doch auch der Trennungspunkt der arischen Familie mit Sicherheit am östlichen Ende des historischen Verbreitungsgebietes der Indogermanen, in den Thälern des Indus und Oxus.

Was die weitere Wanderung anlangt, so ist Kiepert der Meinung, daß die Völkermasse der Indogermanen dem Zuge der Tauros-Kette gefolgt sei und erst im westlichen Asien sich in eine Hälfte südlich und eine nordöstlich vom Kaukasus gespalten habe. Auch er findet es wahrscheinlich, daß die europäischen Indogermanen als kompakte Masse auf mitteleuropäischem Boden eine lange Zeit gewohnt haben, „da dieselben schon in ältester Zeit viel vollständiger die Mitte und im westlichen Teil selbst den Norden des Erdteils besetzt haben als die südlichen Halbinseln.“ Die Ausdehnung der italischen und griechischen Stämme von Nord nach Süd lasse sich noch in historisch beglaubigten Zeiten verfolgen. Die ersten der aus Mittel- nach Südeuropa eingewanderten Stämme seien aber Illyrier (letzter Rest die heutigen Albanesen) und Ligurer, von denen erstere dann später durch die Griechen, letztere durch die Italiker durchbrochen worden seien.

Ein erneutes Interesse an der Erforschung der indog. Urheimat scheint in Frankreich die zweite Auflage der *Origines Indo-européennes* A. Pictets 3 Bände Paris 1877 hervorgerufen zu haben. Die Ansichten und Argumente des Verfassers, um Baktrien als Urland der Indogermanen zu erweisen, sind auch jetzt noch dieselben geblieben, wie wir sie oben (vgl. p. 111) entwickelt haben*), so daß wir bei denselben nicht zu verweilen brauchen.

---

*) Ueberhaupt will ich hier bemerken, ist Pictet in der zweiten Auflage der *Origines* bei seinen Hauptresultaten fast in allen Punkten stehen geblieben, wie eine einfache Vergleichung des in beiden Auflagen wörtlich übereinstimmenden Kapitels *Résumé général et conclusions* lehrt. Dies kann indes

Im Jahre 1879 beschäftigte sich die Pariser anthropologische Gesellschaft mit der Frage nach der Urheimat und dem Urtypus der Indogermanen, ohne daß man dabei zu einem feststehenden Ergebnis gekommen wäre. Doch ging aus diesen Verhandlungen*) eine Arbeit C. A. Piètrement's *Les Aryas et leur première patrie (Revue de linguistique et de philologie comparée*, April 1879, auch besonders erschienen, Orléans und Paris) hervor, der es vorbehalten blieb, unsere Vorfahren dahin zurückzuführen, von wo sich eine Auswanderung derselben allerdings ohne weiteres erklärt — nach Sibirien. Piètrement geht von dem *Airyana-Vaêjaṅh* des Vendidâd aus, auf welches er (völlig willkürlich) eine Stelle *Bundehesh* (XXV) bezieht, wo es heißt: „Der längste Sommertag ist dort gleich zwei kürzesten Wintertagen, die längste Winternacht ist dort gleich zwei kürzesten Sommernächten.“ Diese Angabe soll nun ausschließlich auf den 49° 20′ nördlicher Breite passen, was in Centralasien in das russische Turkestan, in den Distrikt von Alatau führe. Dieser Gedanke wird dann weiter gestützt durch ein A. Pictet

---

kein Wunder nehmen, da Pictet auch bezüglich seiner Methode im wesentlichen derselbe geblieben ist. Leider ist der Verfasser zu früh gestorben, um seinen Standpunkt in einer ausführlichen Vorrede gegen die bösen *savants d'outre Rhin*, die *vrais gladiateurs de la république des lettres*, wie sie die *éditeurs* des postumen Werkes schmeichelhaft genug nennen, zu verteidigen und zu begründen. Aber auch in der zweiten Auflage wird von Pictet ein viel zu geringes Gewicht auf die Übereinstimmung der Gleichungen in ihrer grammatischen Form gelegt; auch jetzt tritt uns fast auf jeder Seite die unkritische, oben charakterisierte Ausbeutung des Sanskrit entgegen. Wie schwer sich Pictet selbst von dem unsichersten Sanskritwort trennen kann, zeigt z. B., daß er I² p. 331 noch immer hofft, die Supplemente des Petersburger Wörterbuchs würden das oben (vgl. p. 30) besprochene angebliche skrt. *arbha* „Gras“ bringen — allerdings vergeblich.

Indessen soll nicht geleugnet werden, daß in Einzelheiten Pictet seinem Werke eine geläuterte Gestalt gegeben hat. Hohe Anerkennung verdient, neben manchem glücklichen etymologischen Griff, auch die außerordentliche Belesenheit, welche Pictet in der Benutzung der einschlägigen Litteratur zeigt. Im allgemeinen wird man von der zweiten wie von der ersten Auflage der *Origines* sagen können, daß der Sprachforscher von Fach sie nicht ohne mannigfaltige Anregungen lesen wird, der Anthropologe und Kulturforscher aber durch dieselbe in die schlimmsten Irrtümer verstrickt werden kann.

*) Näheres über dieselben siehe bei Penka *Origines Ariacae* p. 9, 11.

entnommenes Argument, welcher, wie wir oben sahen, nachzuweisen versucht, daß die Indogermanen das Meer, und zwar im Westen gekannt hätten: nur sei dieses westliche Meer nicht, wie Pictet wollte, der Kaspisee, sondern vielmehr der Balkachsee Sibiriens. Endlich soll der *Hara Berezaiti* des Avesta die Gipfel der Alatau-Kette darstellen.

Übrigens fand die Hypothese Piètrements nicht einmal in Frankreich Anerkennung, sondern wurde vielmehr hier in zwei besonderen Aufsätzen, erstens von Arcelin *L'Origine des Aryas* (*Revue des Questions scientifiques.* Janvier 1880, p. 331), zweitens von De Harlez (*Les Aryas et leur première patrie. Réfutation de M. Piètrement)* auf das entschiedenste bekämpft. „*L'Avesta,*“ schließt der bekannte Zendist seinen Aufsatz sehr richtig, „*ne peut fournir aucun renseignement précis relativement à la patrie primitive des Aryas. Tout y est éranien ou éranisé; tout même y est approprié au zoroastrisme; c'est-à-dire au dualisme mazdéen. On pourrait y découvrir peut-être l'indication de l'Éran primitif; mais on y chercherait en vain celle de la patrie des premiers Aryas asiatiques, bien plus vainement encore celle des Aryas primitifs.*“

Die drei letztgenannten Arbeiten sind mir übrigens nicht durch eigene Anschauung, sondern nur durch die Analyse bekannt, welche in einer sorgfältigen kleinen Schrift J. van den Gheyn *Le berceau des Aryas, étude de géographique historique, Bruxelles* 1881 von denselben gibt. Van den Gheyn behandelt in dem genannten Schriftchen, welches in fünf Kapitel zerfällt (I. *Hypothèses tirées des traditions avestiques,* II. *Systèmes fondés sur les traditions indiennes,* III. *La philologie comparée et l'opinion de Pictet,* IV. *Théorie de l'orgine européenne des Aryas,* V. *Explorations géographiques dans l'Asie centrale*), die Frage nach der Urheimat der Indogermanen fast rein geschichtlich und referierend, ohne indessen seine Hinneigung für Centralasien und hier wieder für Baktrien zu verbergen, in welches letztere er sich durch A. Pictet, dessen Bedeutung und Argumentation weit überschätzt wird (p. 65), geführt sieht. Die endgiltige Lösung der Streitfrage erhofft van den Gheyn von einer sorgfältigeren Erforschung der ethnographischen und geographischen Verhältnisse Centralasiens. Die Mitteilungen über dieselbe bilden den wert-

vollsten Teil der kleinen Abhandlung, welche ihre Forsetzung in zwei Aufsätzen *Les Migrations des Aryas* (*Extrait des Bulletins de la Société Royale de Géographie d'Anvers 1882)* und *Le sejour de l'humanité postdiluvienne* (*Extrait de la Revue des Questions scientifiques 1883*) findet.

Die im bisherigen geschilderten Beweisversuche für den asiatischen Ursprung der Indogermanen gingen im wesentlichen von den indog. Völker-, Kultur- und Sprachverhältnissen selbst aus, und es bleibt uns nun noch einer Argumentation zu gedenken, welche zu demselben Ergebnis zu führen schien, indem sie an das angebliche nähere Verhältnis der Indogermanen zu einem anderen Sprach- und Völkerstamm anknüpfte.

Schon in den bisherigen Erörterungen über die Ursprünge der Indogermanen sind wir öfters (vgl. p. 14, 120) der Meinung begegnet, die Indogermanen müßten deshalb aus Asien nach Europa und nicht umgekehrt gewandert sein, weil dieselben durch eine uralte Sprachverwandtschaft mit dem zweiten Hauptstamm der weißen Rasse, deren Ursitze doch niemand in Europa werde suchen wollen, mit den Semiten verbunden würden.

Diese Annahme einer semitisch-indogermanischen Urverwandtschaft muß aber trotz F. Delitzsch Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft Leipzig 1873 (wo p. 3—21 eine geschichtliche Übersicht über diese wichtige Kontroverse gegeben wird) auch heute noch als unbegründet oder mindestens verfrüht*) bezeichnet werden, und so würden die altsemitischen Völkerverhältnisse für die Beurteilung der indogermanischen kaum von Interesse sein, wenn man nicht neuerdings die Ursitze der Semiten denen der Indogermanen noch auf einem anderen Wege nahe zu bringen versucht hätte.

Während nämlich nach der Ansicht namhafter Semitisten (E. Schrader und Sprenger) der Ausgangspunkt der semitischen Völker nach dem Süden ihres historischen Verbreitungsgebietes

---

*) Sehr bemerkenswert ist, was Ascoli Kritische Studien zur Sprachwissenschaft Weimar 1878 XXXIV, Anm. 11 über die morphologische Auflösung der semitischen Wurzeln mitteilt, deren Trilitterismus am meisten der Vergleichung mit den indog. Wurzeln im Wege steht.

und zwar nach Arabien zu verlegen wäre, versucht A. v. Kremer in dem schon citierten Aufsatz Semitische Kulturentlehnungen aus dem Tier- und Pflanzenreiche durch die Vereinigung sprachvergleichender, sowie pflanzen- und tiergeographischer Forschung darzuthun, daß die Einwanderung der Semiten vielmehr von Norden her in die von ihnen besetzten Länder erfolgt sein müsse. Aus der Vergleichung der semitischen Sprachen hinsichtlich der Benennungen ihrer Flora und Fauna gehe nämlich hervor: 1) daß die Semiten schon vor ihrer Trennung das Kamel kannten und 2) daß ihnen zu dieser Zeit noch die Palme und der Strauß unbekannt waren, welche doch, Arabien als Urheimat der Semiten vorausgesetzt, ihrer Kenntnis nicht hätten entgehen können. „Das Land aber," schließt er weiter, „wo Palme und Strauß fehlen, aber das Kamel seit der Urzeit heimisch ist, kann nur in Centralasiens unermeßlichen Hochebenen gesucht werden, die westlich von der Pamirterrasse zwischen Oxus und Jaxartes liegen und von einem ganz vorurteilsfreien Naturforscher (Schmarda, Geograph. Verbreitung der Tiere) als der Entstehungsherd der *Species equina* bezeichnet werden." Von hier sei die Wanderung der Semiten, zunächst dem Laufe des Oxus folgend, in südwestlicher Richtung, am Südrand des Kaspischen Meeres hin, durch einen der Elburz-Pässe nach Medien gegangen, von hier aber „durch die Einbruchstelle aller Völkerstämme von und nach Medien, durch die Felsenschlucht von Holwân" in das tiefe Becken der assyrisch-mesopotamischen Niederung, wo nun erst allmählich die Differenzierung der semitischen Stämme erfolgt sei.

An die Beweisführung Kremers schließt sich, dieselbe berichtigend und erweiternd, Fritz Hommel an, sowohl in einem Aufsatz Die ursprünglichen Wohnsitze der Semiten (Beilage z. Allg. Zeitung 1878 Nr. 263) als auch in seinem Werke Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern 1879 p. 406 f.

Für ihn handelt es sich vor allem darum, „die Existenz von Tieren für die ursemitische Fauna nachzuweisen, welche es in Arabien entweder gar nie gab, oder die doch wenigstens nur ganz vereinzelt daselbst vorkommen." Zu dieser Kategorie zählt er die ursemitische Benennung des Bären (*dubbu*), des wilden Ochsen (*ri'mu*), des Panthers (*namiru*). Erst in zweiter Linie beweisend ist ihm das Fehlen solcher Tiernamen in der ursemi-

tischen Fauna, deren Träger allein der arabischen Fauna eigen sind, wie des Straußes, der Springmaus und des Wüstenluchses; denn „es kann ja nur Zufall sein, daß das betreffende Wort in der einen semitischen Sprache erhalten blieb, in der andern aber aufgegeben und dann gewöhnlich durch neue, von anderen Stämmen gebildete Wörter ersetzt wurde".

Die ursprüngliche Verzweigung der Ursemiten stellt sich F. Hommel (vgl. Die Sprachgeschichtliche Stellung des Babylonisch-Assyrischen S. A.) in der Weise vor, daß sich aus dem Schoße des Ursemitischen (I) in sehr früher Zeit das Babylonisch-Assyrische loslöste, während Syro-phönico-arabisch (Ursemitisch II) noch geraume Zeit vereinigt blieben. Dies folge außer aus der Betrachtung des semitischen Perfectums aus den Benennungen des Weinstocks, Ölbaums, Feigenbaums, der Dattelpalme und des Kamels, die nur in dem Ursemitischen II übereinstimmten. Zuletzt saßen die Syro-phönico-araber noch in Mesopotamien vereinigt beisammen. Hier fand auch die künstliche Züchtung der vorher nur wild bekannten Dattelpalme statt.

Wenn somit Hommel auf diesem Wege nur bis nach Mesopotamien als zur letzten Station der Ursemiten vor ihrer Trennung geführt wird, so schließt er sich doch der Ansicht Kremers von der vorgeschichtlichen Wanderung der Semiten aus Centralasien in das Zweistromland nicht am wenigsten deswegen an, weil er die ursprüngliche Berührung der Indogermanen und Semiten, die er übrigens sprachlich nicht für verwandt hält, durch eine Reihe seiner Meinung nach beiden Völker- und Sprachstämmen gemeinsamer Kulturwörter (vgl. oben p. 104) für erwiesen hält. Über diese Ursemiten und Urindogermanen gemeinsamen d. h. durch Entlehnung von den einen zu den anderen gewanderten Kulturbegriffe hat Hommel in einem sehr interessanten Aufsatz Arier und Semiten (Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1879 Nr. 7 u. 8) eingehender gehandelt. Es sind nach seiner Meinung folgende:

	urindog.	ursemitisch	Bedeutung.
1. u. 2.	*staura*	*ṯauru*	Stier
	karna	*ḳarnu*	die Waffe des Stieres, das Horn

3. *laiwa, liw*	*labi'atu* *lib'atu*	Löwe
4. *gharata*	*ḫarûḍu*	Gold
5. *sirpara*	*ṭarpu*	Silber
8. *waina*	*wainu*	Wein(stock).

An dieser Anschauung hält Hommel auch noch in einem Aufsatz Neue Werke über die Urheimat der Indogermanen (Archiv f. Anthrop. XV *Suppl.* 163 ff.) im wesentlichen fest. Besondere Wichtigkeit legt er in demselben der Übereinstimmung des ursemitischen (II) *wainu* mit dem griech. *Ϝοῖνος*, lat. *vînum*, alb. *vene* bei. Dieses Wort hätten aus gemeinsamer Quelle die westlichen Indogermanen kennen gelernt, als sie aus dem Innern Asiens nordwärts des Kaukasus, eines uralten Weinlandes, vorüberzogen, ebenso wie die Semiten, als sie ebenfalls auf dem Wege aus Innerasien nach Ablösung der Babylonier südwärts des genannten Gebirges saßen.

Diesen Kremer-Hommelschen Versuchen gegenüber, die Urheimat der Semiten in den Norden zu rücken, muß freilich bemerkt werden, daß andere Gelehrte den Glauben an die arabische Herkunft dieser Völkerrasse noch keineswegs aufgegeben haben. Vgl. z. B. E. Meyer Geschichte des Altertums I, 208.

War es somit eine stattliche Reihe von Gelehrten, welche an der Hypothese von der asiatischen Herkunft der Indogermanen festhielt, so blieben doch ernste Zweifel gegen dieselben bestehen, und neben dem „originellen Engländer", dem „grillenhaften Professor", und dem „geistreichen Dilettanten" waren es doch noch einige Forscher guten Namens, welche entweder geradezu die indog. Urheimat nach Europa verlegt wissen wollten oder doch wenigstens die Richtigkeit der für Asien vorgebrachten Argumente zu beweisen suchten. Mit besonderem Eifer aber trat, wie wir sehen werden, die immer breiteren Boden gewinnende anthropologische Forschung für die neue Theorie ein.

Zunächst sei hier der bekannte Sprachforscher und Ethnograph Friedrich Müller (vgl. E. Behm Geographisches Jahrbuch IV 1872 Probleme der linguistischen Ethnographie und Allgemeine Ethnographie 1873 p. 69) genannt. Müller ist mit den Gründen,

welche, wie wir oben sahen, Benfey und Geiger für Europa als Urheimat der Indogermanen aufstellten, völlig einverstanden und verlegt mit Benfey den Schauplatz der Trennung der indog. Völker nach dem südöstlichen Europa. Nur will er auch auf diesem Terrain die Indogermanen nicht als Autochthonen gelten lassen. Dieselben seien vielmehr dorthin vom armenischen Hochland in unvordenklicher Zeit eingewandert. Diese Annahme werde durch die Rasseneinheit der Indogermanen mit Hamito-Semiten und Kaukasiern notwendig gefordert.*)

Am ausführlichsten hat Friedrich Spiegel die Gesichtspunkte beleuchtet, auf denen die asiatische Hypothese beruhe. Vgl. Ausland 1869 p. 272 ff., Ausland 1871 p. 553 ff. (Das Urland der Indogermanen), Ausland 1872 p. 961 ff., Eranische Altertumskunde I 1871 p. 426 ff. Um aus diesen lehrreichen Aufsätzen nur das Wichtigste hervorzuheben, so ist, wie wir schon oben sahen, auch Spiegel der Meinung, daß in dem ersten Kapitel des Vendidâd von einer Wanderung durchaus keine Rede sei, und daß auch in dem *Yima* (Dschemschid) des zweiten Kapitels nur eine mythische Persönlichkeit vorliege. Das *Airyana vaêjanh* möchte Spiegel viel eher im Norden von Atropatane suchen. Besonders eingehend beleuchtet unser Autor den Einfall der in chinesischen Quellen erwähnten *Yueti* in das griechisch-baktrische Reich im 2. Jahrhundert v. Chr., deren Wanderungen von früheren Forschern (vgl. oben p. 14) als die letzten Ausströmungen der Indogermanen aus Centralasien aufgefaßt und deren späterer Name *Yeta* als *Geten* oder gar *Goten* gedeutet worden war. Demgegenüber wird nun von S. mit Recht hervorgehoben, daß die *Yueti* von den Chinesen selbst als Tibetaner angesehen werden, und daß die *Usun*, deren nach chinesischen Berichten blaue Augen und blonde Bärte den ersten Anlaß zu jener Hypothese boten, an der Zerstörung des griechisch-baktrischen Reiches gar nicht beteiligt waren, sondern ruhig in ihren Wohnsitzen in der Dsungarei

---

*) Für Armenien überhaupt als Ursitz der Indogermanen trat später H. Brunnhofer (Über den Ursitz der Indog. Basel 1884) ein, indem er namentlich von den auf indog. Boden weitverbreiteten Flußnamen Kur und Araxes ausging, deren Ursprung nur in Armenien, wo beide Flüsse geschwisterlich vereinigt vorkommen, gesucht werden könne. Vgl. Bs. Lit. Centr. 1885 Nr. 18.

verblieben. Ebenso wenig können nach S. die persisch redenden und Ackerbau treibenden Tadschiks um Khasgar, Jarkand rc. etwas für die centralasiatische Herkunft der Indogermanen beweisen; denn alles spreche dafür, daß diese Tadschiks von Iran aus nordwärts sich verbreitet haben.

Das aus der größeren Ursprünglichkeit des Altindischen und Altiranischen für die Heimat der Indogermanen entnommene Argument weist Spiegel mit denselben Gründen wie Whitney zurück.

Besonders aber wird hervorgehoben, daß die Hochebene Pamir, welche neuerdings besonders noch von Monier Williams (*Nineteenth Century* 1881, vgl. Van den Gheyn a. a. O. p. 26 und F. Lenormant *Les Origines de l'histoire d'après la Bible et les traditions des peuples orientaux* II, 40) als Urheimat der Indogermanen angenommen wird, in ihrer Erhebung von 15000' und mit Randgebirgen, welche noch um 7000' höher sind, kein passender Aufenthalt für ein Urvolk sei. „Und wie hätte jene Gegend es vermocht, die unzählbare Menge Volkes zu fassen, welche wir voraussetzen müssen, wenn wir annehmen, daß diese indog. Völkermassen nicht nur Eran, sowie einen großen Teil von Indien und Europa den Urbewohnern entrissen, sondern auch diese ungeheuren Landstrecken besetzt und die unterworfenen Urbewohner in der Art mit sich verschmolzen haben, daß kaum eine Spur ihres Volkstums zurückblieb.“ *) Obgleich nun demgegenüber Spiegel auch die Herkunft der Indogermanen aus Europa nur als Hypothese gelten lassen will, so ist er doch der Meinung, daß das südliche Europa zwischen dem 45. und 60 Breitengrad zur Erziehung eines Urvolkes geeignet erscheine. In diesem nur von niedrigen Höhen durchzogenen Tiefland gediehen Weizen und Roggen unter einem im ganzen

*) Vgl. auch Van den Gheyn *Le berceau des Aryas* p. 28: *nous pouvons bien accorder que les Aryas primitifs étaient répandus dans les contrées avoisinant le Pamir; mais il nous sera toujours difficile d'admettre que sur ce plateau si déshérité une race ait pu se développer. Cette manière de voir est confirmée par les récits de tous les voyageurs modernes* und von demselben *Nouvelles Recherches sur le Berceau des Aryas (Extrait de la revue Précis historiques* 1882) und *Le Plateau de Pamir d'après les récentes explorations* (*Extrait de la revue des Questions scientifiques* 1883).

einheitlichen Klima trefflich. Von hier aus lasse sich auch die Ausbreitung der Indogermanen nach Ost und West am besten denken, bei welcher eigentliche Wanderungen nur eine verhältnismäßig geringe Rolle spielten. „Indem das indogermanische Urvolk,“ heißt es Ausland 1871 p. 557 „sich immer mehr ausdehnte, an verschiedenen Stellen seiner Grenzen andere Völker nicht bloß in sich aufnahm, sondern auch deren Anschauungen sich aneignete, mußten Verschiedenheiten entstehen, welche sich zuerst in der Bildung von Dialekten zeigten; im Verlaufe der Zeit erhielten diese eine selbständige Existenz, welche sich bei dem Mangel einer Schriftsprache und dem geringen Verkehr mit andern Stämmen, namentlich mit den entfernter wohnenden, immer fester begründete und die einzelnen Teile endlich ganz von der ursprünglichen Mutter ablöste.“

Eine ganz bestimmte Örtlichkeit des östlichen Europas, für welches er sich mit Cuno entscheidet, sucht Theodor Pösche in seinem Buche Die Arier, eine Beitrag zur historischen Anthropologie, Jena 1878 p. 58—74 als Urheimat der Indogermanen zu erweisen, indem er die Ursprünge derselben in die südlich des west-russischen Landrückens in ungeheurer Ausdehnung sich erstreckenden, vom Pripet, der Beresina und dem *Dněpr* durchflossenen — Rokitnosümpfe zurückführt. Diese wunderliche Hypothese beruht im wesentlichen auf einer physiologischen Argumentation. In jenen Gegenden soll nämlich nach den Mitteilungen eines russischen Gelehrten*) (vgl. p. 67) die Erscheinung der Depigmentation oder des Albinismus eine sehr häufige sein und daselbst an Menschen, Tieren und Pflanzen deutlich hervortreten. Nur in einer solchen Örtlichkeit aber lasse sich das Entstehen der großen blonden Menschenrasse, d. h. nach Pösche der Indogermanen denken. Aus diesen prähistorischen

---

*) Mainow auf dem internat. Geographenkongreß zu Paris 1875 (Archiv für Anthropologie VIII, 3). Merkwürdig ist, daß v. Fischer, dessen eingehenden Bericht über die Rokitnosümpfe (Mitteil. der naturf. Gesellsch. in Bern 1843 u. 44) Pösche mitteilt, nichts von Albinismus in jenen Gegenden weiß. Er berichtet nur von der Häufigkeit des Weichselzopfes daselbst. Natürlich beeilt sich Pösche, einen Zusammenhang zwischen Albinismus und Weichselzopf zu vermuten. Vgl. auch Pösche Archiv für Anthropologie XIV, 143 ff.

Sumpfwohnungen erkläre sich nun auch die bei den ältesten Indogermanen in der Schweiz, in Italien &c. hervortretende Neigung, ihre Hütten auch dann auf Pfahlwerk zu errichten, wenn die Bodenbeschaffenheit des Terrains es nicht erforderte. Neben der von allen lebenden indog. Sprachen „größten Ursprünglichkeit“ des Litauischen (vgl. oben p. 124) spricht ihm auch der Umstand für die eher nord-östlichen als süd-östlichen Ursitze der Indogermanen in Europa, daß die Kunst des Reitens bei denselben nachweislich eine verhältnismäßig späte sei. „Rücken wir nun die Ursitze weiter nach den Steppen des Südostens, so müßte eine sehr frühe Bekanntschaft mit den mongolischen Turkstämmen, den ältesten bekannten Reitern, eingeteten sein, und das Reiten würde dann wohl bei den Ariern weiter zurück datieren“ (p. 73).

Die Arbeit Pösches erfuhr in der Presse eine überaus verschiedene Beurteilung. Während die allerdings unzweifelhaft äußerst lückenhafte philologisch-historische, in der Benutzung der Sprachwissenschaft nicht über Grimm hinausgehende Seite des Werkes von den Philologen sehr ungünstig beurteilt wurde (vgl. Literar. Centralbl. 1878 p. 1221 ff.), wurden die Aufstellungen Pösches dagegen von Seiten der Anthropologen mit Freude begrüßt. In diesem Sinne äußerte sich A. Ecker (Archiv für Anthropogie XI, 365 ff.), der zwar auch seine Bedenken gegen das „weichselzopfige Kakerlakengeschlecht“ der Indogermanen und ihren Ursprung aus den Rokitnosümpfen nicht verhehlt, aber doch der Meinung ist, daß folgende zwei Sätze des Pöscheschen Buches einen großen Fortschritt der Wissenschaft bezeichneten:

1) daß die Blonden, nenne man sie nun Arier (wie Pösche) oder bezeichne sie einfach, wie ich (Ecker) vorziehen würde, als Blonde (*Xanthochroi*), einen besonderen, wohl charakterisierten Menschenstamm bilden, und

2) daß die Heimat dieses Stammes nicht in Asien, sondern in Osteuropa zu suchen ist.

Auch Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde I 1880 Einleitung), einer der angesehensten der deutschen Anthropologen und Prähistoriker, äußerte sich in dem Sinne, daß der ursprüngliche Typus der Indogermanen sicher nicht bei den asiatischen Völkern zu suchen wäre. „Selbst bei dem noch

so beschränkten Umfange der Untersuchungen über die Stämme und Geschlechter der Menschen dürfen wir doch so viel als gewiß betrachten, daß, wenn ein ursprünglicher Zusammenhang der sprachverwandten, westöstlichen Völker unfehlbar auch eine übereinstimmende Körperbildung derselben bedingt, der Urtypus der letzteren sicher nicht bei den Hindus und Tadschiks, Bucharen, Beludschen, Parsen und Osseten zu suchen ist." Im übrigen ist L. mit Benfey der Meinung, daß der indog. Wortschatz wegen des Mangels einer gemeinsamen Benennung für den Elephanten, das Kamel, den Löwen und Tiger keinen „unbedingt orientalischen Charakter" zeige. Während ferner der vermeintliche Völkerzug der Indogermanen nach dem Abendlande jedes historischen Anhalts entbehre, werde der Grundtrieb der indog. Wanderungen durch unzweideutige geschichtliche Thatsachen als nach Osten und Süden gerichtet erwiesen. Hierher zählt er den auf der Inschrift von Karnak erwähnten Zug von Westvölkern nach Ägypten im XIV. Jahrhundert, hierher die Wanderungen der Kelten in der Richtung auf Germanien, Italien, Griechenland, Kleinasien, hierher, wie es auch Spiegel gethan hatte (Ausland 1871 p. 557), die Züge der Scythen nach Kleinasien und Iran, hierher die Stammsage der gotischen Völker von ihrer Wanderung aus den Ostseeländern in die des Pontus Euxinus u. a. m. Diese Expansionskraft der europäischen Indogermanen aber habe sich bis auf den heutigen Tag erhalten, während die „bis nach Arien und Indien vorgedrungenen Stämme" durch Vermischung mit anderen bis zur Unkenntlichkeit entfremdet worden seien. „Eine Lebensdauer und Lebenskraft von gleich nachhaltiger Unverwüstlichkeit zeigen so wenig die sprachverwandten Völker Asiens, daß bei der Frage, wo die mächtigsten, ältesten und am tiefsten gehenden Wurzeln des gemeinsamen Stammes zu suchen sind, das Gewicht der Thatsachen unbedingt zu Gunsten des westlichen Weltteils entscheiden muß."

Nicht weniger scheint R. Virchow, der in seinem Vortrag Die Urbevölkerung Europas 1874 noch sehr entschieden den Satz betont hatte, „daß alle aus arischer Wurzel hervorgegangenen europäischen Stämme von Osten her eingewandert seien" (p. 17), in neuerer Zeit mehr und mehr sich zu der Ansicht zu bekennen, daß „eine Art von Autochthonie der nach germanischem Typus

gebildeten Völker im Norden aufzustellen sei" (Verh. d. Berl. Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte 1884, p. 210).

Wenn aber Th. Pösche hauptsächlich in der lichten Komplexion ein Hauptcharakteristikum des indog. Typus gefunden zu haben glaubte*), so fügte Karl Penka in zwei umfangreichen Werken *Origines Ariacae* 1883 und Die Herkunft der Arier 1886 auf Grund der neueren kraniologischen Studien die Dolichokephalie (Langschädligkeit) als das den ursprünglichen Habitus des Urvolks charakterisierende Merkmal hinzu, indem er zugleich den Nachweis zu führen unternahm, daß die Heimat der Indogermanen nur da gesucht werden dürfte, wo Blondheit und Dolichokephalie noch heute am reinsten und schärfsten ausgebildet seien, — in Skandinavien.

Die in diesen Büchern niedergelegten Ansichten lassen sich zu folgendem Bilde vereinigen:

Die einheitlichen Ursprünge des gesamten Menschengeschlechtes sind während der Meiocenperiode in Mitteleuropa zu suchen. Da nahte die Eiszeit, und vor der allmählich sich vollziehenden Vergletscherung des Nordens und der Mitte unseres Erdteils wichen alle übrigen Menschenrassen nach Afrika, Asien, Amerika in angenehmere Wohnsitze. Nur die Urahnen der Arier blieben, und sie brauchten es nicht zu bereuen; denn dem Klima der Eisperiode und dem Kampf mit ihren Lebensbedingungen verdankten sie die blonden Hare, die blauen Augen, die riesigen Leiber, den dolichokephalen Schädelbau. Aber auch die Eisperiode ging vorüber, und vor dem milder werdenden Klima wanderten die Jagdtiere der alten Arier, namentlich das Renn, nach dem

---

*) Einen scharfen Widerspruch erhob hiergegen W. Tomaschek Z. f. östr. G. XXIX, 859: „Wir unserseits fassen die Blondheit, den Mangel an Farbstoff in Haut, Haar und Auge, als eine Abnormität im menschlichen Typus auf, die sich auf mehreren, von einander weit entlegenen Gebieten der Erde unter geeigneten klimatischen Verhältnissen und unter gewissen Lebensbedingungen, die noch weiter erforscht werden müssen, im Laufe der Zeit ausbilden konnten, ohne daß damit ein besonders inniger Zusammenhang aller blonden Stämme in Rasse und Descendenz sich aussprechen mußte. Der Satz Linnés *nimium ne crede colori* gilt auch für den Menschen; namentlich die Farbe der Augen kann in geringstem Grade Anspruch darauf machen, einen Rassencharakter darzustellen."

Norden aus. Ihnen folgten die Arier — denn woher sollten sie nun ihre Nahrung nehmen? — selbst. In Skandinavien eröffnete sich ihnen eine neue Heimat, und hier entwickelte sich nun diejenige Kultur, die wir mit Hilfe der Sprachvergleichung als urarisch erschließen können, und die wunderbar mit dem übereinstimmt, was die geographischen Verhältnisse, die Fauna und Flora Skandinaviens uns erwarten lassen. Nur hier läßt sich, und zwar in den Kjökkenmöddinger, ein Übergang nachweisen von der paläolithischen Kultur (etwa der belgischen Höhlenbewohner) zu der neolithischen (etwa der Schweizer Pfahlbauten), während im ganzen übrigen Europa zwischen beiden Perioden ein „Hiatus" klafft.

Während dies im Norden vor sich ging, waren in das entvölkerte Mitteleuropa zwei große Völkereinbrüche erfolgt: von Südwesten her die Einwanderung der Völker des dolichokephalen, aber dunkelen Cro-Magnon-Typus, zu welchem die Ureinwohner der pyrenäischen Halbinsel, Italiens, Siciliens, Griechenlands, aber auch die Bevölkerung Nord-Afrikas und die Semiten gehörten, von Osten her der Einbruch einer brachykephalen, dunklen, mongolenartigen Menschenrasse. Auf französischem und belgischem Boden waren beide zusammengetroffen und hatten sich mit einander gekreuzt.

So standen die Dinge, als vom Norden her der Siegeszug der „weißen Rasse" — das bedeutet nämlich *Ârya* — erfolgte. Überall traten sie als Herren und Meister auf, bauten Burgen und zwangen den unterworfenen Stämmen ihre Sprache und ihre Kultur auf. Aber je weiter sich das arische Element von seinem nordischen Ausgangspunkt entfernte, um so mehr unterlagen seine charakteristischen Eigenschaften in dem Mischungsproceß mit den allophylen Völkern. So entstand das Völkergemisch, welches durch die Einheit seiner Sprache so lange die Welt über die Verschiedenheit seiner Leibesbeschaffenheit getäuscht hat. Die Slaven sind nichts als arisierte Mongolen, die Griechen nichts als pelasgische Hamito-Semiten, welche arisch gelernt haben u. s. w. Andererseits gibt es auch Arier, die ihre Sprache aufgegeben, aber ihre körperlichen Merkmale bewahrt haben, wie die blonden und dolichokephalen Finnen.

Soweit Penka über die Herkunft der Indogermanen!

Wer, nur einigermaßen bekannt mit der Dürftigkeit des Materials, auf welchem diese überkühnen Folgerungen beruhen, und mit der Unsicherheit seiner Deutung, könnte sich des Eindrucks erwehren, daß wir es hier eher mit einer dichterischen als wissenschaftlichen Lösung des gestellten Problems zu thun haben? Wer wollte aber auch leugnen, daß die hier versuchte Erklärungsweise der indog. Völker- und Sprachverhältnisse im Princip viel Richtiges enthält und in jedem Falle der rein philologischen Betrachtungsweise dieser Dinge gegenüber anregend wirken muß?*)

Wir werden auf die hier behandelten Fragen zurückkommen und wenden uns nunmehr zu einer Reihe von Bestrebungen, die indog. Urheimat von einem ähnlichen Gesichtspunkt aus in Europa zu fixieren, wie es andere (vgl. oben p. 133 ff.), gestützt auf einen angeblichen Zusammenhang der Semiten und Indogermanen, für Asien versucht hatten.

Mit besonderer Wärme trat und tritt nämlich der als Ethnograph und Sprachforscher wohlbekannte W. Tomaschek für den Gedanken ein, die Heimat der Indogermanen sei in den Osten Europas zu verlegen, und dies folge aus einer uralten Nachbarschaft, durch welche die Indogermanen mit den Finnen verbunden würden; diese wieder ergebe sich aus zahlreichen prähistorischen Entlehnungen, die aus dem Indogermanischen in das Finnisch-Ugrische stattgefunden hätten. Diese Anschauung begegnete uns schon in der p. 51 erwähnten Besprechung des Hehnschen Buches durch Tomaschek. Sie tritt deutlicher hervor in der ebenfalls schon erwähnten Recension der Pöscheschen Arbeit, wo es p. 862 heißt: „Ich getraue mir, speciell aus der Sprache der Mordwas an der mittlern Wolga, den Nachweis zu liefern, daß unmittelbar an den südlichen Grenzmarken dieser

---

*) Von bedeutsameren Besprechungen des Penkaschen Buches *Origines Ariacae* nenne ich diejenigen von A. Bezzenberger (Deutsche Lz. 1883 Nr. 44, von A. H. Sayce (Academy 1883 Nr. 605), von W. Tomaschek (Literaturbl. f. orient. Phil. I, 133), von F. Hommel (Archiv f. Anthrop. XV *Suppl.* 163), von van den Gheyn (*Revue des Questions scientifiques* 1884), von A. Kirchhoff (Literar. Centr. 1884 p. 427).

Beistimmung für seine skandinavische These hat P. fast nur bei F. Justi (Berl. phil. W. 1884 p. 36, 1887 p 562) gefunden. Vgl. über dessen frühere Meinung oben p. 116.

finnischen Völkerschaft die meisten Arier, zumal die Litauer und der Sanskrit sprechende Stamm, ihre Heimat gehabt haben".

Endlich ist Tomaschek dieser Anschauung auch in einem sehr lehrreichen Aufsatz Ethnologisch-linguistische Forschungen über den Osten Europas (Ausland 1883 Nr. 36) treu geblieben. Es ist ein unzweifelhaftes Verdienst des genannten Gelehrten, zahlreiche und wichtige Kulturentlehnungen der finnisch-ugrischen Sprachen aus dem iranischen Sprachschatz nachgewiesen zu haben. Wenn er aber (Ausland p. 706) sagt: „Wir könnten noch weiter gehen und die Thatsache darlegen, daß in dem großen uralischen Sprachgebiete Elemente vorhanden sind, wichtige und unveräußerliche Güter, welche in dasselbe in unvordenklichen, prähistorischen Zeiten infolge inniger Berührung mit dem arischen Urvolke eingedrungen sind und Zeugnis davon ablegen, daß die Placenta des arischen Volkstums in der nächsten Nachbarschaft jener nordischen Sippe zur Entwicklung gelangt ist", so ist der Beweis für diese Behauptung noch nicht erbracht worden. Auch dürfte derselbe deswegen schwer zu führen sein, weil es sehr schwierig sein wird, eventuelle indog. Entlehnungen von solchen zu unterscheiden, welche dem Sprachschatz der einzelnen indog. Völker entstammen, welche das Gebiet der Ugro-Finnen seit Alters berühren, der Slavo-Letten, Germanen, Eranier.

Einen sehr kühnen Schritt über diese Argumentation für den osteuropäischen Ursprung der Indogermanen hinaus, worin ihm übrigens schon Cuno (vgl. oben p. 125) vorausgegangen war, that der englische Anthropologe Canon Isaak Taylor in einem Vortrag *The origin and primitive seat of the Aryans (Journal of the Anthropological Institute, February* 1888), in dem er die Hypothese einer Urverwandtschaft der Finnen und Indogermanen sowohl in anthropologischer wie linguistischer Hinsicht aufstellte. Zu dieser Annahme führte ihn einmal die Übereinstimmung in dem körperlichen Habitus der Finnen, Liven und Esthen mit dem blonden, dolichokephalen Typus der Indogermanen, den also auch Taylor als den ursprünglichen anerkennt, das andere Mal die von verschiedenen Schriftstellern, namentlich von Donner (Vergleichendes Wörterbuch der Finnischen Sprachen), gemachten Versuche, einen verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen finnischen und indog. Sprachen nachzuweisen. Derselbe

zeigt sich nach Taylor in der Wortbildung (finn. *juo* „trinken", *juo-ma* „Trunk" = skrt. *dhû-mà* „Rauch" : *dhû* „anfachen") ebenso wie in der Formenlehre (lapp. *äle-m* „ich lebe" = skrt. *á-bharam* „ich trug"), namentlich aber in den Pronominal- und Verbalwurzeln (vgl. p. 259 ff.). Leider stellt sich nun der berühmte Anthropologe die Vergleichung zweier Sprachstämme für viel zu leicht und zu einfach vor, als sie in Wirklichkeit ist. Sollte bewiesen werden, was Herr Taylor bewiesen zu sehen wünscht, so müßten lediglich die Grundformen der indog. Ursprache mit denjenigen der ugro-finnischen Ursprache verglichen und nach bestimmten, gesetzmäßigen Lautentsprechungen gesucht werden. Was soll aber eine Vergleichung von finn. *hepo* „Pferd" mit griech. ἱππο- (Grdf. **ek̑-vo*), von finn. *poig* „Sohn" mit griech. παῖς (*παϝι-) u. s. w. u. s. w. beweisen? Auch die Wahrscheinlichkeit einer Entlehnung (z. B. finn. *paimen* „Hirt" aus lit. *piemů*) und die Möglichkeit des Zufalls werden unterschätzt. Die auf Fick und Donner beruhenden Wurzelvergleichungen endlich, auf welche sich T. stützt, sind höchst unsicher.

So muß die Sprachverwandtschaft der Finnen und Indogermanen noch immer als ein Traum bezeichnet werden, von dem nicht gesagt werden soll, daß er bei, namentlich auf finnischem Gebiet, sich vertiefender Forschung nicht zur Wahrheit werden könnte; aber es muß immer und immer wieder hervorgehoben werden, daß die exakte Sprachwissenschaft von den Beziehungen des Indogermanischen zu anderen Sprachstämmen gegenwärtig viel weniger weiß und wissen kann, als der nicht geschulte Linguist sich in der Regel einbildet.

Haben wir so gesehen, wie in unserer Zeit der Norden und der Osten unseres Erdteils als Heimat der Indogermanen in Anspruch genommen worden ist, so kehrt Herr v. Löher Über Alter, Herkunft und Verwandtschaft der Germanen (Sitzungsb. philos.-phil.-hist.- Kl. der k. b. Akad. d. W. München 1883 p. 593 ff.) wieder in das Herz desselben, in unser Vaterland, nach Deutschland zurück (vgl. oben p. 121). Die Germanen wären nach ihm seit uralter Zeit in Deutschland angesessen, und alles, was in neuerer Zeit für den europäischen Ursprung auch der Indogermanen beigebracht worden wäre, vertrage sich am besten mit

der Ansicht, daß in der Mitte unseres Erdteils der Ausstrahlungspunkt aller Indogermanen liege.

Es bleiben uns nun schließlich noch die Arbeiten dreier Gelehrten zu nennen, welche darin übereinstimmen, daß sie die bisher für den Ursprung der Indogermanen aus Europa vorgebrachten Gründe einer abfälligen Beurteilung unterziehn.

Es sind dies M. Müller in seinem öfters genannten Buche *Biographies of words and the home of the Aryas* London 1888, Ch. de Ujfalvy in *Le berceau des Aryas d'après des ouvrages recents* Paris 1884 *(extrait des b. de la société d'anthropologie)* und van den Gheyn in *L'origine européenne des Aryas Anvers* 1885.

M. Müller schließt seine namentlich gegen das Penkasche Buch gerichteten Ausführungen mit den Worten: „*I cannot bring myself to say more than Non liquet. But if an answer must be given as to the place where our Aryan ancestors dwelt before their separation, whether in large swarms of millions, or in a few scattered tents and huts, I should still say, as I said forty years ago, 'Somewhere in Asia', and no more*".

Ebenso hält Ujfalvy die Frage nach der Urheimat der Indogermanen noch für eine offne. Die besonderen Verdienste dieses Forschers bestehen darin, eine zuverlässigere Kenntnis der nordiranischen, an das Pamir grenzenden Länder und Völker durch eigene Reisen in diese Gegenden uns vermittelt zu haben. Er findet p. 13 unter den arisch redenden Stämmen zwei ganz verschiedene Rassen vertreten: „*Ce peuple irano-hindou était avant sa séparation une race mélangée de deux types bien distincts: un type châtain, petit (ou moyen) et brachycéphalique et un type brun, grand et dolichocéphalique. Les brachycéphales sont encore aujourd'hui au nord de l'Hindou-Kouch, tandis que les dolichocéphales occupent les vallées au sud de ce massif montagneux*". Gegenüber der oben p. 141 mitgeteilten Anschauung Lindenschmits, welcher in seiner Begründung eines westlichen Ursprungs der Indogermanen sich auf die starken bei Hindus, Tadschiks, Parsis, Osseten ꝛc. uns entgegentretenden Völkermischungen berufen und dem Typus dieser Völker gegenüber den nord=

europäischen als den ursprünglichen bezeichnet hatte, weist Ujfalvy auf die nach seiner Meinung sehr wenig gemischten, brachykephalen, kastanienbraunen Galtschas*) des Pamir hin, welche *„occupent depuis une haute antiquité leur patrie actuelle, le départ en tout cas des Irano-Indiens“*. Im übrigen hält er p. 11 die dem Pamir benachbarten Thäler für im Besitz aller Bedingungen, welche die linguistische Paläontologie an die Urheimat der Indogermanen stelle.

J. van den Gheyn hält mit großer Wärme an der oben p. 111 ff. geschilderten Pictetschen Hypothese über das Urland der Indogermanen auch jetzt noch fest.

*) Vgl. auch *Quelques observations sur les Tadjiks des montagnes appelés aussi Galtschas par Ch. E. de Ujfalvy* (*Extrait des b. de la société d'anthropologie* 1887).

II.

Zur Methodik und Kritik der linguistisch-historischen Forschung.

Est quadam prodire tenus, si non datur ultra.



I. Kapitel.

Die indog. Sprach- und Völkerverwandtschaft.

Die indog. Ursprache. Ihre dialektische Differenzierung und räumliche Ausbreitung. Vermeintliche Altertümlichkeit des Zend und Sanskrit und Schlüsse aus derselben. Das indog. Urvolk. Sprachverwandtschaft und Rassenverschiedenheit. Völkermischungen. Sprachmischung. Der Urtypus des indog. Stammes.

Wenn es in den vorhergehenden Blättern unsere Aufgabe war, die geschichtliche Entwicklung der linguistisch-historischen Forschung so treu und objektiv zu schildern, als es möglich war, so soll nun im folgenden versucht werden, die Spreu von dem Weizen zu sondern und aus der Menge des Unsicheren und Falschen dasjenige herauszuschälen, was als „der berechtigte Kern“ der linguistischen Paläontologie bezeichnet werden kann. Vor allem aber wird es sich darum handeln, die Gesichtspunkte festzustellen, welche überhaupt der Benutzung sprachlichen Materials für kulturhistorische Schlüsse zu Grunde liegen müssen.

Wir werden gut thun, hierbei von den beiden Hauptsätzen auszugehen, auf welchen das ganze Gebäude der linguistischen Paläontologie beruht, daß nämlich

1) Die Verwandtschaft der indog. Sprachen nur durch die Annahme einer indog. Ursprache erklärt werden könne, und

2) Die Annahme einer solchen indog. Ursprache notwendig die Existenz eines indog. Urvolks beweise.

Der erste dieser beiden Sätze dürfte in der Theorie kaum von irgend einem Sprachforscher angefochten werden. Er ist in

der That die Voraussetzung jeder sprachvergleichenden Untersuchung; denn wenn wir zwei Wortsippen wie skrt. *nom. pitâ'* lat. *pater*, got. *fadar* ꝛc. und skrt. *nom. mâtâ'*, lat. *mater*, ahd. *muoter* ꝛc. für verwandt erklären, so können wir uns nach der Analogie menschlicher Verhältnisse diese Verwandtschaft nicht anders entstanden denken, als wenn wir annehmen, daß die Vielheit jener Formen auf eine ursprüngliche Einheit zurückgehe. Während aber für den Grammatiker die Erschließung dieser proethnischen Einheit nichts als eine wissenschaftliche Hilfskonstruktion ist und sein wird, sind wir hier genötigt, mit dieser indog. Ursprache uns wie mit etwas Lebendigem und Wirklichem zu beschäftigen. Hieraus folgt aber, daß die Vorstellungen, welche wir uns von derselben zu bilden haben, den Gesetzen entsprechen müssen, auf welche die Beobachtung sprachlichen Wesens und Werdens überhaupt führt.

Im Widerspruch mit diesen Gesetzen würde nun zunächst die Idee einer völlig einheitlichen, dialektlosen Grundsprache stehen; denn unsere Erfahrung lehrt uns, daß jede sprachliche Gemeinschaft, ob klein oder groß, in sich differenziert ist, wie es in der Natur des Menschen begründet liegt, daß nicht zwei Individuen, weder in der Qualität der Sprachlaute, noch im Gebrauche des Wortschatzes sich völlig gleich sind. Wir haben gesehen, daß die oben (vgl. p. 89 ff.) entwickelte Theorie J. Schmidts dahin führte, gewisse partielle Übereinstimmungen der indog. Sprachen als dialektische Differenzen bereits in die Urzeit zu verlegen, und ich gestehe, daß mir durch diese Auffassung das Bild derselben ein viel lebendigeres und konkreteres wird. Vgl. auch oben p. 100. Ja, zuweilen scheint die Sprachvergleichung überhaupt nicht über die Aufstellung dialektischer Differenzen hinauszuführen, für welche eine gemeinsame Grundform vergebens gesucht wird. Dies ist z. B. der Fall bei einer Reihe alter Nomina, welche in den europäischen Sprachen auf eine andere Grundgestalt zurückzuführen sind als im Sanskrit und Zend. So stehen sich anscheinend unvermittelbar einander gegenüber die europäischen Grundformen *genu* (*γένυς* lat. *gena*, altir. *gen*, got. *kinnus*) „Kinnbacke“, *dhver* (*θύρα*, lat. *fores*, altir. *dorus*, got. *daúr*) „Thür“ : skrt. *hánu*, skrt. *dvâ'r*, zend. *dvara* und ähnliches. Das Armenische stellt sich in den meisten der angedeuteten

Fälle (arm. *tsnôt* „Kinnlade" = europ. *genu*, arm. *dur'n* „Thür" = europ. *dhver*) auf die Seite der europäischen Sprachen*)

Wenn somit allgemeine Erwägungen und specielle Sprachbeobachtungen darauf hinweisen, daß die indog. Ursprache bereits eine dialektisch differenzierte gewesen sei, so hängt hiermit die öfters aufgeworfene Frage eng zusammen, ob man sich das indogermanische Sprachgebiet in der Urzeit, das kann nach unserer Auffassung nur heißen, in der Zeit, in welcher die einzelnen Teile desselben noch durch das Bewußtsein sprachlichen Zusammenhangs oder die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses verbunden wurden, in geographischer Beziehung ein verhältnismäßig weites oder enges gewesen sei.

Selbstverständlich sind hier nur Vermutungen möglich; aber, wenn wir bedenken, wie gerade neuerdings auf den einzelnen Sprachgebieten, auf denen die betreffenden Zweige der Ursprache doch noch vor jeder schriftlichen Fixierung ein viele Jahrhunderte langes Leben führen mußten, oft die subtilsten Verhältnisse der Ursprache noch erkannt und Formen nachgewiesen werden, welche mit den postulierten Urformen nahezu identisch sind,**) so können wir uns kaum der Annahme verschließen, daß die divergierende Entwicklung der Ursprache in der vorhistorischen Zeit eine langsamere als in der historischen war. Damit ist aber zugleich auch die Möglichkeit gegeben, die indogermanische Ursprache, wenn auch dialektisch differenziert, könne doch auf einem verhältnismäßig

---

*) Vgl. J. Schmidt Verwandtschaftsverhältnisse p. 29, A. Fick Spracheinheit p. 170 ff., H. Hübschmann K. Z. XXIII, 35 ff. In neuerer Zeit hat man wieder nach einheitlichen Grundformen der angeführten Gleichungen gesucht. So führt man Fälle wie griech. γένυς : skrt. *hánu*, was den Anlaut betrifft, auf einen neuen indog. Grundlaut, eine tönende palatale Spirans γ zurück (v. Fierlinger K. Z. XXVII, 478), die media statt der media asp. im skrt. *dúr*, *dvâ'r* erklärt man aus den mit *bh* anlautenden Casus. Diese Erklärungen sind indessen noch keineswegs gesichert. Vgl. auch Brugmann Grdr. I, 349.

**) Man denke hier z. B. daran, daß neuerdings der Beweis dafür geführt worden ist, daß der urindogermanische Accent noch während und nach der ersten Lautverschiebung auf germanischem Boden lebendig gewesen ist, daß es *brô'thar*, aber *môdár*, *fadár*, daß es *téhan*, aber *sebán*, *báit*, aber *bitúm* u. s. w. hieß; vgl. Karl Verner K. Z. XIII, 97 ff. Oder man vergegenwärtige sich griechische Dialektformen wie cyprisch δόϜεναι (δοῦναι) = skrt. *dâvánê*, dorisch ἦς (ἦν) = skrt. *âs* und vieles andere.

großen Gebiete gegolten haben, ohne daß dadurch das Gefühl sprachlicher Einheit unmöglich gemacht wurde. Das instruktivste Beispiel eines solchen stabilen Charakters würden nach H. Vámbéry die noch wenig in die Geschichte eingetretenen Sprachen der turko-tatarischen Völker bieten; denn „trotz einer immensen geographischen Ausdehnung vom eisigen Norden bis zum tiefen Süden, vom Drachensee bis zur Adria, ja trotz einer zeitlichen Entfernung von historisch nachweisbaren anderthalbtausend Jahren" kann man auf diesem Sprachgebiet nur von „Dialekten", nicht von „Sprachen" reden, und der Türke aus Anatolien versteht den Jakuten an der Lena besser als der Schweizer den Siebenbürger Sachsen" (vgl. Primitive Kultur p. 14 ff.). Wir müssen dem genannten Forscher die Verantwortung für die Richtigkeit dieses Satzes überlassen; aber ähnlich könnte es in der indog. Urzeit gewesen sein.

Verweilen wir z. B. einen Augenblick bei dem westlichsten Zweig des Indogermanischen, den keltischen Sprachen, deren verwitterter Zustand nach Schleichers noch heute oft wiederholter Ansicht (vgl. oben p. 70) bewiese, daß dieselben von dem ursprünglichen Ausgangspunkt sich am frühesten entfernt hatten, so ist bekannt, daß das Aussehen derselben in erster Linie durch eine Reihe tief einschneidender Auslautgesetze getrübt worden ist. Stellen wir nun z. B. im Altirischen den Zustand der Sprache vor dem Eintreten dieser Auslautgesetze wieder her, wie uns dies an der Hand der Nachwirkungen möglich ist, welche die abgefallenen Silben auf die vorhergehenden Stammsilben ausgeübt haben, so stoßen wir bereits auf Formen, welche mit den entsprechenden lateinischen und griechischen ungefähr auf gleicher Stufe stehen (vgl. z. B. ir. *coic* = vorhistorisch ir. *quenqu-e*: lat. *quinque;* ir. *fer* „Mann" = vorhist. ir. *vira-s* : griech. *λύκο-ς,* lat. *lupu-s;* ir. *asbiur* „sage" = vorhist. ir. *ber-u* : lat. *fero,* griech. *φέρω*); daß aber solche Formen in der That noch auf keltischem Boden selbst gegolten haben, beweisen die inschriftlichen Sprachüberreste des Altkeltischen in Italien, Gallien, Irland ꝛc. (Stokes B. B. XI, 112 ff.). In ähnlicher Weise haben die ältesten nordischen Runeninschriften noch in Skandinavien einen Sprachzustand aufgewiesen, welcher dem sanskritischen in einzelnen Fällen fast gänzlich gleichzustellen ist (vgl. *vulfa-R,*

got. *vulf-s*, altn. *ulfr* = skrt. *vṛka-s*). Ebenso zeigen die germanischen, von den Römern überlieferten Eigennamen noch vielfach vor aller sonstigen Überlieferung liegende Lautzustände.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die indog. Sprachen noch auf dem Boden, auf welchem sie in historischer Zeit erscheinen, einen sehr altertümlichen Charakter bewahrten, und damit scheint mir auch die Vermutung nicht ferne zu liegen, daß die indog. Ursprache (ähnlich wie die oben genannten Turksprachen) sich über ein verhältnismäßig weites Gebiet ausbreiten konnte, ohne, trotz dialektischer Verschiedenheit im einzelnen, ihre Homogenität im ganzen zu verlieren.

Daß einzelnen indog. Sprachen eine besondere Fähigkeit zuzuschreiben sei, die alten Sprachformen zu bewahren, wie man dies früher vielfach hinsichtlich der arischen Sprachen (Sanskrit und Iranisch) vermutete, und worauf man dann weiter den Schluß baute, daß dieselben deswegen in der nächsten Nachbarschaft der Urheimat geblieben sein müßten (vgl. oben p. 126), diese Anschauung muß nach unseren heutigen Erfahrungen als eine völlig irrige bezeichnet werden. Eine Vergleichung der indog. Sprachen mit Rücksicht auf ihre Altertümlichkeit könnte nur unter Zugrundelegung eines einheitlichen Zeitpunktes als fruchtbringend gedacht werden, was bekanntlich erst von der Mitte des IX. und mit Hinzuziehung des Litauischen erst von der Mitte des XVI. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung an möglich wäre. Wie Germanisch, Slavisch, Keltisch ꝛc. aussehen würden, wenn uns diese Sprachen in dem Zeitalter des Rigveda überliefert worden wären, wissen wir selbstverständlich nicht; aber es steht nichts der Annahme entgegen, daß jene ebenso altertümlich wie das Sanskrit uns erscheinen würden, wenn sie uns aus gleicher Zeit überliefert wären. Daß die europäischen Sprachen in mehrfacher Beziehung sogar einen älteren Sprachzustand als die arischen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, ist schon mehrfach betont worden. Vgl. oben p. 59 u. p. 98.

Der zweite Satz mit dem Schluß von der Einheit der indog. Sprachen auf die Einheit der indog. Völker führt uns auf ein rein ethnographisches Gebiet, auf welchem der Sprachforscher nicht so unbedingten Glauben für seine Aufstellungen in Anspruch nehmen darf, wie auf dem rein linguistischen. Denn

offenbar ist die Sprache nur eins der für die Beurteilung der Rassenverwandtschaften des Menschen in Betracht zu ziehenden Momente, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß keine der bisher auf Grund physiologischer Merkmale versuchten Klassifikationen sich mit dem Begriff Indogermanisch deckt. Dieselben sind entweder zu weit, indem mit den Indogermanen völlig heterogene Sprachelemente wie Basken und Kaukasier zu einer (mittelländischen, kaukasischen, arabisch-europäischen ꝛc.) Rasse vereinigt werden, so daß man genötigt gewesen ist, diese Einheit bis auf den berüchtigten *homo alalus* (vgl. F. Müller Probleme der linguistischen Ethnologie, E. Behms Geographisches Jahrbuch IV, 302) zurückzuführen, oder dieselben sind zu eng, wie dies z. B. mit dem Retziusschen System der Fall ist, in welchem Slaven, Letten und Albanesen als *gentes brachycephalae orthognathae* von anderen Indogermanen losgesprengt werden, die als *gentes dolichocephalae orthognathae* bezeichnet werden. Ja, es kann nicht geleugnet werden, daß selbst innerhalb der einzelnen Völker- und Sprachgrenzen des Indogermanischen sich die stärksten somatischen Gegensätze zeigen. Die Bevölkerung Deutschlands zerfällt in eine blonde und eine brünette Schattierung. Dasselbe gilt von den Slaven, dasselbe von den Iraniern (oben p. 147), dasselbe aber auch von den Finnen in ihrem Verhältnis zu den Lappen. In Norddeutschland überwiegt die Mesokephalie mit Neigung zur Dolichokephalie, in Süddeutschland die Brachykephalie. Derselbe Gegensatz findet sich bei den Franzosen, derselbe wiederum bei den Finnen den Lappen gegenüber u. s. w. (Virchow Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthropologie ꝛc. 1881 p. 68 ff.).

Sind nun diese Umstände geeignet, den auf der Verwandtschaft der indog. Sprachen beruhenden Glauben an die prähistorische Einheit der indog. Völker zu erschüttern? Ich glaube, daß sehr einfache Betrachtungen zeigen, daß dies nicht der Fall ist.

Wir sprechen deutsch, weil wir von deutschen Eltern stammen, und unsere Verwandten in fremden Ländern, soweit sie nicht in anderen Nationalitäten aufgegangen, sind ebenfalls der deutschen Sprache mächtig, weil sie oder ihre Vorfahren aus Deutschland gekommen sind. In England herrscht eine germanische Sprache,

weil dieselbe von einem germanischen Stamm nach jenem Eiland gebracht worden ist. Diese Beispiele zeigen aber auch, in welchem beschränkten Sinne die Einheit der indog. Völker verstanden werden muß. Denn gleichwie der Bau der englischen Sprache zwar ohne weiteres sich durch die Einwanderung der Angelsachsen als ein germanischer erklärt, die englische Nationalität aber nicht verstanden werden kann ohne Berücksichtigung der keltischen, römischen, normannischen Elemente, welche mit jenem angelsächsischen Stamm verschmolzen sind, ebenso fordert die vergleichende Sprachwissenschaft auch nicht, daß die indog. Völker in ihrer Totalität auf eine ursprüngliche Einheit und Gleichheit zurückgehen, sondern sie verlangt nur die Annahme, daß in den einzelnen indog. Völkern ein einheitlicher indog. redender Kern vorhanden gewesen sei, von dem aus die Übertragung der indogermanischen Sprache auf heterogene, mit ihm verschmelzende Völkerbestandteile möglich war.

Daß die indogermanisch redenden Stämme bei ihrer Ankunft in der neuen Heimat Mischungsprozesse mit einer daselbst vorher ansässigen Urbevölkerung durchzumachen gehabt haben, kann gar nicht bezweifelt werden, da zum Teil auf diesen Vorgängen das volle Licht der Geschichte ruht. Blicken wir z. B. auf die indischen Arier, deren Vordringen von den Ufern des oberen Induslaufs in südlicher und südöstlicher Richtung in fortgesetztem Kampfe mit den Ureinwohnern des Landes die vedischen Lieder uns schildern (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 100 ff.)! Die arischen Stämme, deren Hautfarbe ausdrücklich als eine weiße bezeichnet wird (Rg. I 100, 18), treten hier den Ureinwohnern Indiens, den „schwarzhäutigen" *Dasyu*, die fremde Sprache, fremde Sitte, fremde Götter haben, in einem Streit auf Tod und Leben entgegen, der damit endigt, daß die unterworfenen Barbaren endlich als vierte Klasse, als *Çûdra* in den indischen Staat aufgenommen werden. Das indogermanische Element hat gesiegt, aber, „daß in dem langen Zeitraum bis dahin vielfach Mischungen arischen Blutes mit dem der Ureinwohner stattgefunden hatte, ist nicht zu bezweifeln. Dasyujungfrauen und Weiber kamen in das Haus der arischen Männer als Sklavinnen; die eine oder die andere mag es wohl zur Herrin gebracht haben" (Zimmer a. a. O. p. 117). Zu den

degenerierenden Folgen dieser Vermischungen, welche später durch scythische, mongolische, europäische Elemente aller Art gesteigert wurden, kam dann weiter der Einfluß des den physischen Organismus des Menschen mächtig umgestaltenden tropischen Klimas Indiens, so daß nur noch die Brahmanenfamilien gewisser Distrikte heute den edleren „mittelländischen“ Rassencharakter bewahrt haben sollen*) (vgl. F. Müller Allg. Ethnographie p. 457 ff.). Nicht weniger ziehen sich durch den Avesta alte Nachrichten von dem Kampf der iranischen Bevölkerung mit einer eingeborenen, unarischen Urrasse *(anairyâo dañhâvô)*, und auch hier leben in den Häusern der Mazdaverehrer die Töchter ungläubiger Stämme als Dienerinnen und Nebenweiber (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 176 ff.).

Ähnliche Verhältnisse werden in Europa gegolten haben, wenn es auch keine Denkmäler gibt, die direkt von ihnen berichten. So kennen wir in dem alten Italien, ganz abgesehen von den phönizischen, griechischen, keltischen Einwanderungen, neben dem indogermanisch-mittelitalischen Stamm der Latiner, Umbrer, Osker 2c. nicht weniger als vier verschiedene Völker, deren Verwandtschaft unter einander oder mit den Indogermanen bis jetzt durch nichts erwiesen ist: die Ligurer, Etrusker, Japyger und Iberier (auf den Inseln und Sizilien). Alle diese fremdartigen Bestandteile, deren Besonderheiten auch in physiologischer Beziehung von den römischen Schriftstellern erwähnt werden (vgl. über die Etrusker L. Diefenbach *Origines Europaeae* p. 109, über die Ligurer ebend. p. 121), gehen nun im Laufe der Jahrhunderte in Sprache und Sitte in dem indogermanischen Kern Altitaliens auf. Wie sollten sie denselben nicht aufs mächtigste in physischer Beziehung beeinflußt haben?

Das einleuchtende Beispiel einer Verschiebung des physischen Charakters im westlichen Europa bieten die Kelten. Die alten Gallier werden in den Berichten der Alten ebenso wie die Germanen als ein blondhariges, helläugiges Volk von ungewöhn-

---

*) Die ethnographische Erforschung Indiens tritt in ein neues Stadium durch die unter den Auspicien der englischen Regierung stehende, von H. Risley unternommene *Ethnological Survey of India*. Vgl. darüber auch M. Müller *Biographies of words. App.* IV.

licher Körpergröße geschildert, eine Beschreibung, welche auf die heutigen Kelten in der Bretagne, in Wales, in Irland, in Schottland nicht mehr paßt.*) Wir kennen die Gründe dieser Verschiedenheiten nicht; aber trotzdem wird der ethnographische Zusammenhang der heute und ehemals keltisch redenden Völker heut zu Tage wohl von Niemandem geleugnet.

In allen diesen Fällen hat also das indogermanische Element über die sich ihm assimilierenden Völkerbestandteile in sprachlicher Beziehung den Sieg davongetragen. Warum dies geschehen sei, wird sich mit Sicherheit nicht ausmachen lassen. Im allgemeinen kann man nach neueren Analogien sagen, daß die Sprache eines kulturhistorisch höher stehenden Volkes, namentlich wenn dasselbe das zahlreichere und herrschende ist, am leichtesten sich auf fremdes Sprachgebiet überträgt; doch nehmen unter Umständen auch die Sieger die Sprache der in ihrer Kultur höher stehenden Unterjochten an, wie dies z. B. bei den ural-altaischen Bulgaren den unterworfenen Slaven gegenüber der Fall gewesen ist. Es liegt daher nahe, aus diesen Erwägungen den Schluß zu ziehen, daß die indogermanische Bevölkerung Europas und Asiens im Vergleich mit der vorindogermanischen eine relativ höher gesittete gewesen sein müsse, und die Möglichkeit einer solchen Erklärung für die weite Ausdehnung des indog. Sprachstammes liegt auf der Hand. Vielleicht werden sich uns später (Abh. IV Kap. XI) direkte Anhaltspunkte für die Richtigkeit dieser Anschauung ergeben.

Wenn es demnach unzweifelhaft ist, daß auf dem indog. Völkergebiet starke Mischungen und Verschmelzungen heterogener Bestandteile stattgefunden haben so erhebt sich weiterhin die Frage,

---

*) Vgl. L. Diefenbach a. a. O. p. 160 ff. und A. Holtzmann Germanische Altertümer, herausg. v. A. Holder 1873. Interessant ist die Mitteilung daselbst p. 123: „Als Niebuhr die Gallier des Brennus nach der Angabe der Alten schilderte, erhielt er ein Schreiben aus der Bretagne, er habe ja keine Gallier, sondern Germanen geschildert; die Gallier, Bretonen, seien klein und dunkel, schwarz oder braun.“ Man nimmt gegenwärtig vielfach an, daß die Völkerverhältnisse auf altkeltischem Boden sich in der Weise entwickelt hätten, daß ein den Schilderungen der Alten gleichender indog. Stamm (die Galater) aufgegangen wäre in einer kleinen, dunklen, brachykephalen Urbevölkerung (den Kelten), eine Ansicht, für welche indessen die historische Grundlage fehlt.

ob nicht auch die indog. Sprachen, welche die Einwohner in ihre neuen Wohnsitze mit sich brachten, bedeutsame Veränderungen durch den Mund der Ureinwohner erfahren haben.

Niemand, welcher die Wahrscheinlichkeit starker Völkermischungen auf indog. Gebiet zugiebt, wird a priori die Möglichkeit in Abrede stellen wollen, daß in allen indog. Sprachen in indog. Kleide ein gewisses Kapital von Wörtern vorhanden sein könne, welches man nie auf indog. Grundformen zurückzuführen im stande sein wird, aus dem einfachen Grunde, weil es vor- und nichtindog. Sprachen entstammt. Derartige Wörter in einigem Umfang zu erkennen, wird allerdings bei der fast gänzlich mangelnden Kenntnis jener vorindog. Idiome wohl immer unmöglich sein. Auch in der Laut-, Wortbildungs- und Flexionslehre ist es durch neuere Untersuchungen, von denen in erster Linie die scharfsinnigen Arbeiten Hugo Schuchardts (Kreolische Studien, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches, Graz 1885) zu nennen sind, immer deutlicher geworden, daß dem Begriff der „Mischsprache" eine größere Bedeutung als bisher beizumessen sei. Es ist daher auch hier theoretisch wohl möglich, daß in den Grammatiken der indog. Sprachen selbst auf den angegebenen Gebieten nichtindog. Bestandteile oder von nichtindog. Sprachen beeinflußte Lauterscheinungen vorhanden sind; es ist aber auch hervorzuheben, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, in den älteren Phasen des indog. Sprachlebens, weder im Sanskrit, noch im Griechischen, noch im Italischen u. s. w. derartige Beeinflussungen durch die Sprachen der Ureinwohner mit irgend welcher Bestimmtheit nachzuweisen*).

In jedem Falle ist nach den bisherigen Ausführungen die Frage nach dem Urtypus der Indogermanen auf die Frage zu reducieren, welches der ursprüngliche Typus desjenigen indog. Völkernes gewesen sei, von welchem auf den einzelnen Völkergebieten die Übertragung der indog. Sprache auf allophyle Bestandteile ausging.

---

*) Vgl. auch Ascoli Über die ethnologischen Gründe der Umgestaltung der Sprachen (Verh. d. V. intern. O.-Kongr. II, 279 ff.) und M. Gaster Die nichtlateinischen Elemente im Rumänischen (Gröbers Grundriß p. 406 ff.). Ebendaselbst bezeichnet G. Meyer das Albanesische (vg. [o]ben p. 106) als eine „halbromanische Mischsprache" (p. 805).

Aber auch diese Fragestellung ist möglicher Weise eine falsche, insofern sie von der Voraussetzung ausgehen würde, daß der Habitus des indog. Urvolkes überhaupt ein einheitlicher gewesen sein müsse. In der That gehen viele Anthropologen und Ethnographen stillschweigend oder ausgesprochener Maßen von dieser Annahme aus. So sagt Penka Die Herkunft der Arier p. 20 wörtlich: „Ein Urvolk als aus zwei verschiedenen Rassen bestehend anzunehmen, heißt der Natur zumuten, zu gleicher Zeit und unter denselben äußeren Umständen ein und dieselbe Grundform nach verschiedenen Richtungen hin umzugestalten, eine Annahme, deren Absurdität in die Augen springt.“ In Wirklichkeit liegen die Dinge aber anders. Man darf die Ursprünge der Indogermanen und die Ursprünge des Menschen nicht chronologisch zusammenwerfen. Bedenkt man, daß die erste geschichtliche Überlieferung der europäischen Indogermanen noch nicht das Jahr 1000 v. Chr. erreicht, und daß die indog. Völker Europas bei ihrem ersten Auftreten noch nicht mit dem Boden der Heimat eng verknüpft sind (vgl. Abh. IV, Kap. V und XII), so wüßte ich nicht, wie man die Meinung widerlegen wollte, daß die Indogermanen Europas noch ungetrennt beieinander saßen, als vielleicht bereits an den Ufern des Nils die ersten Pyramiden das Morgenrot der Geschichte verkündeten. Warum konnten aber nicht schon damals allophyle Bestandteile in die indog. Sprach- und Kulturgemeinschaft aufgenommen worden sein?

Wo indog. Völker in der Geschichte begegnen, zeigen sie jedenfalls keinen einheitlichen körperlichen Typus. Selbst die alten Germanen, die man sich gegenwärtig gern als Urbilder des ganzen indogermanischen Stammes denkt, hält Virchow in dem schon p. 156 genannten Vortrage Die Deutschen und die Germanen (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc. 1881) für wahrscheinlich bereits körperlich differenziert. Ja, derselbe Forscher, dessen behutsamer Vorsicht man sich in diesen Fragen noch am liebsten anvertrauen wird, hat später (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1883 p. 144) einen einheitlichen Typus der Indogermanen direkt in Abrede gestellt und angenommen, daß 2 Reihen, eine dolichokephale und eine brachykephale in demselben von jeher neben einander hergegangen seien.

Wie dem aber auch immer sei, so viel ist sicher, daß alle diese Fragen heute noch so wenig geklärt und spruchreif sind, daß der Versuch, wie ihn Penka (oben p. 142 ff.) unternommen hat, vom Standpunkt der Kraniologie und anderer anatomischer Merkmale aus die Ursprünge der Indogermanen zu bestimmen, *a limine* als verfrüht bezeichnet werden muß.

Von diesen linguistisch-ethnologischen Erwägungen können wir uns nun zu der Benutzung der Sprachvergleichung für kulturhistorische Zwecke selbst wenden.

II. Kapitel.

Der Verlust alten Sprachguts.

Die Wahrscheinlichkeit großer Verluste innerhalb des indog. Wortschatzes. Folgen aus derselben. Bedenklichkeit der negativen Schlüsse auf die Kultur der Urzeit. Die Frage nach der Urheimat der Indogermanen im Zusammenhang hiermit. Zuweilen ist der Mangel einheitlicher Namen dennoch beweisend: Fische, Farben, Blumen, Verwandtschaftsnamen

Der Fall, daß eine etymologische Gleichung sich aus allen den uns überlieferten indog. Sprachen oder Sprachfamilien belegen ließe, ist, wie jeder weiß, einer der allerseltensten. Selbst in der Kategorie der überaus zähen und weitverbreiteten Verwandtschaftswörter kommt es nicht gerade selten vor, daß eine oder die andere Sprache gegenüber der urzeitlichen Benennung eines Familienwortes versagt. So fehlt der indog. Name des „Vaters" den slavischen Sprachen, der der „Schwester" dem Griechischen, der des „Sohnes" dem Lateinischen, der der „Tochter" ebenfalls dem Lateinischen u. s. w. Niemand wird bezweifeln, daß in allen diesen Fällen jene Wörter in den betreffenden Sprachen einmal vorhanden waren und im Laufe der Zeit durch andere ersetzt worden sind.

Denn der Verlust alten Gutes ist ja einer der gewöhnlichsten Vorgänge in dem Leben der Sprache. Wer nur eine Seite irgend eines mittelhochdeutschen Textes aufschlägt, findet auf derselben eine ganze Reihe von Wörtern, welche heute nicht mehr im Gebrauch oder wenigstens nicht mehr in selbständigem Gebrauche sind. Wenn aber in der verhältnismäßig kurzen Zeit,

welche uns von dem Mittelalter trennt, ein nicht unbedeutender Teil des damaligen Wortschatzes der Vergessenheit anheim fallen konnte, muß nicht da der Verlust des ursprünglichen Sprachguts bei den kulturgeschichtlichen Umwälzungen und lokalen Veränderungen, welchen die indog. Völker seit ihrer Trennung von der alten Heimat ausgesetzt gewesen sind, ein ungeheurer gewesen sein? Diese hohe Wahrscheinlichkeit eines sehr ausgedehnten Verlustes des alten Wortschatzes nötigt aber den Kulturforscher, welcher mit sprachlichen Argumenten operiert, zur größten Vorsicht nach zwei verschiedenen Seiten. Es ist nämlich erstens überaus mißlich, aus dem Fehlen etymologisch verwandter Wörter die Unbekanntschaft der Indogermanen mit gewissen Kulturbegriffen ohne weiteres zu folgern, ein Grundsatz, der zwar im Princip von Allen anerkannt, im einzelnen aber häufig außer acht gelassen wird. Richtig sagt A. H. Sayce *The principles of comparative philology* [2] 1875 p. 203: „Ganz wie der moderne Geolog von der Unvollkommenheit des geologischen Materials abhängig ist, so sollte sich auch der Sprachforscher erinnern, daß nur die Trümmer und Fragmente der alten Sprache durch einen glücklichen Zufall uns erhalten worden sind. Zahllose Wörter und Formen sind gemeinsam untergegangen; und obgleich Pictet nachweisen kann, daß ein mit demselben Namen in west- und ostarischen Dialekten bezeichneter Gegenstand unseren Urahnen in vorhistorischen Zeiten bekannt gewesen ist, ... so ist doch die Umkehrung dieses Schlusses nicht stichhaltig."

Von einer besonderen Wichtigkeit aber ist dieser Gesichtspunkt für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen, insofern man die Lage derselben aus dem scheinbaren Fehlen gewisser Tier- und Pflanzennamen in dem indog. Wortschatz hat erschließen wollen.

Der indog. Sprachstamm erstreckt sich nach A. Grisebach durch drei Vegetationsgebiete der Erde, das indische Monsungebiet, das europäisch-asiatische Steppengebiet und das Waldgebiet des östlichen Kontinents, ein jedes mit einer ihm eigentümlichen Fauna und Flora. Mag man nun den ursprünglichen Ausgangspunkt der Indogermanen verlegen, wohin man will, es ist geradezu undenkbar, daß die ursprünglichen Tier- und Pflanzennamen bei der allmählichen Ausbreitung der indog. Stämme sich

treu erhalten haben sollten. Wie können die Namen der Dinge bestehen, wenn diese Dinge selbst vielleicht seit Jahrtausenden dem Blicke der Menschen entschwunden sind? Blickt man z. B. auf die doch fast nur dialektisch verschiedenen indisch-iranischen Sprachen, so findet sich aus der gesamten Pflanzenwelt fast nur die gottgespendete Somapflanze, deren irdischer Repräsentant nur mit Schwierigkeit zu bestimmen ist (vgl. Z. d. D. M. G. XXXV, 680—92 und unten Abh. IV, Kap. VII), mit einem einheitlichen Namen bei beiden Stämmen benannt, ohne daß man sich diese Thatsache anders als aus der völligen Verschiedenheit der geschichtlichen Wohnsitze beider Völker in pflanzengeographischer Hinsicht erklären wird. Es genügt daher ein sehr einfacher Akt der Überlegung, um einzusehen, daß Umstände wie die, daß sich urindogermanische Benennungen des Löwen, des Tigers, des Kamels ꝛc. nicht mit Sicherheit ermitteln lassen, weder für noch gegen die europäische oder asiatische Hypothese von der Urheimat der Indogermanen entscheidend in die Wagschale fallen können. Mit Recht hat daher F. Hommel (vgl. unten p. 135) für die Bestimmung der semitischen Ursitze auf derartige Argumente kein besonderes Gewicht gelegt.

Ist also in diesen Dingen, wo es sich um Einzelheiten handelt, die größte Vorsicht geboten, so soll nun damit nicht behauptet werden, daß der Mangel einheitlicher Namen, wenn derselbe sich auf ganze Begriffskategorien erstreckt und durch Beobachtungen geschichtlicher Art erläutert wird, jeder beweisenden Kraft entbehre, und ich erlaube mir einige dieser Fälle hier näher auszuführen.

So ist das Fehlen etymologisch verwandter Namen der Fischarten auf indog. Sprachboden in die Augen fallend. Auch für das ganze Geschlecht finden sich nur gruppenweis sich entsprechende Benennungen (wie skrt. *mátsya*, zend. *masya;* lat. *piscis*, ir. *iasc*, got. *fisks;* lit. *żuwis*, altpr. *zukans*, armen. *dzukn*, *ȝoükn*). Was die einzelnen Fischarten betrifft, so scheint eine übereinstimmende Benennung des Aales durch die europäischen Sprachen zu gehen (lat. *anguilla*, griech. ἔγχελυς, lit. *ungurỹs*, altsl. *ągorištĭ*), wenn nicht etwa auch diese Wörter erst innerhalb der Einzelsprachen aus einem gemeinsamen Namen der Schlange (lat. *anguis*, griech. ἔχις, lit. *angìs* : skrt. *áhi* ꝛc.), den Aal als

„kleine Schlange“ bezeichnend, hervorgegangen sind, wie im Altirischen dieser Fisch *esc-ung (-ung = anguis)* d. h. „Sumpfschlange“ genannt wird. Andere Entsprechungen wie ahd. *lachs* : russ. *lososĭ*, lit. *lasziszà*, altn. *síld* : russ. *seldĭ*, lit. *silkė*, lat. *attilus* : griech. *ἔτελις* beschränken sich auf ein engeres Sprachgebiet und beruhen, wenigstens in den beiden letzten Fällen, wahrscheinlicher Weise auf Entlehnung.*) In der That scheinen nun die indog. Völker erst nach ihrer Isolierung dem Fischfang ihre Aufmerksamkeit und den Fischgerichten ihren Geschmack zugewendet zu haben. Den Liedern des Rigveda ist der Fischfang noch gänzlich unbekannt (vgl. Zimmer Altindisches Leben p. 26), wie auch in dem homerischen Zeitalter Fische nur in den Zeiten der Not (Odyss. XII 330, IV 368) dem Helden zur Speise dienen; von Fischarten wird nur der Aal genannt, der indessen von Homer selbst kaum unter die Fische gerechnet wird (*ἐγχέλυές τε καὶ ἰχθύες*, vgl. E. Buchholz Die Homerischen Realien I 2, 104 ff.). *Ἰχθυοφάγοι* „Fischesser“ ist der schon bei Herodot begegnende Name barbarischer Völker am Arabischen Meer, der nach demselben Princip wie *βουτυροφάγοι* „Butteresser“ gebildet ist.**) Auf das Auseinandergehen des Griechischen und Italischen

*) Vgl. O. Weise Die griech. Wörter im Latein p. 111, der als europäisch die Benennungen des Aales, des Hechtes (*lupus*, *λύκος*, *lucius?*), des Rochens (lat. *raja*, schwed. *rocka?*), des Hornhechtes, resp. Barsches (lat. *acus*, ahd. *ag?*), als gräco-italisch die Gleichungen *mugil* = *μύξος*, *attilus* = *ἐτελίς*, *sqâtus* = *κῆτος*, *murex* — *μύαξ* ansieht. Nur die beiden letzteren scheinen auf Urverwandtschaft zu beruhen. Ersteres kann irgend ein Meertier — das Meer wurde wohl den europ. Indog. bekannt (Abh. IV, Kap. X) —, letzteres irgend eine Schneckenart bedeutet haben.

**) Man hat mir privatim eingewendet, „daß es kaum denkbar sei, daß die Griechen, ein Seevolk par excellence, nicht von Alters her Fische gegessen hätten“. Auch weise das Vorkommen der Angel bei Homer auf gewerbsmäßige Fischerei hin. Hierbei sei auf die Ausführungen von Wilamowitz (Homerische Untersuchungen p. 292) verwiesen, nach welchen gegenüber der Epoche der Fixierung des epischen Stils, der die Heroen nicht reiten, schreiben, Suppe kochen und Fische essen etc. ließ, das Zeitalter unseres Homer ein relativ junges gewesen sei, in welchem schon veränderte kulturhistorische Verhältnisse herrschten. Die Beweiskraft solcher Züge des altepischen Stils aber dafür, daß es eine Zeit auf griechischem Boden gegeben hat, in welcher die Helden wirklich nicht ritten, schrieben, Suppe kochten und Fische aßen (weil sie eben damals noch kein Seevolk

in allen Ausdrücken der Fischerei hat bereits W. Helbig Die Italiker in der Poebne (p. 75) hingewiesen. Auch sind in den Pfahlbauten der Poebne keinerlei Fischgräten, Angelhaken und dergl. aufgefunden worden, so daß die alte Bevölkerung derselben, welche nach Helbigs Untersuchungen italischen Stammes war, trotz der günstigen Bedingungen an den fischreichen Wassern des Po die Fischerei nicht gepflegt zu haben scheint.

Ein zweites Beispiel von der Wichtigkeit sprachlicher Argumente auch in negativer Richtung entnehmen wir der indog. Terminologie der Farben. Neuere Untersuchungen über Farbenempfindung und Farbenbezeichnung bei den verschiedensten Naturvölkern (vgl. H. Magnus Untersuchungen über den Farbensinn der Naturvölker 1880) haben zu dem Resultat geführt, daß der sprachliche Ausdruck für die beiden langwelligen Farben, Rot und Gelb, überall am klarsten entwickelt ist. Auch die gleichzeitige Einwirkung aller Wellenarten auf die Netzhaut des Auges und die Abwesenheit jeglichen Lichteindrucks von derselben, Licht und Dunkel, Weiß und Schwarz sind in der Sprache im allgemeinen deutlich ausgeprägt. Dagegen ist die Terminologie der Farben nur kümmerlich ausgebildet, wo es sich um die Farben kürzerer Wellenlänge, Grün und Blau, handelt.

Diesem Zustand, welchen man nach den Magnus'schen Untersuchungen für Naturvölker den normalen nennen könnte, scheinen nun die sprachlichen Thatsachen der indog. Urzeit auf das beste zu entsprechen. Einhellig durch alle Sprachen unseres Stammes gilt:

skrt. *rudhirá*, griech. *ἐρυθρός*, lat. *ruber*, altsl. *rŭdrŭ*, lit. *raudŭnas*, ir. *rúad*, got. *rauds*.

Dieser sprachlichen Übereinstimmung kommt keine zweite an Ausdehnung gleich; doch lassen sich auch die Farben Gelb, Weiß und Schwarz als bereits in der Ursprache oder

par excellence waren), wird dadurch ebenso wenig geschmälert wie die Beweiskraft der uralten Sprachformen des epischen Stils, deren sich die Sänger bedienen. Die Angel (*ἄγκιστρον*) wird übrigens nur an den obigen zwei Stellen der Odyssee IV, 368 und XII, 330 genannt, von denen die letztere noch dazu allgemein als aus der ersteren übernommen angesehn wird.

wenigstens in Gruppen derselben empfunden und benannt nachweisen:

Gelb: Der Bezeichnung dieser Farbe dienen die beiden Wurzeln *ĝhel* und *ghel*, deren Ableitungen sich nicht immer scharf von einander trennen lassen. Zu ihnen gehören: sskrt. *hári, hariṇá, harít, hárita* „gelb, gelblich, auch grünlich", zend. *zairita, zairina* „gelblich, grün", griech. *χλωρός* „grüngelb", lat. *helvus, fulvus, flâvus* (*fḷ-vo*), ahd. *gelo*, lit. *žélti* „grünen", (*geltas* „gelb"), altsl. *zelenŭ*, „grün" (*žlŭčĭ* „Galle") u. s. w. Es liegt auf der Hand, daß diese Wurzeln die Neigung haben, in die Bedeutung von Grün, namentlich dem Grün der jungen Saat (griech. *χλόη*) überzugehn; immerhin scheint Gelb der Ausgangspunkt gewesen zu sein, worauf alte suffixgleiche Bildungen wie lat. *helvus* = ahd. *gelo**), sskrt. *híraṇya* = zend. *zaranya*, altsl. *zlato* = got. *gulþ* „Gold" (vgl. Abh. III, Kap. IV) hinweisen.

Weiß: sskrt. *rajatá* u. s. w. ist meistenteils in die Bedeutung von „Silber" übergegangen und in seiner Grundbedeutung nur noch in Spuren erkennbar (Abh. III, Kap. V):

sskrt. *çvêtá* (W. *çvit* / *çvid*), zend. *spaêta*, got. *hveits*,
griech. *λευκός*, lit. *laũks*, ir. *luach*,
griech. *φᾱνός* = ir. *bán*.

Die vier bisher genannten Reihen fassen Weiß als die glänzende Farbe. Dazu kommen:

ahd. *falo* = altsl. **plavŭ* „weiß",
griech. *ἀλφός* = lat. *albus*.

Schwarz: sskrt. *kṛshṇá*, altsl. *črĭnŭ*, altpr. *kirsna*, sskrt. *malina: mála* „Schmutz", griech. *μέλας*, lett. *melna* (vgl. nhd. *schwarz* : lat. *sordes* „Schmutz", ahd. *salo*, schwarz, schmutzig".).

In keinem Falle lassen sich ähnliche Reihen oder Gruppen für die Farben Grün und namentlich für Blau nachweisen.

Ein Wort für Farbe läßt sich in der indog. Ursprache ebenfalls nicht nachweisen, was auch nicht Zufall zu sein scheint

---

*) Dieses Wort *ĝhel-vo* ist der Ausgangspunkt der analogischen Weiterverbreitung des Suffixes *-vo* in Farbennamen des Germanischen und Lateinischen gewesen: ahd. *faro* „farbig", *salo* „schwarz", agls. *baso* „purpurn", ahd. *grâo, blâo* rc., lat. *râvo-, furvo-* rc. Kluge Nomin.-Stammbildungsl. p. 81, Brugmann Grundriß II, 1 p. 128.

(vgl. Magnus a. a. O. p. 14 ff. Der Begriff der Farbe bei den Naturvölkern). Die späteren Benennungen dieses Begriffes fassen die Farbe als Hülle der Haut auf (skrt. *várṇa: var* „bedecken“, lat. *color: occulere*, griech. *χρῶμα : χρώς* „Haut“).

Ob nun aus alledem folgt, daß den ältesten Indogermanen in physiologischer Hinsicht noch die Fähigkeit gemangelt habe, die kurzwelligen Farben zu unterscheiden, möchte ich, nachdem sich neuerdings herausgestellt hat, daß sich Farbenempfindungen und Farbenbezeichnungen durchaus nicht decken (vgl. Magnus a. a. O. p. 34), billig bezweifeln. Mir scheint der Reichtum oder die Armut der Sprache in der Terminologie der Farben viel eher von den Kulturzuständen eines Volkes im allgemeinen abzuhängen. Von verschiedenen Hirtenvölkern Afrikas wird berichtet, daß die Untersuchung ihrer Farbenbezeichnungen „absolut keine Schwierigkeiten machte, so lange es sich um Farben handelte, die bei Haus- und Jagdtieren vorkommen, also Schwarz, Grau, Weiß, Gelb (wozu auch das Rot der Kühe gehören wird), und die Verwirrung erst begann bei den Farben, welche beim Vieh nicht zur Beobachtung gelangen, also bei Grün und Blau“ (vgl. Magnus a. a. O. p. 18). Ebenso sind bei den Finnen, welche die Farbe geradezu *karva* „Haar“ nennen, solche Farben, die bei den Pelztieren nicht angetroffen werden, wie Gelb, Grün, Blau, mit teilweis entlehnten Namen benannt (vgl. A. Ahlqvist Die Kulturwörter in den westf. Sprachen p. 91). Ähnlich aber könnten die Verhältnisse bei dem Nomadenvolk der Indogermanen gewesen sein.*)

*) Vgl. O. Weise Die Farbenzeichnungen der Indogermanen B. Beitr. z. Kunde der indog. Spr. II, 273 ff. Andere sprachwissenschaftliche Literatur über diesen Gegenstand findet sich bei L. Geiger Über den Farbensinn der Urzeit und seine Entwicklung (Zur Entwicklungsgesch. d. Menschheit 1871 p. 45 ff.), A. Bacmeister Keltische Briefe 1874 p. 112 ff., Pole *Colour blindness in relation to the homeric expressions for colour, Nature* 1878 p. 676, H. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes 1879 p. 224, Grant Allen Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Ein Beitrag zur vergleichenden Psychologie. Mit einer Einleitung von Dr. E. Krause. Leipzig 1880.

Unrichtig ist, was Edm. Veckenstedt Geschichte der griechischen Farbenlehre 1888, worin er den Nachweis zu führen sucht, daß die Griechen der ältesten die Farben ebenso genau wie die Griechen der spätesten Zeit unter-

Im Zusammenhang hiermit verdient vielleicht auch der fast gänzliche Mangel gemeinsamer Blumennamen, der sich in den indog. Sprachen findet, Beachtung. Die wenigen Übereinstimmungen z. B. zwischen Griechisch und Italisch (*ῥόδον* : *rosa*, *λείριον*: *lilium*, *ἴον* : *viola*, *μαλαχή* *malva* rc.) beruhen entweder auf Entlehnung (vgl. dagegen O. Weise a. a. O. p. 127) oder bezeichneten wenigstens sicherlich die wildwachsenden Pflanzen. Von den vedischen Indern gelten die Worte R. Roths (Z. d. M. G. XXXV, 684): „Es ist aber überhaupt zu sagen, daß Blumen im Veda kaum eine Stelle haben. Blumengewinde dienen natürlich als Schmuck, aber die einzelne Blume und ihre Schönheit wird noch nicht gewürdigt. Das hat der Inder erst später und von einer anderen Flora umgeben gelernt." Auch bei den homerischen Griechen ist trotz ihrer ausgebildeten Gartenkultur und ihrer sprachlichen Unterscheidung einzelner Blumen (*λείριον* (in *λειριόεις*), *κρόκος*, *ὑάκινθος*, *ἴον*, *ῥόδον* in *ῥοδο-*

---

schieden hätten, p. 53 ff. gegen die Spachvergleicher und besonders gegen die Ausführungen der ersten Auflage dieses Werkes bemerkt.

Was ich behauptet habe und noch behaupte, ist **erstens**, daß die Bezeichnung des Rot die verbreitetste und einheitlichste Farbenvergleichung in den indog. Sprachen ist, **zweitens** daß auch die Farben Gelb, Weiß, Schwarz gruppenweise übereinstimmend benannt sind, **drittens** daß Gleichungen für Grün und namentlich für Blau durchaus fehlen. Da dieser Mangel an Namen für Grün und Blau auch bei zahlreichen Naturvölkern wiederkehrt, ist er vielleicht auch auf indog. Gebiet nicht **zufällig** und nur in diesem Zusammenhang ist dieser Gegenstand überhaupt berührt worden. Wie jener Mangel zu erklären sei, habe ich nicht entschieden, jedenfalls habe ich mich sehr skeptisch gegen die Annahme einer in der Sprache verfolgbaren Entwicklung des **Farbensinnes** geäußert. Wie kann da **Beckenstedt**, was mich betrifft, von „Sprachdarwinismus" und sprachlichen „Augendarwinisten" reden?

Wie wenig B. mit einer sprachlichen Beweisführung vertraut ist, zeigt sein Bemühen, urverwandte Reihen für Blau (p. 58 ff.) nachzuweisen, die er denn auch in griech. *ἴον* = lat. *viola* und in lat. *vitrum*, griech. *ἰσάτις*, nhd. *waid* rc. findet, als ob aus der Bekanntschaft mit diesen Pflanzen folge, daß die Farbe Blau schon in der Urzeit empfunden und benannt worden wäre. Auch das über *κύανος* gesagte ist ganz falsch und entspricht unserem gegenwärtigen etymologischen Wissen nicht. Sonst bietet das Buch vielerlei bemerkenswertes.

*δάκτυλος**) und *ῥοδόεις*) noch keine Spur von Blumenzucht zu finden (vgl. E. Buchholz Die homerischen Realien II, 111 ff.).

Ebenso werden in den turko-tatarischen Sprachen gemeinsame Benennungen der verschiedenen Blumenarten vermißt (vgl. H. Vámbéry Die primitive Kultur p. 223), so daß in der That die Freude an den kleinen Lieblingen des Waldes und Feldes erst auf vorgerückteren Kulturstufen erwacht zu sein scheint.

Ein besonders einleuchtendes Beispiel von der Beweisfähigkeit des Schlusses *e silentio linguarum* werden wir in Abh. IV Kap. XII finden, woselbst wir bei der Terminologie der Verwandtschaftsnamen den Nachweis zu führen hoffen, daß in der Ursprache noch keine Ausdrücke für die Verschwägerung des Mannes mit den Verwandten der Frau ausgebildet waren und sein konnten.

---

*) Zuerst wird die Rose deutlich und zwar zusammen mit der Homer gänzlich unbekannten Myrte bei Archilochos (Frgm. 29) genannt:

ἔχουσα θαλλὸν μυρσίνης ἐτέρπετο
ῥοδῆς τε καλὸν ἄνθος . ἡ δέ οἱ κόμη
ὤμους κατεσκίαζε καὶ μετάφρενα.

Ῥόδον (*Fρόδον*) ist bekanntlich eine Entlehnung aus dem Iranischen (armen. *vard*, np. *gul*, vgl. aram. *vardâh*.)

III. Kapitel.

Geographische Verbreitung der indog. Gleichungen.

Die partiellen Übereinstimmungen des indog. Wortschatzes können beruhen: a) auf Zufall, b) auf dialektischen Differenzen der Ursprache, c) auf gemeinsamen Neubildungen einzelner Sprachgruppen. Stammbaums- und Übergangstheorie. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des germanischen, des griechischen Wortschatzes. Die europäische Kulturgemeinschaft. Schwierigkeit der behandelten Frage.

Die Wahrscheinlichkeit einer außerordentlich lückenhaften Überlieferung des alten Wortschatzes muß aber den Kulturforscher noch nach einer anderen Seite hin in der Benutzung des sprachlichen Materials sehr vorsichtig machen. Es ist in dem ersten Teile unserer Arbeit ausführlich erörtert worden, wie man die gruppenweisen Übereinstimmungen des indog. Sprachgebietes in derselben Weise wie den Wortschatz der indog. Grundsprache benutzt hat, um auf denselben die Schilderung von Kulturepochen aufzubauen, welche zwischen der fernen Urzeit und den Anfängen der geschichtlichen Kunde der Einzelvölker eine passende Vermittlung abgeben zu können schienen. Der Gedanke an die Möglichkeit, die Vorgeschichte beispielsweise der germanischen Völker durch eine urgermanische, eine slavo-germanische, eine europäische Epoche bis zur indog. Urzeit zurückzuverfolgen, mußte der linguistischen Paläontologie einen neuen und eigentümlichen Reiz verleihen. Leider werden nun sehr einfache Betrachtungen zeigen, daß in dieser Erforschung vorhistorischer Kulturgeschichten

die Sprachforschung bis jetzt zu wenig unanfechtbaren Ergebnissen gekommen ist.

Selbstverständlich ist es, zunächst von rein sprachwissenschaftlichem Standpunkte aus, ein außerordentlich nützliches Beginnen, in sorgfältigen Wörterverzeichnissen, wie sie Fick, Schmidt u. a. angelegt haben, die geographische Ausbreitung der etymologischen Entsprechungen des indog. Sprachgebietes festzustellen. Allein derartige Wörterregister ohne weitere Prüfung nun einfach in der Weise zu benutzen, daß man sagt, um das in ihnen enthaltene Kulturkapital sei z. B. eine gräco-italische Epoche reicher als eine europäische, eine europäische reicher als eine indogermanische u. s. w., ein derartiges gewöhnlich eingeschlagenes Verfahren wird doch von vornherein durch die Unfähigkeit der Wissenschaft gehemmt, in den einzelnen Fällen mit Sicherheit zu entscheiden, ob die betreffende Wortreihe durch Zufall oder nicht auf eine gewisse Gruppe von Sprachen beschränkt ist. Haben doch die neueren etymologischen Forschungen in mancher Beziehung das enge Gebiet kulturhistorisch wichtiger Wortreihen erweitert. War man bisher beispielsweise der Meinung, daß die dem germanischen *gerste* entsprechende Gleichung lat. *hordeum* auf europäischen Boden sich beschränke, woraus dann weiter der Schluß gezogen wurde, daß diese Getreidegattung erst in der europäischen Epoche angebaut worden sei, so hat sich neuerdings herausgestellt, daß sich jenes Wort weit nach Asien hinein erstreckt, wie armenisch *gaṛi*, pehlevi *jurd-âk*, baluči *zurth-âni* zeigt. In ähnlicher Weise galten Gleichungen wie lat. *grus*, griech. *γέρανος*, altir. gen. *griúin*, agls. *cran*, lit. *gérvė* (*gérszė* Kurschat), altsl. *žeravĭ* „Kranich" und lat. *glans*, griech. *βάλανος*, altsl. *želądĭ* „Eichel" für ausschließlich europäische, bis auch sie auf asiatischem Boden nachgewiesen wurden (arm. *kroünkn* = *γέρανος*; arm. *kalin* = *βάλανος*, vgl. Hübschmann Z. d. D. M. G. XXXV, 654 ff.).

Keinesfalls ist es also gestattet, jedes beliebige Wort mit dem von ihm bezeichneten Begriff schon deshalb der Urzeit ab und einer späteren Epoche zuzusprechen, weil dasselbe nur in einer Gruppe der verwandten Sprachen überliefert ist. Sollen wir annehmen, daß erst die europäischen Indogermanen das Bedürfnis empfanden, ihrem Bart einen Namen zu geben (lat.

barba, lit. *barzdà*, altsl. *brada*, nhd. *bart*), während ihre älteren Vorfahren vielleicht schon das Rasiermesser (*kshurá* = *ξυρόν*) benannten? Oder ist es wahrscheinlich, daß der Vogel in der indog. Urzeit zwar eine Bezeichnung (skrt. *vi*, zend. *vi*, lat. *avis*, griech. *οἰωνός*, * *ὀ-Fι-ωνός*) führte, das Ei des Vogels aber erst in einer europäischen Epoche eine solche erhielt (griech. *ᾠόν*, lat. *ōvum*, ahd. *ei*, altir. *og*, altsl. *jaje*)? Ja, haben nicht, wenigstens theoretisch betrachtet, auch die nur in einer Sprache überlieferten Wörter mit ursprünglicher Bildung, wie etwa die germanischen Substantiva Roß, Balken, Boot und hundert andere, ein Recht darauf, möglicher Weise als indogermanische Erzeugnisse betrachtet zu werden?

Nun ist es allerdings nicht möglich, daß alle partiellen Übereinstimmungen des indog. Sprachgebietes durch den Verlust alten Sprachgutes seitens der an den einzelnen Gleichungen nicht teil habenden Sprachen entstanden sein sollten. Es würde sonst für die indog. Ursprache das Vorhandensein einer solchen Fülle homonymer und synonymer Ausdrücke anzunehmen sein, wie sie selbst in den Sprachen der gebildetsten Völker nicht denkbar wäre. Es ist daher allerdings sehr wahrscheinlich, daß ein großer Teil der in Frage stehenden Gleichungen in der That lokal oder zeitlich ganz verschiedene Schöpfungsakte des Sprachgeistes darstellt, und wir stehen nunmehr vor der Frage, in welcher Weise wir dieselben im einzelnen Falle uns entstanden denken können.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß die indog. Ursprache, sobald wir dieselbe nicht als sprachwissenschaftliche Abstraktion, sondern als etwas Reales, als die wirklich gesprochene Sprache eines wirklich existierenden Volkes auffassen, nach allen sprachlichen Analogien eine dialektisch differenzierte gewesen sein müsse, und wie man neuerdings immer mehr geneigt ist (vgl. oben p. 152), gewisse Übereinstimmungen innerhalb der indog. Sprachen hinsichtlich der Form auf jene dialektischen Differenzen der Ursprache zurückzuführen, ebenso wäre es denkbar, daß auch der gruppenweise Besitz gewisser Kulturwörter sich in gleicher Weise erklären ließe. So könnte es, wenn man erwägt, daß die Indogermanen in erster Linie ein viehzüchtendes Volk waren, auffallen, daß fast

ausschließlich nur die Gattungsnamen der Vieharten in den meisten der indog. Sprachen übereinstimmen. Es ließe sich dies vielleicht so erklären, daß jene Gattungsnamen auf dem gesamten Sprachgebiet der Urzeit galten, daß aber daneben in den einzelnen Dialekten desselben specielle Benennungen der Haustiere nach Geschlecht und Alter vorhanden waren, wie sfrt. *dhênú* = zend. *daênu* : sfrt. *vaçá'* = lat. *vacca* für Kuh, Muttertier; sfrt. *mêshá* = zend. *maêsha* : sfrt. *úrana* = griech. *ἀρήν* für Widder, Schafbock; zend. *bûza* = agls. *bucca*, ir. *bocc*: (griech. *κάπρος* „Eber") lat. *caper* = altn. *hafr* für Ziegenbock und viele andere. Oder, wenn man an die mannigfaltigen Bezeichnungen der Milch in deutschen Mundarten (vgl. J. Grimm Geschichte d. deutschen Sprache p. 997) denkt, könnte man sich ihre verschiedenen Namen innerhalb der indog. Sprachen (sfrt. *páyas* = zend. *payañh* : griech. *γάλα* = lat. *lac* : got. *miluks* = ir. *melg* (Windisch Ir. T. p. 685) : sfrt. *dádhi* = altpr. acc. *dada-n* — man beachte hier die Übereinstimmung geographischer Gruppen — 2c. in ähnlicher Weise erklären.

Wenn somit seitens der Sprach- und Kulturgeschichte die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein Teil der partiellen Entsprechungen des indog. Wortschatzes bis auf die dialektischen Differenzen der ältesten Ursprache zurückgehe, so verdankt offenbar ein größerer Teil derselben der weiteren Entwicklung des indog. Sprach- und Kulturlebens sein Dasein. Wie wir uns nun auch immer, sei es an der Hand des Stammbaumes, sei es mit Hilfe der Wellentheorie (vgl. oben p. 89 ff.), die Ausbreitung der indog. Völker vorstellen, so viel steht doch außer Zweifel, daß den indog. Stämmen im Laufe der Zeit, auch der vorhistorischen, neue Kulturbegriffe entgegentraten, für welche die alte Sprache der Urheimat eine genügende Bezeichnung nicht mehr bieten konnte. Wenn aber die Schöpfung neuer Wurzeln und Stämme, es sei denn die onomatopoetischer Gebilde, für das Verständnis dieser von dem Ursprung menschlicher Rede völlig zu trennenden Vorgänge auszuschließen ist, so mußte die Sprache, soweit sie nicht für die Benennung aus der Fremde eingeführter Kulturgegenstände auch fremdländische Laute in Gebrauch nahm — ein Punkt, über welchen unten zu handeln sein wird — zur Bezeichnung der neuen sich ihr aufdrängenden Begriffe aus dem Born des

eigenen Reichtums schöpfen. Der Weg, welchen sie hierbei einschlug, war im allgemeinen derselbe, welchen sie noch heute, vor eine gleiche Aufgabe gestellt, verfolgt: vor allem die Einschränkung und Specialisierung eines weiteren und allgemeineren Ausdrucks zum Zweck der Bezeichnung des neuen Kulturbegriffes.*) Wir wissen heut zu Tage ganz genau, was wir unter einem Gewehr, einer Eisenbahn, einem Dampfer ꝛc. zu verstehen haben, und dennoch müssen wir uns bei einiger Überlegung sagen, daß diese Wörter nur sehr allgemeine Bezeichnungen des betreffenden Gegenstandes enthalten. Der gleiche Sprachvorgang läßt sich an den partiellen Übereinstimmungen des indog. Wortschatzes noch wahrnehmen:

Hierher gehört es, wenn die europäischen Sprachen einer Reihe von Gleichungen wie griech. *μύλλω*, lat. *molere*, got. *malan*, ir. *melim*, altsl. *meljq*, lit. *malù* oder griech. *ἀρόω*, lat. *arare*, ir. *airim*, got. *arjan*, lit. *árti*, altsl. *orati* einen speciellen, auf das Getreide und den Ackerbau bezüglichen Sinn geben, den sie ursprünglich nicht hatten (vgl. skrt. *mar*² B. R. „zermalmen" und skrt. *ar* in der Bedeutung „bewegen, aufregen"). Hierher gehört es, wenn die Kelto-Germanen den Begriff des Erbes (ir. *orbe*, got. *arbi-numja*) als „verwaistes Gut" (lat. *orbus*, griech. *ὀρφανός*) bezeichnen oder einen gemeinsamen Namen der Butter (ir. *imb*, ahd. *anche*) aus einem Stamm hervorgehen lassen, der ursprünglich allgemein „Salbe (skrt. *añjana*, lat. *unguentum*) bedeutete. Hierher auch, wenn die Litu-Slavo-Germanen den Begriff der Handmühle (lit. *gìrnos*, altsl. *žrŭny*, got *-gairnus***) mit einem Stamm bezeichnen (**gerno*), dessen ursprünglicher Sinn „Zerreibung" oder „Zerreiber" war (skrt. *jar*¹, übertragen „sich abnutzen"), oder wenn sie sich für die Benennung der Tausend (lit. *túkstantis*, altsl. *tysąsta*, got. *þusundi*) auf ein Wort einigen, dessen Bedeutung von Haus aus „viele Hundert" (vgl. *μύριοι*) war (F. Kluge Pauls Encyklop. d. germ. Phil. I) u. s. w.

---

*) Vgl. Vf. Ueber den Gedanken einer Kulturgeschichte der Indogermanen auf sprachw. Grundlage. Jena 1887 p. 8 ff.

**) Wurzelverwandt dürfte ir. *bró* „Mühle" = skrt. *grā́van* „Stein zum Auspressen des Soma" sein.

Eine andere Art des Bedeutungswandels, den man im Gegensatz zu dem eben besprochenen (determinativen) den associativen nennen kann, stellt es dar, wenn im Germanischen und Slavischen beispielsweise ein Wort für Gold (got. *gulþ*, altsl. *zlato*) aus einem Adjektivum **ĝhol-to-m* „gelb“ (associiert an das früher vorhandene got. *aiz*) hervorgegangen, ist oder im Arischen derselbe Begriff (skrt. *hír-aṇya*, zend. *zaranya*) mit einer aus derselben Wurzel gebildeten Ableitung **ĝher-enjo* (vgl. altsl. *zel-enŭ* grün-gelb“) benannt wurde, die ebenfalls auf das früher vorhandene skrt. *áyas*, zend. *ayañh* bezogen wurde (vgl. Abh. III, Kap. IV).

Was die Entstehung derartiger gruppenweiser Übereinstimmungen anbetrifft, so können wir uns dieselbe nicht anders denken als so, daß an einem bestimmten Punkte des indog. Sprachgebietes der neue Kulturbegriff sich sprachlich fixierte und sich von da in weiterer oder geringerer Ausdehnung zu den Umwohnenden verbreitete, gerade so, wie nach J. Schmidts Anschauung (vgl. oben p. 89 ff.) sprachliche Neubildungen gruppenweis über das indog. Sprachgebiet sich ausdehnten.

Die Annahme einer völligen Spracheinheit der gemeinsam einen neuen Kulturbegriff benennenden Völker ist hierbei nicht notwendig. Niemand wird glauben, daß zu der Zeit, da die Germanen mit den Römern in Berührung traten, erstere nicht dialektisch differenziert gewesen seien, und doch verbreiten sich die römischen Namen wichtiger Kulturbegriffe zu allen Stämmen, und noch dazu in den den einzelnen Mundarten angemessenen Formen (vgl. z. B. lat. *câseus* = ahd. *châsi*, alts. *kâsi*, agls. *čŷse* (engl. *cheese*), so daß man, wenn das lateinische Original nicht zu deutlich vorläge, zuweilen an Urverwandtschaft glauben könnte. Die geographische Kontinuität der an einer der oben aufgeführten Gleichungen teil habenden Sprachen ist dagegen vorauszusetzen, wenn man nicht Gründe hat, die Übereinstimmung derselben in einer bestimmten Bedeutungsentwicklung für ein Spiel des Zufalles zu erklären. Daß dieser allerdings auch hier eine zu berücksichtigende Rolle spielt, zeigt z. B. die übereinstimmende Benennung des Silbers im Lateinischen und in den arischen Sprachen (lat. *argentum* = skrt. *rajatá*, zend. *erezata*, arm. *artsath*). Wir werden nämlich unten ausführlich nachweisen, daß dieses Metall der indog. Urzeit noch

nicht bekannt gewesen sein kann. Ist dies aber richtig, so folgt hieraus, daß die angeführte Gleichung insofern auf Zufall beruht, als Arier und Italer ohne Zusammenhang mit einander das gleiche in ihren Sprachen vorhandene Adjectivum in der Bedeutung „hell“, „weißlich“ zur Benennung des Silbers verwerteten, was durchaus nichts auffallendes hat, wenn man bedenkt, daß auch das semitische *kesef* rc. und das ägyptische *hat*, kopt. *chat* „Silber“, ebenso wie das griechische *ἄργυρος* (wie *λαμυρός, στωμύλος*) : *ἀργός* ursprünglich „hell“, „weißgrau“ bedeuten. Wir kommen auf diesen Punkt in dem Kap. V (Wortbedeutung) zurück.

Anders aber beurteilen sich die kulturhistorisch wichtigen gruppenweisen Übereinstimmungen der indog. Sprachen in historischer und chronologischer Hinsicht, je nachdem man die Ausbreitung der Indogermanen sich von dem Standpunkt der Stammbaums- oder der Übergangstheorie vorstellt. In ersterem Falle würde z. B. die Benennung der Mühle in den nordeuropäischen und in den südeuropäischen Sprachen (griech. *μύλη*, lat. *mola*) in einer Zeit erfolgt sein, in welcher die Völker des nördlichen und südlichen Europa, unter einander in sprachlich enger zusammenhängende Gruppen vereinigt, auf ihren Wanderungen aus der Urheimat in geographisch von einander getrennte Wohnsitze gekommen waren. Von dem Standpunkt der Kontinuitätstheorie aber aus wäre die Ausbildung des nördlichen und südlichen Namens der Mühle, sei es gleichzeitig oder nicht, in einer Epoche erfolgt, in welcher das gesamte indog. Sprachgebiet noch durch kontinuierliche, allmähliche Übergänge verbunden war; denn nur so fänden auch diejenigen speziellen Berührungen ihre Erklärung, welche die nordeuropäischen mit den südeuropäischen, und einzelne europäische mit den arischen Sprachen auch auf dem Gebiet des kulturhistorisch bedeutsamen Wortschatzes haben. Vgl. z. B. aglſ. *earh* „Pfeil“ = lat. *arcus* „Bogen“, ahd. *bahhan* = griech. *φώγω*, got. *aúhsa* = ſkrt. *ukshán*, griech. *ἄτρακτος* = ſkrt. *tarkú*, lit. *dů'na* = ſkrt. *dhânâ'* „Korn, Brot“. Endlich könnte auch der Leskiensche Vermittlungsgedanke (oben p. 99) auf dieses Gebiet übertragen werden. So könnten die Griechen in der Urheimat den Ariern benachbart gesessen haben, mit denen sie den Begriff Tausend fanden und benannten (griech. *χίλιοι*, ſkrt. *sahásra*, zend. *hazanra*); dann rissen sie sich von diesen los

und schlossen sich näher den schon früher aus der indog. Gemeinschaft ausgeschiedenen übrigen Europäern an. In diese Zeit fiele die Ausbildung von Ausdrücken wie *ἀρόω*, *μύλλω*, *ἀμέλγω*. Dann lösten sie sich und zwar zusammen mit den Italern auch aus diesem Verband los und durchlebten eine gräco-italische Epoche, in der Gleichungen wie *Vesta* = *ἑστία* geschaffen wurden.

Aber bei der Erörterung dieser Möglichkeiten, welche zeigt, wie unsicher wir auf diesem Gebiete noch herumtasten, wird man die Frage aufwerfen: läßt sich denn nun nicht aus der Sprache selbst der Nachweis führen, daß, auch von der allgemein anerkannten näheren Verwandtschaft der Indo-Iranier und Slavo-Letten abgesehen, zwei oder mehrere indog. Sprachen durch eine so große Menge kulturhistorisch bedeutsamer specieller Entsprechungen ihres Wortschatzes mit einander verbunden werden, daß sie dadurch näher zu einander als zu den übrigen indog. Sprachen gerückt werden?

Ich bin der Ansicht, daß bei dem gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft eine entscheidende Antwort auf diese Frage nicht gegeben werden kann. Um sie zu geben, müßte zuvor jede einzelne indog. Sprache auf die speciellen Entsprechungen hin untersucht werden, welche sie mit jeder einzelnen der übrigen indog. Sprachen gemein hat. Hierzu ist von Fick und J. Schmidt der Anfang gemacht worden; aber es genügt nicht, beispielsweise das Litauische nur in seinem Verhältnis zum Arischen, Slavischen, Germanischen ins Auge zu fassen, sondern es wären auch die engeren Beziehungen des litauischen zum lateinischen und griechischen Wortschatz sorgfältig zu untersuchen. Erst wenn das nach diesem Gesichtspunkt geordnete Material vollständig vorläge, würde man zur Beantwortung der oben gestellten Frage zurückkehren können, und es würden sich alsdann vielleicht einige deutlichere kulturhistorische Beziehungen innerhalb der indog. Sprachen als gegenwärtig ergeben.

Verweilen wir z. B. kurze Zeit bei den engeren Beziehungen einerseits des germanischen, andererseits des griechischen Sprachzweiges zu den übrigen indog. Sprachen, von denen den ersteren kürzlich wieder F. Kluge (in Pauls Encyklop. d. german. Phil. I) nach dem angegebenen Gesichtspunkt betrachtet hat, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unser Sprachstamm die

innigsten Berührungen zunächst mit seinen beiden Nachbarn, dem keltischen und slavischen Sprachzweig, hat, wenn es beiden gegenüber auch oft schwer, ja unmöglich ist, das früh Entlehnte von dem Urverwandten reinlich zu unterscheiden. Vgl. darüber unten Kap. VI und oben p. 107 ff.

Was aber nun weiter das Verhältnis des Germanischen zu den südeuropäischen Sprachen angeht, so ist es kaum zweifelhafter, daß dasselbe, sei es allein, sei es zusammen mit dem keltischen, weit engere Beziehungen in kulturhistorischer Hinsicht mit dem Lateinischen als etwa mit dem Griechischen teilt, wie dies schon Lottner K. Z. VII, 163 ff. ganz richtig erkannt hat. Zum Belege hierfür vergegenwärtige man sich Gleichungen, wie auf dem Gebiete des Landbaus: lat. *hordeum*, ahd. *gersta*, lat. *far*, got. *bariz-*, lat. *ador*, got. *atisk*, lat. *flôs*, ahd. *bluoma* (ir. *bláth*), lat. *porca*, ahd. *furh* (ir. *rech*), lat. *sulcus*, agls. *sulh*, der Tierwelt: lat. *piscis*, got. *fisks* (ir. *íasc*), lat. *haedus*, got. *gaits*, lat. *caper*, altn. *hafr* (griech. *κάπρος* „Eber"), lat. *sturnus*, ahd. *stara*, lat. *pîcus*, ahd. *specht*, lat. *merula* (**misula*), ahd. *meisa* (oder ahd. *amsala*), der Bäume: lat. *ulmus*, altn. *álmr* (ir. *lem*), lat. *corulus*, ahd. *hasala* (ir. *coll*), lat. *quercus*, ahd. *ferha*, lat. *salix*, ahd. *salahha* (ir. *sail*), lat. *acer*, ahd. *âhorn* (doch auch griech. *ἄκαστος*), des Wassers und der Schiffahrt: lat. *lacus*, agls. *lago* (ir. *loch*), lat. *aqua*, got. *ahva* (kelt. *-apa*), lat. *mâlus*, ahd. *mast* (ir. *matan*, *maite* „Keule, Stock"), des Volks- und Staatswesens: osc. *tovto*, umbr. *tutu*, got. *þiuda* (ir. *túath*, doch vgl. auch lit. *Tauta* „Oberland"), lat. *cîvis*, germ. **hîwa-*, lat. *tribus* (cymr. *tref*), ahd. *dorf*, lat. *lêx*, altn. *lög* (: *legen*, wie *θέμις* : *τίθημι*), lat. *manus* (*in manum venire*), ahd. *munt* (mlat. *mundium*), der Waffen, Werkzeuge ꝛc.: lat. *arcus*, agls. *earh*, lat. *hasta*, got. *gazds*, lat. *cornu*, got. *haúrn* (*κάρνον τὴν σάλπιγγα. Γαλάται* Hes.), lat. *ferrum*, engl. *brass* (?), lat. *crîbrum*, ahd. *rîtara* (ir. *críathar*), von Einzelheiten: lat. *annus*, got. *aþn* (oder *asans*), lat. *vâtes*, agls. *wôđ* (ir. *fáith*), lat. *sons*, ahd. *sunta* (vielleicht aber auch griech. *ἄτη*. Bf. K. Z. N. F. X, 467), lat. *gelu*, got. *kalds*, umbr. *nertro* „links", ahd. *nord* (doch auch griech. *νέρτερος*), lat. *vêrus*, ahd. *wâr* (ir. *fír*), lat. *caecus*, got. *háihs* (ir. *caech*), lat. *helvus*, ahd. *gelo*. Einige speciell latino-germanische Verba sind: lat. *habeo*, got. *haban*,

lat. *sileo*, ahd. *silan*, lat. *taceo*, got. *þahan*, lat. *erro*, got. *airzjan*, lat. *tongere*, got. *þagkjan*, lat. *vinco*, *vîci*, got. *veiha* (ir. *fichim*).

Diesen Entsprechungen, welche sich sowohl an sich — denn wir haben es hier nicht auf Vollständigkeit absehen können —, als namentlich auch durch die Heranziehung der germano-slavo-italischen Gleichungen wesentlich vermehren ließen, stehen nun unzweifelhaft auch specielle Berührungen gegenüber, welche das Germanische einerseits mit den arischen Sprachen (vgl. z. B. got. *aúhsa* = skrt. *ukshán*, got. *haíru* = skrt. *çáru* „Waffe", „Geschoß", altn. *hverr* = skrt. *carú*, ir. *coir* „Kessel" u. s. w.), andererseits mit dem Griechischen gemeinsam hat (vgl. z. B. griech. *κῆπος* = ahd. *huoba*, griech. *φώγω* = ahd. *bahhan*, griech. *μέλδω* = ahd. *smelzan* u. s. w). Derartige Gleichungen werden durch die zukünftige Forschung vielleicht noch vermehrt werden; aber es ist doch in hohem Grade unwahrscheinlich, daß dieselben jemals an Zahl oder Bedeutung den oben erörterten speciellen Übereinstimmungen gleich kommen werden, welche das Lateinische mit dem Germanischen teilt.

Wenn somit das Lateinische auf diesem Wege näher dem Germanischen, resp. Kelto-Germanischen zugeschoben wird, so stimmt damit überein, daß die speciellen Berührungen des lateinischen Wortschatzes mit dem Griechischen untergeordneterer Natur sind, als man gewöhnlich annimmt. Schon seit langer Zeit hat man auf das Auseinandergehen beider Sprachen in wichtigen Kategorien ihres Wortschatzes aufmerksam gemacht. Schon O. Müller in seinen Etruskern (vgl. oben p. 78) bemerkt, daß die lateinischen Getreide- und Waffennamen „ungriechisch" seien, V. Hehn hob die Verschiedenheit beider Sprachen in den Ausdrücken des Ackerbaus und der Weberei, W. Helbig diejenige auf dem Gebiete des Fischfanges und der Metallbearbeitung hervor, Osthoff (*Quaestiones mythologicae*) und O. Weise (Griech. Wörter im Lat. p 314) wiesen auf die divergierenden mythologischen Termini beider Völker hin.

In der That sind es nicht viele und nicht sehr bedeutsame Gleichungen, welche man für die Annahme einer gräco-italischen Epoche in die Wagschale werfen kann. Es kommen in Betracht einige Tier-, besonders Vögelnamen: (griech. *θήρ*, lat. *fĕrus*), griech. *χήρ*, lat. *herinaceus*, griech. *κῆτος*, lat. *squâtus*,

griech. *ψάρ*, lat. *pârus*, griech. *ἔποψ*, lat. *upupa*, griech. *ἐρωδιός*, lat. *ardea*, griech. *ἀλκυών*, lat. *alcêdo* (sämtlich ziemlich unsicher oder onomatopoetisch), einige Pflanzennamen: (griech. *ὕλη*, lat. *silva*, griech. *ῥάξ*, lat. *frâgum*), *ἄβιν· ἐλάτην* (Hes., aber ohne Ethnicon), lat. *abies*, griech. *κράνος*, lat. *cornus*, griech. *ἰξός*, lat. *viscum*, an Einzelheiten: griech. *νέω*, lat. *neo*, („spinnen", doch vgl. ir. *snímaire* „Spindel"), griech. *στήμων*, lat. *stâmen* „Aufzug" (doch vgl. lit. *stãklė*, skrt. *sthaví*), griech. *σκαιός*, lat. *scaevus*, griech. *ἀλφός*, lat. *albus* (doch ahd. *albiz*, altsl. *lebedĭ* „Schwan"), griech. *ἴτυς*, lat. *vitus*, griech. *πόλτος*, lat. *puls* (doch vgl. griech. *παιπάλη*, skrt. *pálâva*), griech. *ἰμαλιά*, lat. *simila* (?), griech. *τέρμων*, lat. *termô* (doch skrt. *tárman*), griech. *τέμενος*, lat. *templum* (lediglich Wurzelverwandtschaft), griech. *φώρ*, lat. *fûr*, griech. *ἕλκος*, lat. *ulcus* (doch skrt. *árças* „Hämorrhoiden"), griech. *εὔληρα*, lat. *lôrum*, griech. *κληίς*, lat. *clâvis*, griech. *ῥῖγος*, lat. *frîgus* (oder *rigor*?), griech. *γάλακτ-*, lat. (*g*)*lact-*, griech. *ἐλεύθερος*, lat. *loebertas*, *liber*. Dazu kommt nun, daß in vielen Fällen, auch schon in einigen der angeführten, bei den frühzeitigen und nahen historischen Beziehungen der Römer zu den Griechen, die Frage, ob Verwandtschaft oder Entlehnung bei einer Gleichung vorliegt, sich nicht mit Sicherheit entscheiden läßt, wie bei griech. *δέψειν* = lat. *depsere*, griech. *μῆλον* = lat. *mâlum*, griech. *ἴον* = lat. *viola* und vielen anderen. Auch bei dem wichtigen *λείβειν* = *lîbare*, das ich zwar (wegen *delibûtus*) nicht geradezu für entlehnt halten möchte, könnte die Sache so stehen, daß die kultusgeschichtliche Bedeutung des lat. Wortes sich unter griechischem Einfluß fixiert hätte. Ebenso könnte es mit griech. *σπένδω* = lat. *spondeo* (einen Vertrag schließen) stehen.

Ganz unsicher sind ferner die speciellen mythologischen Gleichungen des Griechischen und Lateinischen. Um von den höchst zweifelhaften *Jânus* = *Ζᾶν* (J. Schmidt Verwandtschaftsv. p. 54, vgl. G. Meyer Griech. G.[2] § 324) und *Liber* = *Λειβῆνος* (Hesych ohne *ethnicon*, vgl. Gruppe Griech. Kulte und Mythen p. 82), sowie von dem nur wurzelverwandten *Di(v)âna* = *Διώνη* hier zu schweigen, sei nur die schon oben berührte Gleichung *Ἑστία* = *Vesta* hier kurz erörtert, die man gerade in neuerer Zeit wieder als einen Beweis für die engere Stammesgemeinschaft der Griechen und Italiker ausgegeben hat (vgl. z. B. Leist Gräco-

ital. Rechtsgeschichte p. 181). Aber die Alten selbst leiteten den Namen der Göttin aus Griechenland ab (Cicero *de nat. deor.* II, 27, 67), worin ihnen neuere, wie Graßmann und Osthoff (a. a. O. p. 7), gefolgt sind. Über die Wahrscheinlichkeit der Entlehnung des Vestakultus aus Griechenland vgl. Gruppe a. a. O. p. 84 ff.

Aber auch, wenn man an der Urverwandtschaft der beiden Wörter festhält, wird man gut thun, die Kraft dieser Gleichung nicht zu überschätzen. *Ἱστίη* ist in der homerischen Sprache noch keine Göttin, sondern nur das heilige Herdfeuer, bei dem man ebenso wie bei dem gastlichen Tische schwört:

ἴστω νῦν Ζεὺς πρῶτα θεῶν ξενίη τε τράπεζα
ἱστίη τ' Ὀδυσῆος. Od. XIV, 158.

Die Vorstellung aber von der Heiligkeit des Feuers überhaupt und des Herdfeuers im besonderen wird man bereits als eine gemeinindog. auffassen müssen (vgl. Abh. IV, Kap. XIII).

Anders aber stehen die Dinge, wenn wir uns von der Vergleichung des griechisch-römischen zu der des griechisch-arischen Wortschatzes wenden. Ich möchte glauben, daß die genaueren Entsprechungen der genannten beiden Sprachen nach ihrer Bedeutung den Vergleich aushalten, mit den oben erörterten speciellen Übereinstimmungen des Lateinischen mit dem Germanischen, resp. Kelto-Germanischen.

Besonders häufig zeigen sich nähere Beziehungen des Griechischen zu dem Arischen in den Ausdrücken des Waffenwesens, die wir unten (Abh. III, Kap. X) zusammengestellt haben und hier daher übergehen können. Dazu kommen auf dem Gebiete des Ackerbaues: griech. *τέλσον*, skrt. *karshû'*, zend. *karsha* „Furche", lak. *εὐλάκα*, griech. *αὖλαξ*, skrt. *vṛka* „Pflug", griech. *ἄρουρα*, skrt. *urvárâ* „Ackerland" (?), der Wohnungsweise: griech. *πόλις*, skrt. *pur*, griech. *ἄστυ*, skrt. *vâ'stu*, griech. *μάνδρα*, skrt. *mandurâ* „Stall", der Familie: griech. *δεσπότης*, skrt. *dámpati*, griech. *πότνια*, skrt. *pátnî*, griech. *πενθερός*, skrt. *bándhu* „Verwandter", der Schuld und Strafe: griech. *ἄγος*, skrt. *â'gas*, griech. *τίνομαι*, *ποινή*, skrt. *ci*, zend. *ci* (*kaênâ*), der Gerätschaften: griech. *ἄτρακτος*, skrt. *tarkú* „Spindel", griech. *ξυρόν*, skrt. *kshurá*, der Tiere: griech. *ὄρτυξ*, skrt. *vartaka* „Wachtel", griech. *ἰκτῖνος*, skrt. *çyênâ*, zend. *saêna* (doch armen.

çin), griech. *κύκνος*, skrt. *çakuná*, griech. *πεμφρηδών*, skrt. *bambhara* „Biene“ (?), griech. *ἄρρην* skrt. *ṛshabá* „männl. Tier“; vgl. ferner griech. *ἔθρις*, skrt. *vádhri* „verschnitten“, griech. *κόγχη*, skrt. *çaṅkhá* „Muschel“, von Einzelheiten: griech. *χίλιοι*, skrt. *sahásra*, zend. *hazaṅra*, griech. *ἄνθος*, skrt. *ándhas*, griech. *κῦρος*, skrt. *çū'ra*, griech. *τέκτων*, skrt. *tákshan*, griech. *ῥέζω*, skrt. *rañj* „färben“ (?), griech. *χέω*, skrt. *hu*, griech. *ἅγιος*, skrt. *yaj*, zend. *yaz*, griech. *ἷρα φέρειν*, skrt. *vā'râ bhar*, griech. *ἠΰς*, skr. *âyú**) (Collitz K. Z. XXVII, 183). Dazu kommen schließlich eine Reihe mythologischer Eigennamen, die wir zwar aus später zu erörternden Gründen (Abh. IV, Kap. XIII) nicht durchweg für sehr beweiskräftig, auch teilweis für nicht vollkommen lautlich gesichert halten, die aber doch das Gute haben, daß der Verdacht der Entlehnung bei ihnen ausgeschlossen ist. Es sind: *Οὐρανός*, skrt. *váruṇa*, griech. *Φλέγυες*, skrt. *bhṛ́gu*, griech. *Τριτο-* in *Τρίτων*, *Τριτογένεια*, skrt. *tritá*, griech. *Ἑρμῆς*, skrt. *sarámâ*, *sârameyá*, griech. *Ἐρινύς*, skrt. *saraṇyû'*, griech. *Ἄκμων*, zend. *asman* „Himmel“, griech. *Ἀπόλλων*, cypr. *Ἀπείλων*, skrt. *saparyéṇya* „vedisches Beiwort des Agni“ (vgl. L. v. Schröder K. Z. XXIX, 193), griech. *κένταυροι*, skrt. *gandharvá* u. a.

Daß es dem Griechischen freilich auch an vereinzelten speciellen Übereinstimmungen mit den übrigen indog. Sprachen, die hier noch nicht berührt sind, mit dem Litauischen (griech. *ῥάπτω* „nähe“, lit. *werpù* „spinne“), mit dem Litu-Slavischen (griech. *χαλκός* „Erz“, lit. *geležìs*, altsl. *želězo* „Eisen“), mit dem keltischen (griech. *δῆμος* „Volk“, ir. *dám* „Gefolgschaft“) nicht fehlt, sei beiläufig bemerkt.

Überblickt man aber die geschilderten Verhältnisse im großen und ganzen, so wird man wenigstens das eine sagen müssen, daß die beiden klassischen Sprachen, soweit unsere gegenwärtige Kenntnis reicht, hinsichtlich ihrer speciellen Übereinstimmungen in dem kulturhistorisch bedeutsamen Wortvorrat nicht den Vergleich aushalten können mit den speciellen Übereinstimmungen, welche einerseits das Lateinische mit dem Kelto-Germanischen, andererseits das Griechische mit dem Ost-indogermanischen teilt.

*) Wenn nach der früheren Meinung vielmehr skrt. *vásu* entspricht, würde ir. *fiu* „würdig“ hinzukommen, also keine gräco-arische Gleichung vorliegen.

Sicherer aber und, wie wir später sehen werden, bedeutsamer für das richtige Verständnis der indog. Urgeschichte ist die längst bekannte und anerkannte Thatsache, daß die Indogermanen Europas, die Westindogermanen *in corpore* den Ariern gegenüber auf mehreren Gebieten der Kulturgeschichte durch so bedeutsame und zahlreiche Übereinstimmungen des Wortschatzes mit einander verbunden werden, daß man das Recht hat, von einer europäischen Kulturgemeinschaft zu sprechen. Auf dieselbe ist zuerst von Lottner und Fick (oben p. 77) aufmerksam gemacht worden, und nur darin irrten diese beiden Gelehrten, daß sie diese europäische Kulturgemeinschaft zugleich für eine europäische Sprachgemeinschaft erklärten. Es kann aber heut zu Tage nicht zweifelhaft sein, daß gemeinsame europäische Neubildungen, das sicherste Kriterium engerer Sprachverwandtschaft, noch nicht nachgewiesen sind und wahrscheinlich auch nicht nachzuweisen sein werden.

Kulturgemeinschaft und Spracheinheit sind zwei Begriffe, die sich decken können, aber nicht zu decken brauchen (vgl. schon oben p. 100). Als die Westgermanen Wörter wie *ἀρόω, μύλλω, ἀμάω, ἀγρός, φηγός, ἅλς* rc. ausbildeten, können die Slavo-Litauer und Albanesen in der Aussprache der palatalen *K*-Reihe, die sie mit den Ariern teilen, sich schon von Germanen, Kelten, Italern und Griechen unterschieden haben; ebenso können bereits damals die Hellenen eine andere, mit der der Arier übereinstimmende Färbung der nasalen Vocale (*n̥, m̥*) als die übrigen Westgermanen gehabt haben. Auch können die Griechen von einer einstmaligen örtlichen Berührung mit den Ariern in die europäische Kulturgemeinschaft eine Reihe von Kulturmomenten mitgebracht haben, die sich vielleicht teilweis in jenen gräco-arischen Gruppengleichungen abspiegeln.

Eine schlagende Parallele hierzu entnehme ich den Verwandtschaftsverhältnissen der finnisch-ugrischen Sprachen, über welche J. Budenz in B. B. IV, 192 ff. gehandelt hat. Auf diesem Sprachgebiet zeigen die meisten Berührungen in ihrem Wortschatz das Finnische und Lappische, welche beide Sprachen man früher eben aus diesem Grund zu einer engeren Spracheinheit zusammengefaßt hat. Budenz weist nun an der Hand lautlicher Kriterien nach, daß dies mit Unrecht geschehen sei, daß vielmehr die beiden genannten Sprachen zwei verschiedenen Verzweigungen der ugrischen

Grundsprache, das Finnische dem Süd-Ugrischen, das Lappische dem Nord-Ugrischen angehöre. Die unleugbar große, specielle Verwandtschaft aber der beiden Sprachen in ihrem Wortschatz sei erst in der Zeit der geographischen Berührung beider Sprachgebiete, durch Entlehnungen von beiden Seiten, namentlich von Seiten des Lappischen (p. 243), also mit einem Wort durch Aus- und Angleichung im Wortschatz der beiden von einander ursprünglich dialektisch verschiedenen Sprachen entstanden. So dürfen wir uns die Vorgänge innerhalb der europäischen Kulturgemeinschaft vorstellen. Auf welchen Gebieten sich dieselbe vornehmlich zeigt, werden wir später sehen. Hier sei nur noch auf die ebenfalls unzweifelhafte Thatsache hingewiesen, daß auch eine asiatische Sprache, das Armenisch (vgl. oben p. 98) ursprünglich zu derselben gehört haben muß.

In chronologischer Hinsicht läßt sich über diese kulturgeschichtliche Zusammengehörigkeit der Westindogermanen natürlich nichts aussagen, ebensowenig über ihr zeitliches Verhältnis zu der Epoche des engeren Zusammenlebens der Ostindogermanen. Bei jenen kann der Begriff des Pflügens gleichzeitig in dem Verbum griech. *ἀρόω*, wie bei diesen in dem Verbum skrt. *karsh* niedergelegt worden sein. Beide Sprachakte können aber auch ganz verschiedenen Zeitläuften angehört haben.

Es erübrigt noch die Frage, in wie vielen Sprachen nun eine Gleichung belegt sein müsse, um als urindogermanisch in Anspruch genommen werden zu können. Es geht aus den ganzen bisherigen Erörterungen hervor, daß sich eine bestimmte, auf alle Fälle passende Regel gegenwärtig nicht aufstellen läßt. Diejenigen Wörter, welche in allen oder fast allen indog. Sprachen zu belegen sind, also etwa die indog. Ausdrücke für den Winter, den Mond, die Nacht, für Rot, für viele Tierarten, viele Verwandtschaftswörter, die Zahlwörter — 100 u. s. w. werden immer zu den sichersten Bestandteilen des urzeitlichen Wortschatzes gehören. Im Übrigen wird man nach den voraufgehenden Bemerkungen sagen müssen, daß eine Reihe, die sich einerseits in den arischen Sprachen heimisch zeigt, andererseits bei den Europäern fest haftet, namentlich so, daß sie nicht nur in denjenigen Sprachen belegbar ist, auf denen der Verdacht engerer Beziehungen zu den Ostindogermanen liegt, also etwa

Gleichungen wie ir. *crenim,* griech. *πϱίαμαι,* skrt. *krîṇâ'mi* „kaufe“, got. *aiz,* lat. *aes,* skrt. *áyas,* zend. *ayaṅh* rc. begründetes Anrecht auf das höchste indog. Altertum haben.

In allen Fragen der engeren Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen aber dürfen wir niemals vergessen, daß wir mit einem Material arbeiten, welches die vollständige Lösung aller Schwierigkeiten niemals erwarten läßt; sind uns doch aus der Kette der indog. Sprachenwelt ganze Glieder, wie Makedonisch, Thrakisch, Illyrisch, das Bindeglied zwischen Nord und Süd, Phrygisch und Skythisch, der Übergang von Ost nach West, fast gänzlich und unwiederbringlich verloren gegangen.

IV. Kapitel.

Wortform.

Die lautliche Gestalt der kulturhistorisch verwertbaren Gleichungen. Bedingungsweise Benutzung der in der Suffixbildung auseinandergehenden Wurzelentsprechungen. Vorsicht selbst gegen völlig sich deckende Gleichungen. Ursprüngliche Bedeutung gewisser Suffixe. Onomatopoetische Bildungen.

Wir haben bis jetzt ausschließlich die geographische Verbreitung der kulturhistorisch wichtigen Gleichungen und die Schlüsse im Auge gehabt, welche man aus derselben zu ziehen berechtigt oder nicht berechtigt ist, und müssen uns nun dazu wenden, die lautliche Gestaltung des benutzbaren Materials etwas eingehender zu erwägen.

Wir haben gesehen, das schon A. Kuhn (vgl. oben p. 25) die Forderung aufstellte, daß die Wortreihen, auf welche die Annahme der Existenz eines Kulturbegriffes in der indog. Urzeit zu gründen sei, nicht nur in ihren Wurzel-, sondern auch in ihren Suffixsilben etymologisch verwandt sein müßten, und niemand wird in Abrede stellen, daß in der That Gleichungen skrt. *áçva*, lat. *equus* 2c. (indog. **ek̑-vo*), zend. *kaênâ*, griech. *ποινή* 2c. (indog.**qoi-nâ*), skrt. *ájra*, griech. *ἀγρός* 2c. (indog. **ag̑-ro*) u. s. w., welche bis in die Suffix- und Stammsilben auf das genaueste mit einander übereinstimmen, zu den unanfechtbarsten Bestandteilen des indog. Wortschatzes gehören. Jeder weiß aber auch, daß solche Fälle nicht zu den häufigsten gehören, und es erhebt sich nunmehr die Frage, ob wirklich alle etymologisch verwandten

Wortreihen, in denen sich gewisse Verschiedenheiten in der Wurzelsilbe oder in der Suffixbildung oder in beiden zeigen, für die Erschließung der indog. Urzeit bedeutungslos sind. Zunächst wird man dies nicht von denjenigen Gleichungen behaupten wollen, deren Verschiedenheiten in sofern gesetzmäßige sind, als sie lediglich auf der in den Einzelsprachen erfolgten Verallgemeinerung der Stamm-, resp. Suffixabstufungen eines indog. Paradigmas beruhen. So liegen in den Einzelsprachen die Stämme got. *fôtu-*, griech. *πόδ-* (*πόδ-α*), lat. *ped-* (*ped-em*) neben einander, ohne daß diese Thatsache anders zu erklären wäre, als daß in dem indog. Vertreter dieses Wortes die Stämme *pôd-*, *pod-*, *ped-* noch die regelmäßigen Declinationsabstufungen darstellten. Dasselbe gilt von got. *haírtô* gegenüber griech.*) *καρδία*, lat. *cord-* (indog. *k̂erd-* : *k̂r̥d-*). Ebenso mag sich das Nebeneinander von got. *gulþ* (**ĝhl̥to*) und altsl. *zlato* (**ĝholto*) erklären. Das ursprüngliche Paradigma mag **ĝhólto-m* (altsl. *zlato*), **ĝhl̥t-éso* (got. *gulþis*) u. s. w. flektiert haben.

Weit in ihrer Suffixbildung scheinen altsl. *jelen* „Hirsch" und griech. *ἔλ-αφος* von einander zu liegen. Führt man aber letzteres auf eine Grundsform **el-n̥-bho* zurück, so zeigt sich, daß auch im Griechischen ein Stamm **el-en* : **el-n̥* vorhanden gewesen sein muß, welcher dann durch das Tiersuffix *-φο* erweitert wurde. Ähnlich vereinigen sich die verschiedenen Formen des indog. Wortes für „Winter" in einem indog. Paradigma, dessen Ablautstufen wahrscheinlich **ĝhi-ōm-* (griech. *χιών*), **ĝhi-em-* (lat. *hiems*), **ĝhei-m-* (skrt. *hēman*) und **ĝhi-m-* (altsl. *zima*) waren (vgl. Brugmann Grundriß II, 453) u. s. w.

Aber auch gegen solche in dem Leben der Sprache alltäglichen Fälle braucht der Kulturhistoriker keine Bedenken zu hegen, in denen z. B. ein einfacher Übergang aus einem Geschlecht in das andere oder aus einer Declination in die andere oder ähnliches stattfindet, wie dies z. B. bei Wörtern der Fall ist wie lit. *szirdì-femin.* : lat. *cordi-*neutrum „Herz", griech. Stamm

---

*) Die Stufe *k̂erd* stellt im Griechischen meines Erachtens *κέρδος* dar, welches ursprünglich nicht „Gewinn", sondern „Klugheit" bedeutet. Vgl. *φρένες* und *πραπίδες* „Zwergfell" und „Verstand", *χόλος* „Galle" und „Zorn" ꝛc. In *κερδαίνω* (*κερδαν-jω*) kehrt der *n*-Stamm des Germanischen wieder (got. **haírtôn-*).

νυκτ- : skrt *nákti-* (und *nakt-*), lat. *nocti-* „Nacht", griech. Stamm *ἄξον-* : skrt. *áksha-*, lat. *axi-* „Achse" ꝛc. Oder, überblickt man in einem anderen Fall die Verschiedenheit der Stammbildung in der durch alle indog. Sprachen sich ziehenden Benennung des Hundes skrt. *çvâ* St. *çvan-* und *çun-*, griech. *κύων*, St. *κυον-*, *κυν-* : lat. *cani-* : germ. *hun-d*, so wird man nicht zweifeln, daß auch diese Wörter auf eine einheitliche urzeitliche Bildung zurückgehen, und daß das Germanische (durch Anhängung eines stammerweiternden *-d*) und das Italische [durch Übergang des Stammes *cvan-* (*k̑vn̥ ?*) in die i-Declination, vgl. aber *can-um*] von den ursprünglichen, im Sanskrit und Griechischen wesentlich erhaltenen Stammabstufungsverhältnissen abgewichen seien. Alle diese Fälle sind also für den Kulturhistoriker unbedenklich verwendbar, und kann man auch häufig darüber rechten, welches die für die Ursprache anzusetzende Sprachform sei, ja, läßt sich dies bei gewissen Gleichungen wie etwa lit. *ożỹs* : skrt. *ajá-* „Ziege", „Bock" oder griech. *χήν*, skrt. *haṅsá-s*, lat. *anser* ꝛc. vielleicht nie ermitteln, so kann dies doch unmöglich den Kulturhistoriker von der Annahme abschrecken, daß in der indog. Ursprache Wörter für das Herz, die Nacht, die Wagenachse, den Hund, für ein ziegen- und für ein gansartiges Tier (vgl. Kap. V) vorhanden waren.

Wie steht es nun aber mit denjenigen Gleichungen, in welchen, abgesehen von der etymologischen Identität der Wurzelsilbe in den Bildungssilben nichts sich deckendes zu finden ist, in denen die letzteren vielmehr weit und unvermittelbar aus einander gehen? Man wird von vornherein geneigt sein, derartige Fälle als für die exakte Erschließung der indog. Sprache uud Kultur ungeeignet auszuscheiden; denn wenn man bedenkt, mit welch üppig wucherndem Wachstum die Suffixbildung noch in den historischen Perioden der Sprache uns entgegentritt, so hat es offenbar etwas außerordentlich mißliches, einen Kulturbegriff der Ursprache auf eine Gleichung hin zuzuschreiben, welcher auch nicht eine Spur von etymologischer Verwandtschaft in der Stamm- und Suffixbildung den Stempel indog. Gepräges verleiht. Daß zahlreiche indog. Bezeichnungen des Bettes aus einer gemeinsamen Wurzel *ster* „ausbreiten" oder *kei* „ruhen" und zahlreiche Benennungen des Stuhles aus einer und derselben Wurzel *sed* „sitzen" hervor-

gegangen sind (vgl. A. Pictet *Origines*[2] II, 346 ff.), diese Erscheinungen haben etwas so natürliches, daß man unmöglich aus denselben auf das Vorhandensein jener Benennungen der Ursprache schließen darf. Trotzdem, meine ich, müssen auch hier Unterschiede gemacht werden. Es wird sich darum handeln, in jedem einzelnen Falle besonders darüber zu entscheiden, ob es wahrscheinlich ist, daß zwei oder mehrere Sprachen zufällig in der Benennung eines Begriffes aus derselben Wurzel zusammengetroffen sind.

Wenn die Amme im Griechischen *τι-θή-νη*, im Sanskrit *dhâ-trí* heißt, so wird, bei dem lebendigen Vorhandensein der Verba *θή-σασθαι* und *dhâ* in beiden Sprachen niemand für diesen Begriff ein indog. Prototyp voraussetzen. Etwas anders steht schon die Sache bei zwei Gleichungen wie etwa griech. *πενθερός* „Schwiegervater" (auch „Schwiegersohn") : skrt. *bándhu* „Verwandter" und griech. *τάλαντον* „Wage" : skrt. *tulâ' id.* Die Wurzeln sind in dem einen Falle unser *binden* = skrt. *bandh* „fesseln" (der durch die „Bande" der Verwandtschaft verbundene), in dem anderen wahrscheinlich skrt. *tul* (*tôláyati*), lat. *tuli* „in die Höhe heben"; denn das Aufheben eines Gegenstandes wird der erste Versuch, ihn zu wiegen gewesen sein. Von diesen beiden Verben ist nun im Griechischen das erstere nur in Spuren (*πεῖσμα*, **πενθ-σμα* „Tau"), das andere nur in übertragener Bedeutung (*τλῆναι* „erdulden") vorhanden. In jedem Falle muß also die Bildung von Wörtern wie *πενθερός*, *τάλαντον* in eine vorhistorische Zeit fallen, in welcher im Griechischen noch die Wurzeln **πενθ-* und **ταλ-* (in dem Sinne von „tragen") zeugungskräftig erhalten waren. Den relativ meisten Anspruch auf Ursprünglichkeit haben natürlich solche Gleichungen mit auseinandergehender Suffixbildung, für welche sich im Indogermanischen überhaupt nicht ein Stammverbum nachweisen läßt, also Fälle wie etwa griech. *βάλ-ανος*, lat. *glandi-*, lit. *gilė* „Eichel", got. *azgô* „Asche", griech. *ἐσχ-άρη* „Herd" und viele andere.

Ist somit denjenigen Etymologien gegenüber, welche bei verschiedenartiger Suffixbildung sich nur auf die Identität der Wurzelsilbe stützen, bezüglich ihrer kulturhistorischen Ausbeutung eine besondere Vorsicht am Platze, so ist dieselbe, worauf Th. Benfey (vgl. oben p. 54 ff.) mit Recht hingewiesen hat, doch

auch nicht ganz überflüssig bei denjenigen Gleichungen, welche eine völlig einheitliche Bildung in den Wurzel- wie in den Suffixsilben aufzuweisen haben.

Die Suffixe einer Sprache zerfallen bekanntlich in solche, welche, aus der Vorzeit ererbt, in den historischen Epochen der Sprache erstarrt sind, und in solche, welche in denselben noch ein bildungsfähiges Leben führen. Trifft es sich nun, daß in zwei oder mehreren Sprachen dasselbe Suffix seine lebendige Kraft bewahrt hat, so kann es leicht geschehen, daß durch dieselben, das Vorhandensein etymologisch gleicher Wurzeln vorausgesetzt, in verhältnismäßig später Zeit Bildungen zustande kommen, welche durch die vollkommene Identität ihrer Laute und Silben den Schein indogermanischen oder urzeitlichen Ursprungs erwecken. Durchmustert man von diesem Gesichtspunkte etwa das Fick'sche Verzeichnis der indog. Grundsprache, so wird es klar, daß eine ganze Menge der angeführten Wörter und darunter manches von kulturhistorischer Bedeutung ausscheiden muß. So könnte eine Gleichung wie skrt. *paktár* „der Koch" : W. *pac* = lat. *coctor* : *coquo* zu dem Glauben Veranlassung geben, daß die Meister der Küchenkunst schon in der Urzeit eine bestimmte Klasse von Gewerbetreibenden gebildet hätten. Wer aber bedenkt, daß sowohl die beiden genannten Verba wie auch die Suffixe *tar* und *tor* im Sanskrit und Lateinischen noch ein frisches, blütentreibendes Leben führen, wird nicht zweifeln, daß wir es hier mit einer zufälligen Übereinstimmung zu thun haben, was in diesem Falle außerdem noch durch die späte Überlieferung des genannten Wortes wenigstens im Lateinischen bewiesen wird. Dasselbe gilt von einer Wortreihe wie skrt. *jñâtár* : *jñâ*, *γνωστήρ* : *γιγνώσκω*, lat. *nôtor* : *nosco* „Kenner, Bürge", durch welche, wenn sie stichhaltig wäre, ein wichtiger juristischer Begriff in die Urzeit käme. Auch von einem anderen Rechtsausdruck skrt. *ápaciti* „Vergeltung" : W. *ci* = griech. *ἀπότισις* : *τίνω* ist es sehr wahrscheinlich, daß das in beiden Sprachen noch lebendige Suffix *ti*, *σι* ein zufälliges Zusammentreffen geschaffen*) hat.

---

*) Bei einigen Gleichungen mit dem Suffix *-ti* läßt sich die zufällige Übereinstimmung auch lautgeschichtlich beweisen. Entspräche z. B. griech. *τέρψις* (*τερπ-σι*) direkt dem skrt. *tṛ́p-ti*, so müßte, da ein Grund für den

In anderen Fällen ist die Entscheidung darüber, ob eine Gleichung hinsichtlich der Übereinstimmung ihrer Suffixbildung zufällig sei oder nicht, sehr schwierig. Sollen wir z. B. auf eine Gleichung wie skrt. *tákshan* = *τέκτων* „Zimmermann" hin diesen Begriff der Kultur der Urzeit zuschreiben und damit schon für die älteste Epoche der indog. Entwicklung das Vorhandensein einer bestimmten Handwerkerzunft annehmen? Die verbale Wurzel *taksh* ist im Sanskrit noch vorhanden, im Griechischen erloschen, während hingegen das Suffix *-ān, an* = *ων, ον* (vgl. Bopp Vgl. Grammatik [3] III, 287), als unmittelbar von der Verbalwurzel *nomina agentis* bildend, weder im Griechischen noch im Sanskrit lebendig genannt werden kann. Aber ist es denn ganz unmöglich, daß ir urgriechischer Zeit die Verbalwurzel *τεκτ-* noch lebte, und daß in den uns nicht überlieferten Epochen der griechischen und indischen Sprache das genannte Suffix bildende Kraft besessen habe? Oder hatte das Suffix *-ān*, *-ων* in der Urzeit vielleicht noch eine derartige Bedeutung, daß es in Verbindung mit einem Verbalbegriff nicht sowohl denjenigen bezeichnete, welcher dauernd und gewerbsmäßig eine Thätigkeit ausübte, als vielmehr denjenigen, welcher vorübergehend sich mit etwas beschäftigte, wie etwa bei Homer das Beiwort *ἡνίοχος* „Zügelhalter" auch dem Hektor beigelegt wird, als er einmal die Zügel in die Hand nimmt, oder wie die, welche in einem einzelnen Fall zum Holzfällen beordert sind, *ὑλοτόμοι* „Holzschläger" heißen? So konnte auch griech. *ποιμήν* = lit. *piemů* in der Urzeit nicht den gewerbsmäßigen Hirten, sondern den bei einer einzelnen Gelegenheit die Herde weidenden bezeichnen.

Diese Skepsis, welche im stande ist, schließlich fast gegen jede etymologische Übereinstimmung Verdacht zu erregen, ist vielleicht zu weit getrieben. Immerhin aber ist es nützlich, alle sprachlichen Möglichkeiten zur Vermeidung vorschneller Schlüsse sich vor Augen zu halten.

Endlich haben wir hier noch solcher Gleichungen zu gedenken,

Übergang des *τ* in *σ* hier nicht vorhanden ist, das griech. Wort **τερπ-τις* oder **ταρπ-τι-ς* lauten; *τέρψις* ist also offenbar nach Analogie der zahlreichen Nomina auf *-σι* erst auf griechischem Boden von *τέρπω, τέρπομαι* (= *trp*) abgeleitet.

welche ihre Entstehung wahrscheinlicher oder möglicher Weise dem zufälligen Zusammentreffen onomatopoetischer Bildungen verdanken. Vor allem gehören hierher eine Reihe von Vögelnamen wie lat. *ulucus* : skrt. *úlûka* „Eule", skrt. *kôkilá* : griech. *κόκκυξ*, lat. *cucûlus*, altsl. *kukavica*, lit. *kukû'ti*, ir. *cói* und andere, welche sehr wohl erst in den Einzelsprachen durch gleiche Schallnachahmung entstanden sein können (vgl. Abh. IV, Kap. II). Vielleicht erklären sich auch einige übereinstimmende Benennungen des Haushahnes, welcher in der Urzeit kaum bekannt gewesen sein kann (vgl. oben p. 51), wie *kṛka-vâ'ku* „der *kṛka* sagende" (vedische Benennung des Haushahns) : griech. *κέρκος* (Hesych) oder *kukkuṭá* (ebenfalls vedisch) : altsl. *kokotŭ* in gleicher Weise. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß in einer oder der anderen Sprache durch auftretende Lautgesetze eine ursprünglich onomatopoetische Bildung ganz oder teilweis in den Rahmen regelmäßiger Substantiva hineintritt. Vgl. got. *hruk* „Hahnenschrei" : *κέρκος*, ir. *cercdae* „*gallinaceus*" 2c., ahd. *hehara*, griech. *κίσσα* (**kikja*) : skrt. *kikidîvi* „blauer Holzhäher" u. a. Ähnlich steht es mit einer Reihe onomatopoetischer Bildungen auf dem Gebiete der Verwandtschaftsnamen, auf die wir ebenfalls später zurückkommen (Abh. IV, Kap. XII).

V. Kapitel.

Wortbedeutung.

Die ursprüngliche Bedeutung der etymologisch verwandten Wortreihen. Schwierigkeit dieselbe festzustellen. Die einer Gleichung zu Grunde liegende Wurzel nicht brauchbar für kulturhistorische Zwecke. Verwandtschaftswörter. Fälschliche Übertragung eines modernen Sinnes auf alte Wörter: Verba für die Ausübung gewisser Gewerbe. Tier- und Pflanzennamen der Ursprache. Kultus- und religionsgeschichtliche Gleichungen.

Wenn eine kulturhistorisch wichtige Gleichung somit, bevor sie als Baustein zu dem Gebäude einer indog. Kulturgeschichte verwendet werden kann, einer sorgfältigen Erwägung hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung und der Ursprünglichkeit ihres grammatischen Baues bedarf, so sind hiermit die Möglichkeiten, welche den Kulturforscher in der Benutzung sprachlichen Materials irre zu führen geeignet sind, noch keineswegs erschöpft. Die etymologischen Untersuchungen, welche sich auf die Erschließung des indog. Wortschatzes beziehen, begnügen sich fast ausschließlich damit, die ursprüngliche grammatische Form einer Wortreihe zu ermitteln, während die Frage nach ihrer ursprünglichen Bedeutung meist nur obenhin behandelt wird. Und doch wird jedermann zugestehen, daß für kulturgeschichtliche Zwecke auf diesen Punkt alles ankommt.

Schon A. Kuhn (vgl. oben p. 26) hob die Schwierigkeit der Entscheidung hervor, wenn die Glieder einer etymologischen Kette in den Einzelsprachen eine verschiedenartige Bedeutung aufweisen. Daß griech. *δρῦς* „Eiche“, altir. *daur* „Eiche“ : skrt.

drú „Baum“, got. *triu* „Baum“ 2c. verwandte Wörter sind, ist sicher, und doch wird sich die Frage, ob „Baum“ oder „Eiche“ ihre ursprüngliche Bedeutung sei, kaum je mit Sicherheit entscheiden lassen. Ebenso decken sich griech. *ὄρνις* „Vogel“ und got. *ara* „Adler“, agls. *earn* (vgl. altsl. *orilŭ*, lit. *erēlis*, auch *eri-s* „Adler“); ob aber „Vogel“ oder „Adler“ die ursprüngliche Bedeutung des Wortes war, läßt sich ebenfalls kaum ermitteln.

In anderen Fällen kann man bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit vordringen, wie wir dies bei dem Verhältnis von griech. *φηγός* „Eiche“ : lat. *fagus*, deutsch *buche* sehen werden (Abh. IV, Kap. IV). In ähnlicher Weise läßt sich die primitive Bedeutung einer Wortsippe wie griech. *ὥρα* „Sommer“ (in *ὀπώρα*), zend. *yâre* „Jahr“, got. *jêr*, böhm. *jaro* „Frühling“ mit einiger Sicherheit als die des „Lenzes“ feststellen. (Abh. IV, Kap. VI.) Beidemal sind aber die entscheidenden Momente nicht sprachlicher, sondern allgemein kulturhistorischer, resp. pflanzengeographischer Natur.

Aber auch diejenigen Wortreihen, welche in allen ihren Gliedern eine übereinstimmende Bedeutung zeigen, dürfen nicht ohne Kritik zu kulturhistorischen Bestimmungen benutzt werden

Zunächst sollte man damit aufhören, die Bedeutung der einer Gleichung zu Grunde liegenden Wurzel als charakteristisch für die Gesittung und Kultur der Urzeit anzusehen, ein Beginnen, in welchem Justi (vgl. oben p. 32), M. Müller (vgl. oben p. 37), besonders aber A. Fick (vgl. oben p. 52), am weitesten gegangen sind. In erster Linie sind die indog. Verwandtschaftswörter das Versuchsfeld für derartige Phantasien gewesen, welche den Vater zum „Schützer“, die Mutter zur „waltenden Hausfrau“, die Tochter zur „kleinen Melkerin“, den Bruder zum „Ernährer“, den Schwager (*δαήρ*) zu dem „spielenden“ (als jüngeren Bruder des Mannes), die Schwester zu der „mit ihm (dem Bruder) wohnenden“ u. s. w. gemacht haben. Man sollte sich erinnern, wie überaus unsicher derartige idyllische Deutungen überhaupt sind. Ob *mâtár* die „waltende Hausfrau“ oder „die Bildnerin“ (des Kindes), ob *duhitár* „die Melkerin“, „den Säugling“ oder „die Säugende“, ob *sû'nu* „den Erzeugten“ oder „den Erzeuger u. s. w. bedeutet, das ist alles mehr wie unsicher und wird sich nie entscheiden lassen.

Ferner aber lehrt eine einfache Erwägung, daß diese Bildungen, selbst wenn sie richtig gedeutet sind, gar nicht für die Zeit, welche uns hier interessiert, d. h. für die der Auflösung des sprachlichen Zusammenhangs der indog. Völker kurz vorausgehenden Epoche der indog. Kulturgeschichte maßgebend sein können. Gehört z. B. *bhrâ'tar* „der Bruder" wirklich zu der Wurzel *bher* und bedeutete den „Ernährer" (*scil.* der Schwester), so mußte diese Auffassung des geschwisterlichen Verhältnisses doch schon in derjenigen Sprachperiode gelten, in welcher der angeführte Name des Bruders gebildet wurde, in welcher also die Wurzelsprache allmählich in den Charakter einer Flexionssprache überging. Dieser Zeitraum kann aber um viele Tausende von Jahren von dem, was wir unter „prähistorischer Einheit der indog. Völker" zu verstehen haben, entfernt gewesen sein, und durch nichts kann bewiesen werden, daß den Indogermanen vor ihrer Trennung der grammatische und begriffliche Zusammenhang des Brudernamens und der Wurzel *bher* nicht ebenso unbekannt gewesen sei, wie den Griechen das Verhältnis von *φρήτηρ* : *φέρω*, oder den Römern von *frâter* : *fero*, den Deutschen von *bruder* : (*ge*)*bären* &c. Übrigens gibt es, wenigstens für den Vater- und Mutternamen, eine viel ansprechendere Erklärung, welche schon von O. Böhtlingk in seiner Jakutischen Grammatik (1851) p. VII angedeutet worden ist, als die Deutung aus einer sinnvollen Sprachwurzel. Erwägt man nämlich die Wahrscheinlichkeit, daß Namen für Vater und Mutter und namentlich für die letztere in allen Phasen der Sprachbildung vorhanden waren, und bedenkt man, in wie eigentümlicher Weise die volltönenden und sinnvollen indog. *p(ĕ)-tér* und *mâ'-ter* an die durch fast alle Sprachen des Erdballes sich ziehenden mehr onomatopoetischen Gebilde wie *papa* und *mama* anklingen, so wird man den Verdacht kaum unterdrücken können, daß jene indog. Wortformen nur sprachlich vervollkommnete Umbildungen unendlich viel früherer Vater- und Mutternamen sind.*)

---

*) Vgl. das Petersburger Sanskritwörterbuch unter *pitár* und H. Sayce *The principles of comparative philology* [2] 1875 p. 224. Vgl. auch Sir J. Lubbock Die Entstehung der Civilisation 1875 (übers. v. A. Passow) p. 360.

Ein anderer Fehler, welcher in der kulturhistorischen Ausbeutung sprachlichen Materials häufig begangen zu werden pflegt, liegt darin, daß man nur zu oft einen modernen Sinn auf alte Wörter gepfropft, jungen Wein in alte Schläuche gegossen hat. Wie dies gemeint sei, zeige zunächst ein Beispiel neuerer Sprachentwicklung. Das englische Zeitwort *write* „schreiben" ist bekanntlich identisch mit angls. *vrîtan*, altn. *rîta*, ahd. *rîzan* „einritzen, eingraben", und es ist nicht zweifelhaft, daß dieses Zeitwort vorwiegend zur Benennung des Vorganges verwendet wurde, welcher von Tacitus in dem X. Kapitel der Germania geschildert wird, wo von dem Einritzen gewisser Zeichen (Runen) zu Zwecken des Loses auf hölzerne Stäbchen die Rede ist. Niemand wird nun zweifeln, daß es thöricht wäre, auf die moderne Bedeutung des englischen Verbums hin, die moderne Kunst des Schreibens in die germanische Urzeit zu verlegen.

In ähnlicher Weise aber sind oft die indog. Gleichungen mißverstanden worden. So hat das griech. *πόλις* „Stadt" = skrt. *púr*, *purí*, *púra* (nachvedisch) „Stadt" zu der Meinung veranlaßt (vgl. oben p. 36), daß die Indogermanen schon vor ihrer Trennung in Städten mit Straßen gewohnt, Wall und Graben gehabt hätten. Und doch kann nichts verkehrter als das sein. In den vedischen Gesängen sind nämlich, wie H. Zimmer Altindisches Leben p. 142 ff. schlagend gezeigt hat, die *púr-as* weiter nichts als „auf erhöhten Punkten gelegene und durch Erdaufwürfe und Gräben geschützte Plätze, in denen man zur Zeit der Gefahr (im Krieg oder bei Überschwemmungen, sonst standen sie leer) sich mit Hab und Gut barg". Von Städten ist im Veda durchaus nicht die Rede. Ähnliches gilt von dem Zeitalter der Avesta (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 412 ff.), und auch von dem griech. *πόλις* läßt es sich wahrscheinlich machen, daß dieses Wort ursprünglich ausschließlich den Sinn von *ἀκρόπολις* hatte. Für Germanen uud Slaven wird überdies durch völlig unzweifelhafte sprachliche, historische und archäologische Beweise die Unbekanntschaft dieser Völker mit Städtebauten und Steinbauten überhaupt bestätigt. So würde also aus der Gleichung *πόλις* = *púr* im besten Fall nur folgen, daß die Indogermanen (oder streng genommen nur die Ario-Hellenen) vor ihrer Trennung zu ihrem Schutze Erdaufwürfe in der Art der

vedischen *púras* aufzuführen gelernt hatten, nichts weiter. Schwieriger als diese sind eine Reihe anderer für den politischen Zustand der Indogermanen wichtiger Gleichungen, wie skrt. *vêçá* „Haus“, griech. *οἶκος* desgl., lat. *vîcus* „Quartier, Dorf“, got. *veihs* „Flecken“, altsl. *vĭsĭ* „Grundstück“; umbr., osc. *touta* „Stadt“, altir. *túath* „Volk“, got. *þiuda* „Volk“; kelt. *-dûnum* (in Eigennamen) „Stadt“, engl. *town*, altn. *tún* „Einzäunung“; irisch *treb* „Wohnsitz, Stamm“, lat. *tribus*, alts. *thorp* „Dorf“, got. *þaúrp* „Acker“ (vgl. Curtius Grundz. [5] p. 227) u. a. auf ihre urzeitliche Bedeutung zurückzuführen (vgl. Abh. IV, Kap. XII).

Eine andere Gleichung, aus welcher man viel mehr geschlossen hat, als darin liegt, ist skrt. *pátnî* = griech. *πότνια* „Herrin, Gattin, Hehre“. Von ihr sagt A. Fick Spracheinheit p. 266: „Wie Benfey (vgl. Vorwort zu dem Wörterb. d. indog. Grundspr. von A. Fick p. VIII) zuerst erkannt hat, liegt in dieser Benennung die völlig gleiche Stellung der Frau ausgesprochen; Vielweiberei und Knechtung des Weibes ist also den Indogermanen durchaus fremd“ u. s. w. Zugegeben nun, daß diese ario-hellenische Gleichung für die indog. Urzeit beweisend sei, zugegeben auch, daß sie damals wirklich die Herrin und Gattin bezeichnete*), wie es im Sanskrit der Fall ist, so kann darin doch kein Argument gegen die Annahme der Polygamie in der indog. Urzeit, auf welche, wie wir später sehen werden, viele historische Momente hinweisen, gefunden werden. Bedeutet doch im vedischen Zeitalter *pátnî* ganz unzweifelhaft „Herrin, Gattin“, und ist doch trotzdem die Vielweiberei in diesem Zeitalter sicher nachweisbar und rechtlich gestattet. Involvierte daher *potnia* in der Ursprache einen ehrenden Begriff und war nicht wie das lit. *patì* : *pàts* „Ehefrau“ : „Ehemann“ eine bedeutungslose Femininbildung : *potis*, welche einfach bedeutete „einen Herren habend“ (vgl. skrt. *sapátnî* „denselben Herren habend, Nebenfrau“ B. R.), so konnte unter polygamischen Verhältnissen

---

*) Im Griechischen lassen sich nur die Bedeutungen „Gebieterin“ z. B. *Ἄρτεμις πότνια θηρῶν* Il. XXI, 470 und „die Hehre“ *πότνια Ἥρη* ꝛc., nicht aber die Bedeutung „Gattin“ nachweisen. Vgl. *δέσποινα* (*δεσ-ποτνια) „Hausfrau, Herrin“ bei Homer und *δεσπίνας · γυναῖκας Θεσσαλοί* Hesych.

möglicher Weise die erste oder die Lieblingsfrau des Herren damit benannt werden. So enthält z. B. Rigveda X, 159 (Zimmer Altind. Leben p. 159) einen Zauberspruch, in dem eine Frau eines Königs die Nebengattinnen unschädlich zu machen sucht, damit sie beim Gatten am meisten geehrt sei.

Nicht minder gewagt scheint es mir zu sein, aus dem Zusammentreffen des skrt. *padá*, zend. *padha* und griech. *πούς* in der Bedeutung „Versfuß" auf die Existenz metrischer Rede bei den Indogermanen zu schließen. Vgl. oben p. 41.

Besonders aber sind es zwei Kategorien von Wörtern, welche am meisten einer modernen Deutung ihres alten Sinnes ausgesetzt sind. Es sind dies erstens eine Anzahl von Thätigkeitswörtern, welche schon in der Urzeit geübte Fertigkeiten bezeichnet zu haben scheinen wie skrt. *pac*, slav. *peką*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo* „kochen"; skrt. *vabh* (*vap*), griech. *ὑφαίνω*, ahd. *weban* „weben"; skrt. *siv*, lat. *suo*, slav. *šiją*, got. *siuja* „nähen" u. a. m. Daß die in den angeführten Wurzeln liegenden Thätigkeiten in der Urzeit ausgeübt wurden, liegt auf der Hand; aber fragt mich nur nicht, wie? Wohl „kocht" die Hausfrau, welche eine vortreffliche Suppe in ihrem Papinschen Kochtopf bereitet; es „kocht" aber auch der schmutzige Eskimo, der, weil seine hölzernen oder steinernen Gefäße die Hitze des Feuers nicht ertragen, so lange erhitzte Steine ins Wasser wirft, bis es siedet (vgl. Sir J. Lubbock Die vorgeschichtl. Zeit II, 195). Welches sprachliche Moment gibt es denn nun, welches uns darüber belehren könnte, auf welcher Stufe zwischen den beiden angedeuteten Extremen sich unsere Ahnen vor ihrer Trennung befunden haben? Wir werden, so hoffe ich, im Laufe unserer Darstellung Gelegenheit haben, mehrere der angeführten Gleichungen für die Urzeit auf ihr rechtes Maß zurückzuführen.

Die zweite Klasse von Wörtern, welche hier zu besprechen wäre, bilden eine Anzahl von Tier- und Pflanzennamen, welche durch ihre Übereinstimmung in den Einzelsprachen zwar ihre urzeitliche Existenz beweisen, bei denen aber, worauf, wie wir schon oben sahen (vgl. p. 45), V. Hehn nachdrücklichst aufmerksam gemacht hat, die Sprachwissenschaft außer Stand ist, den Nachweis zu führen, ob dieselben schon als Haustiere und Kulturpflanzen den Indogermanen bekannt waren. Da wir indessen

auch auf diesen Punkt im Verlaufe unserer Arbeit noch eingehend zu sprechen kommen werden, begnügen wir uns hier damit, hervorzuheben, daß lediglich kulturhistorische, nicht sprachwissenschaftliche Momente zu einer annähernden Gewißheit in diesen Fragen führen können.

Entnahmen wir die bisher gegebenen Beispiele im wesentlichen der Geschichte der materiellen Kultur der Indogermanen, so ist die Gefahr einer Modernisierung ursprünglichen Wortsinns nicht minder groß bei solchen Gleichungen, welche sich auf eine sittliche, rechtliche oder religiöse Civilisation des Urvolks zu beziehen scheinen.

Das indische *dhā́man* und das griech. *θέμις* haben miteinander gemein, daß sie von der Wurzel *dhê* (*τίθημι*), übrigens in ganz verschiedener Weise, abgeleitet sind und, das indische Wort zuweilen (Satzung des Mitra-Varuna), das griechische gewöhnlich, das über dem menschlichen stehende göttliche Recht (lat. *fas*) bedeuten. Diesen Umstand aber mit als einen Anhalt zu benutzen, um, wie es Leist (Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 205) thut, den Begriff des *fas* der Urzeit zuzuschreiben, heißt dem Charakter sprachlicher Argumente zu viel vertrauen. Viel zu leichten Herzens hat man auch urzeitliche Göttergestalten aus Gleichungen wie skrt. *dyâús*, griech. *Ζεύς*, lat. *Jov-em*, ahd. *Zio* erschlossen. Ich billige in dieser Beziehung den Einwand O. Gruppes (Wochenschrift f. kl. Phil. 1884, p. 487, Die griechischen Kulte und Mythen p. 79 ff.), welcher betont, daß — rein sprachlich genommen — eine solche Gleichung ursprünglich ebensowohl nur den über der Erde sich wölbenden Himmel bezeichnet haben könne. Doch vgl. weiteres Abh. IV, Kap. XIII.

Ebenso steht es mit vielen der angeblichen Kultusbezeichnungen der Indogermanen. Griech. *χέω* „gießen“ (auch vom Opferguß) gehört wohl zu skrt. *hu* „ins Feuer gießen, um zu opfern“, auch zu lat. *fundo* und got. *giutan*. Ob aber diese Wurzel schon in der Urzeit einen Kultusgebrauch bezeichnete, ist eine ganz andre Frage, deren Beantwortung durch die sprachliche Gleichung keineswegs präjudiciert wird. Auch lat. *crêdo* (aus **cred-do*) ist sicherlich identisch mit skrt. *çraddhā́* „Vertrauen, Zuversicht, Glaube, Treue, Aufrichtigkeit“. Eine ganz willkürliche Annahme aber ist es, daß dieses Wort schon in der Urzeit ein Ausdruck

der *religio* gewesen sei. Ebenso ist lat. *pûrus* „rein" unzweifelhaft abgeleitet von skrt. *pû* „reinigen". Wie aber Leist Alt-arisches *jus gentium* p. 258 hieraus folgern kann, daß der „historische Zusammenhang" der indischen und italischen Reinigungslehre „schon sprachlich" hierdurch „sicher gestellt" werde,*) ist mir nicht ersichtlich.

---

*) Ähnliche Fälle sind, wenn Leist Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 214 sagt: „Daß wir es auch in Betreff des italischen Verhältnisses (der Gastfreundschaft) mit einer uralten Institution zu thun haben, beweist die Sprache .... Es leidet keinen Zweifel, daß das lat. *hostis* dasselbe Wort ist, wie unser deutsches Gast". Aus dieser Gleichung folgt aber nur, daß die Grundbedeutung der beiden Wörter „Fremder", und zwar in feindlichem Sinne war. Mit demselben Worte waren bei germanischen wie italischen Stämmen nicht „gleichartige", wie L. sagt, sondern höchst ungleichartige Gedanken verbunden, die zwei verschiedene Entwicklungsstufen der Kulturgeschichte darstellen, wie dies Ihering Deutsche Rundschau 1886/1887 III, 364 sehr richtig hervorhebt. Vgl. weiteres Abh. IV, Kap. XI.

Derselbe Gelehrte sagt Altarisches *jus gentium* p. 3: „Der Kern der Beweisführung muß bei allen Untersuchungen über indo-gräco-italische Zusammenhänge immer die Sprache bilden. Wenn es sich z. B. um die Institution der Namengebung (an das neugeborne Kind) handelt, so wird die indo-gräco-italische Gemeinsamkeit des sakralen Brauches schon daraus geschlossen werden können, daß das Fest in den Sûtras das *nâmadhêya (nominis datio)* heißt (s. u. § 36?, wohl vielmehr 42 Not. 2)". Wir können sprachlich nichts anderes erschließen, als daß es ein indog. Wort für den Namen gab.

Wir machen auf derartige Fälle schon hier aufmerksam, weil wir später sehen werden, daß Leist mit durch sie zu der Annahme einer sehr hohen sittlichen Kultur der Indogermanen geführt wird, worin wir ihm nicht folgen können. Vgl. Abh. IV, Kap. I, XI, XII, XIII.

VI. Kapitel.

Lehnwort.

Urverwandtschaft und Entlehnung. Beide Begriffe gehen in alten Sprachperioden in einander über. Benutzung der Lehnwörter für kulturhistorische Schlüsse.

Die letzte hier zu nennende Schwierigkeit, welche der Erschließung der indog. Kultur vermittelst der Sprachvergleichung im Wege steht, betrifft das oft nicht mit Sicherheit zu ermittelnde Verhältnis zwischen altererbtem und in frühen Epochen entlehntem Sprachgut. Unser einziges sicheres Kriterium, ob wir es mit einer auf Urverwandtschaft oder auf Entlehnung beruhenden Gleichung zu thun haben, beruht ja auf der Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der sich in einer Wortreihe entsprechenden Lautverhältnisse. Wir urteilen, daß slav. *chlěbŭ* „Brot" ein Lehnwort aus dem Germanischen (got. *hlaifs*) sei, weil slav. *ch* und got. *h* nach allem, was wir über slavisch-germanische Lautentsprechungen wissen, nicht auf einen einheitlichen und ursprünglichen Laut (*h*) zurückgehen können. Wir betrachten ferner die germanischen Wörter *pfunt*, *pferd*, *pfeil* deswegen nicht für urverwandt mit den lateinischen *pondus*, *paraveredus*, *pilum*, weil die lautgesetzliche Entsprechung eines alten *p* im Hochdeutschen *f* (*fater* : *πατήρ*), nicht aber *pf* ist u. s. w.

Ist es nun aber unmöglich, daß in frühen Sprachepochen ein Wort aus einer Sprache in die andere entlehnt wurde, zu einer Zeit, in welcher auf dem entlehnenden Sprachgebiet wichtige den Lautbestand der Sprache umgestaltende Gesetze, wie die deutsche Lautverschiebung, der Verlust des *p* im Irischen, des *σ*

im Griechischen u. s. w. noch nicht eingetreten, oder wenn sie schon eingetreten waren, noch nicht ihre Kraft verloren hatten? Mußte dann aber nicht der neue Ankömmling dadurch, daß er in den Mechanismus der einheimischen Lautgesetze hineingezogen wurde, bald ganz sein fremdländisches Gepräge verlieren?

Besonders deutlich drängen sich diese Fragen bei solchen indog. Völkern auf, welche frühzeitig und lange Zeiträume hindurch dem Kultureinfluß eines anderen indog. Volkes ausgesetzt gewesen sind, wie in Europa bei den Italern den Griechen, bei den Germanen den Kelten gegenüber.

In Italien ist um die Zeit der Samniterkriege das wichtige Lautgesetz der Verwandlung des intervocalen *s* in *r* zur Durchführung gelangt. Griechische Wörter mit intervocalischem *s*, welche nach dieser Zeit in das Lateinische aufgenommen wurden, haben daher an diesem Lautwandel keinen Anteil (vgl. *mûsa*, *phasêlus*, *carbasus* ꝛc.). Griechische Wörter dieser Art aber, welche vor diesem Zeitpunkt ins Lateinische eindrangen und daher am Rhotacismus teilnehmen, können leicht den Schein der Urverwandtschaft erwecken. So entspricht das Verhältnis von *tûs*, *tûr-is* „Weihrauch“ : *θύος*, *θύε(σ)ος* dem von *vetus*, *veter-is* : *Fέτος*, *Fέτε(σ)ος*, und es würde ein Kriterium dafür fehlen, daß *tûs* ein Lehnwort aus dem Griechischen sei, wenn es nicht in diesem Falle in der sonstigen Konsonantenentsprechung (lat. *t* = griech. *θ*) läge.

Nicht selten aber fehlen solche Kriterien gänzlich wie etwa bei lat. *mâlum*, griech. *μῆλον*, lat. *môrum*, griech. *μόρον*, *μῶρον*, lat. *cupa*, griech. *κύπη* u. s. w., die man daher bald als urverwandt, bald als entlehnt in Anspruch nimmt. Vgl. oben p. 182.

Ein wichtiger Anhaltepunkt für die Beurteilung des Verhältnisses kelto-germanischer Wörter zu einander ist die erste germanische Lautverschiebung. Germanische mit dem keltischen verwandte Wörter, welche dieselbe zeigen (agls. *tûn* = gallisch *-dûnum*), können auf Urverwandtschaft beruhen, solche, die sie nicht zeigen (ahd. *charro*, ir. *carr*), weisen mit Bestimmtheit auf Entlehnung hin. Keineswegs unmöglich ist aber, daß gallische Wörter ins Germanische übernommen wurden, bevor hier die Wirkungen der ersten Lautverschiebung eintraten, wie dies thatsächlich bei dem got. *reiks* „König“ der Fall ist, welches seines *î*

wegen unzweifelhaft aus dem keltischen (ir. *rig-*) entlehnt ist (Osthoff Perfektum p. 10). Derselben Periode der Entlehnung könnten aber andere Wörter angehören, denen man es nicht mehr ansehen kann.

Nicht selten werden kulturgeschichtliche Erörterungen den Ausschlag geben, ob Entlehnung oder Urverwandtschaft in einem bestimmten Falle vorliegt. Oft führt aber auch dieser Weg nicht zum Ziele. So ist es sachlich (vgl. V. Hehn 216, 527) höchst wahrscheinlich, daß die Römer ihr *rosa* durch die Vermittlung der Griechen erhalten haben; aber der lautliche Übergang eines griech. *ῥόδον, ῥοδῆ* (oben p. 171) in ein lat. *rosa* läßt sich bis jetzt durch nichts wahrscheinlich machen.

Der Grund dieser Erscheinung wird zuweilen in dem Umstand zu suchen sein, daß zwei Wörter zwar auf Entlehnung, aber nicht aus einander, sondern aus einer dritten, uns unbekannten Quelle beruhen, wie man dies etwa bei dem lat. *asinus* : griech. *ὄνος* und bei dem got. *silubr* : altsl. *sirebro* vermuten kann.

Auch der Umstand, daß ein Wort in einer Sprache die reichste Entfaltung der Formen und Bedeutungen zeigt, schützt es noch nicht vor der Möglichkeit, aus einem anderen Wort entlehnt zu sein, das in seiner eigenen Sprache ziemlich vereinzelt dasteht; denn oft entfalten gerade die Lehnwörter ein reicheres Leben als das einheimische Sprachgut. Dies ist z. B. der Fall bei der weitverzweigten Sippe von got. *kaupôn* 2c. „kaufen", die ich nach meinen Ausführungen in Handelsgeschichte und Warenkunde I, 89 für bestimmt aus lat. *caupô* entlehnt erachte.

Je mehr wir uns überhaupt den ältesten Sprachperioden nähern, um so mehr gehen die Begriffe der Entlehnung und der Urverwandtschaft in einander über.

Stellen wir uns, wie es oben geschehen ist, z. B. die übereinstimmende Benennung des Pflügens in den europäischen Sprachen in der Weise entstanden vor, daß wir annehmen, zur Zeit der geographischen Kontinuität der heute europäischen Völker habe sich die W. *ar* an einer bestimmten Stelle des betreffenden Sprachgebietes zur Bezeichnung jenes Begriffes festgesetzt und von da sich allmählich zu den Nachbarn immer weiter verbreitet, so haben wir offenbar auch hier einen Akt von sprachlicher Ent-

lehnung vor uns, welcher bis zu seiner Vollendung eine geraume Zeit in Anspruch nehmen mußte.

Diese Möglichkeit aber, daß das urverwandt scheinende erst später von Stamm zu Stamm gewandert sein kann, hat zuweilen ihre historische Bedeutung.

So hat in den Pfahlbauten der Poebne bisher nicht das Silber nachgewiesen werden können (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 21), während doch nach der gewöhnlichen Anschauung dieses Metall, wie aus der Vergleichung von oskisch *aragetud* : lat. *argentum* hervorgehen würde, den Uritalikern bekannt sein mußte. Man könnte daher vielleicht aus diesem Umstand einen Beweis gegen die Annahme, daß jene Pfahlbauten von Italikern bewohnt gewesen seien, herleiten, wenn eben nicht die Möglichkeit vorhanden wäre, daß die Zeit jener Niederlassungen und die Zeit, wo sich in den noch dialektisch eng verbundenen Stämmen Italiens die Kenntnis des Silbers verbreitete, eine vielleicht um Jahrhunderte verschiedene gewesen sei. Haben sich doch auch frühzeitig griechische Wörter wie *ϑησαυρός* (osk. *thesavrom*, *thesavrei*, lat. *thesaurus*), *Φερσεφόνη* (pälign. *Perseponas*, lat. *Prosepnais*), *τύῤῥις* (osk. *tiurri*, lat. *turris*, vgl. O. Weise Die griech. Wörter in der lat. Sprache p. 34, 195) in der Art unter den italischen Stämmen und Dialekten verbreitet, daß sie den Schein von Urverwandtschaft erwecken könnten.

Überhaupt sind hier aber noch einige Bemerkungen über die Benutzung der Lehnwörter für kulturhistorische Zwecke zu machen.

Wir haben oben (vgl. p. 102) gesagt, daß ein in einer Sprache vorhandenes Lehnwort im allgemeinen den Schluß gestatte, daß auch der von ihm bezeichnete Begriff durch das betreffende Volk aus der Fremde entlehnt sei, und gewiß ist dies im großen und ganzen richtig. Wie wir aus unseren Wörtern Tabak, Kartoffel, Champagner u. s. w. ersehen, von wo oder durch welche Vermittlung diese wichtigen Kulturgegenstände uns überbracht worden sind, so lehren uns die aus lat. *murus* „Mauer" entlehnten irisch *múr*, ahd. *mûra*, *muri*, neusl. *mir*, kleinruss. poln. *mur*, lit. *múras*, alb. *mur* u s. w., wer die Lehrmeister des nördlichen Europas im Stein- und Mauerbau gewesen sind. Oder so führt uns das lat. *mina* durch das griech. *μνᾶ* nicht nur bis zu dem hebräisch-assyrischen *maneh*,

mana, von wo wieder das ägyptische *mn* ausgegangen ist, sondern vielleicht bis in die vorsemitische Sprache Babylons, zu dem accadischen *mana*, den Weg uns weisend, auf welchem in grauer Urzeit die Erfindung von Maß und Gewicht von Volk zu Volk sich Bahn gebrochen hat.

Trotzdem aber müssen wir uns erinnern, daß weder überall das Vorhandensein eines Lehnworts eine Entlehnung des Begriffs, noch eine Entlehnung des Begriffs allemal das Vorhandenseins eines Lehnworts voraussetzt. Was den ersten dieser beiden Punkte anbetrifft, so pflegen in Zeiten, in welchen ein Volk starker kulturhistorischer Beeinflussung durch ein Nachbarvolk ausgesetzt ist, auch solche Wörter aus dem einen Sprachschatz in den anderen übernommen zu werden, welche längst geläufige Dinge oder Begriffe bezeichnen, wie es z. B. bekannt ist, daß der große Reichtum des englischen Sprachschatzes zum Teil auf dem Nebeneinanderbestehen synonymer „klassischer" und „teutonischer" Wörter beruht.

Den gleichen Fall müssen wir aber auch in früheren Sprachperioden im Auge behalten. So pflegt es zu geschehen, daß bei nahen Völker- und Kulturberührungen gewisse Benennungen unsittlicher Personen oder Verhältnisse von dem niedriger stehenden Volk aus dem Sprachschatz des höher gebildeten übernommen werden: Das phönicisch-hebräische *pillegesh* „Buhle" ist in das Griechische (*παλλακίς*) und in das Lateinische (*pelex*) eingedrungen, das griech. *πορνικός* in das armen. *pornik* (Lagarde Armen. Stud. p. 130), das röm. *meretrix* in das irische *mertrech* (Windisch J. T. p. 687) und altengl. *miltestre*, das weißrussische *kúrva* in das lit. *kùrwa* (Brückner Die slav. Fremdwörter p. 100). Die Finnen haben sogar d r e i Bezeichnungen des Freudenmädchens (*huora* : schwed. *hora, portto* : altn. *portkona, kurva* : slav. *kurŭva*) von ihren Nachbarn entlehnt. Trotzdem scheint mir, aus diesem Thatbestand auf das einstmalige Nichtvorhandensein unerlaubter Geschlechtsverbindungen bei jenen Völkern schließen zu wollen (vgl. z. B. Ahlqvist a. a. O. p. 214) ebenso kühn zu sein, als wenn einer behaupten wollte, die Deutschen hätten, bevor sie das franz. *maitresse* kennen lernten, nichts von Kebsen gewußt.

Oft blieben neben dem Fremdling die einheimischen Wörter bestehen, wie es zum Teil bei den ebengenannten Ausdrücken

der Fall ist (vgl. griech. *πόρνη*, lat. *scortum*, lit. *kĕkszė*, germ. *hure*), oft ward aber auch der genuine Name durch den fremdländischen verdrängt, und es fehlt dann die Möglichkeit, allein aus sprachlichen Mitteln das Vorhandensein oder Fehlen des betreffenden Begriffs vor der Entlehnung zu beweisen.

Aber auch die Möglichkeit, daß eine Sprache einen entlehnten Kulturbegriff aus eigenen Mitteln benennt, verwirklicht sich nicht selten. Offenbar verhalten sich die verschiedenen Sprachen, vor die gleiche Aufgabe gestellt, fremdes Kulturkapital zum Ausdruck zu bringen, verschieden. Während die Finnen bei ihrem Eintreffen an der Ostsee den kulturhistorisch wichtigen Sprachschatz ihrer Nachbarn, so zu sagen, mit Haut und Haren verschlungen haben, während die nordeuropäischen Sprachen indog. Stammes aus den klassischen Sprachen, das Römische aus dem Griechischen ganze Wörterbücher voll Entlehnungen aufweisen, haben sich die Griechen selbst in ihrem Abhängigkeitsverhältnis dem Orient gegenüber eigenartig und schöpferisch gezeigt. Während ihre Sprache in älterer Zeit nicht 100 deutlich nachweisbare Lehnwörter aus dem Semitischen enthält (nach A. Müller vgl. oben p. 104), haben sie zur Bezeichnung ausländischer Dinge, wie es scheint, weit häufiger als andere Völker eigene und echt griechische Ausdrücke wie *ὕαινα* „Hyäne" (: *ὗς*), *ῥινοκέρως* „Rhinoceros" (: *ῥίς* u. *κέρας*) und viele andere gebildet, die dann gewöhnlich in griechischem Kleid durch das übrige Europa gewandert sind. Die Gründe dieses sowohl im einzelnen Fall als auch im großen und ganzen verschiedenartigen Verhaltens der Sprachen sind offenbar mannigfaltige. Der größere oder geringere Grad geistiger Begabung oder kulturgeschichtlicher Entwicklung des empfangenden Teils, die plötzliche oder allmähliche und stäte Einwirkung des gebenden Teils, der Umstand, ob ein neuer Kulturgegenstand zuerst in fremdem Land geschaut oder von Fremden in das eigene Land gebracht ward, alles das mögen Faktoren sein, welche hierbei zu berücksichtigen sein werden. Jedenfalls verdienen diese Fragen, denen O. Weise in einem trefflichen Aufsatz Wortentlehnung und Wortschöpfung zuerst seine Aufmerksamkeit zugewendet hat (Zeitschrift für Völkerpsych. u. Sprachw. XIII, 233 f.), eine eingehende Untersuchung.

VII. Kapitel.

Folgerungen.

Die Sprachwissenschaft ist nicht imstande, allein aus eignen Mitteln die indog. Urzeit zu erschließen. Zusammenfassung der Bedenken gegen dieselbe. Verhältnis der Sprachvergleichung zu Geschichte und Paläontologie.

Wir sind nunmehr bei dem Punkte angekommen, wo wir uns die Frage vorzulegen haben, ob die vergleichende Sprachwissenschaft, auf ihre eigenen Mittel angewiesen, denn nun wirklich imstande sei, eine zuverlässige Erforschung der indog. Vorzeit herbeizuführen? Ich glaube, daß nach allem, was wir bisher auseinandergesetzt haben, die Antwort nur in verneinendem Sinne ausfallen kann.

Rekapitulieren wir kurz die Schwierigkeiten, welche den kulturhistorischen Schlüssen aus sprachlichem Material im Wege stehen, so nimmt unter denselben die lückenhafte Überlieferung des indogermanischen Wortschatzes die bedeutendste Stelle ein. Der Umstand, daß uns die Mittel der Entscheidung darüber fehlen, ob eine nur in einer Reihe von Sprachen belegbare Gleichung auf einer näheren Verwandtschaft der betreffenden Sprachen beruhe, oder ob auch die übrigen ursprünglich an derselben participiert haben, bewirkt, daß wir überhaupt nicht bis zu einer kulturhistorischen Einheit in chronologischem Sinne vorzubringen imstande sind; denn Dinge oder Begriffe, durch deren Vorhandensein wir die Urzeit zu charakterisieren wähnen, können rücksichtlich ihres Bekanntwerdens durch Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende getrennt sein.

Auch läßt uns unsere Unkenntnis der in den vorhistorischen Epochen der Sprache wirkenden Gesetze der Wortbildung häufig im unklaren darüber, ob eine in Wurzel- und Suffixsilben identische Wortreihe wirklich auf ein einheitliches Prototyp zurückgeht, oder ob die Übereinstimmung nicht durch gleiche Sprachvorgänge erst innerhalb des Lebens der einzelnen Sprachen erzeugt worden ist, während umgekehrt auch bei denjenigen Wörtervergleichungen, welche nur auf Wurzelverwandtschaft basieren, die Möglichkeit vorhanden ist, daß sie von einer einheitlichen Urform ausgegangen seien und erst in den Einzelsprachen die Identität ihrer Wortbildung eingebüßt haben. Ist aber nun auch eine Gleichung derart, daß wir mit Recht das Vorhandensein irgend eines bestimmten Wortes in der Ursprache folgern zu können glauben, so erhebt sich aufs neue die Frage, welches die urzeitliche Bedeutung dieses Wortes gewesen sei, und gerade hier zeigte sich die Sprachwissenschaft besonders häufig außer Stande, eine befriedigende Antwort zu geben. Schließlich ließ sich auch der Zweifel, ob eine etymologische Entsprechung auf Urverwandtschaft oder alter Entlehnung beruhe, oft in wichtigen Fällen nicht beseitigen.

Will man sich durch ein praktisches Beispiel davon überzeugen, wie überaus unsicher die nur auf Etymologien beruhenden Schlüsse über die Kultur der Indogermanen zu sein pflegen, so stelle man sich die Urteile zusammen, welche die namhaftesten Sprachforscher, Männer wie Pictet (vgl. oben p. 114), Schleicher (vgl. oben p. 33), M. Müller (vgl. oben p. 36), L. Geiger (vgl. a. o. p. 121 a. O.), Hehn (vgl. oben p. 49), Benfey (vgl. oben p. 36, 57) und andere über die Bekanntschaft oder Nichtbekanntschaft der Indogermanen mit den Metallen ausgesprochen haben. Man wird dann finden, daß in dieser Frage nur eines sicher ist, daß nämlich das Vorhandensein keines Metalles für die Urzeit sicher, d. h. von allen oder den meisten Gelehrten gebilligt ist. Alle Metalle werden, eines wie das andere, für die Urzeit behauptet und geleugnet, obgleich doch die sprachlichen Thatsachen dieselben sind, und obgleich wir es hier nicht mit Dilettanten, sondern mit bewährten Meistern der Sprachforschung zu thun haben.

Wenn so vor einer Überschätzung der „linguistischen Paläon-

tologie zu warnen ist, so sind wir doch weit davon entfernt, die Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung für vorzeitliche Studien gering anzuschlagen. Wie weit wir auch in der Geschichte eines einzelnen Volkes an der Hand historischer Zeugnisse oder vieldeutiger Mythen und Sagen vorzudringen vermögen, ein jeder weiß doch, wie bald jegliche Führung versagt. Auch die archäologische Paläontologie führt hier nur um Schritte weiter und selbst dann nur in Fällen, in denen es, wie z. B. bei den italienischen Pfahlbauten, möglich ist, die wiedererstandenen archäologischen Denkmäler mit einiger Wahrscheinlichkeit einem bestimmten Volke zuzuschreiben. Leider ist dies bis jetzt nur selten gelungen, so daß für den Kulturforscher und Ethnographen auf dem Schauplatz der kühnen und weittragenden paläontologischen Fragen noch immer der völkergeschichtliche Hintergrund und damit auch jeder chronologische Anhalt mangelt. Wer waren jene Anwohner nördlicher Gestade, die uns in ihren „Kjökkenmöddings“ die Spuren ihres Daseins hinterlassen haben? Waren sie von gleichem Fleisch und Blut wie die heutige Bevölkerung jener Gegenden, oder waren sie fremden Stammes? In welchem Verhältnis standen sie zu jenen alten Europäern, die in die Seen der Schweiz ihre Pfähle rammten und auf ihnen ihre schmucklosen Hütten zimmerten? Muß doch die Epoche, in welcher sowohl die Kjökkenmöddinger-Menschen Dänemarks als auch die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten in Europa lebten, der Fauna nach zu schließen im großen und ganzen dieselbe gewesen sein; werden doch aber beide alte Bevölkerungen wieder durch die große Kluft von einander geschieden, daß im Süden die Zähmung der Haustiere eine schon weit vorgeschrittene ist, während im Norden bis jetzt nur der Hund als Genosse des Menschen hat nachgewiesen werden können.

So bleibt denn in Wahrheit zwischen der ältesten, erreichbaren Epoche der Einzelvölker und derjenigen Zeit, in welcher dieselben noch mit anderen Völkern, vielleicht mit dem ganzen indog. Stamm verbunden waren, eine breite Kluft bestehen, die, wenn auch nur an gewissen Stellen, ausschließlich an der Hand der Sprachvergleichung übersprungen werden kann. Immer aber sollte man sich erinnern, daß in den besten Fällen die Sprache nur das Knochengerüst eines Kulturbegriffes hergibt, daß es mit

Fleisch und Blut nur die vergleichende Kulturgeschichte umhüllen kann. Daß die Indogermanen den Begriff des Hauses kannten, lehrt, da sich skrt. *damá*, lat. *domus*, griech. *δόμος*, slav. *domŭ* decken, der Sprachforscher, wie hingegen diese Häuser beschaffen waren, kann im wesentlichen nur der Prähistoriker und Geschichtsforscher ermitteln. Sollen wir daher die Quintessenz unserer Darlegungen noch einmal zusammenfassen, so kann dies in den beiden Sätzen geschehen: Die Sprachvergleichung allein ist nicht imstande, die vorhistorische Kultur der Indogermanen zu erschließen, sollen wir auf diesem schwierigen Gebiete Schritt für Schritt vorwärts kommen, so kann dies nur geschehen, wenn sich Sprachforschung, Prähistorie und Geschichtsforschung zu gemeinsamer Arbeit schwesterlich die Hände reichen.

* Vgl. weiteres Abh. IV, Kap. I.

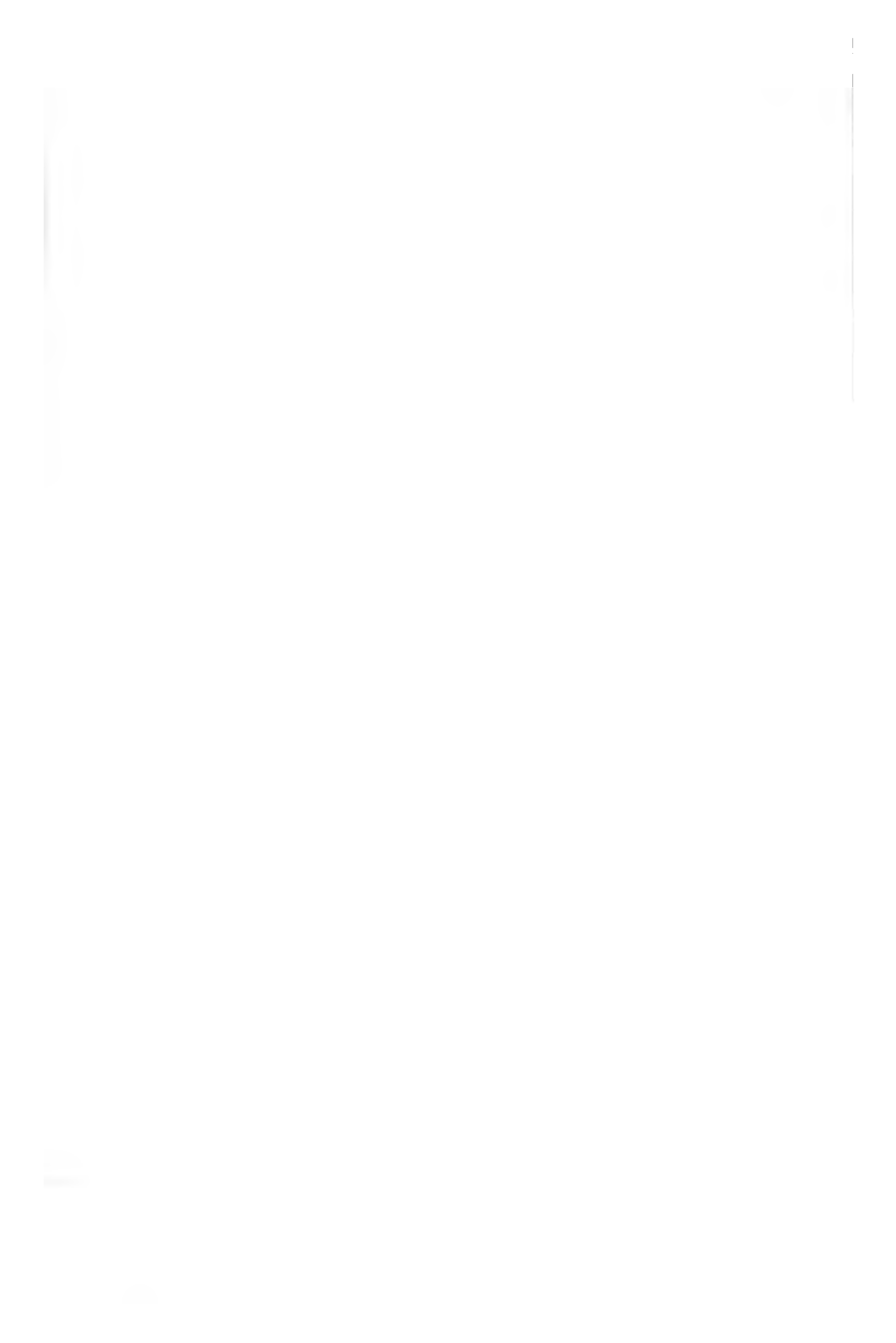
III.

Das Auftreten der Metalle,

besonders

bei den indogermanischen Völkern.

Quod superest, aes atque aurum ferrique repertum est
Et simul argenti pondus plumbique potestas.



I. Kapitel.

Einleitung.

Wenn die Geschichte der menschlichen Kulturentwicklung nicht unpassend einem gewaltigen Strome verglichen werden kann, der aus vielen, zum teil unentdeckten Quellen entspringend dem Ocean der Zukunft zufließt, so haben für den Kulturforscher diejenigen Stellen dieses Stromlaufes ein besonderes Interesse, wo ein breiter Nebenfluß dem Mutterstrome sich verbindet, so daß dieser nun mit erhöhtem Wogenschwall dahinflutet.

Zu jenen großen Wendepunkten der Kulturgeschichte darf das Bekanntwerden der Menschheit mit den Metallen mit Fug gezählt werden. Denn in so mannigfaltiger Weise durchdringen die geheimnisvollen Schätze der Tiefe, nachdem sie einmal gehoben sind, Leben und Treiben des Menschen, daß unter ihrem Einfluß allmählich eine neue Generation, ein anderes Zeitalter hervorzuwachsen scheint. Es bedurfte daher nach der Anschauung der alten Naturphilosophen eines außergewöhnlichen Ereignisses, um die metallenen Eingeweide der Erde an das Licht des Tages zu kehren. Ein ungeheuerer Brand hatte nach Lucrez *De rerum natura* V, 1250 ff. einstmals weite auf metallischem Grund stehende Wälder erfaßt:

> *Quidquid id est, quaquomque ex causa flammeus ardor*
> *Horribili sonitu silvas exederat altis*
> *Ab radicibus, et terram percoxerat igni;*
> *Manabat venis ferventibus, in loca terrae*
> *Concava conveniens, argenti rivus et auri,*
> *Aeris item et plumbi.*

In gleicher Weise hatten sich nach Poseidonius bei Strabo c. 147 die Reichtümer Spaniens an Gold und Silber verraten.*) In der finnischen Sage (Kalevala IX) war das aus den vollen Brüsten dreier von Ukko geschaffenen Jungfrauen auf die Erde geträufelte Eisen vor seinem rasenden Bruder, dem Feuer, geflohen und hatte

In den schwankungsreichen Sümpfen	In den sprudelreichen Quellen
Auf der Sümpfe breitem Rücken	An des jähen Berges Abhang

Zuflucht gesucht, bis es von „dem ew'gen Schmiedekünstler" Ilmarinen entdeckt und in die Schmiede getragen ward u. s. w.

Versuchen wir hier die wichtigsten Seiten ins Auge zu fassen, nach denen die Metalle das Kulturleben der Menschheit umgestaltet haben, so ist es fürwahr ein hartes Stück Arbeit gewesen, das auf dem Boden unserer europäischen Heimat des Menschen harrte, ehe er Raum schaffte für sich und die Seinen. Dichter Urwald, dessen Anfang oder Ende erreicht zu haben, keiner der Insassen sich rühmen kann, bedeckt das Innere. Die deutschen Ortsnamen, in denen kein Begriff mit solcher Mannigfaltigkeit wie „Wald" und „Busch" wiederkehrt, sind ein treuer Spiegel des einstigen Waldüberflusses. Ungebändigt brausen durch den Urwald die Ströme einher, bald zu wütenden Schnellen sich verengend, bald in breite Moräste sich verlaufend. *Aut silvis horrida aut paludibus foeda,* das ist die Schilderung Alt-Germaniens aus des Römers Feder. Auch die Gestade des Mittelmeers umschließt in der Urzeit noch nicht der immergrüne Gürtel, welcher heute dem Süden sein eigenartiges Gepräge aufdrückt. Der nützliche Ölbaum, die feurige Rebe, der ehrende Lorbeer, die glückverkündende Myrte, sie alle haben ihre südlich-syrische oder nördlich-pontische Heimat noch nicht verlassen. Ernster Eichenwald und düstere Fichten verhüllen noch die klassischen Stätten, und nur „der sanfte Hauch, der vom blauen Himmel weht", verkündet sonnigere Zeiten.

---

*) *Οὐ γὰρ ἀπιστεῖν τῷ μύθῳ φησὶν ὅτι τῶν δρυμῶν ποτε ἐμπρησθέντων ἡ γῆ τακεῖσα, ἅτε ἀργυρῖτις καὶ χρυσῖτις, εἰς τὴν ἐπιφάνειαν ἐξέζεσε διὰ τὸ πᾶν ὄρος καὶ πάντα βουνὸν ὕλην εἶναι νομίσματος ὑπό τινος ἀφθόνου τύχης σεσωρευμένην.*

Wie die Pflanzenwelt ist auch die Tierwelt wilder und bedrohlicher. Zwar sind die alten Rieseneinwohner Europas, das Mammut und Rhinoceros längst verschwunden, auch das Renntier hat sich frühzeitig nach dem Norden zurückgezogen; aber noch streifen, zum mindesten bis in die Alpenthäler, der Ur, das Wiesent, der Elch. Eber, Wölfe und Bären sind in Überfluß vorhanden; zwischen Karpathen und Balkan muß sogar der Löwe seine gefährlichen Streifzüge unternommen haben. Langsam an den Wasseradern der Flüsse und von den Gestaden der Meere aus dringt der Mensch und mit ihm die Civilisation nach dem Innern vor. Aber wie anders wird der harte Kampf ums Dasein mit der ehernen oder eisernen Axt geführt als mit der unbeholfenen Steinwaffe. Schneller rodet sich der Wald zum Platz für den Menschen und seine Ansiedlungen, stattlicher erhebt sich das wohlgezimmerte Wohnhaus, tiefer greift der eiserne Karst ein, um der nahrungsspendenden Erde das verheißungsvolle Korn anzuvertrauen.

Wie aber der erzgespitzte Pfeil die Beute des Waldes sicherer erlegt, so trifft auch das eiserne Schwert besser den feindlichen Mann, und nicht mit Unrecht sehen die alten Dichter den Krieg so recht als eine Ausgeburt des „eisernen“ Zeitalters an, wenn auch andere der Wirklichkeit entsprechender den blutigen Streit keiner Epoche versagen:

Arma antiqua manus ungues dentesque fuerunt,
Et lapides et item silvarum fragmina rami.
(Lucrez V, 1282.)

Unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro
Pugnabant armis, quae post fabricaverat usus.
(Horaz Sat. I, 3.)

Das Eisen kämpft die Händel aus, welche die *auri sacra fames* (Vergil) erregt:

Effodiuntur opes, irritamenta malorum.
Jamque nocens ferrum ferroque nocentius aurum
Prodierat: prodit bellum, quod pugnat utroque.
(Ovid. Met. I, 140 ff.)

Einfach und nur zur Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse gebildet sind die Gerätschaften der Steinzeit, wenn sich

auch der dem Menschen eingeborene Trieb nach Schönheit selbst bei ihnen nicht gänzlich verleugnet. Mit der Kunst, die Metalle zu formen, erwacht ein höherer Sinn für Schmuck und Zierrat Neben Äxten, Pfeilen und Messern finden sich nun auch Schwerter, Lanzen, Sicheln, Ohrringe, Armspangen, Nadeln, Ringe und dergl. Die Verzierungen an diesen Gegenständen werden kühner und komplicierter, Nachbildungen von Tieren und Pflanzen werden versucht (vgl. J. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit p. 14). Alle diese Kunstobjekte aber fordern eine ausgebildete und häufig geübte Geschicklichkeit, und wenn bisher jeder einzelne im Volke imstande war, was Haus und Hof bedurfte, ja selbst das einfache Thongeschirr und anspruchslose Gewebe seiner Kleider — denn beides sind uralte Künste — mit eigner Hand zu fertigen, so tauchen jetzt aller Orten Erzählungen auf von der großen Fertigkeit einzelner im Schmieden und Bearbeiten der Erze. Das Bedürfnis nach Arbeitsteilung wird deutlicher empfunden. Die Metallurgie ist der erste Grundpfeiler des aufblühenden Gewerbes.

Aber ungleichmäßig hat die Natur ihre kostbaren Metallschätze über den Erdboden verbreitet, und von dem unerschöpflichen und fabelhaften Reichtum bevorzugter Gegenden hören die Bewohner ärmerer Distrikte mit Staunen und Verlangen. So scheint das zur Herstellung der Bronze erforderliche Zinn im Altertum nur an drei, von den Centren der Kultur ziemlich entfernten Stellen gewonnen worden zu sein: im westlichen Iberien, auf den nach ihm benannten Cassiteriden und am Nordrand Irans, dem heutigen Chorassan. (Vgl. K. Müllenhoff Deutsche Altertumskunde I, 99 und K. E. v. Baer Von wo das Zinn zu den ganz alten Bronzen gekommen sein mag? Archiv für Anthropologie IX, 263 ff.). Dennoch ist die Bronzearbeit im frühsten Altertum von den Ufern des Nils bis hin nach Ninive und Babylon verbreitet. Der erfindungsreiche Mensch ist somit darauf angewiesen, die Gaben, die ihm das eigene Vaterland versagt, sich aus der Ferne zu holen, und mag auch die Habsucht das Steuer führen, wenn der zerbrechliche Kiel die unbekannte, schrecknisvolle Meeresflut durchschneidet: aus der niederen Begierde steigt der Genius des Fortschrittes, die Anfänge der Erdkunde, der Schiffahrt, des Handels und Verkehrs:

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.
(Schiller.)

Phönizische Flotten segeln zu König Salomos Zeiten nach dem goldreichen Ophir, nach dem silberspendenden Tarschîsch in Südspanien. Eine carthagische Flotte unter Himilco entdeckt auf ihrer Fahrt nach den Zinninseln die europäische Küste bis England. In der Odyssee erzählt der Taphier Mentes (Athene)

νῦν δ' ὧδε ξὺν νηὶ κατήλυθον ἠδ' ἑτάροισι
πλέων ἐπὶ οἴνοπα πόντον ἐπ' ἀλλοθρόους ἀνθρώπους
ἐς Τεμέσην μετὰ χαλκόν, ἄγω δ' αἴθωνα σίδηρον.

Indem aber so die Metalle als wertvolle Ware von Meer zu Meer und von Küste zu Küste wandern, ward ihnen eine weitere Aufgabe von unermeßlicher Bedeutung zu teil, in der Gestalt der Münze den Verkehr sowohl zwischen den einzelnen, wie auch zwischen den Völkern zu erleichtern.*) Das uralte Wert- und Tauschobjekt der Hirten- und Ackerbauvölker ist ihr kostbarster Besitz, ihre Herden, besonders das Rindvieh, die Kuh. Lat. *pecunia, peculium* sind bekanntlich nichts weiter als Ableitungen von *pecus* „Vieh“, im Gotischen bezeichnet *faihu*, im Angelsächsischen *feoh* noch „Geld“ und „Vieh“ ꝛc. Auch bei Homer sind die Rinder noch das gewöhnliche Tauschmittel; daneben kennt er aber bereits als solches die Metalle, sowohl Gold als auch Erz und Eisen:

ἔνθεν ἄρ' οἰνίζοντο καρηκομόωντες Ἀχαιοί,
ἄλλοι μὲν χαλκῷ, ἄλλοι δ' αἴθωνι σιδήρῳ,
ἄλλοι δὲ ῥινοῖς, ἄλλοι δ' αὐτῇσι βόεσσιν,
ἄλλοι δ' ἀνδραπόδεσσι.
(Il. VII, 473 ff.)

Nirgends aber läßt sich der Übergang von dem alten, einfachen Tauschverkehr zum Gebrauche der Münze besser als bei dem römischen Volke verfolgen. Die ältesten gesetzlichen Bußen sind hier noch in Schafen und Rindern festgesetzt; allmählich aber

*) Näheres über das Folgende Vf. Handelsgeschichte und Warenkunde I, 111—141.

gewöhnt man sich, neben dem Vieh noch einen anderen Wertmesser, das Kupfer (*aes*) zu gebrauchen. Es ist ungeformt (*aes rude*) und wird beim Verkauf zugewogen, bis endlich der Staat der Willkür in Form und Feinheit des Metalles ein Ende macht, den Kupferbarren eine regelmäßige Form giebt und dem neugegossenen Stück eine Marke (*aes signatum*) aufdrückt, die, charakteristisch genug, ein Rind, ein Schaf oder ein Schwein darzustellen pflegt. Erst viel später (*anno* 451 v. Chr.) wird das Kupfer mit Wertzeichen versehen und unabhängig von der Wage gemacht — die Münze ist fertig (vgl. F. Hultsch Griechische und römische Metrologie p. 188 ff.).

Der so in kurzen Zügen geschilderte Einfluß der Metalle auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist aber freilich — das dürfen wir nicht vergessen — erst dann ein völliger, wenn alle äußeren und inneren Vorbedingungen dazu gegeben sind, daß dieselben als Hebel eines höheren Kulturfortschrittes wirken können, und es ist nichts seltenes, daß Völkerstämme, auch nach ihrem Bekanntwerden mit den Metallen, auf einer sehr primitiven Stufe ihrer Ausbeutung und Benutzung stehen geblieben sind. So bot den nordamerikanischen Indianerstämmen am Oberen See die Natur ihrer Heimat gediegenes Kupfer in solcher Menge dar, daß dasselbe der Aufmerksamkeit dieser Wilden kaum entgehen konnte. Die ersten Europäer fanden daher dasselbe auch bei ihnen bereits zu Äxten und Armspangen &c. verwendet, doch so, daß diese Gegenstände lediglich durch Bearbeitung des Erzes vermittelst des Hammers ohne Feuer gewonnen wurden (vgl. R. Andree Die Metalle bei den Naturvölkern p. 139 ff.). Die Hottentotten verstanden sich sogar darauf, Eisenerze in zu diesem Zweck gegrabenen Löchern zu schmelzen und eiserne Waffen zu verfertigen, wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sich diese Kunst in sehr früher Zeit von den nordöstlichen Küsten auf dem Wege des Tauschhandels in das Innere Afrikas verbreitet habe*), wie denn schon der *Periplus*

*) Jedenfalls scheint das Eisen im südlichen Afrika am ersten bekannt gewesen zu sein; denn die Bachapin, ein Kaffernstamm, sollen alle Metalle vom Standpunkt dieses Metalles (*tsipi*) aus benennen, nämlich Gold *tsipi e tseka* gelbes Eisen, Silber *tsipi e shu* weißes Eisen, Kupfer *tsipi e kubila* rotes Eisen. Vgl. Rougemont Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident p. 14.

maris erythraei (§ 6) von einem ausgedehnten Handel mit Metallen und metallenen Gegenständen von der Südwestküste des arabischen Meeres aus zu erzählen weiß. Trotzdem hatten sich aber diese Stämme in anderer Beziehung aus dem Zustande niedrigster Roheit in keiner Weise emporgeschwungen. Aber abgesehen von diesen und anderen dem Strome menschlicher Kulturentwicklung fern liegenden Stämmen, ist der Appell nicht überhört worden, der aus den Eingeweiden der Erde emporschallt.

Ob und inwieweit die Indogermanen schon vor ihrer Trennung an den geschilderten Segnungen der Metalle und der Metallurgie teil genommen, oder, wenn dies nicht der Fall sein sollte, von welchen Ausgangspunkten, in welchen Richtungen und in welcher Zeit die Kenntnis der Metalle sich bei den einzelnen oder vielleicht auch noch in Gruppen verbundenen indog. Völkern verbreitet habe, diese Fragen sollen den Mittelpunkt der folgenden Untersuchung bilden, welche allerdings oft genug die Grenzen des indogermanischen Völkergebietes zu überschreiten genötigt sein wird.

II. Kapitel.

Die Namen der Metalle im allgemeinen.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die von einem Volke gekannten und ausgebeuteten Metalle in dem Bewußtsein desselben eine in sich geschlossene Kette von Gegenständen bilden. Zwar folgt dies nicht aus einem etwa frühzeitig vorhandenen Gesamtnamen der unterirdischen Metallschätze. Ein solcher beginnt im Gegenteil, wie dies fast mit allen Gattungsnamen der Fall ist, erst in sehr später Zeit sich Bahn zu brechen. Ist man in früheren Epochen genötigt, eine Gesamtheit von Metallen auszudrücken, so gebraucht man *partem pro toto*, d. h. man setzt für die Gattung den Namen desjenigen Metalles, welches eine besondere Bedeutung in dem Leben der Sprechenden besitzt. In diesem Sinne werden skrt. *áyas (aes)*, zend. *ayañh*, auch *ayôkhshusta* „flüssiges Metall" (parsi *ayôkhsasta*, npers. *ayôkshust*), griech. *χαλκός*, hochd. *erz*, slav.-lit. *ruda* und andere, über deren eigentliche und ursprüngliche Bedeutung des weiteren zu handeln sein wird, gebraucht.

Dagegen ist das griechisch-lateinische *μέταλλον-metallum*, aus welchem einerseits neugr. *μέταλλον* und armen. *metal*, andererseits irisch *mitall* (Stokes *Irish glosses* p. 96) und die romanischen Wörter franz. *métal* 2c. (vgl. Diez Etym. W.[4] p. 208) 2c. hervorgehen, in der Bedeutung eines Gattungsnamens der Metalle verhältnismäßig sehr jung. Bei Herodot, wo das Wort zum ersten Male begegnet, bezeichnet *μέταλλον* ausschließlich

die Grube, das Bergwerk, und nimmt die Bedeutung Metall erst in der späteren Literatur an. Auch das natürlich entlehnte lat. *metallum* (O. Weise Die griech. Wörter im Lat. p. 153, 458) bedeutet noch Bergwerk und Metall. Die Versuche, das griech. *μέταλλον* aus dem Indogermanischen zu erklären (Curtius Grundz.[5] p. 55, B. B. I, 335), sind nicht gelungen. Auch eine Herleitung aus dem Semitischen (Renan *Histoire des langues sémit.* I[4], 206) ist unternommen worden, indem man griech. *μέταλλον* : hebr. *mâtal* „schmieden“, *m(ĕ)til* „geschmiedeter Stahl“ gestellt hat. So unwahrscheinlich es nun auf den ersten Blick erscheint, daß ein Wort für „Bergwerk“ aus einem Zeitwort für „schmieden“ entstanden sein sollte, so kann man sich doch die Sache so zurecht legen, daß man annimmt, die Phönicier, welche ja sicher den Bergbau in Griechenland eröffnet haben, hätten zugleich mit den Gruben, die sie bauten, auch Schmelz- und Schmiedehütten angelegt, um die gewonnenen Erze sogleich für den Handel mit den Eingeborenen und für den Export bequem und fähig zu machen. Daß solche phönicische Schmelz- und Schmiedehütten wirklich auf griechischem Boden bestanden, geht aus griechischen Ortsnamen deutlich hervor (vgl. darüber unten).

Der innerliche Zusammenhang der Metallnamen wird im Indogermanischen durch die leicht erkennbare Regel bezeugt, daß in den einzelnen Sprachen die Metallnamen durch das gleiche Geschlecht verbunden sind, und zwar durch das Neutrum, welches man „zur Bezeichnung der toten, ruhigen Stoffe hauptsächlich erwarten dürfte“ (J. Grimm Deutsche Grammatik III, 378), im Sanskrit, Zend, Slavischen, Lateinischen und Germanischen, durch das Masculinum im Griechischen und Litauischen; das Femininum findet in der Regel keine Verwertung. Doch läßt sich die Bemerkung machen, daß in den nordeuropäischen Sprachen, je weiter nach Osten, immer mehr Ausnahmen von der ursprünglichen Regel sich finden. Im Germanischen schwankt *stahal* (Graff VI, 827) zwischen Masculinum und Neutrum, *smîda* „Metall“ ist Femininum, im Litauischen sind *rūdà* „Metall, Erz,“ und *geležìs* „Eisen“ Fem., im Slavischen *ruda, mědĭ* „Kupfer“, *ocělĭ* „Stahl“ Fem., *kositerŭ* „Zinn“ Masc. Die historische Erklärung dieser Geschlechtsverhältnisse wird uns später beschäftigen.

Noch deutlicher aber tritt die Zusammengehörigkeit der Metalle in der bemerkenswerten Erscheinung hervor, daß schon in den ältesten Denkmälern der europäisch-asiatischen Kulturvölker sich eine feste und zwar im großen und ganzen übereinstimmende Reihenfolge der Metalle findet, welche durch die vier Hauptpunkte: Gold — Silber — Kupfer — Eisen gleichmäßig charakterisiert wird. Dieselbe kehrt in den altägyptischen Inschriften, in der Bibel, in den assyrischen Keilinschriften, in den Veden wieder, und auch auf altgriechischem Boden wird man in den Hesiodeischen Weltaltern, denen der Dichter nach den vier genannten Metallen ihre Namen erteilt, nichts anderes erblicken dürfen als eine Aufzählung mythisch-phantastischer Kulturstufen an der Hand einer Reihenfolge, welche dem Dichter und seinen Zeitgenossen geläufig war.*) Auch wir werden, da sich wahrhaft historische Anhaltspunkte für eine Aufzählung der Metalle mit Rücksicht auf den Zeitpunkt ihres Bekanntwerdens erst im Laufe unserer Darstellung ergeben werden, im folgenden der genannten Reihenfolge uns anschließen. Bevor wir aber zu den einzelnen Metallen selbst uns wenden, werden wir gut thun, das Handwerk desjenigen Mannes, durch dessen Fertigkeit die Metalle ihre vorzüglichste Bedeutung für die Menschheit gewinnen, das des M e i s t e r S c h m i e d e s etwas näher ins Auge zu fassen.

*) Diese feststehende Reihenfolge der Metalle hat dann schon ziemlich frühzeitig in nicht ganz aufgeklärter Weise Veranlassung gegeben, dieselben der in den religiösen Anschauungen der alten Völker hochwichtigen Reihe der sieben Planeten gleichzustellen und beide nach mancherlei Schwankungen bestimmten Gottheiten zuzuschreiben. Hieraus entsteht dann allmählich die alchimistische Bezeichnung der Metalle, wie sie sich um das XIII. Jahrh. festgesetzt hat:

Gold	*Silber*	*Quecksilber*	*Kupfer*	*Eisen*	*Zinn*	*Blei*
☉	☽	☿	♀	♂	♃	♄
Sol	*Luna*	*Mercurius*	*Venus*	*Mars*	*Jupiter*	*Saturnus*

Vgl. J. Beckmann Chemische Bezeichnung der Metalle in den Beitr. z. Gesch. d. Erfindungen 1792 III, 356 ff. u. Kopp Geschichte der Chemie II, 421 ff.

III. Kapitel.

Der Schmied in Sage und Sprache.

Um keinen menschlichen Beruf hat die Sage goldnere Fäden gewoben wie um das Handwerk des Meister Schmiedes, welches in den mythologischen und sagenhaften Anschauungen der meisten Völker in die grauste Vorzeit gerückt wird. Wie in der Bibel (Mos. I, 4, 22) lange Zeit vor der Sündflut Thubalkain geboren wird, der Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk, so schmiedet schon im Rigveda Tvashtâ dem grimmigen Indra den Donnerkeil. Das Zendavesta kennt als Genius der Metalle einen der sieben *Amêsha speñta Kshathra vairya.* Den griechischen Olympos versieht der kunstreiche Hephästos, den lateinischen Vulcanus mit künstlicher Metallarbeit, schon in dem altehrwürdigen *carmen saliare* war der Name eines Schmiedekünstlers Mamurius genannt, und in dem Völuspaliede der Edda heißt es Str. 7:

Die Asen einten sich auf dem Idafelde
Haus und Heiligtum hoch sich zu wölben.
Erbauten Essen und schmiedeten Erz,
Schufen Zangen und schön Gezäh.
(Simrock.)

Wird aber so in den Vorstellungen der indog. Sagenwelt die Kunst des Schmiedes in die fernste Vorzeit hinauf gerückt, so liegt die für unsere ganze Untersuchung hochwichtige Frage schon jetzt nahe, ob die Indogermanen schon vor ihrer Trennung das Schmiedehandwerk gekannt haben? Denn sind wir imstande,

diese Frage zu bejahen, so würde schon hieraus die Bekanntschaft der indog. Urzeit mit gewissen Metallen mit Notwendigkeit folgen.

Betrachten wir zunächst die Namen des Schmiedes, wie sie bei den indog. Völkern sich finden, so ergiebt sich zuerst, daß eine etymologische Verwandtschaft derselben auf indog. Boden nicht besteht. Eine Ausnahme von dieser Regel macht nur einmal altsl. *vŭtrĭ* „Schmied“ = altpreuß. *wutris* (*autre* „Schmiede“), das andremal germ. *smîdar* = altsl. *mĕdarĭ*; indessen können in letzterem Falle auch selbständige Ableitungen von *smîda* „Metall“ und *mĕdĭ* „Kupfer“, über deren Verhältnis unten zu handeln sein wird, vorliegen. Hingegen haben fast alle Völker genuine, und zwar gewöhnlich durch alle Dialekte sich ziehende Benennungen des Schmiedes, wie im Germanischen ahd. *smid*, agls. *smith*, altn. *smiđr*, got.-*smiþa*, im Keltischen ir. *goba*, bret. corn. cymr. *gof*, im Italischen lat. *făber*, picenisch *fâber**) (*forte faber* F. Bücheler lex. it. p. IX). Auch liegt das hohe Alter dieser Wörter in ihrer frühzeitigen Verwendung zu Eigennamen ausgesprochen. Schon im Rigsmal v. 21 begegnet ein *Smiđr;* dazu vergleiche man das lat. *Fabricius* und das altgallische *Gobannitio* (*Caes. de bell. gall.* VII Kap. 4), ir. *Gobanus*, cymr. *Gouannon*.

Entlehnungen aus einer indog. Sprache in die andere finden zuweilen (z. B. in lit. *rudininkas* aus poln. *rudnik* und alb. *κοβάτσ̈-ι* : altsl. *kovačĭ*), Entlehnung aus einer nichtindog. in eine indog. Sprache sehr selten (z. B. in alb. *αλbáν-ι* aus dem Türkischen) statt. Hingegen sind die indog. Wörter für Schmied öfters über die Grenzen dieses Sprachstammes hinausgedrungen; so das germanische Wort zu den Lappen (*smirjo, smid*), das slav. *kovačĭ* zu den Magyaren (*kovács*), das lit. *kálwis*, lett. *kalleys* zu Liven und Esten (*kalev, kalevi*). Letztere Entlehnung würde in sehr alte Zeit zurückgehen, wenn der Name des finnischen Nationalheros und Heldenvaters *kaleva*, der auch als Vater des ewigen Schmiedekünstlers Ilmarinen zu betrachten ist, mit Recht hierher gestellt wird.**)

*) Wurzelverwandtschaft zwischen dem keltischen und italischen Wort ist nicht ausgeschlossen.

**) So nach Ahlqvist Kulturw. p. 58. Anders O. Donner Vergleichendes Wörterb. der finnisch-ugrischen Spr. I, 57, der *kaleva* ꝛc. für genuin hält.

Aus alldem geht hervor, daß sich bei den indog. Völkern zwar sehr frühzeitig, aber noch nicht zur Zeit des ethnischen Zusammenhangs der Brudervölker Bezeichnungen für den Schmied ausgebildet haben müssen.

Was nun den Ursprung der indog. Benennungen des Schmiedes anbetrifft, so ist dieser ein dreifacher. Dieselben sind nämlich entweder Ableitungen von Wörtern, welche Metalle oder das Metall überhaupt bezeichnen, wie griech. *χαλκεύς, σιδηρεύς* : *χαλκός, σίδηρος*, ahd. *smîdar* : *smîda*, altsl. *mědarĭ* : *mědĭ* und *kuznĭcĭ* : *kuznĭ* „*res e metallo cuso factae*“, poln. *rudnik* : *ruda* ꝛc. Auch Bildungen wie npers. *âhangar*, kurd. *hasin-ger* „Eisen bereitend“ : *âhan* „Eisen“ gehören hierher. Aus benachbarten Sprachstämmen vergleiche man lapp. *ravdde* = finn. *rautio* „Schmied“ : finn. *rauta* „Eisen“ und türk. *temirži* „Eisenmann“: *timir* „Eisen“ ꝛc. Oder die Namen des Schmiedes gehen zweitens aus Verbalbegriffen hervor, welche das Schmieden, ursprünglich das Hauen bezeichnen wie lit. *kálwis* : *kálti* = lat. *cellere*, altsl. russ. ꝛc. *kovačĭ* : *kovati*, *kują* (*ku* = lat. *cu-d-ere*, ahd. *houwan* ꝛc.) Drittens endlich pflegen Substantiva mit der allgemeinen Bedeutung „Arbeiter, Kunstarbeiter“ in die engere Bedeutungssphähre des Schmiedes überzugehen. So sskrt. *kârmârá* = *karmâra* : W. *kar* „machen“, lat. *faber* ursprünglich „Handwerksmann“ überhaupt, ir. (neben *goba*) *cerd* (*aerarius*, vgl. Windisch J. T. p. 420) = lat. *cerdô* „Handwerksmann“. Am deutlichsten läßt sich dieser Übergang aber am germanischen Worte got. *smiþa*, altn. *smiðr* ꝛc. verfolgen. Dasselbe hat in den älteren Sprachepochen noch durchaus die Bedeutung des lat. *faber*, weswegen neben ahd. *êrsmid, chaltsmid* ꝛc. auch agls. *vîgsmiđ*, altn. *ljóðasmiðr, bölvasmiðr* „Unheilschmied“, agls. *vundersmiđ* Beóv. 1682, ahd. *urtailsmit* ꝛc. ꝛc. gesagt wird (vgl. Wackernagel Kl. Schriften I, 49). Genau dieselbe Bewandtnis hat es mit dem westfinnischen Namen des Schmiedes *seppä*, welcher diese Bedeutung nicht ursprünglich gehabt haben kann. In der Volkssprache begegnen finn. *runoseppä* „Meister in der Runendichtung“, *purrenseppä* „erfahren im Zimmern der Bote“, estn. *kingsepp* „Schuhmacher“, *rätsepp* „Schneider“ u. a. m. (vgl. Ahlqvist Kulturw. p. 57). Es folgt hieraus, daß selbst wenn in den Namen des Schmiedes gewisse Verwandtschaftsreihen

wie ir. *cerd* = lat. *cerdô* sich finden, daraus noch lange nicht das Vorhandensein eines Wortes für den Schmied in der Urzeit hervorgeht.

Eine wenigstens für spätere Zeiten nicht uninteressante Bezeichnung des Schmiedes bietet schließlich das alb. *jĕβjĭt-ι* = *Αἰγύπτιος*, ngr. *Γύφτος*, engl. *Gypsies*, span. *Gitanos*, eigentlich „Zigeuner". Denn von diesen wird in Orient und Occident zumeist das Gewerbe des Kaltschmiedes (ahd. *chaltsmid* „der ohne Feuer schmiedende") ausgeübt. Die Benennungen des Schmiedes in den Zigeunermundarten selbst (vgl. A. Pott Die Zigeuner in Europa und Asien I, 147) bieten nichts von Bedeutung. Vgl. über die Zigeunerschmiede R. Andree a. a. O. p. 79 ff.

Ganz analoge sprachliche Verhältnisse wie bei den Namen des Schmiedes finden sich in den Benennungen seiner Utensilien und Werkzeuge. So läßt sich in den griechischen Wörtern für diese Dinge (der Amboß hom. *ἄκμων*, der Blasebalg hom. *ἡ φῦσα*, der Schmiedehammer hom. *ἡ ῥαιστήρ* und *ἡ σφῦρα*, die Feuerzange *ἡ πυράγρη*, später *κάρκινοι* „Krebsscheren", die Schmelzöfen hom. *χόανοι* : *χέω*, später *κάμινος*, *θέρμαστρα*, *βαῦνος*) auch nicht eine Spur von Verwandtschaft mit den italischen Wörtern (*incus*, von *cudere* gebildet, wie *ambosz*, ahd. *anapôz* : *pôzan* „*fundere*" und altsl. *nakovalo* : *kovati* oder lit. *priėkālas*, altpr. *preicalis* : *kálti*, *follis*, *malleus*, *forceps*, *fornus*, *fornax*) entdecken.

Aber auch in den ältesten Denkmälern der Inder und Iranier führt trotz ihrer nahen Verwandtschaft das einzige vergleichbare Stück metallurgischer Thätigkeit, der Schmelzofen ganz verschiedene Namen. Im Rigveda heißt derselbe nämlich

dhmâtâ' (*dhmâ'tâ* „der Schmelzer"): *dham*, *dhmâ*, „blasen",
vgl. *dhmâtás dṛtis* „Blasebalg",

im Avesta aber *saêpa* (*ayôsaêpa*, *erezatosaêpa*).*)

---

*) A. Fick Vergl. Wörterbuch I [3] stellt hierher griech. *κίβδη* „Metallschlacke", *κίβδων* „Bergmann" rc. (?). W. Geiger Ostiran. Kultur p. 388 leitet *saêpa* von einer W. *sip* (npers. *siftan* „härten") und zend. *pisra*, ebenfalls „Schmiede", von skrt. *piç* „schmücken" ab. Nach K. Geldner (K. Z. XXV, 585) sind auch zend. *khumba* und *aoni* Schmelzvorrichtungen.

Dazu ist schon in der für die Kenntnis der altiranischen Metallurgie wichtigsten Stelle des Avesta Vend. VIII, 254 f. (vgl. K. Z. XXV. 578 f.) der Schmelzofen mit einem evident semitischen Worte zend. *tanûra*, hebr. *tannûr*, welches auch im Neupersischen, Afghanischen und Armenischen (*Þonir*) 2c. wiederkehrt, bezeichnet. Nicht unmöglich wäre, daß auch das Vorgebirge der eisenreichen Laconica, *Ταίναρον*, in unmittelbarer Nähe der altphönicischen Niederlassungen auf Kythera gelegen, hiervon seinen Namen empfing, ebenso wie eine andere hebräisch-phönicische Bezeichnung der Schmelzhütte *zâr(ĕ)phat* : *zâraf* „schmelzen" in dem Namen der griechischen Insel Seriphos (auch im phön. *Sarepta*) wiederkehrt (vgl. Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 252).

Daß die ursprünglichen Werkzeuge des Schmiedes aus Stein bestanden, zeigt die Häufigkeit der Namen derselben, welche aus alt-indog. Wörtern für Stein hervorgehen. Hierher gehören im Germanischen altn. *hamarr* = ahd. *hamar* : altsl. *kamy*, *kamenĭ* „Stein", im Griechischen *ἄκμων* „Amboß" = skrt. *áçman* „Stein", *κάμινος* „Ofen" : altsl. *kamenĭ* (altsl. *kamina* „Ofen" 2c., magy. *kemény* stammen aus dem gräco-lat. *κάμινος* — *caminus*, unserem *kamîn*), im Sanskrit *áçman* „Hammer" und „Amboß", (später) „Ofen". Eine Rückführung aller der genannten Wörter auf ein urzeitliches, abstufendes Paradigma versucht Bechtel Nachr. d. Ges. d. W. z. Göttingen 1888 p. 402.

Ehe man sich darauf versteht, die Bälge der Tiere (griech. Hesych *θαλλίς* = lat. *follis*) zu Blasebälgen zusammenzunähen, wird man sich mit den Fittigen großer Vögel beholfen haben, wie es denn Rigveda IX, 112, 2, der ältesten Stelle auf indog. Boden, welche uns in eine Schmiedewerkstätte führt, heißt:*)

> Der Schmied mit Reisig auf dem Herd
> Und in der Hand den Flederwisch,
> Mit Amboß und mit Feuersglut
> Wünscht einen reichen Kunden sich.

In die westfinnischen Sprachen hat auch hier von germanischem und litu-slavischem Boden aus eine starke Entlehnung stattgefunden (vgl. Ahlqvist Kulturw. p. 60 f.). So entspricht,

*) Vgl. Geldner u. Kaegi 70 Lieder des Rigveda p. 167.

um hier nur ein instruktives Beispiel anzuführen, finn. *paja*, estn. *paja* und *pada* „Schmiede" germanischem *potta*, *pott*, *potte* „Topf", lit. *pů'das* und erinnert so an Zeiten, in welchen der Schmied, wie später die Zigeuner, von Ort zu Ort zog und an jeder Stelle seine Werkstatt aufzuschlagen imstande war.*) Einen gewissen Gegensatz zu diesen wandernden Schmieden, aber ebenfalls auf die primitiven Anfänge des Gewerbes hinweisend, bilden die öffentlichen und gemeinsamen Schmieden des deutschen Mittelalters, in denen jeder noch seinen geringen Bedarf selbst sich anfertigte. Auch Homer scheint dieselben zu kennen. Wenigstens wird Od. XVIII, 328 die Schmiede (*χαλκήιος δόμος*) auf gleiche Stufe mit der *λέσχη* der „Volksherberge" (hebr. *lish(ĕ)kâh*?) gestellt.

Wenn somit nach dem Ausgeführten aus der Sprache die Bekanntschaft der ältesten Indogermanen mit dem Schmiedehandwerk in keiner Weise hervorgeht**,) so könnte man doch geneigt sein, dieselbe aus der Übereinstimmung gewisser Sagenkreise zu folgern, welche sich schon in sehr früher Zeit um den Schmied und sein Gewerbe gebildet zu haben scheinen. Wir meinen hier in erster Linie die auffällige, schon von A. Kuhn (K. Z. IV, 95 ff.) hervorgehobene Verwandtschaft, welche zwischen der klassischen Hephästos- und Dädalossage einerseits und der germanisch-nordischen Völundr-Wielandsage, wie sie in der Völundarkvida und Wilkinasage dargestellt ist, andererseits zu konstatieren ist.

Zunächst springt nämlich eine Eigenschaft in die Augen, welche Völundr, der Schmied des Nordens, mit Hephästos-Vulcanus, dem Schmiede des Südens, teilt. Wie ersterer von dem König Nidudr, damit er auf Säwarstadr zurückbleibe, an den Sehnen durchschnitten und so gelähmt wird, so führt auch Hephästos schon bei Homer den Beinamen *κυλλοποδίων* „der krummfüßige" und *ἀμφιγυήεις* „der auf beiden Beinen hinkende",

---

*) Vgl. auch ahd. *ovan*, griech. *ἰπνός* „Ofen" : skrt. *ukhâ'* „Topf" (?)

**) Einen begründeten Einwand hiergegen kann ich auch nicht in der unzweifelhaft richtigen Gleichung skrt. *carú* „Kessel, Topf", altn. *hverr*, ir. *coir* erblicken. Vgl. E. H. Meyer Indog. Mythen II, 681. Denn warum soll dieses „uralte", „heilige" Gerät nicht ursprünglich aus Thon bestanden haben? Vgl. über derartige Schlüsse oben p. 198.

erscheint also an den Füßen mit einem Gebrechen behaftet, welches er nach den einen mit auf die Welt gebracht, nach anderen durch seinen Sturz vom Olympos sich zugezogen hat. Bemerkenswert erscheint auch, daß Völundr in seiner Gefangenschaft der Königstochter Bödvildr Gewalt anthut, so wie Hephästos der Athene nachstellt, als sie Waffen bei ihm anfertigen lassen will.

Noch handgreiflicher sind die verwandtschaftlichen Züge zwischen der Wieland- und Dädalussage. Wie Völundr vom König Nidudr mit Gewalt auf Säwarstadr zurückgehalten wird, so Dädalos vom Minos. Das Wolfsthal, in welchem ersterer haust, künstliches Schmiedewerk verfertigend, vergleicht sich passend dem Labyrinth, in welchem Dädalus seine kunstvollen Arbeiten ersinnt. Wie Völundr sich mit dem von ihm selbst erfundenen Flügelkleid in die Lüfte schwingt, so entflieht auch Dädalos auf gleichem Wege. Im Norden ist es der Bruder des Völundr, Egill, der mit dem Flügelkleid einen durch die List des Bruders verunglückten Versuch macht und zu Boden fällt, im Süden der Sohn des Dädalos Ikaros, der, allerdings durch eigene Unvorsichtigkeit, samt seinen Flügeln ins Meer stürzt.

Trotz der unleugbaren Übereinstimmung dieser Vorstellungsreihen müssen wir aber dennoch begründete Bedenken tragen, ihre Ausbildung auf indog. Ursprünge durchweg zurückzuführen.

Zunächst ist die Gestalt des Hephästos in keiner Weise mit der des Dädalos zu identificieren; denn wenn auch ersterer von Pindar als *δαίδαλος* bezeichnet wird, so ist doch die Bedeutung dieses Wortes (: *δαιδάλλω* „künstlich verfertigen") eine so allgemeine, daß hieraus nimmermehr die ursprüngliche Einheit jener beiden mythischen Figuren gefolgert werden kann. Im ganzen klassischen Altertum hat dagegen Dädalus, der Heros der Holzschnitzerei und Architektur, mit Metallarbeit nichts zu schaffen (vgl. L. Preller Griech. Mythol. I, 123), und die wahrscheinlich älteste Verknüpfung seines Namens mit dem phönicisch-semitischen Kreta deutet auf den orientalischen Ursprung der an ihn sich knüpfenden Sagen nicht undeutlich hin.

Was Hephästos betrifft, dessen Name eine Deutung leider noch nicht gefunden*) hat, so scheint es, daß derselbe noch in

---

*) M. Müller identificiert *Ἥφαιστος* mit skrt. *yáviṣṭha* „der „jüngste",

der griechischen Vorzeit die reine, aber wie in dem Agni des Veda göttlich verehrte Naturkraft bezeichnet habe. Wenigstens kann noch der Dichter von Il. II, 426 in diesem Sinne sagen

σπλάγχνα δ'ἄῤ ἀμπείραντες ὑπείρεχον Ἡφαίστοιο,

und auch der italische Hephästos *Volcanus* birgt, wenn er mit Recht von skrt. *várcas* „Glanz" (nach Graßmann K. Z. XIV, 164) abgeleitet wird, deutlich den Grundbegriff des Feuerglanzes in sich.*)

Da nun auch nach Cäsars Bericht (*de bell. gall.* VI, 21) die Germanen noch zu seiner Zeit an der Verehrung der reinen Naturgewalt des Feuers festhielten (*deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam*), so könnte man immerhin annehmen, daß den Persönlichkeiten des Wieland-Hephästos irgend ein mythischer, vielleicht der Natur des Elementes entsprechend als tückisch gedachter Feuerdämon zu Grunde liege. Ja, es könnte scheinen, als ob der lahme Hephästos der Griechen, der an den Beinen verstümmelte Wieland der Germanen eine Parallele finde

---

einem stehenden Epitheton von *Agni*, A. Kuhn mit *sabhéyiṣhṭa* „der häuslichste" (vgl. *Vesta, ἑστία*) K. Z. XVIII, 212, Bezzenberger in seinen Beiträgen II, 155 nimmt *Η-φαιστος* = **σFᾱ-φαιστος* „den eignen Glanz habend", Fick B. B. III, 167 billigt dies und sieht in *-φαιστος* den Namen der kretischen Stadt *Φαιστός*, in welcher *Γελχάνος* (siehe die nächste Anm.) verehrt wurde. Am schlimmsten geht es dem armen Götterschmied bei L. v. Schröder Griech. Götter und Heroen I, 81, welcher *Ἥφαιστος* = einem skrt. **yâbhayishṭa* „*fututionis valde cupidus*" setzt und den Gott als ein weiberlüsternes, gandharvenartiges Wesen zu erweisen sucht.

*) Indessen ist *Volcanus* vielleicht gar kein italisches Wort. Nahe zu liegen scheint das Hesychische *Γελχάνος · ὁ Ζεὺς παρὰ Κρησίν*, das auch inschriftlich (auf einer Münze) belegt ist; vgl. Voretzsch *dial. cret.* p. 6. Auch auf etrurischen Denkmälern begegnet *Velchanu*, das aber von Corssen Die Sprache der Etrusker I, 969 als Personenname gedeutet wird.

Der echt etruskische Vulkan ist vielmehr *Sethlans*. Er ist es hier, der mit dem Schlag seines Hammers den Jupiter von der Minerva entbindet, vgl. H. Blümner *De Vulcani in veteribus artium monumentis figura. Diss. Vratislaviae* 1870. Vgl. noch Pauli auf der Philologenvers. zu Stettin 1880.

in dem Epitheton *apâ'd* „fußlos", welches, freilich nur einmal, im Rigveda (IV, 1, 11) neben *açîrshâ'* „kopflos" dem Feuergott Agni gegeben wird, und daß damit die Naturanschauung des unstäten, flackernden Ganges des Feuers zum Ausdruck gebracht werden solle.

Alles das ist freilich mehr denn unsicher, sicher aber scheint mir, daß die handgreiflichen Übereinstimmungen der Wieland- und Dädalussage nicht auf einen urzeitlichen, mythischen Unterbau, sondern weit eher auf eine direkte Entlehnung von klassischem auf germanischen Boden hindeuten, wenn wir auch über Zeit und Ort dieser Übertragung vorläufig keine unanfechtbaren Angaben machen können. In einem jüngst erschienenen Aufsatz in der Germania XXXIII, 449 ff. Die Wielandsage und die Wanderung der fränkischen Heldensage hat W. Golther den Nachweis zu führen versucht, daß die germanische Wielandsage nichts sei als eine erst im 6. Jahrhundert auf fränkischem Boden vorgenommene, bewußte, dichterische Verschmelzung der antiken Sagen von Vulcanus und Dädalus, die erst von hier aus zu den übrigen germanischen Stämmen gewandert sei. Wir wollen nicht sagen, daß wir uns durch diese Ausführungen in jeder Weise überzeugt fühlen; aber das wird man zugeben müssen, daß es bei dem heutigen Stand der Mythenvergleichung (vgl. auch Abh. IV, Kap. XIII) voreilig wäre, aus den Analogien derartiger Sagenkreise, welche den Verdacht späterer Entlehnung so überaus nahe legen, Schlüsse auf die Kultur der indog. Urzeit ziehen zu wollen.*)

Wir widmen daher den Rest dieses Kapitels einer gedrängten Darstellung der in die Augen springenden Züge der Verwandtschaft, welche sich durch fast ganz Europa um das Schmiedehandwerk in Sage und Anschauung schlingen, ohne weiter in eine Erörterung der Gründe dieser Zusammenhänge einzutreten.

Weitverbreitet ist zuerst die Ansicht, daß das Schmiedehandwerk von übermenschlichen Wesen erfunden worden sei und

---

*) An dem mythischen Charakter der Wielandsage halten fest Riedner Zeitschrift f. D. A. XXXIII, 24—46, L. v. Schröder Griechische Götter und Heroen I (1887). Vgl. auch E. H. Meyer Anzeiger XIII (1887), 23 und Indogermanische Mythen II (1887), 679.

noch von ihnen ausgeübt werde. Im germanischen Norden sind dies einerseits die Riesen, deren Waffen Eisenstangen sind, und in deren Welt der Eisenwald liegt. Auch Namen wie *Jarnsaxa* und *Jarnglumra* (*jarn* „Eisen") begegnen bei ihnen (vgl. K. Weinhold Altn. Leben p. 93). Schmiedende Hünen nennt die westfälische Sage I, Nr. 213 bei A. Kuhn a. u. a. O. Andererseits aber und besonders werden die Zwerge (ahd. *twerc*, aglſ. *dveorg*, altn. *dvergr*), deren zweite gemeingermanische Benennung (ahd. *alp* „Elbe", aglſ. *älf*, altn. *álfr*) A. Kuhn (K. Z. IV, 110) mit dem Namen der indischen *ṛbhú* zusammenstellt, und die er als die Geister der verstorbenen Menschen deutet (*pitáras, πατέρες*), auf dem gesamten germanischen Sprachgebiet als die eigentlichen Behüter und Bearbeiter der unterirdischen Metallschätze angesehen. Nach der Wilkinasage wird Wieland von seinem Vater Wade erst zu Mimir, als er aber da von Siegfried wie die anderen Gesellen mißhandelt wird, zu zwei Zwergen im Kallevaberge in die Lehre gebracht. Auch in der Völundarkvida wird Völundr *álfa lioði* „*alforum socius*" und *visi álfa* „*alforum princeps*" genannt.*) Von schmiedenden Zwergen berichten

*) Durch den Umstand, daß in der prosaischen Einleitung der Völundarkvida Völundr als Sohn eines Finnenkönigs bezeichnet wird, sieht sich M. Sjoegren in einem interessanten Aufsatz *De Finnis aliisque Tschudicis gentibus scientia et usu metallorum antiquitus insignibus*, vgl. *Bulletin scientifique publie par l'académie imp. de Saint-Pétersbourg* VI, 163 ff., veranlaßt, in den nordischen Alfen ein finnisches Volk zu erblicken. C. Hofmann (Germ. VIII, 11) will sogar das altn. Völundr aus dem finnischen *valaa* „gießen" erklären. Derartigen Herleitungen steht aber die Abhängigkeit der westfinnischen Völker in der Terminologie des Schmiedehandwerks, auf welche wir schon flüchtig hingewiesen haben, entgegen. Mit der Zeit sind allerdings die Finnen, wie ein Blick in das Kalevala oder das Kalevipoeg (eine estnische Sage, verdeutscht von Carl Reinthal. Verhandlungen der gel. Gesellschaft zu Dorpat IV u. V) lehrt, tüchtige Schmiedemeister geworden, so daß der verhältnismäßig späte Verfasser der prosaischen Einleitungen der Eddalieder leicht darauf kommen konnte, den germ. Völundr als Finnen aufzufassen. Vgl. auch Förstemann Geschichte d. d. Sprachstammes I, 454.

Natürlich ist auch eine Herleitung von Völundr aus dem Keltischen versucht worden, worüber man H. Schreiber Taschenbuch für Geschichte und Altertum in Süddeutschland IV, 103 ff. vergleiche. Mit Recht trennt W. Golther in dem oben genannten Aufsatz die beiden lautlich mit einander kaum zu vermittelnden Namenreihen *Waland* (*Galand*) — altn. *Völundr*

die Sagen bei A. Kuhn Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen I, Nr. 52, 53, 152, 288 rc.

Den nordischen Riesen entsprechen im Süden die Kyklopen, welche von Homer noch nicht mit dem Schmiedehandwerk in Verbindung gebracht werden, sondern von denen erst die spätere Sage berichtet, daß sie auf Sicilien und an anderen vulkanischen Örtlichkeiten als Gesellen des Hephästos dröhnend das Erz für Götter uud Menschen im Feuer bereiten. Aber auch die Vorstellung des Schmiedes in Zwergsgestalt fehlt anf dem klassischen Boden nicht. Die bildende Kunst scheint den Hephästos in alter Zeit zwergartig dargestellt zu haben (vgl. Preller Griech. Myth. I, 123). Jedenfalls glich das Hephästosbild im Tempel zu Memphis, über welches Kambyses seinen Hohn äußerte, einem Zwerg oder Kobold. Vgl. Herod. III Kap. 37: *ἔστι γὰρ τοῦ Ἡφαίστου τὤγαλμα τοῖσι Φοινικηΐοισι Παταίκοισι ἐμφερέστατον, τοὺς οἱ Φοίνικες ἐν τῇσι πρῴρῃσι τῶν τριηρέων περιάγουσι· ..... πυγμαίου ἀνδρὸς μίμησίς ἐστι.* Später scheint die Idee der zwergenhaften Gestalt vom Hephästos auf seine Gehilfen übertragen worden zu sein. So führt uns ein Basrelief aus der

---

und agls. *Vêland* — ahd. *Wielant* von einander. Er sieht in beiden ursprünglich altgermanische Personennamen, die jener fränkische Dichter zur Wiedergabe der klassischen Namen Dädalus (*Vêland*) und Vulcanus (*Waland*) benutzte, und zwar sei er auf *Vêland* verfallen wegen der Etymologie dieses Wortes (: altn. *vél* „*ars*, *τέχνη*", das sich freilich auf diese Sprache beschränkt), *Waland* (vgl. *Walo*) aber für *Vulcanus* habe er gewählt wegen allerhand gelehrter mittelalterlicher Deutungsversuche des Wortes *Vulcanus*, *Volicanus*, welche diesen Gott als *per aerem volantem* rc. auffaßten.

Diese letztere Erklärung wird man sehr gesucht finden. Hat W. Golther Recht mit seiner Hypothese von dem fränkischen Ursprung der Wielandsage, so liegt es nahe, an eine Vermutung O. Kellers (Allg. Zeitung 1882 Nr. 140 Beilage) anzuknüpfen, welcher in Wieland, wofür man nur *Waland-Völundr* setzen müßte, eine Verstümmlung aus dem Namen des Kaisers *Valentianus I.* erblickt. „Er, der Zeitgenosse und Gönner des Dichters Ausonius, war den Deutschen als Besieger der Alemannen, Franken und anderer germanischen Stämme wohlbekannt ... er residierte wiederholt jahrelang zu Trier. Merkwürdig war seine ausgesprochene Neigung für die bildenden Künste, er versuchte sich selbst mit Glück in der Malerei, formte Figuren in Thon und Wachs, erfand sogar neue Arten von Waffen und trieb mit außerordentlicher Liebhaberei und unleugbarem Geschick Mechanik und Baukunst, besonders die Kriegsbaukunst".

Sammlung des Louvre in die Werkstatt des Hephästos, wo der Meister nebst einigen Satyrn in voller Arbeit sich befindet. Neben dem Schmiedeofen aber, aus welchem die lodernde Flamme herausschlägt, sitzt eine zwergartige, langbärtige, buckelige Gestalt in sich gebückt, mit Kennerblick die Politur eines vor ihr ruhenden Helmes prüfend (vgl. E. Guhl u. W. Koner Das Leben der Griechen und Römer[4] p. 281).

Endlich ist mir das wahrscheinlichste, daß auch die bekanntesten unter jenen rätselhaften vorderasiatisch-griechischen Dämonen, welche zur Metallurgie Beziehungen haben, wie Kabiren, Telchinen*), Korybanten rc. die *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι*, auf welche wir noch zurückkommen werden, durch ihren Namen (Fingerlinge, Däumlinge, Pygmäen) in den Kreis jener Vorstellungen gehören. Keinesfalls wird man die abenteuerlichen Deutungen des Wortes *δάκτυλοι* bei den Alten (vgl Pollux II, 156 und sonst) gelten lassen wollen.

Wie das Staunen der Menschheit über die wunderbare Kunst, welche es versteht, das harte Metall im Feuer zu schmelzen und kostbare Dinge aus ihm zu schmieden, dazu geführt hat, die Erfindung derselben überirdischen Wesen zuzuschreiben, so kann man sich auch die Ausübung derselben durch irdische Geschöpfe nicht ohne die Zuhilfenahme geheimnisvoller und zauberhafter Mittel vorstellen. Diese Anschauung gilt wiederum durch ganz Europa. Die schon erwähnten *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι* werden bereits in der ältesten Nachricht, welche über dieselben erhalten ist, in dem epischen Fragment der Phoronis (vgl. Schol. zu Apoll. A. I, 1126) *γόητες* „Zauberer" genannt, ein stehendes Beiwort für dieselben, welches in der späteren Literatur häufig wiederkehrt.**)

*) In sehr ansprechender Weise hat neuerdings W. Prellwitz B. B. XV, 148 die *Τελχῖνες* als Schmiedegeister zu erweisen gesucht, indem er das Wort zu griech. *χαλκός* = lit. *geležìs*, altsl. *želězo* stellt (W. *ghel-gh* = griech. *θελχ, τελ-χ*). Die Form *Θελγῖνες* ist dann wohl eine volkstümliche Andeutung an *θέλγω* „zaubere" (vgl. unten).

**) Die angeführte Stelle der Phoronis lautet:

Ἔνθα γόητες,
Ἰδαῖοι Φρύγες ἄνδρες, ὀρέστεροι οἰκί' ἔναιον,
Κέλμις, Δαμναμενεύς τε μέγας καὶ ὑπέρβιος Ἄκμων,
Εὐπάλαμοι θεράποντες ὀρείης Ἀδρηστείης,

Auf irischem Boden ruft S. Patrick (vgl. Windisch J. T. I, 7, 48) verschiedene Tugenden an *fri brichta ban ocus goband ocus druad* „gegen die Zaubersprüche von Weibern, Schmieden und Druiden". Auch die bekannten slavischen Heiligen Kuzma und Demian, die sonst geschickte Ärzte (*φαρμακεῖς* wie die Dactylen) sind, treten in russischen Volkserzählungen „als heilige und übernatürliche (*γόητες*) Schmiede im häufigen Kampf mit Schlangen" auf (vgl. *W. R. S. Ralston Russian Folk-Tales* p. 70 und *The songs of the Russian people* p. 198). Nicht minder ist die germanische Figur des Wieland eine durchaus zauberische Persönlichkeit, und auch im finnisch-estnischen Norden kann eine gute Schmiedearbeit der Zauberkunst nicht entbehren. Jedenfalls zeigt die Art und Weise, in welcher sowohl in der Wilkinasage (vgl. p. 94 der v. Hagenschen Ausgabe) als auch in dem Kalevipoeg (vgl. Ges. VI, 399—416) die Herstellung berühmter Schwerter geschildert wird, daß sich zur Zeit dieser Denkmäler die Phantasie des Volkes die Thätigkeit geschickter Schmiede nicht ohne geheime Künste vorstellen konnte. In Griechenland und Deutschland werden fast völlig sich deckende Züge von dem Vorhandensein unsichtbar arbeitender Schmiedemeister erzählt. Schon Pytheas in seiner *γῆς περιόδῳ* berichtete, daß auf den Inseln Lipara und Strongyle unsichtbare Schmiedearbeit getrieben werde. Man lege das unbearbeitete Eisen hin und nehme dann am andern Tag das fertige Schwert oder einen anderen gewünschten Gegenstand in Empfang (vgl. Schol. zu Apoll. A. IV, 761). Genau dieselbe Sage wird in England und Deutschland, besonders im Niedersächsischen erzählt*) (vgl. K. Z. IV, 96 ff. und A. Kuhn

---

Οἳ πρῶτοι τέχνην πολυμήτιος Ἡφαίστοιο
Εὗρον ἐν οὐρείῃσι νάπαις ἰόεντα σίδηρον·
Ἐς πῦρ τ' ἤνεγκαν καὶ ἀριπρεπὲς ἔργον ἔδειξαν.

Vgl. Strabo c. 473 *ἄλλοι ἄλλως μυθέουσιν, ἀπόροις ἄπορα συνάπτοντες· ..... πάντες δὲ καὶ γόητας ὑπειλήφασι .....* Andre Namen der 3 Schmiedemeister sind: Chalkon, Chryson Argyron, auch *Λύκος, Κέλμις, Δαμναμενεύς*, auch *Μύλας, Λύκας, Κόρυθος* (?). Vgl. über diese und Versuche ihrer Deutung Prellwitz a. a. O.

*) Ganz ähnlich wird von den Veddahs auf Ceylon berichtet: „Sie trugen, sobald sie Waffen bedurften, bei Nachtzeit ein Stück Fleisch in die

Sagen, Gebräuche nnd Märchen aus Westfalen I Nr. 36, 40 — von unsichtbaren Wasserschmieden — 49, 52, 53 — von schmiedenden Sgönauken — 55, 76 — vom Grinkenschmied).

Beachtung verdient auch die Dreizahl der mythischen Schmiedekünstler (*Κέλμις, Δαμναμενεύς, Ἄκμων*, vgl. p. 236 Note), der wir oben bei den Griechen begegnet sind, und die bei Germanen und Romanen wiederkehrt. Nicht nur Völundr hat in dem eddischen Lied zwei Brüder, ein altes deutsches *buoch* nennt ausdrücklich als die berühmtesten *smittemeister* drei Schmiede Mime, Hertrich und Wieland, und ebenso berichtet eine prosaische Auflösung des altfranzösischen Romans von Fierabras von drei Brüdern Galand (= Wieland), Magnificans und Ainsiax, die neun berühmte Schwerter schmiedeten (vgl. W. Grimm Die deutsche Heldensage p. 146 u. 43). Auch A. Kuhn a. a. O. I, Nr. 92 kennt eine Sage von 3 Schmieden, die Kröse hießen. Bemerkt sei, daß auch die indischen *ṛbhú* in der Dreizahl auftreten. Vgl. über sie B. R. (Wörterbuch).

Wenn aber so der höchste Grad menschlicher Geschicklichkeit den Schmieden zugeschrieben wird, so ist es begreiflich, daß dieselben auch anderen Fertigkeiten als nicht fernstehend gedacht werden. Besonders ist hier neben der schon berührten ärztlichen Thätigkeit der Schmiede die Ton-, Dicht- und Tanzkunst zu nennen. Wie die *Ἰδαῖοι δάκτυλοι*, wenn sie auch in erster Linie die Kunstdämonen ältester Metallarbeit sind, doch auch zuerst Tonstücke aus Phrygien nach Griechenland gebracht und den dactylischen Rhythmus erfunden haben sollen, so ist auch den germanischen Elben ein „unwiderstehlicher Hang zu Musik und Tanz“ eigen (vgl. Grimm Myth.[3] p. 438). Auf keinen Begriff wird das Wort Schmied und Schmieden so häufig angewendet wie auf den des Gedichtes, des Liedes (altn. *ljóðasmiðr*, ahd. *leodslaho*, Verse schmieden ꝛc.), und noch im späteren Mittelalter sind dichtende Schmiede bekannt (vgl. W. Wackernagel Kleinere Schriften I, 49).

Werkstatt eines Schmiedes, hingen ein ausgeschnittenes Blatt von der Form der gewünschten Pfeile daneben, und war das Werk nach also angegebenem Muster vollendet, so holten sie es wieder ab und brachten noch mehr Fleisch.“ Vgl. Lubbock Die vorgesch. Zeit I, 60.

Der mystische Zug, welcher auf der Entstehung kunstvoller Schmiedearbeit ruht, tritt aber noch in einem anderen, den griechischen und deutschen Schmiedesagen gemeinsamen Punkte hervor: es ist dies das trug- und listvolle Element, welches gerade den besten Arbeiten inne zu wohnen pflegt. Die unsichtbaren Fesseln, mit denen Hephästos sein eheliches Lager umschmiedet, der Thron der Hera ἀφανεῖς δεσμοὺς ἔχων, das bis in die spätesten Geschlechter Unheil stiftende Halsband der Harmonia sind hierfür Zeugen auf klassischem Boden. Ebenso ist auf germanischem Völundr-Wieland ein trugvoller Gesell. Nachdem er die Söhne König Niđuđrs getötet hat, heißt es von ihm:

Aber die Schädel unter dem Schopfe
Schweift' ich in Silber, schenkte sie Niđuđrn.
Aus den Augen macht' ich Edelsteine,
Sandte sie der falschen Frauen Niđudrs
Aus den Zähnen dann der zweie
Bildet' ich Brustgeschmeid und sandt' es Böđvildr.
(Simrock.)

Auch Reigin und Mime werden von der deutschen Sage als listige und ränkereiche Schmiede geschildert. Im finnischen Kalevala werden die Schwerter bei Hiisi, dem bösen Princip, scharf geschliffen, und Hiisis Vöglein, die Hornisse (vgl. IX, 230 ff.), ist es, welche das Zischen böser Schlangen, das schwarze Gift der Nattern u. s. w. in den Stahl hineinträgt.

Am charakteristischsten aber hat sich diese Vorstellung bei den Germanen weiter gebildet.

War hier Wieland allmählich der listenreiche und tückische Zauberer geworden, so mußte, als die christliche Welt dem Norden die Bekanntschaft mit dem Teufel vermittelte, die Person des tückischen Schmiedes den Priestern äußerst willkommen erscheinen, um den christlichen Begriff des Bösen an ihr der heidnischen Menge zu veranschaulichen. Unzweifelhaft haben in der altdeutschen Auffassung nunmehr Schmied und Teufel zahlreiche Züge gemeinsam. Der Teufel ist der *swarze* Meister in der rußigen Hölle, er schmiedet und baut wie Wieland, vor allem aber ist er *hinkebein (diable boiteux)* wie der nordische Völundr und der griechische Hephästos, mit welchem letzteren er außerdem

noch den Sturz aus dem Himmel (Luc. 10, 18) gemein hat (vgl. J. Grimm Myth. [3] p. 945 und III [4], 294). Von dem unsichtbar schmiedenden Teufel (vgl. oben p. 237) erzählt A. Kuhn a. a. O. I Nr. 56. Wie lange aber in Deutschland die Spuren der Vorstellung sich erhielten, daß der Schmied ein Zauberer und mit dem Teufel im Bund sei, zeigt die hübsche Erzählung des Pfarrers Petersen aus dem XVII. Jahrh. (bei G. Freytag Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, 50 ff.) von dem „Erbschmied", welcher einem unbekannten Dieb durch allerhand teuflische Künste das Auge ausschlagen soll.

Den Übergang der Schmiedekunst aus den Händen göttlicher und überirdischer Wesen in die der Menschen und die allmähliche Entstehung einer eigentlichen Schmiedezunft veranschaulicht uns das germanische Altertum aufs beste. Während, so viel ich weiß, in der klassischen Überlieferung kein Held oder Halbgott namhaft gemacht wird, welcher seinen Schild oder sein Schwert sich selbst geschmiedet hätte, begegnen uns unter den Germanen zahlreiche Recken aus edelem Geschlechte, welche sich darauf verstehen, ihren Bedarf an Schmiedewerk selbst zu verfertigen. Ich nenne hier Skallagrim, Kveldulfs Sohn, auf Island (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 93), jung Siegfried, den Longobardenkönig Albuin u. a. (vgl. Paulus Diac. I, 27). Namen anderer mythisch-historischer Schmiede sind: Mime, Hartrîch, Eckenbrecht, Mimringus, Madelgêr, Amilias u. a. Begüterte Männer legen sich in ihrem Walde Schmiedewerkstätten an, deren Stellen, namentlich auf Island und im westlichen Deutschland, durch Kohlen und Schlacken noch kenntlich sind. Auch in Irland waren die ältesten Schmieden in tiefer Waldeinsamkeit gelegen (vgl. *O'Curry Manners and customs* II, 246) und ebenso findet in der estnischen Sage (VI, 147 ff.) Kalevipoeg*) erst nach langer

---

*) Der estnische Heldenjüngling läßt sich in mancher Beziehung mit Sigurd-Siegfried vergleichen. Wie dieser bei dem Schmied Mime den gewaltigen Amboß mit dem Hammer „in die Erde" schlägt, so spaltet Kalevipoeg mit dem Wunderschwerte den

schweren Amboß
Nebst dem dichtberingten Klotze,
Der ihn trug, bis auf den Boden.

Wanderung die einsame Schmiede, in welcher er sein Wunderschwert erhalten soll, im dichtesten Walde versteckt:

Endlich fiel dem rüst'gen Wandrer
Auch das schöne Thal ins Auge.
Als er diesen Raum betreten,
Drang des Blasebalges Brausen
Und der Schall der Hammerschläge,
Die im Takt den Amboß trafen,
Schon von fern ihm in die Ohren u. s. w.

Die Fridolinsage, welche an solchen Waldschmieden haftet, zieht sich durch alle germanischen Stämme (vgl. Weinhold a. a. O. p. 94 ff.). Geschickte Schmiede stehen im höchsten Ansehen. König Geiserich erhebt sogar einen derselben in den Grafenstand, und die Tötung eines Schmiedes, vor allem eines Goldschmiedes, wird überall in den Gesetzen mit viel größeren Summen bedroht als die anderer Knechte (vgl. Wackernagel Kl. Schriften I, 46).

In Finnland stehen noch heute die Schmiede in höchster Achtung. Man bringt ihnen Branntwein ꝛc., um sie bei guter Laune zu erhalten, und das Sprichwort lautet:

Reines Brot genießt der Schmieder,
Bessre Bissen stets der Hämmerer.

(Vgl. Ahlqvist a. a. O. p. 60.)

Die Sitte endlich, dem Schwerte wie einem lebenden Wesen einen eigenen Namen beizulegen, vgl. Siegfrieds Balmung, Wielands Mimung, Beóvulfs Nägling, Rolands Durndart ꝛc., scheint sich wenigstens bei den Indogermanen auf die germanischen Stämme zu beschränken.

Wir schließen hiermit diese kurzgefaßte, von Kundigeren leicht zu vervollständigende Zusammenstellung der verwandten Züge indog. und nichtindog. Schmiedesagen.

Fassen wir das Ergebnis dieses Kapitels zusammen, so hat sich gezeigt, daß sich erstens in den sprachlichen Verhältnissen der Indogermanen kein Anlaß findet, die Ausbildung des Schmiedehandwerks in die indog. Urzeit zu verlegen, und

daß zweitens die Vieldeutigkeit der auf den Schmied und seine Kunst bezüglichen Mythen und Sagen uns nicht geeignet erscheint, für den Mangel sprachlicher Argumente einen Ersatz zu bieten.

Wir wenden uns nunmehr zu der Geschichte der einzelnen Metalle selbst, aus der wir zuverlässigere Anhaltepunkte für das von uns behandelte Problem zu gewinnen hoffen.

IV. Kapitel.

Das Gold.

Das sagenumwobene Gold, das in dem Sande der Flüsse glitzert und in den Adern der Berge in meist unvererztem, gediegenem Zustand lagert, dessen lieblicher Glanz die Begierde des Wilden in gleicher Weise erregt, als die Leichtigkeit seiner Bearbeitung den Kunstsinn des höher Stehenden herauszufordern scheint, das vielgepriesene und vielgeschmähte Gold, das von moralisierenden Dichtern bald als *melius irrepertum*, bald als *ferro nocentius* gescholten, von allen aber gleichmäßig begehrt wird, hat schon in einer vor allen geschichtlichen Anfängen liegenden Zeit seine hohe Stellung in der Wertschätzung des Menschen sich erobert. Zwar wissen die Alten von einer Zeit zu erzählen, in welcher nach den Worten des Lucrez (V, 1272):

> *fuit in pretio magis aes, aurumque iacebat*
> *propter inutilitatem;*

allein diese Anschauung von der einstigen Geringschätzung des Goldes anderen Metallen gegenüber findet keinen Anhalt an den thatsächlichen Verhältnissen.

Schon das Morgenrot der geschichtlichen Überlieferung beleuchtet ein durch den Zusammenfluß des edelsten Metalles reich gesegnetes Land Ägypten (vgl. Lepsius Die Metalle in den ägyptischen Inschriften. Abh. der Berl. Ak. d. W. phil.-hist.

Kl. 1871 p. 31 ff.). Besonders häufig erscheinen in den Abbildungen und Inschriften die Äthiopen und Südländer überhaupt, wie sie aus ihrer goldreichen Heimat am roten Meer und arabischen Meerbusen reichen Tribut in Form von Beuteln, Ringen, Platten, Stangen, Ziegeln darbringen Aber auch die Assyrier, die *Rotennu* der Inschriften, und mannigfache Stämme Syriens, die Tahi, die Chetiter, das Volk von Megibdo werden als goldzollende Tributpflichtige dargestellt, was darauf schließen läßt, daß im Libanon in alten Zeiten außer auf Kupfer, auch auf Gold mit Erfolg gegraben worden sein mag.

Der Name des Goldes lautet im Ägyptischen *nub*, koptisch *noub*, woher Nubien seinen Namen zu haben scheint. Das figürliche Zeichen des Goldes, welches sich in Benihassan noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten hat, stellt ein zusammengelegtes Tuch mit zwei Zipfeln dar, in welchem die Goldkörner durch Schwenken gewaschen werden. Auf dem älteren Zeichen erkennt man noch den Sack, aus dem das Wasser abträufelt (vgl. hebr. *sâqaq*, griech. *σακκέω*). In Theben wird der Sack von zwei Leuten in der Luft geschwenkt. Darüber steht „Bereitung des Goldes". In den altägyptischen Inschriften wird ein doppeltes Gold unterschieden: *nub en set* „Gold des Felsens", Berggold, und *nub en mu* „Flußgold", welches letztere noch heute von den Negern am blauen Nil unter dem Namen Tibber in Federspulen gesammelt wird.

Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß dieses letztere überall zuerst die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gelenkt habe. Denn wenn es wahr ist, was Strabo c. 146, vielleicht mit einiger Übertreibung, aus dem metallreichen Iberien berichtet, daß in dem Goldsande der Turdetanischen Flüsse sich zuweilen halbpfündige Massen (*πάλαι**) genannt) finden, wird ähnliches in den Zeiten einer erst beginnenden Ausbeutung auch

---

*) Wohl ein iberisches Wort. Vgl. Plinius hist. nat XXXIII c. 4 s. 21: *Aurum arrugia quaesitum non coquitur, sed statim suum est. Inveniuntur ita massae, nec non in puteis et denas excedentes libras, Palacas (Hispani vocant), alii palacurnas, iidem quod minutum est, balucem vocant.* Vgl. Diefenbach *Origines Europaeae* p. 240.

bei Flüssen anderer goldreicher Länder der Fall gewesen sein.*) Doch scheint auch das edle Metall der Berge im grauen Altertum dem Menschen noch bei geringerer Arbeit erreichbar gewesen zu sein als jetzt. Polybios (bei Strabo c. 208) erzählt, daß bei den Norischen Tauriskern sich eine so ergiebige Goldgrube fand, daß, wenn man auf zwei Fuß die obere Erde abräumte, man sofort ausgrabliches Gold antraf u. s. w.

In dem alten Ägypten geht daher auch die bergmännische Gewinnung des Goldes in die grausten Zeiten zurück. Eine sehr interessante Beschreibung der altägyptischen Goldbergwerke, wie sie schon von den alten Königen eingerichtet sein sollen, ist uns von Diodorus Siculus (III Kap. 12—14) überliefert worden. Mit grellen Farben wird hier das Elend der Tausende von unglücklichen, durch den Machtspruch der Könige zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken verurteilten Verbrecher geschildert, wie sie in Fesseln, ohne Rast bei Tag und Nacht, angetrieben von den unbarmherzigen Peitschenhieben ihrer Aufseher, mit Lämpchen an den Stirnen, wie Geister durch die finsteren Stollen huschend, ohne Pflege ihres Körpers, ohne Kleidung ihrer Scham ihre harte Arbeit verrichten, so daß der Schriftsteller mit den Worten schließt: *αὐτὶ γὰρ ἡ φύσις, οἴομαι, ποιεῖ πρόδηλον ὡς ὁ χρυσὸς γένεσιν μὲν ἐπίπονον ἔχει, φυλακὴν δὲ χαλεπήν, σπουδὴν δὲ μεγίστην, χρῆσιν δὲ ἀνὰ μέσον ἡδονῆς δὲ καὶ λύπης.*

Schon die Nachbarschaft des durch reiche Goldlager und durch die früh gehandhabte Technik der Goldbereitung und Goldverarbeitung ausgezeichneten Landes macht es wahrscheinlich, daß auch die durch zahlreiche geschichtliche Beziehungen mit Ägypten verbundenen semitischen Völker schon in den ältesten Zeiten ihrer Geschichte das kostbare Metall schätzen und suchen gelernt haben. Und wirklich scheint die Bekanntschaft mit dem Golde bei den Semiten sogar in die Zeit ihrer Urgemeinschaft zurückzugehen. Wenigstens kann dies aus der Übereinstimmung der Namen dieses Metalles bei mehreren semitischen Völkern: hebr. *zâhâb*, arab. *dsahab*, chald. *d(ĕ)hab*, syrisch *dahbo*, ursem. *d̲ahabu*,

**) Die Alten wußten vielfach von früher goldführenden Strömen zu erzählen. So soll (nach Strabo c. 626) der auf dem Tmolus entspringende Paktolus dem Krösus seine unermeßlichen Reichtümer zugeführt haben. Aber schon zu Strabos Zeit *ἐκλέλοιπε τὸ ψῆγμα.*

und assyr. *ḫurâsu* = hebr. *ohârûz* (nur poetisch gebraucht) folgen. Beide Wörter bezeichnen das „schimmernde, glänzende“ Metall. Eine dritte Bezeichnung hebr. *ketem* (syn. von *zâhâb*) kehrt im Ägyptischen *kaϑàmā* wieder (Z. f. ägypt. Spr. u. Altertk. X, 44 und 114 und XII, 149).

Eine besondere, mit diesen Wörtern nicht zusammenhängende Bezeichnung des Goldes *gush-kin*, welche das „biegsame Metall“ bedeuten soll, besaß die sumerische Bevölkerung Babylons. Doch kommt dies Wort, wie auch die übrigen sumerischen Metallnamen mit Ausnahme des Kupfers, erst in verhältnismäßig jungen Texten vor, und auch die sprachliche Bildung desselben (mit zusammengesetzten Ideogrammen) soll nach F. Hommel (Die vorsemitischen Kulturen Leipzig 1883 p. 409 ff.) darauf hinweisen, daß die Sumerier erst in Babylon oder von hier aus die meisten Metalle und unter ihnen das Gold kennen lernten.

Durch das alte Völkerthor medisch-semitischen Verkehrs, durch die Pässe der Zagroskette begeben wir uns zum ersten Male auf indogermanisches Gebiet. Ein Dreieck, gezogen von dem nördlichsten Punkte des Persischen Golfes und dem südlichsten des Kaspischen Meeres bis zu den Mündungen des Ganges schließt im großen und ganzen die Wohnsitze einer Reihe von Völkern ein, welche, wie wir schon gesehen haben, seit den frühsten Zeiten ihrer Geschichte durch das engste Band der Sprache und Sitte verbunden gewesen sind, den indisch-iranischen Völkerzweig. War diesem in der Epoche seines engeren geographischen Zusammenhanges schon das Gold bekannt? Wir dürfen, meine ich, diese Frage mit „Ja“ beantworten. Einmal entspricht der altindische Name dieses Metalles vedisch *hiraṇya* nicht nur in der Wurzelsilbe, sondern, worauf, wie wir gesehen haben, ein besonderes Gewicht zu legen ist, auch in den Suffixen dem *zaranya* des Avesta. In keiner von beiden Sprachen ist die Spur einer früheren Bedeutung (vgl. oben p. 168) erhalten. In allen neuiranischen Dialekten, im npers. *zarr*, *zar*, im kurd. *zer*, *zir*, *zêr*, im afghan. *zar* balučī *zar* (Z. K. M. IV, 425), im bucharischen *ser* (Klaproth *As. Polygl.* p. 252), parsi *zar* kehrt das Wort wieder, und zweifelsohne auch in dem versprengtesten Teil des Iranischen, dem Ossetischen, wo es *suzgharin* (im digorischen Dialekt *sugh-zarine* „reines Gold“, Hübschmann Osset.

Spr. p. 56) lautet. Daneben steht vereinzelt parsi *telî*, npers. *tilah*, *tilé*, *tilâh*, arab. *ṭelá* (vgl. Z. d. D. M. G. XXXVI, 61).

Fern den irano-indischen Sprachen liegt, wie in anderer Beziehung, das Armenische auch in der Benennung des Goldes, soweit das iranische *zar* nicht in Gestalt von Lehnwörtern wie *zarik* „Flittergold" ꝛc. (vgl. Z. d. D. M. G. XXXV, 558) eingedrungen ist. Dieselbe lautet hier *oski* und dürfte kaum indog., eher altarmenischen Ursprungs sein. Sie klingt an — mehr kann man hierbei nicht sagen — einmal an den oben genannten sumerischen Namen des Goldes *gushkin*, *gushgin*, das andere Mal an das in einige nord- und westkaukasische*) Sprachen übergegangene georgische *okro*, *oker* „Gold", vielleicht, da in den ostasiatischen Sprachen auch sonst ein Bedeutungswechsel zwischen Kupfer und Gold bezeugt ist (jakut. *altun* „Kupfer" : der sonstigen turko-tat. Bedeutung des Wortes „Gold"), auch an das finn. *vaski* „Kupfer, Erz" (vgl. P. Jensen Z. f. Assyr. I, 254).

Unsere Annahme aber, daß das Gold schon in der indo-iranischen Urzeit bekannt war, welche sowohl von Geiger Muséon IV, 17, wie auch von Spiegel Arische Periode p. 33 geteilt wird, findet eine weitere Stütze auch in der Beschaffenheit des Geländes, auf welchem wir uns die arische Periode verlaufen denken müssen. Sowohl der bedeutendste Nebenfluß des Oxus, der Polytimetos der Alten, welcher heute noch *Zerafschân* „der goldführende" heißt, als auch die Gewässer, welche nördlich und südlich dem Hindukusch entströmen, führen in ihren Fluten glitzernden Goldsand, welcher die Aufmerksamkeit der Anwohner frühzeitig auf sich lenken mußte.

Dasselbe gilt von den Strömen, welche der Himâlaya nach der West- und Südwestseite entsendet.**)

In den Anschauungen der Alten, bei Herodot und Megasthenes, wird Indien daher infolge einer fälschlichen Ausdehnung des ihnen

---

*) Im übrigen sind die kaukasischen Goldnamen (lesghisch *maesed*, *misidi*, mizdžeghisch *desi*, *desau*) völlig alleinstehend.

**) Bekanntlich haben einige Gelehrte die gemeinsame Erinnerung der Arier an einen Hauptstrom ihres Stammlandes in skrt. *rasâ'* (mythischer Fluß des höchsten Nordens) = zend. *raṅha* (mythischer Strom) gesucht, welches Wort sie auf den Jaxartes (Ἀράξης) beziehen. Vgl. darüber Spiegel Arische Periode p. 107.

von den nordwestlichen Gegenden Bekannten für ein goldgesegnetes Land angesehen. Ja, Plinius (hist. nat. VI, 21) weiß von einer Gold- und Silberinsel Chryse und Argyre (ostwärts von der Gangesmündung, später *χρυσῆ χερσόνησος* j. Malaka; vgl. Kiepert Handbuch d. a G. p. 42) zu erzählen. In den Liedern des Rigveda selbst wird der Indus „Du goldreiche Sindhu", „Du Strom im goldenen Bette" *(hiraṇyáyî, hiraṇyavartanî)* angeredet. Goldgruben und Goldwäschen (Zimmer Altind. Leben p. 49 f.) werden schon hier erwähnt, und unverhüllt tritt bei den frommen Sängern ein wahrer Heißhunger nach dem kostbaren Metall uns entgegen. Eine üppige Terminologie blüht in der späteren Sanskritsprache für das von Allen begehrte Metall empor.*)

Von diesen späteren Goldnamen des Sanskrit will ich nur einen hervorheben, welcher in dem Gewande einer Fabel schon in sehr früher Zeit seinen Eingang in das Abendland gefunden hat. Herodot (III Kap. 102—105), und nach ihm andere, berichten nämlich von einem streitbaren Volk im Norden Indiens, welches auf Kamelen früh beim ersten Morgenstrahl in die Wüste hinausreite, um Gold zu holen. „Es giebt dort nämlich Ameisen von der Größe zwischen Hund und Fuchs und einer außerordentlichen Schnelligkeit, die nach Ameisenart in dem Erdboden sich anbauen und Hügel von goldartigem Sande aufwerfen. So galt es denn, diesen Goldsand eiligst auf die Kamele zu laden und noch vor der kühlen Tageszeit heimzukehren. Denn wenn die Ameisen sich während der Hitze versteckt hielten, so kommen sie später aus ihrem Bau und von ihrem Geruch geleitet, jagen sie den Goldräubern nach." Auf diese im Altertum weit verbreitete Sage spielt auch die Glosse Hesychs *μεταλλεῖς · μύρμηκες***) an. In der That wird nun von den Indern eine von

---

*) Vgl. Pott Etym. Forschungen II, 410 f. Derselbe bespricht die indischen Goldnamen nach den vier Kategorien: Glanz und Farbe, wirklicher oder eingebildeter Fundort, Eigenschaften oder lobende Epitheta, ungewisse Abkunft. Vgl. ebendaselbst über die skrt. Namen der übrigen Metalle.

Der *Râjanighaṇṭu Narahari's* (in der Mitte des XIII. Jahrh. unserer Zeitrechnung) ed. R. Garbe Leipzig 1882 nennt 42 Namen für Gold (vgl. p. 33 f.).

**) Vgl. auch Heliodor Aethiopica: *παρῆσαν μετὰ τούτους* (Seren, die Seide, und Arabern, die Aromata bringen) *οἱ ἐκ τῆς Τρωγλοδυτικῆς,*

dem nordindischen Stamme der Darada, die eben von den Alten als Goldjäger bezeichnet werden, gebrachte Art Goldes *pipîlika* „Ameise“ (*Mahâbhârata* 2 1860) genannt, und es wäre nach Lassen wahrscheinlich, daß mit diesem Namen eine auf den sandigen Ebenen Tibets noch jetzt lebende Gattung von Murmeltieren gemeint wurde, welche nach Art der Ameisen in Gesellschaften zusammenleben und Höhlen bauen. Der von diesen Tieren aufgewühlte Sand, welcher öfters Gold enthalten mochte, konnte in den indischen Goldsuchern leicht die Meinung erwecken, als ob jenen Tieren ein besonderer Instinkt für die Auffindung der Metalle innewohne.

Eine andere Erklärung der Sage von den goldgrabenden Ameisen nimmt an, daß unter jenen rätselhaften Tieren ein Tibetanischer Menschenschlag zu verstehen sei, und wirklich sollen neuere Durchforschungen Tibets auf zahlreiche in Gesellschaften lebende Familien Tibetanischer Goldgräber geführt haben, welche in strenger Winterkälte, in Pelze und Felle bis über die Ohren eingehüllt, von wilden und großen Hunden beschützt, mit langen eisernen Spaten nach dem reichlich vorhandenen Golde graben (vgl. Ausland 1873 No. 39).

Nachdem wir so die alten Kulturstaaten des Orients von den Ufern des Nils bis zum Oxus und Indus durchwandert und überall gefunden haben, daß die Freude an dem kostbaren Metall und die Sehnsucht nach ihm bis in nur an der Hand der Sprachen erschließbare Vorzeiten zurückgeht, wenden wir uns unserm heimatlichen Erdteil Europa zu.

Auch diesem hat die Natur nicht gänzlich das erste ihrer Güter versagt. Schon die Alten berichten von dem Reichtum Spaniens, Galliens, der Schweiz, Noricums, Maceboniens. Nach und nach hat man auch in Großbritannien und Irland, in Böhmen, Österreich, Ungarn, im Sande der Donau, des Rheines, der Mosel, der Eder, der Schwarza, der Rhone ꝛc., das Gold, wenn auch oft nur als kärglichen Lohn einer mühevollen Arbeit entdeckt. Unter die bedeutendsten der prähistorischen Goldfunde Europas gehören diejenigen in Ungarn, Siebenbürgen, in den

---

χρυσὸν δὲ τὸν μυρμηκίαν ..... προσκομίζοντες X, 26. und Philostr. Apoll. VI. 1.

nordischen Ländern und im alten Skythien. Auch Hallstadt und Mykenae zeigen Gold, sehr wenig die Schweizer Pfahlbauten wie in den Stationen von St. Aubin und Moeringen. M. Much, der in seinem Buche Die Kupferzeit in Europa auch das Gold im alten Europa behandelt (p. 176 ff.), kommt dabei zu dem Ergebnis, daß einerseits das letztere viel später als das Kupfer in den Kulturbereich der europäischen Arier trete, und daß es andererseits am frühesten in dem Südosten ihres Gebietes erscheine, in welchen es durch die Einflüsse asiatisch-semitischer Kultur eingedrungen sein könne.

Ein sicherer Entscheid über die Ursprünge und die Verbreitung des Goldes in Europa ist auf diesem Wege noch kaum möglich. Vertrauen wir uns daher auch hier unserer Führerin, der Sprachwissenschaft, an, welche uns zunächst zu dem Ausgangspunkt europäischer Civilisation, auf die klassischen Stätten des Mittelmeergebietes, geleiten möge.

Das Gold heißt im Griechischen *χρῡσός*, ein Wort, welches von verschiedenen Gelehrten auf die Stammformen **χερ-τιος* oder auch **χρῡ-τιος* zurückgeführt, den oben aufgezählten irano-indischen Namen des Goldes zur Seite gestellt und so als Argument für die Bekanntschaft der indog. Urzeit mit dem Golde benutzt wird. Ich will hier nicht auf die mir unüberwindbar scheinenden grammatischen Schwierigkeiten dieser Zusammenstellung eingehen, ich möchte nur das hervorheben, daß selbst die Richtigkeit einer Stammform wie *χερ-τιος* oder *χρῡ-τιος* für *χρῡσός* zugegeben, aus derselben wegen der völligen Verschiedenheit ihrer Suffixe den asiatischen Wortformen gegenüber nimmermehr auf das Vorhandensein eines Wortes für Gold in dem Wortschatze der indog. Ursprache ein zuversichtlicher Schluß gezogen werden darf (vgl. oben p. 188 ff.).

Alle Schwierigkeiten schwinden, sobald wir uns mit Renan, V. Hehn, Benfey und anderen entschließen, in dem griech. *χρυσός* ein Lehnwort aus hebr. *chârûz*, assyr. *ḫurâṣu* zu erblicken, das den Phöniciern, an die hier in erster Linie als Vermittler zu denken ist, bei dem nahen verwandtschaftlichen Verhältnis ihrer Sprache zu dem Nordsemitischen wohl bekannt sein konnte und, wie neuere Inschriftenfunde (vgl. V. Hehn, Kulturpflanzen u. Haustiere [4] p. 461, Z. d. D. M. G. XXX, 137) gelehrt haben,

auch als der gewöhnliche Name des Goldes bekannt war. Daß die Phönicier, von deren Geschicklichkeit im Bergbau offenbar Hiob 28, 1—11 („Es hat das Silber seine Gänge, und das Gold seinen Ort, da man es schmelzet“ u. s. w.) handelt, die ersten Goldgruben in Hellas, auf der Insel Thasos und am Pangäon eröffnet haben, ist eine längst bekannte Thatsache. Herodot, der ihre an der Südküste von Thasos verlassenen Gruben besichtigt hatte, erzählt, daß die Phönicier hier einen ganzen Berg umgekehrt hätten. *Auri metalla et flaturam*, sagt Plinius VII, 197, *Cadmus Phoenix ad Pangaeum montem invenit.* Ein Verzeichnis der von den sagenhaft reichen Königen Vorderasiens und Griechenlands ausgebeuteten Gruben giebt Strabo*) c. 680. Auch Arabien ist ein Hauptherd des semitischen Goldreichtums gewesen. Da die Züge der Phönicier aber nach den östlichen Gestaden und Küsten Griechenlands schon im XV. Jahrhundert begonnen haben, so erklärt es sich, warum schon im Anfang der griechischen Überlieferung *χρυσός* völlig heimisch geworden, ja in Personen- und Ortsnamen häufig verwendet wird. Übrigens gilt trotz der Schliemannschen Funde *cum grano salis* von dem über der Homerischen Welt ausgebreiteten Goldglanz, was ein berühmter Altertumskenner (Schömann) darüber bemerkt: „Sollte wirklich jemand im Ernst bezweifeln können, daß dies alles (?) nur poetisches Gold sei, mit welchem ihre Heroen auszustatten den griechischen Sängern ebenso wenig schwer wurde als den mittelalterlichen Dichtern die Helden der germanischen Sage, wo es auch des roten Goldes die Fülle giebt“?

---

*) *ὡς ὁ μὲν Ταντάλου πλοῦτος καὶ τῶν Πελοπιδῶν ἀπὸ τῶν περὶ Φρυγίαν καὶ Σίπυλον μεττάλλων ἐγένετο· ὁ δὲ Κάδμου [ἐκ τῶν] περὶ Θράκην καὶ τὸ Παγγαῖον ὄρος· ὁ δὲ Πριάμου ἐκ τῶν ἐν Ἀστύροις περὶ Ἄβυδον χρυσείων, ὧν καὶ νῦν ἔτι μικρὰ λείπεται· πολλὴ δ' ἡ ἐκβολὴ καὶ τὰ ὀρύγματι σημεῖα τῆς πάλαι μεταλλείας· ὁ δὲ Μίδου ἐκ τῶν περὶ τὸ Βέρμιον ὄρος· ὁ δὲ Γύγου καὶ Ἀλυάττου καὶ Κροίσου ἀπὸ τῶν ἐν Λυδίᾳ .....*τῆς μεταξὺ Ἀταρνέως τε καὶ Περγάμου πολίχνη ἐρήμη ἐκμεμεταλλευμένα ἔχουσα τὰ χωρία.* Vgl. Groskurds Übersetzung III, 98. Eine sorgfältige Zusammenstellung aller Fundorte des Goldes im Altertum giebt Blümner Technol. und Termin. IV, 12 ff.

Mußten doch nach Herodot II, 69 die Lakedämonier noch im VI. Jahrhundert, um dem Apollo eine Bildsäule zu errichten, zu Kroisos von Lydien, behufs Einkaufs des dazu nötigen Goldes eine Gesandtschaft schicken. Weiteres vgl. bei Blümner Term. u. Techn. IV, 11.

Ebenfalls aus dem semitischen Vorderasien, wenn auch in viel späterer Zeit und nicht mehr durch phönicische Vermittlung, bringt dann nach Griechenland das zuerst bei Herodot erscheinende *μνᾶ* (lat. *mina*) aus assyr. *manah*, welches auch im akad. *mana* und ägypt. *min*, schwerlich in skrt. *manâ'* wiederkehrt (M. Müller, *Biographies* ꝛc. p. 115).

War so der Glanz des Goldes zuerst den Griechen von der semitischen Welt her aufgegangen, so mag doch sehr frühzeitig zu den Hellenen durch die Vermittlung der pontischen Kolonien auch die Kunde von den reichen, in den Schluchten des Ural und Altai schlummernden Metallschätzen gedrungen sein.

Wiederum ist es Herodot (IV Kap. 23—31), der berichtet, daß in einem Lande nordöstlich von den pontischen Faktoreien, wo acht Monate im Jahre der Boden hart gefroren bleibe, und die Luft dicht „mit Federn" gefüllt, die Aussicht über die Gegend winterlich verschleiere, ein einäugiges Volk wohne, welches die Scythen Arimaspen nennen. Bis zu den Kahlköpfen, deren Name Argipäer sei, wären hellenische Kaufleute vorgedrungen, nicht ohne daß sie vorher ein Gebirge (den Ural) überschreiten mußten. Über sie hinaus sei aber noch kein Grieche vorgedrungen; denn hohe und unwegsame Gebirge wehrten den Verkehr (Westende des Altai). Nur so viel wisse man mit Bestimmtheit, daß gegen Morgen die Issedonen säßen, deren Bräuche man auch kenne. Was man aber von dem Lande der Arimaspen und den goldhütenden Greifen wüßte, hätte man von den Issedonen erfahren." In der That muß der an dem Westende des Altai einheimische türkisch-tatarische Zweig des ural-altaischen Sprachstammes schon in einer sehr frühen Zeit auf die von der Natur ihm dargebrachten Schätze aufmerksam geworden sein. Trotz der heutigen ungeheuren geographischen Ausdehnung seiner Völker, unter denen ich nur die bekannteren Jakuten, Baschkiren und Kirgisen, die Uiguren, Usbeken, Turkmanen und die Osmanlis der europäischen und asiatischen Türkei nennen will, kehrt doch

fast auf der ganzen Strecke von der Straße der Dardanellen bis zu den Ufern der Lena derselbe Name des Goldes *altun*, *altyn*, *iltyn* rc.*) wieder, ein Wort, das bis in den äußersten Nord-Osten Asiens, in samojedische und tungusische Sprachen, vorgedrungen ist und etymologisch kaum von dem Namen des goldreichen Altai wird getrennt werden können (vgl. Klaproth Sprachatlas z. *Asia polyglotta* p. VIII u. XXVIII). Noch bemerkenswerter aber scheint, daß man auf den goldenen und silbernen Geräten, welche in dem Altaischen Gebiete aus den alten Tschudengräbern in Menge ausgegraben worden sind, nach Sjögren (vgl. a. oben p. 234 a. O. p. 170) das Bild jenes fabelhaften Tieres der Alten wahrgenommen hat. Auch bei scythischen Stämmen fand Herodot großen Reichtum an Gold, aber kein Silber (IV, 71, Strabo p. 613).

Es trat also diese fremde nordische Welt wie ein Land der Märchen und Wunder mit den Vorposten hellenischer Civilisation in Berührung, und es ist leicht möglich, daß in diesen Zusammenhang gerückt, noch eine andere der schönsten Sagen des klassischen Altertums, der Zug der Argonauten nach dem goldenen Vließ, eine eigentümliche Bedeutung gewinnt. Dieser Ansicht war schon Strabo c. 499, welcher von dem Goldreichtum des Kolcherlands berichtet und erzählt, daß die Barbaren in durchlöcherten Trögen und zottigen Fellen das Gold in den Bergströmen auffingen. Daher sei dann die Fabel von dem goldenen Vließ entstanden.**) Übrigens war die Argonautensage ursprünglich eine nicht bei den Hellenen, sondern bei den Minyern einheimische Schiffahrtsage (vgl. Kiepert Lehrbuch d. alten Geographie p. 242 u. Peters

---

*) Nur im Jakutischen bezeichnet, wie schon bemerkt, *altun* nicht das Gold, sondern das Kupfer, während ersteres in sehr seltener Weise von dem turko-tatarischen Wort für Silber her als „rotes Silber" *kysylü kömÿs* bezeichnet wird. Vgl. im späteren Sanskrit *mahârajata* „großes Silber" = Gold.

**) *παρὰ τούτοις δὲ λέγεται καὶ χρυσὸν καταφέρειν τοὺς χειμάρρους, ὑποδέχεσθαι δ'αὐτὸν τοὺς βαρβάρους φάτναις κατατετρημέναις καὶ μαλλωταῖς δοραῖς· ἀφ' οὗ δὴ μεμυθεῦσθαι καὶ τὸ χρυσόμαλλον δέρος.* Warum O. Gruppe Wochenschr. f. klass. Phil. 1884 Nr. 16 in diesen und ähnlichen Sagen Mythen „von der Gewinnung des Wogengoldes durch den Sonnengott nach Besiegung der Nachtungeheuer" erblicken will, ist mir nicht ersichtlich.

Zeittafeln [5] p. 11), die dann allerdings in echt griechischem Geiste weitergebildet worden ist.

Wir gehen nunmehr zu den italischen Stämmen der Apenninhalbinsel über. Der lateinische Name des Goldes ist im Lateinischen *aurum*, im Sabinischen (*Paul. Diac.* p. 9, 3) *ausum*, was auf eine italische Stammform *auso-* schließen läßt.

Dieselbe wird passend zu Wörtern wie lat. *aurōra* (**aus-ōsa*) „Morgenröte", *urō* (**us-ō*) „brenne" ꝛc. gestellt und bezeichnete, worauf auch das lat. *aur-ūgo* „Gelbsucht" hinweist, ursprünglich das „leuchtende", „gelbe", dann das „Gold". Hierbei ist nur das eine bemerkenswert, daß die Italer nicht wie die andern Indogermanen, welche eigene Wörter für Gold besitzen, (vgl. skrt. *hiraṇya* = zend. *zaranya* und got. *gulþ* = altsl. *zlato*) von der auch ihnen bekannten Wurzel *ghel* „gelb sein" (lat. *helvus*, ausgingen. Zu letzterer wird übrigens auch das phrygische *γλουρός* (: griech. *χλωρός* „grün, gelb") „Gold" und das bei Hesych ohne *ἐθνικόν* stehende *χλουνός* (altsl. *zelenŭ* „gelb, grün") zu ziehen sein.

Ein Anhalt, von woher die Italer zuerst das Gold könnten kennen gelernt haben, ob von etrurischer, spanischer (bask. *urrea*, *urregorria* „Gold") oder griechischer Seite, ist leider weder in der Sprache noch sonst wo gegeben. Bemerkenswert ist, daß in den Pfahlbauten der Poebne noch kein Gold nachgewiesen werden konnte. Doch war schon in den XII Tafeln eine Bestimmung, nach welcher bei den Begräbnissen alles Gold fern gehalten werden sollte: *excipitur aurum, quo dentes vincti.*

Deutlicher sind die Wege, die von Italien nach dem übrigen Europa führen.

Alle keltischen Sprachen haben ihr Wort für Gold dem Lateinischen entlehnt. Irisch *ór*, gen. *óir*, cymr. *awr*, cambr. *our*, *eur* ꝛc. sind aus lat. *aurum* hervorgegangen. Wir haben hier einen für den Sprachforscher so erfreulichen Fall, wo es ihm an der Hand zwingender Lautgesetze möglich ist, das Lehnsverhältnis zweier Wörter auf das unzweideutigste zu konstatieren. Die italische Form *ausom* müßte nämlich, bei der Voraussetzung der Stammesverwandtschaft mit dem Keltischen, z. B. im Irischen seinen inlautenden Spiranten verloren haben, wie das Verhältnis von ir. *siur* „Schwester" aus **sisur* = lat. *soror* aus **svesor*

deutlich darthut, nimmermehr aber dürfte derselbe mit einem dem Keltischen ganz fremden Lautübergang zu *r* geworden sein.*)

Auch ein wichtiger chronologischer Anhalt läßt sich so ermitteln. Die Verwandlung der intervocalen *s* in *r* ist im Lateinischen um die Zeit der Samniterkriege durchgeführt, im Volksmund also schon um mindestens 50 Jahre früher vorbereitet worden. Diese Zeit stimmt aber aufs beste mit der Epoche des großen keltischen Völkerstoßes gegen die Stadt Rom überein, der dem römischen Kalender den schwarzen Tag an der Allia einfügte und den trotzigen Gallier nach der italischen Sage den 1000 Pfund römischen Goldes gegenüber noch sein Schwert in die Wagschale werfen ließ. Nach dieser Zeit werden die Gallier als sehr goldliebend und goldreich geschildert (vgl. Diod. Sic. V Kap. 27).

Wie das italische Gold nach dem keltischen Westen gedrungen ist, so ist es auch zu den illyrischen Stämmen der nördlichen Balkanhalbinsel gewandert. Der einzige Überrest derselben, das heutige Albanesisch, bietet das mit Sicherheit aus *aurum* entlehnte *ār;* daneben kommt ein zweites Wort *φλjoϱί*, best. *φλjoϱί-ov*, im gegischen Dialekt *φλjoϱ̧* best. *φλjoϱ̧ινι* für gemünztes Gold vor, welches, ebenso wie das mgr. *φλωϱί*, *φλουϱί*, aus *florinus*, *fiorinus* rc. hervorgegangen ist.

Die älteste Entlehnung des italischen *aurum* aber, insofern sie noch zur Zeit der Unverletztheit des intervocalen *s* erfolgt sein müßte, hat vielleicht in die baltischen Wörter preuß. *ausis* und lit. *áuksas* statt gefunden, welche letztere Form mit dem vor dem Spiranten eingeschobenen Guttural sich aus gewissen Lautneigungen dieser Sprache (vgl. lit. *tùkstantis* altp. *tūsimtons*: got. *þusundi*) erklären würde. Was den Gang dieser Entlehnung anbetrifft, so ist es bekannt, daß schon in sehr früher Zeit adriatisch-baltische Handelswege bestanden haben, auf denen das kostbarste Gut des Nordens, der Bernstein, dem italischen Süden zugeführt wurde. Schon in den Pfahlbauten der Poebne treffen wir Bernsteinperlen (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 29). Auf diesem Wege aber könnte auch der Norden als Austausch für

*) Auch die Spuren des auslautenden *m* des lat. *aurum* sind noch im Altir. erhalten. Vgl. bei Stokes *Irish glosses* p. 162 den Vers *Is ór niglan „he is pure gold"*.

das wertvolle Produkt seiner Meere manches Stück edlen und unedlen Metalles aus dem Süden empfangen haben. Was dieser geistreichen, aber sehr kühnen Vermutung V. Hehns (p. 461) im Wege steht, ist der Umstand, daß wir zwar durch die Untersuchungen Genthe's (Über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden) von einer direkten Verbindung der Etrusker mit der baltischen Bernsteinküste wissen, daß aber die Römer mit dem samländischen Bernstein erst durch die bekannte Reise des römischen Ritters, welcher unter Nero *commercia ea et litora peragravit* (Plin. *hist. nat.* XXXVII, 3, 45), bekannt wurden.

Solange man daher nicht nachweisen kann, daß im Etrurischen ein dem ital. *auso-* entsprechender Name des Goldes vorhanden war, werden die angenommenen Beziehungen des litupreußischen Wortes zu dem Lateinischen nur eine Vermutung bleiben; denn es wäre ja auch möglich, daß die baltischen Sprachen ein dem lat. *auso-* entsprechendes, diesem urverwandtes Wort (vgl. lit. *auszrà* „Morgenröte") in der Bedeutung „leuchtend", „gelb" besaßen und dieses zur Bezeichnung des Goldes (altpr. *ausis*, warum aber lit. *áuksas* mit *k* ?), als es ihnen bekannt wurde, selbständig verwerteten. Auch in das Altskandinavische ist, obschon in viel späterer Zeit, das lat. *aurum* eingedrungen. Durch die Römer lernten die Isländer das erste gemünzte Gold kennen und benannten es *eyrir*, gen. *eyris*, pl. *aurar*, gen. *aura* im Gegensatz zu dem ihnen längst bekannten ungemünzten *gull*, welches gewöhnlich in Form von Ringen (*baugr*) aufbewahrt wurde.*)

Verlassen wir jetzt wiederum für einen Augenblick unseren Erdteil, um uns einem neuen Herd der Ausbreitung des Goldes, um uns Iran zuzuwenden. Der iranische Name des Goldes ist nämlich, und zwar zu einer Zeit, in welcher die alten Suffixe noch nicht wie im heutigen Neupersischen und Afghanischen verloren gegangen sein konnten, in fast sämtliche ostwärts gelegene

---

*) Eine ganz andere Erklärung des altn. *eyrir* giebt Ahlqvist Die Kulturwörter in den westfinn. Spr. p. 192, indem er dasselbe zu altn. *eyra* pl. *eyru*, gen. *eyrna* (got. *ausô*, lat. *auris*) „Ohr" stellt, was sich daraus erklären lasse, daß man in früheren Zeiten die Ohrlappen gewisser Tiere als Scheidemünze gebrauchte (?). Ein Analogon bilde russ. *polúschka* = halbes Öhrlein".

Sprachen der Völker **finnischen Stammes** eingedrungen. Er lautet mordv. *sirnä*, tscher. *sörtne*, wog. *sorni*, ostj. *sôrni*, wotj. u. syrj. *zarni*. Auch die Magyaren (vgl. ung. *arany*) haben denselben schon in ihre neue Heimat mitgebracht. Hingegen haben die westfinnischen Sprachen unter germanischem Kultureinfluß sämtlich das germanische Wort Gold in sich aufgenommen, das finnisch *kúlda*, estn. *kuld*, lapp. *golle* 2c. lautet. Daß wir es hier aber keinesfalls mit zufälligen Beziehungen zu thun haben, zeigen aufs deutlichste die völlig analogen Verwandtschaftsverhältnisse der Namen eines anderen Metalles, des Eisens, wie wir unten weiter erörtern werden.

Inmitten dieser römischen Einflüsse einer= und dieser iranischen andererseits liegt das geographisch sich berührende Gebiet zweier großer Völker, welche innerhalb des Kreises der indog. Spracheinheit nach der gewöhnlichen Ansicht durch ein engeres Band der Verwandtschaft mit einander verbunden sind, das Gebiet der **litu=slavisch=germanischen** Völker. Wie wir schon oben der Entsprechung von germ. *smîda* und slav. *mědĭ* begegnet sind, so werden wir späterhin noch mancherlei Berührungen der Nordstämme in metallurgischen Dingen antreffen. Auch das Gold wird bei Slaven und Germanen übereinstimmend benannt: got. *gulþ* entspricht dem durch alle Slavinen sich ziehenden altsl. *zlato*. Da der litauisch=preußische Name des Goldes hiervon abweicht, so scheint zu der verhältnismäßig sehr frühen Zeit, in welcher sich auf dem germanisch=slavischen Sprachgebiet ein von der W. *ĝhel* gebildetes Adjectivum „gelb" in der Bedeutung „Gold" festsetzte, der baltische Völkerzweig schon abseits gewohnt zu haben. Die Letten mögen früher ein dem lit. *áuksas* entsprechendes Wort besessen und es später gegen das slav. *zelts* eingetauscht haben.

Lange Zeit ist übrigens den Nordstämmen das Gold nur durch auswärtige, zuerst wohl durch östliche Beziehungen (vgl. Baumstark Ausf. Erläuterung des allg. Teiles der Germania p. 291) bekannt gewesen, ehe sie dasselbe in ihren eigenen Bergen und Strömen finden lernten. Schon von Herodot werden die in dem an Flußgold reichen Siebenbürgen, also in der Nachbarschaft germanischer Stämme, sitzenden Agathyrsen als *χρυσοφόροι* geschildert (IV, 104). Trotzdem aber hat die *auri*

sacra fames, ungeachtet der idealisierenden Worte des Tacitus Germ. Kap. 5: *Argentum et aurum propitiine an irati di negaverint, dubito. Nec tamen affirmaverim nullam Germaniae venam argentum aurumve gignere: quis enim scrutatus est? Possessione et usu haud perinde afficiuntur* rc. sehr frühzeitig, wie zahlreiche Stellen der Alten beweisen (vgl. Baumstark a. a. O. p. 292), auch den germanischen Norden erfaßt. Nirgends hat der Fluch, welcher an den goldenen Schätzen der Tiefe hängt, einen großartigeren Ausdruck gefunden, als im deutschen Nibelungenlied. Um des gleißenden Metalles willen lernt der blondharige Sohn Germaniens seinen Arm dem Landesfeinde verkaufen, und die Vorstellung von dem unerschöpflichen Reichtum des Südens an demselben ist nicht am wenigsten der immer sich wiederholende Impuls des Andringens der Nordstämme an das alte Römerreich gewesen, dem dieses zuletzt erlag.

Fassen wir zusammen, so hat sich ergeben, daß sowohl bei den semitischen Völkern wie auch bei dem indisch-iranischen Zweig der Indogermanen, d. h. also fast in ganz Vorderasien die Bekanntschaft mit dem Gold in proethnische Zeitläufte zurückgeht.

Von Vorderasien ist das Gold einerseits durch phönicische Vermittlung nach Griechenland, andererseits von iranischem Boden aus zu den östlichen Finnen gewandert. Einen großen Einfluß auf die weitere Verbreitung des Goldes in Europa muß Italien ausgeübt haben. Das italische Wort ist zu den Kelten, zu den Albanesen, vielleicht zu den Litauern, in späterer Zeit auch zu den Skandinaviern gedrungen. Die Slavo-Germanen haben eine gemeinsame Benennung des Goldes, welche sich sehr frühzeitig auf dem genannten Sprachgebiet festgesetzt haben muß. Von den Germanen haben die Finnen der Ostsee ihre Bezeichnung des Goldes erhalten.

Hingegen scheinen die ursprünglich um den Altai („den goldreichen“) gruppierten Völker turko-tatarischen Stammes bereits in ihrer Urheimat die Schätze ihrer goldreichen Berge gekannt zu haben, und Sagen von ihnen sind schon zu Herodots Zeiten zu den Vorposten griechischer Kultur am Pontus gedrungen.

V. Kapitel.

Das Silber.

Von den verschiedenen Schwankungen, welchen die oben charakterisierte Aufzählung der Metalle in den Denkmälern der ältesten Völker ausgesetzt ist, muß hier der Kampf hervorgehoben werden, welchen in früherer Zeit das Gold noch mit dem Silber um die Zuerkennung des Vorranges zu führen hat. Gerade in den ältesten hieroglyphischen Inschriften findet nämlich bei Aufzählung der Metalle und anderer Kostbarkeiten das Silber weit häufiger vor dem Golde seine Stellung als hinter demselben, und auch von den assyrischen Denkmälern läßt sich zum mindesten behaupten, daß die Nennung des Silbers vor und hinter dem Golde eine gleich häufige ist.

Diese hieraus sich ergebende Bevorzugung des Silbers vor dem Golde für eine sehr alte Kulturepoche der Menschheit hat ohne Zweifel ihren Grund in dem späteren und seltneren Auftreten jenes Metalles in dem Kreise der orientalischen Völker und der Menschheit überhaupt, eine Erscheinung, auf welche auch archäologische Thatsachen deutlich hinweisen (vgl. Lubbock Die vorgeschichtl. Zeit p. 3, 20, 22, 25), und welche durch den Umstand, daß das Silber nur im Gebirge, nicht auch im Sande der Flüsse vorkommt und überhaupt weniger allgemein verbreitet und schwieriger zu gewinnen als das Gold ist, sich genugsam erklärt. Allerdings scheinen schon die Ursemiten (vgl. F. Hommel Die Namen der Säugetiere rc. p. 415) ein Wort wie für Gold so

auch für Silber (assyr. *ṣarpu* = arab. *ẓarfun*, neben assyr. *kaspu* = hebr. *kesef*) besessen zu haben; aber auf indogermanischem Boden fehlt es nicht an klaren Beweisen eines verhältnismäßig späten Bekanntwerdens dieses Metalles. Die älteste Zusammenstellung der Metalle im alten Indien (*Vâjasanêyisaṁhitâ* XVIII, 13) nennt hinter *híraṇya* „Gold" unmittelbar *áyas* „Erz", resp. „Eisen", im Rigveda kommt das spätere Wort für Silber *rajatá* (wie *darçatá* „ansehnlich" von der W. *darç* und *yajatá* „verehrungswürdig" von der W. *yaj*) nur einmal in dem adjectivischen Sinn von „weißlich" von einem Roß gebraucht vor, und wenn in einem anderen vedischen Text (*Taittirîyasaṁhitâ* 1, 5, 1, 2) unser Metall noch mit dem weitläufigen Ausdruck *rajatám híraṇyam* „weißliches Gold",*) welches nicht würdig ist als Opferlohn gespendet zu werden (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 52 f.), umschrieben wird, so ist dies derselbe Vorgang wie im Altägyptischen, in dem *hat*, kopt. *chat* das Silber, eigentlich aber „hell, weißglänzend" bezeichnet und als Determinativum das Zeichen des Goldes neben sich hat. Auch in dem Sumerischen bedeutete das übrigens ganz allein stehende *ku-babbar* „Silber" eigentlich „weißes" oder „glänzendes" Metall (F. Hommel Die vorsemit. Kulturen p. 409).

Zuerst tritt in der indischen Literatur *rajatá* als Substantivum in der Bedeutung „Silber" in Atharvaveda auf**) (vgl. Zimmer a. a. O. p. 53).

Die iranischen Dialekte, bei denen die übereinstimmende Benennung des Goldes auf eine uralte Bekanntschaft mit diesem Metalle schließen ließ, gehen in der Bezeichnung des Silbers gänzlich auseinander. Das dem skrt. *rajatá* etymologisch entsprechende *erezata* beschränkt sich auf die Sprache des Avesta. Die Afghanen haben keinen eigenen Namen für das Silber, sondern benennen es *spîn zar* d. h. „weißes Gold". Npers. *sîm*, kurd.

---

*) Eine andere Erklärung des skrt. *rajatám híraṇyam* giebt A. Kuhn Zeitschrift f. ägyptische Sprache und Altertumskunde 1873 p. 21 f. Er faßt es als Silbergold = ägypt. *asem.*

**) Der *Râjanighaṇṭu* ed. R. Garbe p. 35 nennt 17 spätere Benennungen des Silbers, von denen die von dem Monde hergenommenen *candralôhaka* „Mondmetall", *candrabhûti* „von dem Aussehen des Mondes", *candrahâsa* „wie der Mond weißlich glänzend" kulturgeschichtlich interessant sind (vgl. oben p. 224 Anm.).

ziw gehören nach Spiegel (Tradit. Lit. d. Parsen II, 370) zu griech. ἄσημος „ungeprägt“, ngriech. ἀσῆμι „Silber“. Eine zweite npers. Bezeichnung *naeqra „argentum liquatum“*, Mundart von Jezd *nuqrja* (Z. d. D. M. G. XXXV, 403) baluči *nughra* ist arabisch (*nukrah*). Die Osseten endlich haben ihr Wort *ävzist*, *avžeste* (Hübschmann Osset. Spr. p. 119) offenbar ostfinnischen Sprachen wotj. *azveś*, syrj. *eziś*, ung. *ezüst* (perm. *ozyś*, wotj. *uzweś* ꝛc. „Blei“) entlehnt, ein Kulturweg, dem wir bei der Besprechung der Metalle noch öfters begegnen werden.

Lehrt somit eine genauere Betrachtung des Indischen und Iranischen, daß die Bekanntschaft mit dem Silber bei diesen Völkern nicht in ein hohes Altertum zurückgehen kann, so ergiebt sich damit von selbst, daß die Übereinstimmung des skrt. *rajatá*, zend. *erezata*, armen. *arcatʿ*, *artsath* mit dem lat. *argentum*, auf welche man die Annahme, daß den Indogermanen vor ihrer Trennung das Silber bekannt gewesen sei, gegründet hat, was wenigstens ihre Bedeutung anbetrifft, ein zufälliges sein muß. Da aber in unzähligen Sprachen, indogermanischen und unverwandten, das Silber als „weißes“, „glänzendes“ bezeichnet ist, warum hätte nicht auf verschiedenen indog. Sprachgebieten dasselbe Adjectivum*), welches diese Farbe ausdrückte, zur Benennung des neuen Metalles verwendet werden sollen? (Vgl. oben p. 168.)

Immerhin könnte indessen das Zusammentreffen des Zend und Sanskrit mit dem Armenischen auf einem faktischen Zusammenhang beruhen. In dem gesamten Vorderasien gehört offenbar Armenien mit dem nördlich von ihm gelegenen Küstenstreifen des Pontus zu den silberreichsten Ländern. Nach Strabo (c. 530) konnte Pompeius dem besiegten Tigranes nicht weniger als 6000 Talente Silbers auflegen. Besonders in der Nähe von Trapezunt wurden zu Marco Polos Zeit ergiebige Silberminen betrieben (vgl. Ritter Erdkunde X, 272). Im N. W. von Beiburt liegt ein Berg, der noch heute *Gumish-Dagh* „Silberberg“

---

*) Dasselbe scheint in Stammabstufungen vorzuliegen: **raǵ* (= skrt. *raj-atá*, **ṛǵ* (= zend. *erezata*, armen. *arc-atʿ*), **ṝǵ* (= lat. *arg-entum*). Das Suffix war *-n̥to*. Über die keltischen Wörter vgl. unten!

Auch in späterer Zeit gehen Namen des Silbers sehr häufig aus Wörtern für „weiß“ hervor. Vgl. z. B. bulg. *aspra*, serb. *aspra*, *jaspra*, alb. *asper* ꝛc. : ἄσπρος „weiß“ (Miklosich Türk. Elem. p. 8).

heißt und auf ihm eine Bergwerkstadt *Gumishkhana* „Silberstadt“, in der noch im Jahre 1806 monatlich 50 000 Piaster trotz der rohen Bebauung gewonnen wurden (vgl. A. Soetbeer Edelmetall-Produktion Ergänzungsheft Nr. 57 z. Petermanns Mitteilungen p. 37). Ihr Name im Altertum war *Ἄσιβα* (vgl. oben kurd. *ziw* ꝛc. aus ngr. *ἀσῆμι*); daher die Silbermünzen mit der Legende *Ἀσιβέων* (Tomaschek Ltbl. f. o. Phil. I, 126).

Nehmen wir also an, daß in dem silberreichen Armenien sich zuerst ein früheres Adjectivum in der Bedeutung Silber (armen. *artsath*, vor der Lautverschiebung **argat-*) fixierte, so konnte diese Bezeichnung leicht nach dem silberarmen Iran (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 147 u. 389 f.) und von da auf dem uralten Handelsweg zwischen Iran und Indien (vgl. A. Weber Allg. Monatsschrift 1853 p. 671), längs dem Kabulfluß nach Hindostan gebracht werden. In beiden Ländern könnte es dann von Einfluß auf die Bezeichnung des Silbers geworden sein. Indessen ist, wie gesagt, eine solche Annahme nicht notwendig, zumal weder das nördliche Indien noch auch Karmanien und Baktrien des Silbers im Altertum gänzlich entbehrten (Blümner Term. u. Techn. IV, 31).

Übrigens ist Armenien jedenfalls in anderer Richtung ein Ausgangspunkt für die Bekanntschaft mit dem Silber gewesen, wie das Eindringen des armenischen Wortes in zahlreiche kaukasische Sprachen (Awarisch *aratz*, Čari *araz*, Quasi-Qumuq *arz* u. s. w., vgl. Klaproth *Asia polyglotta* [2] p. 105) zeigt.

Im südlichen Europa steht das griech. *ἄργυρος**) durch sein Suffix *-υρος* vereinzelt innerhalb der indog. Silbernamen da und dasselbe gestattet keine Vermutung über die Seite, von welcher her die Griechen zuerst das weißliche Metall kennen lernten. Doch führt die Überlieferung auch hier merkwürdiger Weise wenigstens in die Nähe Armeniens, an die Gestade des Pontus Euxinus. Schon Homer (Il. II, 857) nennt die pontische Stadt *Ἀλύβη* mit den Worten:

τηλόθεν ἐξ Ἀλύβης, ὅθεν ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη,

und wenn auch in dem silberreichen Attika, dessen Bergwerke indessen erst kurz vor den Perserkriegen einige Bedeutung erlangt

*) *ἄργ-υρος : ἀργός* (*$r̥g$-o). Vgl. skrt. *árju-na*, lat. *argû-tus* („hell von Geist“).

haben (vgl. J. F. Reitemeier Geschichte des Bergbaues u. Hüttenwesens bei den alten Völkern 1785 p. 67), die Erfindung des Silbers dem Stammheros *Erichthonius* zugeschrieben wurde, so sollte er sie doch nach einer anderen Nachricht dem fernen Scythien verdanken. *Argentum*, sagt Plinius *hist. nat.* VII, 56, 197, *invenit Erichthonius Atheniensis, ut alii Aeacus* und *Hygini fab.* (ed. M. Schmidt) p. 149 heißt es: *Indus rex in Scythia argentum primus invenit, quod Erichthonius Athenas primum attulit.*

Für ein späteres Auftreten des Silbers im alten Griechenland spricht aber auch der Umstand, daß die Verwertung des Stammes *ἀργυρο-* in Orts- und Personennamen fast völlig mangelt, während die von *χρυσο-* (vgl. oben p. 251) häufig ist. Beachtung verdient auch, daß bei Homer der Stamm *ἀργυρο-* in Zusammensetzungen nur 4 Mal, der Stamm *χρυσ-*, *χρυσο-* hingegen 13 Mal vorkommt. Unter dem Einfluß des phönicischen Handels, dem durch die frühzeitige Ausbeutung der spanischen Silberbergwerke zuerst eine ungeheure Menge dieses Metalles zuströmte, wird dann in Griechenland (wie auch später in Italien) *ἀργύριον* (*argentum*), nicht *χρυσός*, das gewöhnliche Wort für Geld überhaupt.

In Italien hat sich die Kenntnis des Silbers verhältnismäßig früh verbreitet, worauf die Übereinstimmung des osc. *aragetud* = lat. *argentum* hinweist. Doch scheinen die Pfahlbauern der Poebne dasselbe noch nicht gekannt zu haben (vgl. W. Helbig a. a. O. p. 21). Eine sichere Spur, woher das an Silber arme Italien zuerst das weißliche Metall erhalten habe, läßt sich nicht entdecken. Haben seine Bewohner es in der Form von Münzen, Schmuckgegenständen, Gefäßen ꝛc. (vgl. *talentum*: *τάλαντον*, *phalerae*: *φάλαρα*, *cratera*: *κρατήρ* ꝛc.) zuerst aus den Händen griechischer Händler und Kolonisten empfangen, so konnte, wenn dem italischen Bauern aus dem Munde des hellenischen Schiffers dessen *ἄργυρος* entgegenklang, das fremdklingende Wort leicht im Suffixe der heimatlichen Mundart angepaßt werden, in welcher Bildungen auf *-ento* (*ungu-entum*, *flu-entum*, *cru-entus*, *sil-entus*) nicht selten waren.

Nicht leicht ist das Verhältnis der keltischen Silbernamen (altir. *argat*, *arget*, cymr. *ariant*, bret. *archant*, corn. *arhans*) zu dem lat. *argentum* festzustellen. Dem lat. *argentum* (**r̥g-n̥to*)

könnte sehr wohl ein urverwandtes, keltisches **arg-ento* (vgl. altir. *ard* = lat. *arduus*, **ṛdh-vó-s*) entsprechen. In der That scheint dasselbe in den altkeltischen Städtenamen *Argento-ratum* (Straßburg), *Argento-magus*, *Argento-varia* (Arzenheim) erhalten; nur spricht alles dagegen, daß *argento* hier „Silber" bedeutet habe. Diodorus Siculus (V, 27, 1) stellt das Vorkommen von Silber in Gallien gänzlich in Abrede (*κατὰ γοῦν τὴν Γαλατίαν ἄργυρος μὲν τὸ συνόλον οὐ γίγνεται*), Strabo p. 191 kennt Silberminen nur im Gebiete der Rutenen (im Departement Aveyron) und Gabalen westlich von den Cevennen. Im übrigen fehlt jede Spur des Silbers im alten Gallien. Es ist daher im hohen Grade wahrscheinlich, daß *argento* in den genannten altkeltischen Städtenamen nichts anderes als vedisch *rajatá*, nämlich „weiß" bedeutet habe. Vgl. Weißenburg, Weißenfels, Weißlingen ꝛc. *Argento-ratum* war demnach „Weißenburg" (ir. *ráth*, *ráith* „Königsburg"). Dieses so erschließbare altkeltische *argento* „weiß" wurde dann bei Berührung der Kelten mit dem lat. *argentum* auf die Benennung des Silbers angewendet.*)

Sicher ist dagegen das römische Wort ostwärts zu den illyrischen Stämmen gewandert und heißt im Albanesischen *ἐργjέντ-ι* (*ergjúnt*, *argjánt*, *argjan* ꝛc., nach G. Meyer). Die Sprache bestätigt hier den Gang der Kulturgeschichte; denn erst durch die Römer wurde der namentlich aus Silber, aber auch aus Gold (alb. *âr* = lat. *aurum*) bestehende Metallreichtum der illyrischen Gebirge ausgebeutet (Kiepert Lehrb. d. a. G. p. 354, vgl. auch alb. Ortsnamen wie *Argentaria*). Eine zweite alb. Bezeichnung des Silbers *σέρμε-α* und *σερμά-jα* entstammt dem Türkischen (*sermaje* „Gold, Kapital"). Verwandt erscheinen aber auch serb. *srma* „Silber", altserb. *sirŭma* „*filum*", türk. *sirmâ* „Golddraht", griech. *σύρμα* „*filum*" (vgl. Miklosich Die Fremdw. in den slav. Spr. p. 127).

Die indog. Sprachen des nördlichen Europa werden durch eine gemeinsame Benennung des Silbers

got. *silubr*, altsl. *sĭrebro*, lit. *sidăbras*, preuß. *sirablan acc.*

verbunden. Das germanische Wort ist einerseits in das Lappische

*) Anders Windisch, welcher bei Fick Wörterb. II³, 801 direkte Entlehnung der keltischen Silbernamen aus lat. *argentum* annimmt.

(*silbba*), andererseits unter west-gotischem Einfluß (vgl. J. Grimm Gesch. d. deutschen Sprache p. 11) in das Baskische, wo es *cilarra* lautet, eingedrungen. Doch ist kaum anzunehmen, daß in den einheimischen Dialekten der Iberischen Halbinsel, deren außerordentlicher Silberreichtum (vgl. Strabo c. 147 f.) den ältesten Völkern bekannt war, nicht schon vorher genuine Namen des Silbers vorhanden gewesen sein sollten. Eine Spur derselben enthält vielleicht der iberische *Orospĕda* = „Silberberg“ (Strabo c. 161).

Was nun aber die angeführte Wortreihe der nordeuropäischen Stämme anlangt, so weisen die Lautverhältnisse auf wenn auch alte Entlehnungen hin, deren Ursprung kaum im Indogermanischen zu suchen sein dürfte. Schon V. Hehn hat die Hypothese aufgestellt, daß die nordeuropäischen Namen des Silbers mit der bereits erwähnten pontischen Stadt Ἀλύβη, das dann nach griechischem Lautgesetz für Σαλύβη „Silberstadt“ zu nehmen wäre, zu combinieren seien, und so würden wir zum dritten Male zu den Bergeszügen des Schwarzen Meeres geführt werden.

Es liegt auf der Hand, daß diese Kombination V. Hehns kaum mehr als eine geistvolle Vermutung genannt werden kann, die noch dazu mit großen lautlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat; allein sie scheint mir immer noch das beste, was über die dunkle, auch in ihrem Verhältnis unter einander keineswegs klare nordeuropäische Wortreihe gesagt worden ist.*)

Ganz unerklärlich ist das thracische σκάρκη, das die Hesychische Glosse σκάρκη · Θρᾳκιστὶ ἀργύρια bringt.

Nicht von Armenien, wohl aber von dem benachbarten Iran aus hätte sich die Kenntnis des Silbers zu den westfinnischen Völkern verbreitet, wenn wir der Zurückführung der Benennungen dieses Stammes finn. *hopea*, estn. *hõbe*, *hõbbe*, weps. *hobed,* wot. *opēa*, *ōpēa*, liv. *öbdi*, *übdi*, tschud. *hobet* auf das persische *sepid*, kurd. *sipi* „weiß“ 2c., wie sie Sjögren (vgl. *Bulletin de l'académie de St. Pétersbourg* VI, 172) will, vertrauen dürften. Ahlqvist (a. a. O. p. 67) vermag diese Wörter nicht zu erklären.

---

*) Äußerst kühne Vermutungen knüpft an dieselbe und an Ἀλύβη (Χαλύβη) H. Brunnhofer Über die älteste Herkunft des Silbers und Eisens in Europa, erschlossen aus kleinasiatischen Ortsnamen (Fernschau. Aarau 1886 I, 54).

Übrigens würde das Vordringen des Silbers aus den pontischen Gegenden zu den Barbaren des Nordens in den Zeiten Herodots noch nicht stattgefunden haben, da dieser Schriftsteller sowohl den eigentlichen Scythen als auch den östlicheren Massageten mit ausdrücklichen Worten (vgl. IV *cap.* 71 *ἀργύρῳ δὲ οὐδὲν οὐδὲ χαλκῷ χρέονται*, vgl. auch I *cap.* 215) die Kenntnis und den Gebrauch dieses Metalles abspricht.

Die älteste Nachricht von dem Vorhandensein des Silbers in Deutschland erhalten wir durch Cäsar (VI *cap.* 28), der von dem Gebrauch silberbeschlagener Trinkhörner berichtet. Tacitus (Germ. *cap.* 5) kennt silberne Gefäße als auswärtige Geschenke im Besitz der Vornehmen. Silberminen im Lande selbst müssen damals noch unbekannt gewesen sein. Zwar wurde im Jahre 47 n. Chr. *in agro Mattiaco* von Curtius Rufus eine Silbergrube durch seine Soldaten eröffnet, doch scheint dieselbe wegen geringer Ergiebigkeit bald wieder eingegangen zu sein (vgl. Tac. Ann. XI *cap.* 20). Ein regelmäßiges Silberbergwerk wird erst zur Zeit Ottos des Großen im Harz eingerichtet. Hiermit stimmt überein, daß in den deutschen Ortsnamen durch Zusammensetzung mit Silber gebildete Wörter vor 1100 nicht vorkommen (vgl. Förstemann Deutsche Ortsnamen p. 139). Dasselbe gilt von den Personennamen.

Zum Schluß dieser Besprechung der indog. Silbernamen sei hier noch eines vereinzelten Wortes gedacht, welches im Munde wandernder Zigeunerscharen aus Indien nach Europa verschlagen ist: zig. *rub*, *rupp* entspricht skrt. *rūpya*, hind. *rupâ*, wie auch der zigeunerische Name des Goldes *sonakai*, *sonegai* ꝛc. aus indischem skrt. *svarṇa*, Hindi *sônâ* ꝛc. hervorgeht (vgl. Pott Zigeuner II, 274 u. 226).

Überblicken wir noch einmal die Benennungen des Silbers, welche uns bei indog. und nichtindog. Völkern begegnet sind, so stimmen dieselben, soweit sie etymologisch klar sind, darin überein, daß sie das Silber als das weiße oder weißliche Metall benennen. Andersartig ist daneben der in den turkotatarischen Sprachen weit verbreitete (vgl. J. Klaproth Sprachatlas p. XXXVI) Name des Silbers *kömüš*, *kömüs*, *kümüs*, insofern er auf die Stammsilbe *köm* „bergen" zurückgehend das Silber als das verborgene, versteckte Metall bezeichnet und so die verhältnismäßig

schwierige Gewinnung desselben andeutet (H. Vámbéry Die primitive Kultur rc. p. 173). Nicht selten aber sind wir Spuren des Gebrauches begegnet, das später bekannt gewordene Silber geradezu nach seinem Vorgänger, dem Golde, als das weiße Gold zu bezeichnen, und es ist dies um so begreiflicher, als man vielleicht von einer sorgfältigen Behandlung des Goldes selbst zur ersten Kenntnis des Silbers vorgeschritten ist.

Es ist bekannt, daß dem Golde in verschiedenen Mischungsproportionen das Silber innezuwohnen pflegt. Diese Mischung von Gold und Silber wird in den altägyptischen Inschriften *àsem* genannt und in den Aufzählungen der kostbaren Metalle und Edelsteine hinter das Gold gestellt. Es steht in großen Ehren. „Gold der Götter, *àsem* der Göttinnen" heißt es von der Isis. Nach den Untersuchungen von C. R. Lepsius (vgl. Abh. d. Berl. Ak. d. W. 1871 p. 129) entspricht nun diesem ägyptischen *àsem* sachlich und etymologisch genau das hebr. *chash(ĕ)mal*, wenigstens sachlich aber das griechische *ὁ ἤλεκτρος* („der strahlende" : *ἠλέκτωρ* „Sonne"), dessen lat. Abbild *electrum* Plinius (XXXIII, 4, 80) mit den Worten definiert: *omni auro inest argentum vario pondere, alibi nona, alibi octava parte. Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur.* In der That liegt bei Stellen wie Od. IV, 73 ff.:

> *φράζεο*
> *χαλκοῦ τε στεροπὴν κὰδ δώματα ἠχήεντα*
> *χρυσοῦ τ' ἠ λ έ κ τ ρ ο υ τε καὶ ἀργύρου ἠδ' ἐλέφαντος*

oder in der Homerischen Eiresione v. 10

> *ἐπ' ἠλέκτρῳ βεβαυῖα*

die Übersetzung des Wortes *ἤλεκτρος* -- Lepsius unterscheidet *ὁ ἤλεκτρος* „Silbergold" (vgl. Antigone v. 1083), *ἡ ἤλεκτρος* „Bernsteinverzierung", *τὸ ἤλεκτρον* „Bernstein" — mit „Goldsilber" jedem Unbefangenen viel näher als die gewöhnliche mit Bernstein (vgl. neuerdings W. Helbig Hom. Ep. p. 106). Gegenstände aus Electron wie Spangen und Becher sind in Hissarlik in der zweiten und besonders in der dritten Stadt gefunden worden (vgl. Schliemann Ilios p. 388 u. 527); doch wird in

der Ilias das Goldsilber noch nicht genannt. Auch Herodot versteht wahrscheinlich unter seinem *λευκὸς χρυσός*, das Crösus neben *ἄπεφϑος χρυσός* „geläutertem Gold" (heb. *pâz*) I. *cap.* 50 nach Delphi sendet, und an welchem der lydische Paktolus besonders reich war (vgl. Kiepert Lehrb. der alten Geogr. p. 114), dieses Electrum. Endlich stehe ich auch nicht an, dasselbe in dem keltisch-irischen Worte *findruine* zu vermuten. Ich nehme nämlich an, daß dasselbe aus **find-or-uine* entstanden ist und, im Gegensatz zu *dergor* dem roten (*derg*) Gold, das weiße (*find*) Electrum bezeichnet. Es steht zwischen *créduma* „Bronze" und Gold und wird neben dem Silber genannt. Becher, Schildbuckel und ähnliches wird aus ihm gebildet (vgl. Windisch I. T. und *O'Curry Manners and customs of the ancient Irish ed. by W. K. Sullivan**) I p. CCCCLXVI f.).

So hoffen wir den Nachweis geführt zu haben, daß in der Kulturgeschichte das Silber gewöhnlich nach dem Golde eintritt, von welchem es daher häufig seine Benennung als „weißes Gold" empfängt.

Den Indogermanen kann es vor ihrer Trennung nicht bekannt gewesen sein.

Schwieriger ist es, die Spur der Wege aufzudecken, welche die Kenntnis dieses Metalles von Volk zu Volk gewandert ist.

Die Schwierigkeit liegt darin, daß in der idg. Grundsprache ein Adjectivum mit der Bedeutung „glänzend", „weiß" vorhanden war, das auf mehreren Sprachgebieten gleichmäßig zur Benennung des Silbers, als man dasselbe kennen lernte, verwendet wurde. Doch sind die Spuren der ursprünglichen, adjectivischen Bedeutung teilweis noch deutlich zu erkennen.

Für die Auswahl gerade dieses Ausdrucks kann eine gewisse Abhängigkeit der einzelnen Sprachgebiete, des keltischen von dem italischen, vielleicht des arischen von dem armenischen angenommen werden. Allein steht in seiner Suffixbildung das griechische

---

*) Sullivan dagegen meint: *findruini was probably bronze coated with tin or some white alloy like that of tin and lead.* Er geht von der offenbar jüngeren Form *finnbruithne, finnbruinni* aus und zerlegt dieselbe in *find, finn* (*white*) und *bruinni* (*boiled*) „*that is a white tinned or plated surface*".

Wort, und ganz abseits von den übrigen idg. Silbernamen die Benennung des germanisch-baltisch-slavischen Sprachzweiges.

Bemerkenswert ist, daß die Finnen, die in der Benennung des Goldes so große Abhängigkeit von anderen Völkern verrieten, genuine Namen des Silbers zu haben scheinen. Auch in den turko-tatarischen Sprachen erfreut sich das Silber einer einheitlichen Benennung.

VI. Kapitel.

Das Kupfer.

Wenn es überhaupt zuverlässige, auf linguistischer Basis ruhende Kulturschlüsse giebt, so gehört zu den bestbegründeten derselben der, daß das Kupfer bereits in den proethnischen Epochen der gesamten europäisch-asiatischen Menschheit bekannt war. Das häufige Auftreten dieses Metalles in gediegenem Zustand nicht minder wie die das Auge des primitiven Menschen besonders erregende Röte seiner Farbe (vgl. oben p. 167) mögen am frühesten die Aufmerksamkeit auf dasselbe gelenkt haben.

Im alten Ägypten gehört das gewöhnlich unter den Tributgaben *asiatischer* Völker genannte Kupfer, welches hier *χomt* heißt, zu den ältesten Metallen. Sein Zeichen scheint in seiner ursprünglichen Form einen Schmelztiegel dargestellt zu haben (Lepsius a. O. p. 91).

Im Sumerischen ist das Wort für Kupfer *urud* der einzige Metallname, welcher nicht mit zusammengesetzten Idiogrammen geschrieben wird, was nach F. Hommel Die vorsemit. Kulturen p. 400 f. auf das relativ höchste Alter dieses Metalles schließen läßt.

Der ursemitische Name des Kupfers lautet hebr. *n(ĕ)choshet*, arab. *nuhâs*, syr. *nechosch*, chald. *nechasch* = ursem. *naḥâšu* (Hommel).

Aber auch die Finnen, um uns in den Osten und Norden des indog. Sprachgebiets zu wenden, müssen, bevor sie ihre alte Heimat am Ural verließen, schon das Kupfer gekannt haben. Finnisch *vaski*, lapp. *vešk*, *viešk* (vgl. ung. *vas*, das aber „Eisen" bedeutet) kehrt im ugrisch-ostjak. *woh* „Geld, Metall" wieder, während Kupfer *pataroh* heißt, welches nach Ahlqvist soviel wie „schwarzes Kupfer" (Schwarzkupfer) bedeuten würde. In der Vorstellung der Finnen ist das Kupfer durchaus das älteste Metall. Kupfern ist der Sampo, den Ilmarinen schmiedet, ein kupfernes Männchen fällt dem Wäinämöinen die Rieseneiche und auch der ewige Schmiedemeister Ilmarinen wird mit einem kupfernen Hammer geboren. Vielleicht kann man aus den Spuren alter Kupferbergwerke in Sibirien, den sogenannten Tschuden-Schürfen, auf eine uralte bergmännische Gewinnung des Kupfers durch die ältesten Finnen schließen. Doch wußten die Wogulen bei der Ankunft der Russen nichts mehr von Bergbau, und Ahlqvist (a. a. O. p. 63 f.) vermutet daher, daß dieselben nach Bekanntschaft mit dem Eisenhandel den alten Kupferbergbau vergessen hätten.

Endlich sind auch die turko-tatarischen Völker im Besitz eines genuinen und sehr alten Ausdruckes für das Kupfer *bakir pakir*, alt. *pakras* (vgl. Vámbéry Primitive Kultur p. 174).

Wenn somit alle diejenigen Völker, welche den indog. Sprachstamm von Alters her umgeben haben, schon in den frühesten Epochen ihrer Geschichte das Kupfer gekannt haben, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß die Kenntnis dieses Metalles auch den noch ungetrennten Indogermanen nicht entgangen sei. In der That weist die Gleichung

lat. *aes*, got. *aiz*, skrt. *áyas*, zend. *ayaṅh*

direkt hierauf hin. Gegen dieselbe lassen sich vom Standpunkt der Form aus keine der von uns oben (vgl p. 188 ff.) besprochenen Bedenken geltend machen. Gerade die Schwierigkeit, eine ansprechende Etymologie, eine Wurzel dieser Wortreihe zu finden, deutet auf ihr hohes Alter.*) Hingegen bedarf die Fest-

*) Es ist wohl von einer Wurzel *ai* und dem Suffixe *es/os* auszugehn: skrt. *áy-as*. In seiner schwächsten Gestalt *-s* liegt dieses Suffix in den europäischen got. *aiz* (**ai-s-o*) und dem lat. **ae-s-is*, *aeris* vor (daneben

stellung ihrer ursprünglichen Bedeutung allerdings einer näheren Erörterung. Das italische *aes* (vgl. umbr. *ahesnes* = lat. *ahenus*) bedeutet sowohl das im Bergwerk gewonnene Rohkupfer als auch das künstlich mit Zinn vermischte Kupfer, das Erz. Die germanischen Wörter got. *aiz* (= χαλκός), nord. *eir*, agls. *âr* (engl. *ore*), ahd., mhd. *êr* haben den gleichen Sinn. Am weitesten hat sich wohl die Bedeutung des engl. *ore* entwickelt, unter welchem Erze jeder Art verstanden werden können, wie unter unserem *erz*, ahd. *aruz* (siehe unten). Das Rohmetall meinen Stellen wie Otfried I, 1, 69 *zi nuzze grebit man ouh thar er inti kuphar*, und noch im 15.—16. Jahrhundert wird lat. *aes* außer mit *erze* oder *eer*, *er* mit Kupfer glossiert. Noch im Jahre 1561 gebraucht der Schweizer Josua Maaler anscheinend gleichbedeutend *erin* und *küpferin*, *geschirr* ꝛc. Während demnach für Europa hinsichtlich *aes*, *aiz* ganz unbedenklich von der Bedeutung „Kupfer, Erz“ auszugehen ist, kann man bezüglich des arischen *ayas*, *ayaṅh* in der That zweifelhaft sein, ob diesen Wörtern in der ältesten Überliefernng der Sinn von „Kupfer, Erz“ oder, wie es z. B. Justi und Böhtlingk-Roth annehmen, der von „Eisen“ gebühre.

Fassen wir zunächst die archäologischen Verhältnisse des alten Indien ins Auge, so hat sich Kupfer, das in diesem Lande noch jetzt vielfach erzeugt wird, in alten Grabstätten reichlich gefunden. Selten, aber doch unzweifelhaft nachweisbar ist die Bronze, dieselbe zeigt jedoch nicht die gewöhnliche abendländische Zusammensetzung von 9% Kupfer: 1% Zinn und weist somit auf einen anderen Ausgangspunkt als jene hin. Auch die griechischen Schriftsteller, Nearchos und Kleitarchos, (Strabo p. 718) berichten von indischem χαλκός, was daher eher auf reines Kupfer als auf Bronze zu beziehen ist.*) An Verbreitung und Altertümlichkeit wetteifert aber mit dem Kupfer auch das Eisen, an

---

aënus aus **ajesno*. Auch eine Tiefstufenform *i-s* : *ai-s* ist vielleicht erhalten, worüber Kap. VII. In der isoliert dastehenden Sprache der Jeniseier (Tomaschek Z. f. or. Phil. I, 124) heißt das Kupfer *ei*, *is*, *ê*.

*) Anders Plinius XXXIV, 163: *India neque aes neque plumbum habet*. Aber auch *Ps. Arist. mirab. ausc.* 49 p. 834 A, 1 spricht von indischem Erz.

dessen Erzen, die noch jetzt in der primitivsten Weise von den Eingeborenen ausgebeutet werden, Indien ungemein reich ist (vgl. R. Andree Die Metalle bei den Naturvölkern p. 58 ff.). Ein Anhalt für die Priorität des Kupfers in Indien läßt sich somit auf diesem Wege nicht gewinnen. Wir sind daher lediglich auf die Überlieferung und die Sprache angewiesen.

In der That weisen nun in beiden deutliche Spuren darauf hin, daß *áyas* im vedischen Zeitalter außer Metall im allgemeinen ursprünglich „Erz", nicht „Eisen" bedeutet habe. Die sicheren Bezeichnungen des letztgenannten Metalles (des Eisens) in den vedischen Schriften *çyâmám áyas* (Av. 11, 3, 7 neben *lôhitam* „Kupfer") oder auch bloß *çyâmá*, wörtlich „dunkelblaues Erz" (vgl. aus späterer Zeit *kâlâyasá* „dunkelblaues"- und *kṛshṇâyas* „dunkeles" *áyas*) tragen den Stempel der Neuheit unverkennbar an sich. Es sind Ableitungen von dem ursprünglichen *áyas-aes*, das ihnen anhaftet, wie den ägyptischen Namen des Eisens das Determinativum des früher bekannten Kupfers beigegeben wird (vgl. Lepsius a. a. O. p. 108). Auch werden im Rigveda die mit Ebern verglichenen Blitzstrahlen *áyôdamshṭra* „mit ehernem Gebiß", die Sonne aber im Abendstrahl *áyaḥsthûṇa* „auf ehernen Säulen ruhend" genannt, was sich beides nur auf die Farbe des Kupfers, nicht auf die des Eisens beziehen kann (Zimmer Altind. Leben p. 51). Außer diesen Ausführungen Zimmers scheint mir aber auch die schon erwähnte älteste Zusammenstellung der vedischen Metallnamen in der *Vâjasanêyi-samhitâ* XVIII, 13 *híraṇyam, áyas, çyâmám, lôhám, sî'sam, trápu* für *áyas* als Erz zu sprechen. Der Erklärer *Mahîdhara* giebt allerdings *áyas* durch *lôhám*, welches bei den älteren Kommentatoren „Kupfer", in späterer Zeit „Eisen" bedeutet, *çyâmám* durch *tâmraloham* „Kupfer" und *lôhám* durch *kâlâyasá* „Eisen" wieder. Allein abgesehen davon, daß so Eisen zweimal genannt sein würde, widerspricht auch die Etymologie, sowohl von *çyâmá* eigentl. „dunkelblau" als auch von *lôhá* eigentl. „rot" (lat. *raudus* Fick Wörterb. I³ 201) diesen Erklärungen gänzlich. Alle Schwierigkeiten schwinden, sobald wir *áyas* durch Erz *brass* übersetzen, welches in der später von den Indern angenommenen Achtzahl der Metalle (*ashṭadhâtu*) als *pittalá* oder *pîtalôha* mit genannt

wird. So erhalten wir Gold (und Silber), Erz, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn.*)

Endlich aber ist auch unter dem *ayañh* des Avesta, namentlich wo es zur Verfertigung von Waffen und Geräten verwendet wird, nicht Eisen, sondern Erz, Bronze zu verstehen. Mit Recht hebt, wie mir scheint, W. Geiger (Ostiran. Kultur p. 148) hervor, daß die Adjective, welche dem *ayañh* im Avesta beigegeben werden (*raocahina*, *ἐρυθρός*, *zairi*, *zaranya αἴθοψ*), ausschließlich zur Bezeichnung des Erzes, nicht des Eisens passen. Etwas anders ist die Ansicht F. Spiegels (Arische Periode p. 34), insofern er der Bedeutung „Eisen“ im Avesta einen größern Spielraum giebt, an einigen Stellen aber doch ebenfalls *ayañh* als unzweifelhaft im Sinne von Bronze nimmt.

---

*) In seinen *Biographies of words* Appendix V „*The third Metal*“ widmet M. Müller der Frage, welches die Bedeutung des vedischen *áyas* gewesen sei, eine eingehende Erörterung. Er kommt hierbei zu dem Schluß: „*all therefore we are justified in stating positively is, that at the time of the Rigveda, besides silver and gold, a third metal was known and named áyas; but whether that name refeerred to either copper or iron, or to metal in general, there is no evidence to show.*“

Hinsichtlich meiner oben gegebenen Erklärung der *Vâjasanêyi-samhitâ*-Stelle sagt er, daß dieselbe „*purely conjectural*“ sei. Dies scheint mir nicht ganz richtig. Meine Erklärung stützt sich vielmehr auf die deutliche ursprüngliche Bedeutung von skrt. *çyâmá* „schwarz“, „dunkel“ (= Eisen, vgl. *μέλας σίδηρος* Hesiod) und skrt. *lôhá* „rot“ (= Kupfer, lat. *raudus*). Wenn wir aber entgegen dem Kommentator, den M. Müller hinsichtlich der Erklärung von *lôhá* als „Eisen“ selbst des Irrtums zeiht, *çyâmá* als Eisen, *lôhá* als Kupfer nehmen, was bleibt dann für *áyas* anderes als „Erz“ übrig? Diese Bedeutung paßt aber auch für die von M. Müller citierte Stelle in *Çatap. Br.* V, 4, 1, 2: „*this is not áyas* („Erz“) *nor gold, for it is lôhâyasam*“ („Kupfer“), und zwar umsomehr, als an einer anderen Stelle desselben Werkes (VI, 1, 3, 5), wie M. Müller selbst hervorhebt, *áyas* („Erz“) als goldähnlich geschildert wird. In dieser letzteren Stelle („Aus Sandkörnern schuf er den Kies, deshalb wird eben Sand am Ende zu Kies. Aus dem Kies Erz (*áçman*), deshalb wird eben Kies am Ende zu Erz. Aus dem Erz (schuf er) die Bronze (*áyas*), deshalb schmelzen sie aus dem Erz Bronze, aus Bronze Gold, deshalb eben wird vielgeschmolzene (*bahudhmâtám*) Bronze fast goldähnlich“) sieht Herm. Brunnhofer Zur Bronzetechnik aus dem Veda (Fernschau, Aarau 1886, p. 69) einen Beleg von durchschlagender Beweiskraft für *áyas* in der Bedeutung „Bronze“.

Übrigens setzen B. R. in der kleinen Ausgabe ihres Wörterbuchs für *áyas* jetzt ebenfalls an erster Stelle „Erz“ an.

Hoffen wir somit den Nachweis geführt zu haben, daß, was die Gleichung *áyas-aes* anbetrifft, die europäischen Sprachen die ursprünglichere Bedeutung bewahrt haben als die dieselbe nur noch in Spuren zeigenden asiatischen, in denen offenbar unter dem Einfluß frühzeitiger Eisentechnik das alte Wort für Kupfer, Erz allmählich den Sinn von Eisen annahm — ein häufiger Sprachvorgang (vgl. finn. *vaski* „Kupfer" : ung. *vas* „Eisen", agls. *âr* : engl. *ore* „Metallstufe", skrt. *lôhá* „Kupfer", dann „Eisen" u. s. w.) —, so sind wir damit keineswegs am Ende unserer Betrachtungen angekommen.

Im Europäischen bedeutet ja *aes-aiz* sowohl das Kupfer als auch das Erz, und so stehen wir nunmehr vor der dem Prähistoriker vielleicht wichtigsten Frage dieser Untersuchung, ob die genannte Gleichung in der Urzeit das Rohkupfer oder das mit Zinn legierte Kupfer, die Bronze bedeutet habe, ob das von Pictet behauptete und seitdem fast in der Wissenschaft eingebürgerte indogermanische Bronzevolk eine Fabel oder eine Wahrheit sei, ob wir uns die Ausbreitung des indog. Urvolkes vorzustellen haben als die von Kriegern, welche bewaffnet mit bronzenem Speer, Schwert, Schild und Helm, von den Gaben einer höheren Civilisation begleitet, leichtlich die unarischen Völker mit ihren Steinwaffen zu Boden warfen.

Ich glaube, daß nichts für, alles gegen die Annahme einer Bekanntschaft der Indogermanen mit der Bronze spricht.

Zunächst ist, wie wir sahen, die Bedeutung „Schwarzkupfer" neben der von „Erz" innerhalb der Gleichung *áyas-aes* treulich bewahrt, und es ist natürlich und liegt an sich auf der Hand, daß die erstere Bedeutung die ursprüngliche gewesen sein muß. Dazu kommt nun, daß die Benennungen des für die Herstellung der Bronze notwendigen Zinnes in den idg. Sprachen völlig auseinandergehen und, worüber im IX. Kap. näher zu handeln sein wird, darauf hindeuten, daß dieses Metall den einzelnen Völkern erst in späterer Zeit auf den Wegen des Handels und Verkehrs zukam. Nun könnte man ja allerdings die Annahme aussprechen, daß den Indogermanen zwar nicht die Herstellung der Bronze, wohl aber die Bronze selber durch Einführung bronzener Gegenstände seitens irgend eines unbekannten Kulturvolkes bekannt geworden sei. Eine solche Annahme ließe sich

allerdings nicht direkt widerlegen; aber sie ließe sich auch nicht durch irgend welche Gründe wahrscheinlich machen.

Daß hingegen das unvermischte Rohkupfer den Indogermanen wirklich bekannt war, geht auch noch aus einer zweiten Gleichung: skrt. *lôhá*, urspr. „Kupfer“ (B. R.), balučî *rôd*, pehl *rôd*, npers. *rôi* „*aes*“, armen. *aroir*, „Messing“ (Hübschmann, Z. d. D. M. G. XXXIV, 133), altsl. *ruda* „*metallum*“, lat. *raudus*, altn. *rauði* hervor, welche auf eine indog. Grundform **raudho* (: ἐ-ρυθ-ρό-ς) zurückführt und eigentlich „das rote“ bezeichnet.*)

So, denke ich, haben wir guten Grund, für *áyas-aes* **die indog. Bedeutung „Kupfer“ anzusetzen und somit die Bekanntschaft mit diesem Metall bereits den ungetrennten Indogermanen zuzuschreiben.**

In wie weit bereits in der Urzeit eine **Ausbeutung** des Kupfers zu metallurgischen Zwecken, zur Herstellung von Schmuck, Werkzeugen, vor allem von Waffen stattgefunden hat, darauf werden wir unter Kap. X (Indogermanische Waffennamen) zurückkommen.

In anthropologischer Hinsicht aber sei schon hier (vgl. weiteres Abh. IV, Kap. XI) darauf hingewiesen, daß das Kupfer in der Vorgeschichte der Menschheit heute eine wesentlich andere Rolle spielt, als man ihm noch bis vor kurzem zuwies. Während man nämlich die Existenz eigentlicher Kupferperioden für Europa bisher nur in lokaler Beschränkung, so für Ungarn und Irland (vgl. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit I, 55), auch für Spanien (Virchow Korrespondenzblatt d. D. Ges. f. Anthropologie XII, 73) angenommen hatte, haben sich die Kupferfunde in fast allen Teilen Europas neuerdings so außerordentlich vermehrt, daß die Aufstellung einer besonderen Kupferperiode, welche zeitlich der Bronzeperiode voraufgeht und sich an die sog. jüngere Steinzeit anschließt, resp. mit ihr zusammenfällt, den Prähistorikern not-

---

*) Bemerkenswert ist der Zusammenklang des indog. **raudho*, **rudho* mit dem sumerisch-akadischen Namen des Kupfers *urudu*. Besonders aber scheint zu sumerisch *urudu* das baskische *urraida* „Kupfer“ zu stimmen, und ich will daher nicht unterlassen zu bemerken, daß F. Hommel (Die sumero-akkadische Sprache und ihre Verwandtschaftsverhältnisse) in der That einen sprachlichen Zusammenhang zwischen Basken und Sumerern behauptet p. 61.

wendig erscheint. Man vergleiche über diese Untersuchungen die schon genannte Arbeit von M. Much Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen Wien 1886. Die erste Bearbeitung des Kupfers geschah in dieser Zeit nicht durch Schmieden, sondern durch Schmelzen und Gießen in Formen. Das eigentliche Schmiedehandwerk ist nach Muchs Ansicht erst seit der Entdeckung des Eisens und der Erfindung der Bronze aufgekommen. Much erblickt in dem schon in der I. Auflage dieses Buches von uns hervorgehobenen Mangel einer indog. Terminologie der Schmiedekunst p. 175 gerade einen Beweis für seine Ansicht, daß jene Kupferperiode identisch sei mit der Urzeit der Indogermanen, und E. H. Meyer Indog. Mythen II, 682 Anm. hätte sich daher für seine Behauptung des höchsten Alters indog. Schmiedehandwerks nicht auf dieses Buch berufen sollen.

Wir kommen, wie gesagt, auf diese Fragen zurück, und wenden uns nunmehr noch einmal zu der sprachlichen Seite der Gleichung *áyas-aes* zurück.

Wir haben gesehen, daß im ganzen nur vier Familien des indog. Stammes das alte Wort für Kupfer *áyas-aes* bewahrten. Die Gründe, warum die übrigen dasselbe verloren haben, lassen sich nur vermuten. Möglich, daß ihr Weg bei der allmählichen Ausbreitung der Indogermanen nicht durch Kupferdistrikte führte, und sie so des Begriffes und Wortes zugleich verlustig gingen. Möglich auch, und vielleicht wahrscheinlicher, daß die, ich möchte sagen, zarte Konstitution des zwei-spirantigen *áyas* besonders geeignet war, in den Stürmen der Lautverschiebungen und Lautverluste unterzugehen. Was wäre z. B. im Griechischen, das sowohl *j* als *s* eingebüßt hat, aus den obliquen Kasus des alten *áyas* geworden? Bemerkenswert aber und für das hohe Alter der Gleichung beweisend ist, daß diejenigen Sprachfamilien, welche das urzeitliche Wort bewahrten, auch an dem sächlichen Geschlecht der Metallnamen überhaupt (vgl. Kap. II) festgehalten haben, welches nur in solchen Sprachen verloren gegangen ist, die *áyas* durch neuere Ausdrücke ersetzt haben. Offenbar erklärt sich dies daraus, daß man bei der ältesten Benennung der Metalle von dem Worte *áyas* „Kupfer“ ausging und nach ihm von goldglänzendem (= Gold), weißlichem (= Silber), bläulichem, (= Eisen) *áyas* redete.

Wenn wir aber aus triftigen Gründen uns für die Ansicht entschieden haben, daß die Gewinnung und der Gebrauch der Bronze den Indogermanen vor ihrer Trennung noch unbekannt waren, so liegt für den Prähistoriker die Frage nahe, ob es nicht an der Hand der Sprachwissenschaft möglich sei, den Ausgangspunkt und die Wege zu ermitteln, von welchem aus und auf denen sich die Kenntnis der Bronze unter den indog. Stämmen verbreitete.

Leider aber ist die Sprache in dieser Frage nur eine unvollkommene Führerin. Es giebt kein phönicisches, etrurisches, griechisches oder sonst ein Wort für die Bronze, welches etwa seinen Weg zu den westlichen und nördlichen Indogermanen Europas genommen hätte und so als Leitstern dienen könnte. Als die Indogermanen das neue Metall, gleichviel ob seine Herstellung oder in fertigen Produkten kennen lernten, benannten sie es, wie es auch andere Völker, wie es Ägypter (*χomt*) und Semiten (hebr. *n(ĕ)choshet*) thaten, mit denjenigen Namen, welche bei ihnen für das Kupfer bereits vorhanden waren (vgl. weiteres Kap. VIII).

Eine höchst bemerkenswerte Ausnahme hiervon macht nur das Sumerisch-Akkadische. Hier ist neben dem schon genannten *urudu* eine bestimmte Bezeichnung der Bronze *zabar* vorhanden. Außerdem wird in einem bilinguen magischen Hymnus an den Feuergott (*Gibil*) ausdrücklich von der Herstellung der Bronze, d. h. der Mischung von Kupfer und Zinn gesprochen. Da dies die älteste überhaupt bekannte Stelle ist, welche von der Bronzefabrikation handelt, will ich sie (aus F. Lenormant *Les noms de l'airain et du cuivre*, *Transactions of the Society of Biblical Archaeology* VI, 346; vgl. F. Hommel Die vorsemitischen Kulturen p. 277, 409) hierher stellen. Sie lautet im Akadischen:

urudu anna chichibi zae men
Le cuivre l'étain mélangeur + leur tu es,

im Assyrischen:

sa eri u anaki muballilsunu atta
Du cuivre et de l'étain leur mélanger (c'est) toi.

Die Vermutung liegt nahe, daß wir uns hier an dem Ausgangspunkt de. antiken Bronzeproduktion befinden. Das zu der-

selben nötige Zinn konnte in den auf Handelswegen wohl erreichbaren Gruben des Paropamisos gewonnen werden, wo nach der Überlieferung des Strabo p. 724 Zinn gewonnen wurde, was durch neuere Nachforschungen bestätigt worden ist (v. Baer Archiv f. Anthrop. IX, 265). Auch ist die Benennung der Bronze im Sumerischen genuin und bedeutet (= *namâru*) „feuerrot glänzend" (P. Jensen Z. f. Assyriologie I, 255). Von hier ist *zabar* dann in sehr früher Zeit in die semitischen Sprachen (assyr. *śiparru*, arab. *zifr*) gewandert.

Auch die ägyptische Bronzetechnik kann ursprünglich kaum eine einheimische gewesen sein. Nicht nur werden, wie wir schon bemerkt haben, auf den altägyptischen Denkmälern besonders Kupfer und Erz von asiatischen Völkern, namentlich von den Assyriern (den Rotennu) eingeführt, sondern es ist auch im hohen Grade auffällig, daß ein eigentlicher Name für das Zinn sich in dem Altägyptischen bis jetzt nicht hat nachweisen lassen (vgl. Lepsius a. a. O. p. 114).

Es erwächst uns nunmehr die Aufgabe, uns der übrigen neben und nach *áyas* in den indog. Sprachen emporblühenden Terminologie des Kupfers und Erzes zuzuwenden, die beide, wie wir schon gesehen haben, schwer von einander getrennt werden können. Sehen wir zunächst, in welcher Weise die asiatisch-indogermanischen Sprachen Ersatz für das in eine andere Bedeutungssphäre übergegangene *áyas* gefunden haben, so bieten die sanskritischen Benennungen des Kupfers und Erzes (vgl. Pott Etym. Forsch. II, 414 und Narahari's *Râjanighaṇṭu* ed. Garbe p. 35 ff.) keine Zusammenhänge mit Wörtern anderer Sprachen dar. Der häufigste der späteren Sanskritnamen des Kupfers ist *tâmra*, *tâmraka* „das dunkle Metall", von Interesse ist auch der Ausdruck *mlêcchamukha* „von der Farbe des Gesichtes der Barbaren" ꝛc.

Hingegen weisen die iranischen Dialekte fast durchgängig Entlehnungen aus der Fremde auf, welche sich teilweis über sehr weite Sprachgebiete erstrecken.

Vom Norden her ist zunächst in das Ossetische (*arkhoy*, *arkhüy*, Hübschmann Osset. Spr. p. 120) das ostfinnische wotj. *irgon*, soswa-wogul. *ärgin*, tscher. *vörgĕne* eingedrungen (vgl. oben p. 261 über das osset. Wort für Silber). Vom Norden her

stammt auch npers. *birinǰ*, kurd. *birinǰ, pirinǰok*, welches vielleicht zu armen. *plindz* = *χαλκός* gehört. Dieses selbst könnte mit georgischem *ṡpilendsi* „Kupfer" *Asia polyglotta* [2] p. 117 (vgl. armen. *oski* „Gold": georg. *okro*) zusammenhängen.*) Erst modern-slavischem Einfluß verdanken vielleicht kurd. *mys*, mazender. *mis*, *mers*, npers. *mys*, *mis* (vgl. Z. d. D. M. G. XXXV, 391), buchar. *miss*, kirgis. *moes* ihr Dasein; vgl. altsl. *mědĭ*, poln. *miedź*, oberserb. *mjedź* u. s. w.

Türkischen Ursprungs ist afghanisch *bagir*, awarisch (im Kaukasus *bach*, alban. *bakür*, ngriech. *μπακάρι*, serb. *bakar*, bulg. *bakür*. Vom semitischen Süd-Westen her ist arab. *zifr* (vgl. oben p. 279) ins Kurdische (*sipir*, *sifr*, *J. of the American Or. Soc.* X, 151) eingewandert.

Von diesen zeitlich späteren und geringeres Interesse bietenden Verhältnissen Irans gehen wir nach Europa über.

Die älteste Benennung des Erzes und Kupfers auf der Balkanhalbinsel ist das schon bei Homer geläufige *χαλκός*. Von diesem Worte läßt sich zunächst behaupten, daß es im Verhältnis zu *σίδηρος* „Eisen" ein offenbar älterer Bestandteil der griechischen Sprache ist; denn während von dem Stamme *χαλκο-* schon in der homerischen Zeit eine ansehnliche Menge lebendiger Ableitungen wie *χάλκεος, χάλκειος, χαλκεύς, χαλκεύω, χαλκεών, χαλκήιος, χαλκήρης* vorhanden ist, steht diesem wuchernden Sprachtrieb *σίδηρος, σιδήρεος* nackt und einsam gegenüber, und erst später beginnt auch dieser Stamm Knospen zu treiben.

In seiner Verwendung zur Bildung von Personennamen läßt sich ferner das Verhältnis von *χαλκο-* : *σιδηρο-* vergleichen mit dem von *χρυσο-* : *ἀργυρο-*; d. h. *σιδηρο-* „Eisen" wird zur Namengebung so gut wie nicht verwendet. Merkwürdiger Weise

*) F. Justi *Dictionnaire Kurde-Français* p. 46 stellt die kurdischen Wörter, P. de Lagarde Armen. Stud. p. 129 auch das armenische *plindz* zu zend. *berejya*. Indessen ist die Bedeutung des nur einmal im Avesta vorkommenden *berejya* (*aonyaṭ haca parôberejyâṭ* vd. 8, 254) völlig unsicher. Justi übersetzt: „vom Zinn hinweg, welches mit Kupfer verschmolzen wird", Spiegel ähnlich, Geldner (K. Z. XXV, 578): „aus der Feuervorrichtung eines Verzinners", Geiger Ostiran. Kultur p. 149 endlich faßt *aonya parôberejya* als eine besondere Art Zinn gegenüber *aonya takhairya*. Pott (Zeitschrift f. d. Kunde des M. IV, 264) vergleicht mit den kurdischen Wörtern (*birinǰ* ꝛc.) sogar die europäischen Namen der Bronze (*bronce* ꝛc.).

herrscht, wie schon hier bemerkt sei, im Norden Europas gerade der umgekehrte Zustand. Germanische Eigennamen werden zwar mit *îsen* „Eisen" (und mit *gold*), nicht aber mit *êr* „Kupfer" (und mit *silber*) gebildet. Auch in den slavischen Personennamen kommen von Metallen nur *zlato* „Gold", *strebro* „Silber" (das bei anderen Völkern zu diesem Zwecke nicht gebräuchlich) und *gvozdije* „Eisen", nicht aber Kupfer vor (vgl. G. Krek Einleitung in die slav. Literaturgeschichte² p. 488). Endlich sind mir auch bei den Kelten nur mit *haiarn* „Eisen" gebildete Personennamen wie cymr. und arem. *Haiarn*, *Hoiarn*, *Hoiarnscoet*, *Cathoiarn*, *Haelhoiarn* u. s. w. (Zeuß *G. C.*² p. 106) bekannt.

Zu diesen Beweisen für die Priorität*) des *χαλκός* vor dem *σίδηρος* in Griechenland kommt dann weiter der Umstand, daß der älteste Name des Schmiedes (*χαλκεύς*) und der Schmiede (*χαλκεών*, *χαλκήιος δόμος*) von dem Kupfer resp. Erz, nicht von dem Eisen hergenommen ist, und endlich die Möglichkeit, in den homerischen Gedichten selbst die allmählich um sich greifende Verbreitung des *σίδηρος* nachzuweisen. Nach den Zusammenstellungen Belochs in der *Rivista di filologia* II (1873), 49 ff. wird *χαλκός* in der Ilias 279 ×, *σίδηρος* nur 23 × genannt, wovon die zahlreichsten Stellen in das spätere Lied von den Leichenspielen zu Ehren des Patroklos fallen. Ein anderes Verhältnis liegt dagegen in der jüngeren Odyssee vor, in der *χαλκός* 80 ×, Eisen 29 × genannt wird. Auch verdient bemerkt zu werden, daß im Epos das Eisen weit häufiger zur Herstellung von Werkzeugen als von Waffen verwendet wird (Helbig Homerisches Epos² p. 330 ff.). So bestätigt, wie mir scheint, die Sprache selbst nach den verschiedensten Seiten die Richtigkeit der alten Überlieferung des Hesiod (vgl. Lucrez V, 1282), nach welcher die Menschen des dritten Zeitalters:

χαλκῷ δ' εἰργάζοντο· μέλας δ' οὐκ ἔσκε σίδηρος.

Daß aber die älteste Bedeutung von *χαλκός* „Kupfer" war, ist noch an Stellen wie Od. I, 182, wo erzählt wird, wie der Taphierkönig Mentes nach (dem kyprischen) Temese segelt, um

---

*) Vgl. die eingehende Erörterung dieses Gegenstandes bei Blümner Terminologie u. Technologie IV, 38 ff.

χαλκός, für *σίδηρος* einzutauschen, deutlich sichtbar. Auch dann, wenn *χαλκός* neben Gold und anderen Besitztümern in den Schatzkammern der Könige erwähnt wird, ist offenbar das rohe Kupfer gemeint, ebenso, wenn es (wie Il. VII, 472) als Tauschmittel verwendet wird. Einige Gelehrte wie Gladstone (Homer und sein Zeitalter), Buchholz u. a. bleiben bei dieser Bedeutung stehen und weisen das Homerische Zeitalter einer reinen Kupferperiode zu. Der letztere (Die homer. Realien I, 2 p. 323) beruft sich hierbei auf das Beiwort *ἐρυθρός*, welches einmal (Il. IX, 365) dem *χαλκός* gegeben wird. Doch bedeutet *χαλκός* an dieser Stelle nach dem oben Gesagten unzweifelhaft das rohe Kupfer, während die übrigen und häufigen Epitheta von *χαλκός* *αἶθοψ* „funkelnd", *φαεινός* „glänzend", *νῶροψ* „blendend" viel eher auf die Bronze als auf das Kupfer hinweisen. Hierzu stimmt, daß die ältesten, auf griechischem Boden, in Mykenä, Orchomenos, Tiryns gemachten Funde ausschließlich Bronze, kein Eisen zeigen, was einerseits für die homerische Zeit für *χαλκός* die Hauptbedeutung „Erz" wahrscheinlich macht, andererseits gegen den frühen Gebrauch des Eisens in Griechenland spricht. Es ist daher völlig unbegründet, wenn Schömann Griechische Altertümer I [3], 85 behauptet, daß *χαλκός*, von Angriffswaffen gesagt, immer „Eisen" bedeute.

Übrigens sollen sich die Alten auf die Kunst, das Kupfer wie das Eisen zu härten, verstanden haben, wenn wir ihren ziemlich späten Überlieferungen glauben dürfen.*) In der schönen Quelle *Πειρήνη* zu Korinth wurde nach Pausanias II, 3, 3 der *Κορίνθιος χαλκός* in glühendem Zustand (*διάπυρος καὶ θερμός*) zu diesem Zwecke eingetaucht. Doch berichtet Homer von dieser

---

*) Vgl. Proclus zu den angeführten Versen Hesiods: *Δηλοῖ ὅτι τῶν σωμάτων τὴν ῥώμην ἤσκουν οἱ ἐν τούτῳ τῷ γένει τῶν δ᾽ ἄλλων ἀμελοῦντες, περὶ τὴν τῶν ὅπλων κατασκευὴν διέτριβον καὶ τῷ χαλκῷ πρὸς τοῦτο ἐχρῶντο, ὡς τῷ σιδήρῳ πρὸς γεωργίαν, διά τινος βαφῆς τὸν χαλκὸν στερροποιοῦντες, ὄντα φύσει μαλακόν· ἐκλιπούσης δὲ τῆς βαφῆς ἐπὶ τὴν τοῦ σιδήρου καὶ ἐν τοῖς πολέμοις χρῆσιν ἐλθεῖν.* Vgl. Rossignol *Les métaux dans l'antiquité „Sur la trempe que les anciens donnèrent au cuivre"* p. 237—242 u. Schliemann Ilios p. 537, 814. Neuere Techniker bezeichnen ein solches Verfahren, Kupfer wie Stahl zu härten, als ganz undenkbar (Blümner a. a. O. p. 51).

Kunst noch nichts. Die Stelle Od. IX, 391, wo von dem Schmied die Rede ist, der ein Beil in kaltes Wasser eintaucht, bezieht sich auf das Eisen.

Nicht ganz sicheres läßt sich über die Herkunft des Wortes *χαλκός* ermitteln. Ganz unwahrscheinlich scheint mir seine Anknüpfung an das skrt. *hríku, hlíku* „Zinn" (Curtius Grundz.[5] p. 197). Nicht nur daß der Bedeutungsübergang Zinn in Kupfer meines Wissens ohne Analogon dastehen würde, so ist auch die Bedeutung des nur einmal neben *jatuka* „Lack" mit *trápu* „Zinn" wiedergegebenen Sanskritwortes (vgl. B. R. Scrtw.) eine so überaus vereinzelte, daß man unmöglich mit ihr operieren kann, und Blümner a. a. O. p. 56 Anm. 3 hätte daher nicht diese Etymologie für die, wie ich glaube, irrtümliche Ansicht geltend machen sollen, daß *χαλκός* von Haus aus „Bronze" bedeutet habe.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat die außer von G. Curtius auch von anderen namhaften Sprachforschern wie A. Fick (Vergleichendes Wörterb. I[2], 578) und J. Schmidt (Zur Geschichte des indog. Voc. II, 67 und 208) gebilligte Identification des griechischen Wortes durch die Stammform *χαλχο-* mit den lituslavischen Benennungen des Eisens lit. *geležìs*, preuß. *gelso*, altsl. *želězo.* Ist dies richtig, so wäre in den genannten Sprachen, welche sämtlich das alte *áyas* eingebüßt haben, ein anderer uralter Name des Kupfers — denn das hätte die Gleichung wie im Griechischen ursprünglich bezeichnet — bewahrt geblieben. Vgl. oben p. 236 Anm.

Unzweifelhaft ward dem an Kupfer armen Hellas die Hauptmasse dieses Metalles aus Asiens Schätzen zugeführt oder von dort geholt. Scheute man doch schon zu Homers Zeit nicht die gefahrvolle Meerfahrt nach dem kupferreichen (*πολύχαλκος*) Temese auf der metallreichen Insel Kypros, die von phönicischen Kolonieen (Temese = sem. *t-m-s* „Schmelzhütte", Kiepert a. a. O. p. 134) bedeckt war. Außer den dortigen Gruben aber standen den Phöniciern die Kupferminen der Kaukasusländer (Hesek.*)

---

*) „Javan, Thubal (Tibarener am Pontus) und Mesech (Moscher ebend.) haben mit Dir gehandelt, und haben Dir leibeigene Leute und Erz auf Deine Märkte gebracht." Javan bedeutet nach Gesenius Hebr. Handwörterbuch [8] p. 352[b] eine Stadt in Arabien, wo nach Lenormant (*Trans-*

XXVII, 13), der Sinaihalbinsel, des Libanon, der Troas (Strabo c. 606) u. s. w. offen. Im ganzen erscheint es mir also das wahrscheinlichste, daß *χαλκός* ein alter Name des Kupfers war, den die Griechen in ihre neue Heimat mit sich brachten. Hier durch den phönicischen Handel erst mit bronzenen Gegenständen, dann mit der Herstellung der Bronze bekannt gemacht, übertrugen sie das alte Wort für Kupfer auf die neue Metallmischung: *χαλκός* bedeutete nun wie lat. *aes* „Kupfer und „Erz".

Eng verknüpft mit dem Namen des Metalles erscheint die bei Homer schon genannte Stadt Chalcis auf Euböa, ein Wort, welches nach Plinius hist. nat. IV, 12, 21 einst die ganze Insel bezeichnet haben soll. In der That wäre nach späterer Überlieferung Chalcis ein Mittelpunkt bergmännischer und metallurgischer Thätigkeit gewesen (vgl. Buchholz Die homerischen Realien I, 2 p. 322). Trotzdem ist indes Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 255 der Ansicht, daß der Städtename Chalcis, „da die Ebene und Kreidefelsen der Umgegend kein Metall enthielten", lieber von einem Hauptausfuhrartikel Euböas, der Purpurschnecke *κάλχη*, *χάλχη* als von *χαλκός* „Kupfer" abzuleiten sei.

Ehe wir aber das griechische *χαλκός*, das sich auch in das neugriech. *χαλκός*, *χάλκωμα*, kyp. *xárkoman* (G. Meyer Griech. Grammatik p. 154) und von da in das zigeun. *charkom* (vgl. Pott Zigeuner II, 168) fortgepflanzt hat, verlassen, müssen wir noch einer sehr merkwürdigen Zusammensetzung mit *χαλκός*, des altgriech. *ὀρείχαλκος* gedenken.

Zum ersten Mal in der griech. Litteratur wird diese Metallgattung in dem Homerischen Hymnus auf die Venus VI, 9 genannt, wo von künstlichen Blumen aus *ὀρείχαλκος* und kostbarem Gold die Rede ist. Eine zweite Stelle findet sich in dem angeblich Hesiodeischen Schild des Hercules V, 122

κνημῖδας ὀρειχάλκοιο φαεινοῦ,
Ἡφαίστου κλυτὰ δῶρα, περὶ κνήμῃσιν ἔθηκεν.

Was dachten sich die alten Dichter unter jenem sonderbaren Worte, das etymologisch doch nichts anderes als Erz des Berges

---

actions of the Society of Biblical Arch. VI, 347 ff.) auch *Mâkan*, die Hauptquelle des akkadisch-assyrischen Kupferbedarfs, gelegen war.

bezeichnet? Während bei den Hesiodeischen Versen, welche offenbar an Homer Il. XVIII, 613 erinnern

τεῦξε δέ οἱ κνημῖδας ἑανοῦ κασσιτέροιο

der Gedanke nahe liegt, daß *ὀρείχαλκος* = *κασσίτερος* sei, scheint hingegen in dem Homerischen Hymnus ein dem Golde sehr nahe stehendes Metall gemeint zu sein. Diesen Sinn hat aber *ὀρείχαλκος* bestimmt an der drittältesten Stelle der griechischen Litteratur, an welcher es genannt wird, in dem Kritias des Plato, welcher bei der Schilderung seines fabelhaften Atlantidenstaates dasselbe mehrfach erwähnt. Die Insel bringt das Metall, welches jetzt nur noch dem Namen nach bekannt ist, damals aber mehr als bloßer Name war (*τὸ νῦν ὀνομαζόμενον μόνον, τότε δὲ πλέον ὀνόματος*) an verschiedenen Stellen hervor. Nach dem Golde ist es das geschätzeste Metall (113). Mit demselben ist die Mauer der Akropolis überzogen (116). Im Innern des Tempels war die Wölbung von Elfenbein mit Verzierungen von Gold und *ὀρείχαλκος;* auch Wände, Säulen und Fußboden waren mit demselben belegt (116). Der Gebrauch, welcher hier von dem *ὀρείχαλκος* gemacht wird, erinnert lebhaft an die Verwendung des Electrums im Palaste des Menelaos (vgl. oben p. 267), und so liegt die Annahme nahe, daß, wenn die Alten überhaupt, wenigstens ursprünglich, mit dem Namen einen Begriff verbanden, was doch wahrscheinlich ist, sie das in den ältesten Kulturepochen viel verwendete Goldsilber im Auge hatten, dem sie, neben *ἤλεκτρος*, die Bezeichnung „Erz" (= „Metall") des Berges geben konnten, ähnlich wie die Ägypter das von seinem Silbergehalt noch nicht befreite Gold *nub en set* „Berggold" nannten. In der That wird *ὀρείχαλκος* einmal von Suidas mit *εἶδος ἠλέκτρου* glossiert, wenn hierauf auch nicht viel zu geben ist. Immerhin scheint mir diese Erklärung ungezwungener als die, welche Rossignol in seinem Buch *Les métaux dans l'antiquité* p. 220 giebt.*) Je

*) *„Cependant les poètes se rappelant les services nombreux que le cuivre avait rendus et l'estime singulière où l'avaient d'abord tenu les hommes, idéalisèrent ce métal et l'appelèrent orichalque ou cuivre de montagne par excellence de* ὄρος *et de* χαλκός". Rossignol unterscheidet überhaupt im Gebrauch des Wortes *ὀρείχαλκος* 3 Epochen: 1) *âge mythique de l'orichalque*, 2) *âge réel de l'orichalque*, a) *le cuivre pur*, b) *l'alliage du cuivre et du zinc*, c) *l'alliage de cuivre et de l'étain*, 3) *âge latin de l'orichalque* (*aurichalcum*).

mehr indessen in Griechenland die Verwendung des Electrums abnahm, umsomehr mußte auch der Ausdruck *ὀρείχαλκος* in der Luft schweben. In dem späteren Griechenland ward es daher zur Bezeichnung des dem Goldsilber äußerlich nicht unähnlichen Messings (*χαλκὸς λευκός*) verwendet*), welches ursprünglich direkt in Bergwerken, wo sich Kupfer mit Zink vermischt vorfand, gewonnen und erst später durch künstliche Mischung hergestellt worden zu sein scheint. Nach Lepsius (Zeitschrift für ägypt. Sprache und Altertk. X, 116 f.) würde auch *χαλκολίβανος* in der Septuaginta „Erz vom Libanon" = „Messing" oder „Prinzmetall" sein.

Sehr frühzeitig lernten das griech. *ὀρείχαλκος* die Römer kennen, deren älteste Dichter durch die volksetymologische Bildung *aurichalcum* : *aurum* verführt, in demselben ein ganz fabelhaftes Metall erblickten. Später bedeutet *aurichalcum, orichalcum* (auch ahd. *ôrchalc* Graff I, 468) auch hier „Messing".

Wenden wir uns nunmehr von Griechenland den nördlich gelegenen indog. Völkergebieten zu, auf denen allen bis hin zum Meere das alte *áyas-aes* spurlos verschwunden ist, so ist zunächst zu beklagen, daß sich im Albanesischen kein genuiner Name des Kupfers erhalten hat. Neben dem schon erwähnten *bákür, bakü'r* und dem lateinischen *kjíprε-a* „Bronze" findet sich hier noch der Ausdruck *tutš* oder *tunš* (*τουνö-ι*, serb. *tuč* „Glockenspeise, Messing, Bronze", bulg. *tučŭ* „Bronze"), welcher türkischen Ursprungs ist.**)

Der fast in allen Slavinen gleiche Name des Kupfers und Erzes lautet altsl. *mědĭ* (vgl. oben p. 226) und kann meines Wissens nicht auf eine slavische Wurzel zurückgeführt werden.

---

*) Vgl. Strabo c. 610 *ἔστι δὲ λίθος περὶ τὰ Ἄνδειρα, ὃς καιόμενος σίδηρος γίνεται· εἶτα μετὰ γῆς τινος καμινευθεὶς ἀποστάζει ψευδάργυρον* (Zink), *ἣ προσλαβοῦσα χαλκὸν τὸ καλούμενον γίνεται κρᾶμα, ὅτινες ὀρείχαλκον καλοῦσι* (*κρᾶμα, ὁ κεκραμένος χαλκός* = Messing). Im *Peripl. maris erythr.* § 6 wird *ὀρείχαλκος* nach Afrika eingeführt: *ᾧ χρῶνται πρὸς κόσμον καὶ εἰς συγκοπὴν ἀντὶ νομίσματος.*

**) Alb. *ζιλε*, welches J. Grimm Geschichte der deutschen Sprache p. 9 mit Erz, p. 11 mit Eisen übersetzt, ist offenbar nichts weiter als *ζίλjε-ja* „gegossene Schelle" bei Hahn Alb. Stud. p. 37 (d. Lexicons).

Am wahrscheinlichsten scheint mir, daß altsl. *mědĭ* zusammen mit den germanischen *ge-smîde, smîda* (vgl. oben p. 226) zu der indog. W. *smei, smi* neben *mei, mi* gehört, welche auch im griech. *σμί-λη* „Schnitzmesser", *σμῖ-λος* neben *μῖ-λος* „Taxusbaum" („zum schnitzen geeignet") wiederkehrt und danach eigentlich „künstlich herstellen" bedeutete. Das altsl. *mědĭ* hätte dann in der Urzeit etwa „kupfernes Geschmeide" bezeichnet und wäre dann zur Bezeichnung des Metalles selbst verwendet worden, ähnlich wie der ostfinnische Name des Eisens aus dem iranischen Wort für Messer (vgl. Kap. VII) hervorgegangen ist.

In archäologischer Hinsicht bedürfen die metallurgischen Verhältnisse bei den slavischen Völkern noch genauerer Untersuchung. Während Wocel (vgl. oben p. 84) noch annahm, daß ostwärts der Karpathen neben reichlichen Eisenfunden Kupfer und Bronze nicht zu verzeichnen sein, so daß sich in den Gegenden zwischen Weichsel, Dněpr und Don an die Steinzeit unmittelbar eine Eisenperiode anschlösse, ist diese Anschauung neuerdings angeblich durch reichliche Bronzefunde auf dem genannten Territorium (vgl. Krek Einleitung [2] p. 103 ff.) hinfällig geworden. Auch die pontische Steppengegend bietet in der Überlieferung des Altertums kein klares Bild. Nach Herodot I, 215 hätten die Massageten Erz, aber kein Eisen besessen, von den pontischen Scythen sagt dagegen derselbe Schriftsteller IV, 71 *ἀργύρῳ δὲ οὐδὲν οὐδὲ χαλκῷ χρέονται*.. Gleichwohl befanden sich die Skoloten im Besitze von Pfeilspitzen aus *χαλκός* (IV, 81). Vgl. weiteres bei Tomaschek Kritik der ältesten Nachrichten über den scythischen Norden Wien 1888 p. 15. An der slavischen Bezeichnung des Kupfers nehmen im Gegensatz zu der bei Slaven, Litauern und Preußen übereinstimmenden Benennung des Eisens (vgl. oben p. 283) die baltischen Sprachen nicht teil, deren Benennung des Kupfers und der Bronze *wãrias* (vgl. auch *szwitwaris, skaĩstwaris* neben *misingi* „Messing"), preuß. *wargian* ganz vereinzelt zu stehen scheint. Indessen ist vielleicht auch hier eine Anknüpfung möglich, die ich indessen nur mit Vorbehalt und in Ermanglung einer besseren Erklärung aussprechen möchte. Wir haben im Avesta bereits den Genius der Metalle *kshathra vairya* kennen gelernt*), dessen Name häufig geradezu

*) Vgl. Yt. 2, 7: *Kshathrem vairim yazamaidê, ayôkhshustem yazamaidê* „wir opfern dem *Ksh. vairya*, wir opfern dem Metalle".

zur Bezeichnung des Metalles bei Klammern, Pfeilen, Messern ꝛc. verwendet wird (vgl. Justi Handw. p. 93). Ja, vielleicht konnte, was Yasht 4,4 *haca starâi vairyâi* „von dem metallenen Dolche“ (nach der Übersetzung Justi's)*) bezeugt, *vairya* auch ohne Hinzusetzung von *kshathra* = *metallicus*, *aeneus* gebraucht werden. Iranischem *vairya* aber würde lit. *wãrias* genau entsprechen.

Wie der ganze europäische Osten, so hat auch der keltische Westen bis auf eine im nächsten Kap. zu besprechende Spur den ursprünglichen Namen des Kupfers verloren. Ersetzt ist derselbe durch ein gemeinkeltisches Wort ir. *umae*, *uim* (vgl. *umaide*, *umamail* „*aereus*“, *umhaidhe* χαλκεύς) altcymr. *emed*, ncymr. *efydd*, vgl. Stokes *Irish glosses* p. 83, das ursprünglich das unvermischte Kupfer bezeichnet hat, wie die Zusammensetzung *créd* (Zinn) + *umae* für Bronze zeigt. Leider habe ich keinen Anhalt für die Ermittlung der Herkunft dieses Wortes finden können. Kupfer war in Gallien selbst vorhanden, wenn auch wohl von den Römern ausgebeutet. Aber auch die Nähe des kupferreichen Spanien konnte die keltischen Stämme mit Kupfer reichlich versorgen. Von den Britannen sagt ausdrücklich Caesar *de bell. Gall.* V, 12 : *aere utuntur importato* (Blümner a. a. O. p. 65 f.).

Endlich sind auch im Lateinischen und in den germanischen Sprachen, nachdem gemischtes und ungemischtes Kupfer in dem uralten *aes, aiz* zusammengefallen waren, neue und deutlichere Ausdrücke zur Unterscheidung des Kupfers und der Bronze notwendig geworden. Bedeutungsvoll wird hier wiederum die Insel von der aus schon dem homerischen Griechenland das Kupfer zugeführt worden war, Kypros.**) Die erzreiche (*aerosa*, πολύχαλκος) Insel Kypros, so vielleicht nach ihrem Cypressenreichtum im Munde der Phönicier (*gopher* = κυπάρισσος) genannt, die zuerst den metallischen Reichtum ihrer Berge ausbeuteten, kam im Jahre 57 vor Christo in den Besitz der Römer, und das feine Produkt der kyprischen Kupferbergwerke (*aes Cyprium*, χαλκὸς κύπριος) über-

*) Freilich übersetzen, worauf mich Prof. Wilhelm aufmerksam macht, Darmesteter und de Harlez die betreffende Stelle ganz anders (*from the witful sinner* ꝛc.).

**) Vgl. über die Kupferfunde auf Kypros Cesnola Cypern und M. Much a. a. O. p. 32 ff.

trug bald seinen Namen auch auf das gleiche Metall anderer Länder. Langsam bahnt sich nun das lat. *aes Cyprium* oder vielmehr seine volkstümliche Form *cuprum* (zuerst bei Spartianus Hist. Aug. I, 725), *cupreum*, *cyprinum* einen weiten Weg nach fast allen Himmelsrichtungen. Zunächst dringt das Wort in das romanische Sprachgebiet ein, wo es aber nur im Französischen (*cuivre* = *cupreum*) bewahrt ist. Die übrigen romanischen Sprachen bedienen sich des lateinischen *aeramen*, *aeramentum* „Kupfergeschirr" (wie griech *χάλκωμα* vgl. oben p. 284). So it. *rame*, wal. *arame* (aber *alame* „Messing"*), sp. *arambre alambre* (daher auch bask. *alamerea* neben dem genuinen *urraida* vgl. oben p. 276), pr. *aram*, fr. *airain*. Ostwärts von Italien kehrt *cuprum* im alb. *κjίπρ̣ε-α* „Kupfer" wieder; vgl. auch nserb. *kupor*, oserb. *kopor*. Am intensivsten aber haben die **germanischen** Sprachen das lat. Wort in sich aufgenommen. Es lautet: ahd. *chupher*, mhd. *kupfer*, *kopfer*, engl. *copper*, dän. *kobber*, schwed. *koppar*, altn. *koparr*. Von dem hohen germanischen Norden aus ist es einerseits in das Irische (*copar*) und Cornische (*cober* Zeuß *G. C.*[2] p. 1069), andererseits in das Finnische (*kupari*), Lappische (*kuoppar*), Estnische (*kubar-wašk*) eingedrungen. Lappisch *air*, *airra* ist altn. *eir*, got. *aiz*.

Viel unsicherer ist dagegen die ursprüngliche Herkunft desjenigen Wortes, mit welchem heute in dem größten Teil Europas das **Kupfererz** bezeichnet wird, unser *bronze*, fr. *bronze*, ital., span. *bronce*, ngriech. *μπροῦνζος* (mgriech. vgl. *ἔχει καὶ δύο πόρτας προύτζινες*), altsl. *brozenŭ* „*fuscus*", nsl. *brunc*, serb., russ. *bronza*, alb. *brunze* ꝛc. Dasselbe lautet in seiner ältesten, mittellateinischen Gestalt *bronzium* (*aes*, *cuprum; bronzina tormentum bellicum; bronzinum vas* vgl. *Du Cange Gloss. mediae et infimae Latinitatis*) und ist nach den einen eine Ableitung des ursprünglich deutschen Adj. *bruno* „braun", *brunizzo*, *bruniccie (brunitius)*, also „das bräunliche Metall", nach anderen ist es hervorgegangen aus dem ebenfalls mittell. *obryzum* (*obryzum aurum* = *χρυσίον ὄβρυζον* „Gold, welches die Feuerprobe bestanden hat", *obrussa*

---

*) Die anderen romanischen Namen für das Messing fr. *laiton*, ital. *ottone*, span. *laton* sind nach F. Diez Etym. W. d. rom. Spr.[4] p. 230 auf rom. (it.) *latta* „weißes Blech" (eigentl. *plata*) zurückzuführen.

die „Feuerprobe des Goldes" schon bei Cicero), die Bronze nach ihrer goldähnlichen Farbe bezeichnend *); vgl. Diez Etym. W. d. rom. Spr. I[4], 69. Eine neue Erklärung hat kürzlich Berthelot in einem Aufsatz *Sur le nom du bronze chez les alchimistes grecs* (*Revue archéologique* 1888 p. 294) aufgestellt. Dieser sucht als die älteste Form des Wortes aus alchimistischen Schriften ein mgriech. *βροντήσιον* zu erweisen. Dieses aber entspreche einem lat. *aes Brundisium,* da in Brundisium berühmte Bronzefabriken gewesen sein müssen (*Plin. hist. nat.* XXXIII, 9, 45, XXXIV, 17, 40).

Neben den bisher erörterten Ausdrücken taucht nun auf hochdeutschem Sprachgebiet, und zwar nur auf diesem, schon in ahd. Epoche ein anderer Ausdruck für die Bronze auf: ahd. *aruz, aruzi, erezi,* unser *erz,* der auch in Ortsnamen wie *Aruzapah, Arizperc, Arizgrefti, Arizgruoba* wiederkehrt und auch in einige nichtind. Sprachen wie estn. *ärts*, ung. *ercz* eingedrungen ist. Leider ist auch sein Ursprung völlig in Dunkel gehüllt; jedenfalls aber hat er nichts mit *aiz*, *êr* zu thun. Auch deckt er sich mit diesem nicht ganz in der Bedeutung; denn während von den beiden Adj. mhd. *êrîn* und *erzîn,* ersteres nur auf das Kupfer oder die Bronze angewendet wird (also = lat. *aeneus, aereus, aheneus*), bedeutet *erzîn*, nhd. *erzen* ganz allgemein *metallicus.***)

Das deutsche *messing* endlich, das seit dem XII. Jahrhundert vorkommt, altn. *messing*, fem., agls. *mästling* ist ebenso wie poln. *mosiądz*, oserb. *mosaz*, nserb. *mesnik* ꝛc. wohl ein Lehnwort aus dem lat. *massa* „Klumpen, Metallklumpen"; vgl. auch mhd. das und die *messe*, schweiz. *mösch* „Messing". Jedenfalls ist diese Ableitung wahrscheinlicher als die von Kopp Geschichte der Chemie IV, 113 mitgeteilte, nach welcher das germanische Wort ursprünglich „mossynöcisches Erz" bedeute, gemäß einer Stelle des

*) „Das romanische Wort müßte in Italien geprägt worden sein, wo der Anlaut *o* leicht abfallen und *n* vor dem Dental leicht eintreten konnte", vgl. Diez a. a. O.

**) In Grimms Deutschem Wörterb. unter „Erz" und „Kupfer" finden sich eine Reihe lautlich unmöglicher Combinationen über die Etymologie des deutschen *erz*. Auch die Zusammenstellung mit lat. *raudus, rudus,* mit der Weigand Deutsches Wörterb. übereinstimmt, ist unmöglich.

Pseudo-Aristoteles *de mirabilibus auscultationibus*: *φασὶ τὸν Μοσσύνοικον χαλκὸν λαμπρότατον καὶ λευκότατον εἶναι οὐ παραμιγνυμένου αὐτῷ κασσιτέρου ἀλλὰ γῆς τινος* (Galmei, Zinkerz) *γινομένης συνεψομένης αὐτῷ.*

Die Übersicht über die Resultate dieser Auseinandersetzungen vgl. Kap. VIII.

VII. Kapitel.

Das Eisen.

Das schwer zu bearbeitende Eisen (πολύκμητος σίδηρος), welches sich heute die Welt erobert hat und zu den verbreitetesten Mineralien des Erdbodens gehört, besitzt die Eigentümlichkeit, daß, gleichwie es, das Meteoreisen ausgenommen, nur in vererztem und darum weniger augenfälligem Zustand vorkommt, auch von Menschenhand geschmolzen und verarbeitet, dem Zahne der Zeit einen geringeren Widerstand als die übrigen Metalle entgegenstellt. Die prähistorische Archäologie befindet sich daher ihm gegenüber in der schwierigen Lage, oft nicht entscheiden zu können, ob das Fehlen des Eisens in bestimmten Kulturschichten der Unkenntnis der Menschen mit demselben oder der zerstörenden Macht der Zeit zuzuschreiben sei. Dieselbe ist daher mehr als bei jedem anderen Metalle auf historische und linguistische Zeugnisse angewiesen.

Sie lehren, daß der Gebrauch dieses Metalls in den Kulturstaaten des Orientes über die geschichtlichen Anfänge hinaus, jedenfalls aber auf dieselben zurückgeht. Lepsius hat in seiner oft citierten Abhandlung das Eisen unter dem Namen *men* bereits in den ältesten ägyptischen Inschriften nachgewiesen. Dasselbe, in den Abbildungen durch seine blaue Farbe kenntlich, wird schon in der frühesten Zeit zu Geräten und Waffen aller Art verwendet. Immerhin wird aber die Priorität des Kupfers auch

hier durch den bereits erwähnten Umstand wahrscheinlich gemacht, daß das Wort für Eisen durch das Zeichen des Kupfers determiniert wird (vgl. Lepsius a. a. O. p. 108). Von Ägypten aus und später von den Handelsfaktoreien der Phönicier, Griechen und Römer am Roten Meer haben sich dann wahrscheinlich eiserne Gegenstände und eine primitive Eisentechnik, von Nordosten nach dem Süden vorschreitend, im Inneren Afrikas ausgebreitet, so den Schein einer selbständigen Entdeckung des Eisens und seiner Gewinnung durch die Schwarzen erweckend (vgl. Andree Die Metalle bei den Naturvölkern p. 3 ff.). In jedem Falle schließt sich in Afrika die Eisenzeit unmittelbar an die Steinzeit an: die übrigen Metalle sind zum Teil vom Standpunkt des Eisens aus benannt (oben p. 220 Anm.).

Die semitischen Sprachen bedienen sich eines gemeinschaftlichen Ausdruckes für das Eisen: hebr. *bar(ĕ)zel*, syr. *parzel*, assyr. *parzillu* (arab. *firzil* „Eisensteckel"), was auf ihre uralte Bekanntschaft mit diesem Metalle (ursem. *parzillu*) hinweist. Auch wird schon im alten Testament das Eisen zu Geräten, als Talent (I. Chron. 23, 14. 30, 7), zu Nägeln und Thürbeschlägen und auch zu Waffen (I. Sam. 17, 7) verwertet, wenngleich es bemerkenswert ist, daß Bronze weit häufiger als Eisen (in den vier ersten Büchern Mose ist das Verhältnis 83 : 4) genannt wird. In eine Reihe mit dem semitischen Namen des Eisens gehört auch das sumerische *barza*, über dessen näheres Verhältnis zu den semitischen Wörtern ich jedoch kein Urteil habe (vgl. F. Hommel Die vorsem. Kulturen p. 409).

Wenden wir uns zu den idg. Völkern, so wird schon in den hieroglyphischen Inschriften die Landschaft *Pers*, d. i. Persien als ein Hauptausfuhrort des Eisens bezeichnet (Lepsius a. a. O. p. 104). So erklärt es sich umso ungezwungener, daß das aus der Urzeit übernommene zend. *ayaṅh* allmählich in die Bedeutung des bald die Industrie beherrschenden Eisens übergegangen ist. Daß jedenfalls das letztere in verhältnismäßig früher Zeit den iranischen Stämmen bekannt war, beweist eine den meisten ihrer Dialekte, ja sogar dem versprengten Ossetischen gemeinsame Benennung desselben: afghan. *ôspanah*, *ôspînah*, osset. *afseinâg*, *awseinâg*, Pamird. *išn*, *spin* ꝛc. (vgl. W. Tomaschek Centralas. Stud. II, 70), Kurd. *hâsin*, *awsin* (Justi-Jaba Wörterbuch p. 439,

Hübschmann Osset. Spr. p. 25). Eine Erklärung dieser Wortsippe fehlt noch.*)

Übrigens werden auch von Herodot (VII cap. 61 u. 84) die Perser durchaus als mit eisernen und ehernen Waffen ausgerüstet geschildert. Auch zu den stammverwandten Scythen war schon zu Herodots Zeit die Kenntnis des Eisens gedrungen. Der Geschichtsschreiber erzählt IV cap. 62, daß im Kult des Ares ein eiserner Säbel (*σιδήρεος ἀκινάκης*) als Sinnbild dieses Gottes verehrt wurde, und die Verwendung dieses Metalles im Gottesdienst läßt auf eine sehr alte Bekanntschaft mit demselben schließen, während der Gebrauch des Kupfers (Erzes) ausdrücklich von dem Schriftsteller wenigstens für einen Teil der Scythen in Abrede gestellt wird (IV cap. 71). Vgl oben p. 287.

Das armenische Wort für Eisen *erkath*, nach der Analogie von *artsath* „Silber" gebildet, ist wie der armen. Name des Goldes und Kupfers aus kaukasischen Sprachen (georgisch *rkina*, *kina* „Eisen", lasisch *erkina* „Eisen", *rkʿina* „Messer" *Asia polyglotta*[2] p. 113, 122) eingedrungen.

Besondere Bezeichnungen für das gehärtete Eisen, den Stahl, scheinen in Vorderasien verhältnismäßig spät aufgekommen zu sein; doch hat eine derselben eine über ein ungeheures Gebiet ausgedehnte Verbreitung gefunden:

Npers. *pûlâd*, syr. *p-l-d* (Paul de Lagarde Ges. Abh. p. 75), kurd. *pila*, *pola*, *pulad* 2c. (Justi *Dictionnaire Kurde-Français* p. 84), pehlevi *pôlâwat*, armen. *polovat* (Lagarde Armen. Stud. p. 130), türk. *pala*, russ. *bulatŭ*, kluss. *bulat* (Miklosich Fremdw. s. v.) mizdžeghisch *polad*, *bolat*, mong. *bolot*, *bülàt*, *buriät* (Klaproth *Asia polyglotta*[2] p. 282, Sprachatl. V, A. Pott Zeitschrift

*) Hübschmann, K. Z. XXIV, 392 denkt an np. *spin* „weiß": zend. *spaêta*; doch ist mir keine Ableitung einer Benennung des Eisens von einem Adjectivum „weiß" sonst bekannt.

Justi Wörterbuch p. 439 stellt zu den angeführten Wörtern auch zend. *haosafna*, welches er (Handw. *s. v.*), Geldner K. Z. XXV, 579 und Geiger Ostiran. Kultur p. 148 mit „Kupfer", Spiegel aber (Avesta, übersetzt Vend. VIII, 254 = VIII, 90) mit „Eisen" übersetzt, was lautlich nicht angeht.

Im Neupersischen heißt das Eisen *âhen*, welches man aus **ayasana* erklären kann, oder das zu Baluci *âsin*, pehl. אסן (West Glossary p. 27) gehört. Spiegel Arische Periode p. 35 denkt an Herkunft von *asan* „Stein" (vgl. skrt. *açman* oben p. 274 Anm. „Gestein").

f. d. K. d. M. p. 262). Wo aber und worin ist der Ursprung dieser Wortreihe zu suchen?

Von einem besonderen Interesse ist auch die ossetische Benennung des Stahles *andun*, *ändón* (*Asia polygl.*[2] p. 95, Hübschmann Osset. Spr. p. 124), insofern sie wiederum aus den permischen Sprachen (wotj. *andan*, syrj. *jendon*) entlehnt ist, übrigens auch im Kaukasus (mizdžeghisch *andun*, Klaproth Sprachatlas V) wiederkehrt. So haben wir also zum dritten Mal ostfinnische Wörter im Ossetischen angetroffen, den Namen des Silbers (*ävzist*), des Kupfers (*arkhoy*), des Stahles (*andun*), wozu wir unten (cap. IX) noch den des Bleies (*iždi*) stellen werden, so daß die Osseten aus der Zeit ihres Zusammenhangs mit ihren iranischen Brüdern nur Bezeichnungen für das Gold (*sugh-zarine*) und Eisen (*afseinäg*) mitgebracht zu haben scheinen. Die kulturhistorischen Beziehungen des Ossetischen zum finnischen Osten aber erklären sich um so leichter, als nach den ossetischen Sagen einstmals der ossetische Stamm bedeutend weiter nordwärts, als dies gegenwärtig der Fall ist, verbreitet war (*Asia polygl.*[2] p. 83).

Kürzer können wir uns über die indischen Verhältnisse fassen. Wir haben bereits oben gesehen, daß alte Eisenfunde in dem an Eisenerzen reichen Indien nicht selten sind. Auch war indischer Stahl bereits im griechischen Altertum geschätzt (Blümner a. a. O p. 70). Nichtsdestoweniger bemerkten wir, daß in literarischen Denkmälern das Eisen erst gegen den Ausgang der vedischen Periode mit Sicherheit nachzuweisen ist (vgl. p. 273), wo auch die ältesten Namen dieses Metalles genannt sind. Die späteren Bezeichnungen desselben (vgl. Pott Etymologische Forsch. II, 416 und *Narahari's Râjanighaṇṭu* ed. Garbe p. 41, 42) bieten nichts von Interesse. Einer derselben skrt. *çastrá* eigentl. „Waffe" ist im Munde der Zigeuner *saster* neben *absin* „Stahl" (= kurd. *avsin*) in die Welt gewandert.

Wir gehen nunmehr nach Europa und zwar zuerst nach dem alten Hellas über, um uns auch hier nach Anhaltepunkten für das erste Auftreten des Eisens umzusehn.

Das veilchenfarbige (*ἰόεις*), glänzende (*αἴϑων*) oder graue (*πολιός*) Eisen spielt schon in der homerischen Dichtung eine nicht unbedeutende Rolle, wodurch einer der merkwürdigsten Un-

terschiede zwischen dem Schliemannschen Hissarlik, dessen sämtliche fünf vorhistorische Städte das Eisen nicht zu kennen scheinen, und dem homerischen Zeitalter bedingt wird. In Mykenae (vgl. Schliemann *Mycènes* p. 141 f.) war zwar das Eisen in Form von Messern und Schlüsseln rc. vorhanden; doch glaubt Schliemann die Funde, welche dies beweisen, erst dem Anfang des V. Jahrh. v. Chr. zuweisen zu sollen. Das Eisen wird bei Homer wie das Kupfer als Tauschmittel benutzt, wie dieses liegt es in den Schatzkammern der Reichen. Bei den Leichenspielen des Patroklus (Il. XXIII, 825 f.) setzt Achilleus als Preis einen Eisenklumpen aus (*σόλον αὐτοχόωνον* d. h. „roh gegossen, nicht bearbeitet"; an Meteoreisen ist nicht zu denken), von welchem der glückliche Gewinner 5 Jahre seinen Eisenbedarf entnehmen soll.*) In erster Linie dient es, wie wir schon sahen, als Material zur Anfertigung ländlicher Gegenstände; aber auch Beile, Schwerter, Schlachtmesser, Keulen, Pfeilspitzen werden als aus Eisen gefertigt genannt. Ja, *σίδηρος* bedeutet zuweilen geradezu Beil und Schwert (*ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος*). Trotzdem haben wir schon darauf hingewiesen, daß das Verhältnis von *χαλκὸς* : *σίδηρος* auf ein historisches *prius* des ersteren mit großer Wahrscheinlichkeit hinweist.

Charakteristisch für dasselbe ist eine griechische Sage, die Herodot I, 67, 68 überliefert, und die er in die Zeit des Krösus verlegt. Liches, ein spartanischer Bürger, ausgegangen, um die Gebeine des Orestes zu suchen, kommt in eine Schmiede (*χαλκήϊον*), in der er Eisen schmieden (*σίδηρον ἐξελαυνόμενον*) sieht. Über diesen Anblick gerät er in Erstaunen (*ἐν θώυματι ἦν ὁρέων τὸ*

---

*) *ἕξει μιν καὶ πέντε περιπλομένους ἐνιαυτοὺς*
χρεώμενος· οὐ μὲν γάρ οἱ ἀτεμβόμενός γε σιδήρου
ποιμὴν οὐδ' ἀροτὴρ εἶσ' ἐς πόλιν, ἀλλὰ παρέξει.

„Man kann diese Stelle entweder so verstehen, daß der Gewinner des *σόλος* aus demselben auf fünf Jahre alle notwendigen eisernen Utensilien in Vorrat, und zwar in der Stadt, schmieden läßt und sie dann zu Hause für das jedesmalige Bedürfnis bereit liegen hat; oder man kann annehmen, daß der Landmann dem Schmiede je nach Bedürfnis von seinem Eisenvorrate liefert, wie dies noch heutzutage auf dem Lande nicht selten geschieht, woraus man dann die Existenz von Dorf- oder Wanderschmieden folgern müßte". (Vgl. Buchholz Die hom. Real. I, 2 p. 336.)

ποιεύμενον). Der Schmied (*χαλκεύς*, nicht *σιδηρεύς*) bemerkt es und sagt: „Du, der sich schon über den Anblick der Schmiedearbeit verwundert, was würdest Du sagen, wenn Du das gesehen hättest, was ich gesehen habe“ u. s. w. Als Ausstattung der Schmiede werden Blasebalg (*φῦσαι*), Hammer (*σφῦρα*) und Amboß (*ἄκμων*) genannt. Diese Geschichte ist aber deshalb lehrreich, weil sie erstens in einer Zeit erfunden sein muß, in welcher die Herstellung des Eisens noch etwas neues war, und weil der Schmied, von dem ausdrücklich erzählt wird, daß er *σίδηρος* bearbeitet, trotzdem *χαλκεύς* (*χαλκήϊον* „Schmiede“) genannt wird.

Ein Anhalt, wann des genaueren in Griechenland das Eisen bekannter geworden sei, läßt sich nicht finden.*)

Auch über die Gegend, woher die Griechen dieses Metall kennen lernten, sind nur Vermutungen gestattet. Das Festland Griechenlands ist an Eisenerzen nicht sonderlich reich (Blümner a. a. O. p. 74.) Eine Ausnahme macht der Peloponnes, namentlich am Vorgebirge Taenaron, wo vielleicht schon die Phönicier, wenn unsere Gleichstellung von *Ταίναρον* = hebr. *tannûr* „Schmelzofen“ (vgl. oben p. 229) richtig ist, das Eisenerz ausbeuteten.

Die Griechen werden daher frühzeitig auf ausländische Metalllager angewiesen gewesen sein. In der That hat sich in Griechenland schon in sehr früher Zeit eine bestimmte Tradition über die Herkunft des Eisens festgesetzt. Dieselbe wird nämlich nach einer sehr alten Überlieferung in die Nachbarschaft des Pontus Euxinus, auf den phrygischen Ida zurückgeführt, in dessen waldigen Thälern die *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι*, Kelmis, Damnameneus und Akmon das bläuliche Eisen gefunden und bearbeitet haben sollen. Sowohl in dieser, oben bereits mitgeteilten Stelle der *Phoronis*, der ältesten, welche die idäischen Dactylen erwähnt (vgl. oben p. 236), als auch in den begleitenden Worten des Scholiasten (*γόητες δὲ ἦσαν καὶ φαρμακεῖς. Καὶ δημιουργοὶ σιδήρου λέγονται πρῶτοι καὶ μεταλλεῖς γενέσθαι.* Schol. Apoll. R. I, 1126), ist aber ausschließlich von dem Eisen, nicht von anderen Metallen die Rede, so daß erst spätere die letzteren noch hinzugefügt zu haben

---

*) Vgl. die Bemerkungen von Lang, Sayce und Leaf in der Academy 1883 vom 22. Sept., 29. Sept., 23. Okt.

scheinen. Das Parische Marmor (*ἀφ' οὗ Μίνως ὁ πρῶτος ἐβασίλευσε καὶ Κυδωνίαν ᾤκισε καὶ σίδηρος εὑρέθη ἐν τῇ Ἴδῃ, εὑρόντων τῶν Ἰδαίων Δακτύλων Κέλμιος καὶ Δαμναμενέως ἔτη* 1168 *βασιλεύοντος Ἀθηνῶν Πανδίονος*) giebt sogar ein bestimmtes Jahr für die Entdeckung des Eisens auf dem Ida an.

Wüßten wir nur etwas von den Sprachen der kleinasiatischen Nationen, so würde sich vielleicht das innerhalb der indogermanischen Metallnamen völlig vereinzelte griech. *σίδηρος* (dor. u. aeol. *σίδαρος* Sapph. 119) leicht und ansprechend erklären. Beachtung verdient vielleicht, daß der Stamm *σιδηρο-*, der, wie wir sahen, sonst in Orts- und Personennamen fast nicht verwendet wird, im Lycischen in beiden wiederkehrt. Vgl. *Σιδαροῦς, Σιδηροῦς* Stadt und Hafen in Lycien, auch ein vulkanisches Vorgebirge in Lycien mit einem Tempel des Hephästos (Scylax *Geogr. Min.* T. 1 p. 301), *Σιδαρύντιος* Einwohner (Pape Eigennamen s. v.) und *Σιδάριος* Personenname in einer lycischen Inschrift (M. Schmidt *The Lycian Inscriptions* p. 12). Nach einer mündlichen Mitteilung M. Schmidts ginge aber aus der Flexion des lycischen Eigennamens hervor, daß *Σιδάριος* ein einheimischer Personenname gewesen sei. Die Herleitungen aus dem Indogermanischen, welche versucht worden sind, scheinen mir jedenfalls alle sehr problematischer Natur.*)

Einen eigentlichen Namen für den Stahl, dessen Herstellung durch Ablöschen dem Homerischen Zeitalter wohl bekannt war (vgl. Od. IX, 391), besitzt die Homerische Sprache nicht. *Κύανος* bedeutet nach der überzeugenden Untersuchung von Lepsius (a. a. O. p. 130) „nie und nirgends etwas anderes als einen blauen Farbestoff, den man meist aus Kupferblau direkt oder dadurch herstellte, daß man einen blauen Glasfluß daraus machte und diesen pulverisierte.“

---

*) Curtius Grundzüge [4] u. [5] p. 246 vergleicht skrt. *sviditas* „geschmolzen“ und *svédani* „eiserne Pfanne“, ahd. *sweizjan* „*frigĕre*“ und meint σίδηρος bedeute „ausgeschmolzen“. Eine Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Eisen folge indessen daraus nicht. Pott Et. Forsch. I [1] p. 127 zieht lit. *swidùs* (wie auch G. Meyer Griech. Gr. [2] p. 247) und lat. *sidus, sideris* aus **sidesis* heran. Ist letzteres richtig, so kann natürlich nur von einer Wurzelverwandtschaft mit σίδ-ηρος die Rede sein. Trotzdem fassen einige Kulturforscher (vgl. Lenormant Anfänge d. Kultur p. 58) deswegen das griechische

Der erste Ausdruck für den Stahl ist in der griechischen Sprache vielmehr das zuerst von Hesiod (scut. 137) genannte *ἀδάμας, αντος*, das hier mit Bezug auf eine Sturmhaube (*κυνέη*) gebraucht wird. Dieses Wort pflegt bekanntlich zu der Wurzel *δαμ* in *δάμνημι, δαμάω* rc. gestellt zu werden, so daß es wie hom. *ἀδάμαστος* das „unbezwingbare" *sc.* Metall bezeichnen würde. Bedenkt man indessen die für die Bezeichnung eines so verhältnismäßig jungen Begriffes wie des Stahles nach Form und Bedeutung auffällige Bildung des griech. *ἀδάμας*, so wird man den Verdacht nicht unterdrücken können, daß wir hier in gräcisierter Form ein Wort des Auslandes, vielleicht eben jenes kaukasische *andan*, vor uns haben.. In diesem Zusammenhang sei bemerkt, daß Tomaschek (Z. f. ö. Phil. I, 125) auch für *σίδηρος* auf ein kaukasisches (udisch) *zido* aufmerksam macht. Mit Sicherheit ist jedenfalls eine zweite und häufigere Benennung des Stahles als *ἀδάμας χάλυψ* (auch *χαλυβδικός* Eur. Her. 162), welches zuerst bei Aeschylus Prom. 133 genannt wird:

> *κτύπου γὰρ ἀχὼ χάλυβος διῇξεν ἄντρων μυχόν*

aus kaukasisch-pontischen Gegenden nach Griechenland eingewandert. Dieses Wort geht ohne Zweifel auf den Namen des nordischen Volkes der Chalyber *(Χάλυβες, Χάλυβοι)* zurück, welche das Altertum sowohl nördlich des Pontus und Kaukasus als auch südlich bis Armenien und Paphlagonien mit schwankend angegebenen Wohnsitzen kennt, und welches nach einstimmigen Zeugnissen sich durch Bergwerke auf Eisen und Eisenmanufaktur auszeichnete. So werden die *σιδηροτέκτονες Χάλυβες* schon von Aeschylus Prom. 715 im unmittelbaren Anschluß an die Nomaden-Scythen *(Σκύθαι νομάδες)* genannt, wozu die Hesychischen Glossen

---

Wort als Meteoreisen auf (*sidus* „Gestirn"), wozu jeder Grund fehlt. Auch das koptische *benipe* „Eisen", welches hierbei gewöhnlich als Analogon herangezogen wird, weil es Brugsch dem ägypt. *báa en pe-t* gleichgesetzt und als Meteoreisen aufgefaßt hatte, erfährt nach Lepsius p. 108 f. eine ganz andere Deutung. Ja, sogar den *σόλος αὐτοχόωνος* des Homer hat man, wie schon angedeutet, für Meteoreisen erklärt (vgl. Ratzel Vorgesch. d. europ. Menschen p. 283).

Χάλυβοι· ἔθνος τῆς Σκυθίας, ὅπου σίδηρος γίνεται und *Χαλυβδική· τῆς Σκυθίας, ὅπου σιδήρου μέταλλα* stimmen. Xenophon unterscheidet in seiner Anabasis zweierlei Chalyben, die einen zwischen Araxes und Kyros, die anderen als die Unterthanen der Mossynöken am Pontus. Von letzteren heißt es V, 5, 1 *ὁ βίος ἦν τοῖς πλείστοις αὐτῶν ἀπὸ σιδηρείας* u. s. w. Daß auch die Tibarener und Moscher der Bibel in die Pontusgegenden weisen, ist schon gesagt (vgl. oben p. 283 Anm.) Ebenso mag das „nordische" Eisen, welches Jerem. 15, 12 genannt wird, hierher gehören.

Wie das griech. *σίδηρος*, so steht auch das lat. *ferrum* ohne jeden sicheren Anschluß innerhalb der indog. Metallnamen.*) Auch mangelt es nicht an Zeugnissen, welche das Fehlen des Eisens im ältesten Latium beweisen. Unter den Zünften des Numa wird der *faber ferrarius* vermißt. Dazu ist der Gebrauch des Eisens in den ältesten Kultussatzungen überall ausgeschlossen. Mit einem bronzenen Messer muß der römische Flamen Dialis sich den Bart schneiden, mit einem ehernen Pflug muß das Gebiet einer neuen Städtegründung umzogen werden u. s. w. (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 80, 81). In den Pfahlbauten der Poebne ist Eisen nicht gefunden worden.

Von welcher Seite her lernten aber die Römer zuerst das wichtige Metall kennen, das später bei ihnen doch so gewöhnlich wurde, daß der Schmied *faber ferrarius* heißt, und Schwert und Pflug metonymisch *ferrum* genannt werden? Vielleicht weist das lat. *ferrum* selbst den Weg; denn da dasselbe unschwer auf **fersum* zurückgeht, so halte ich es mit O. Weise (Griech. Wörter im Lat. p. 153) und anderen immer noch für das wahrscheinlichste, daß *ferrum* mit den oben angeführten Ausdrücken der semitischen Sprachen hebr. *bar(ĕ)zel***), sum. *barza* ꝛc. in Verbindung zu bringen sei. Daß direkte, d. h. durch Griechen nicht

---

*) Den Versuch, *ferrum* mit indog. Metallnamen zu vergleichen, haben Pictet *Origines* [2] I, 197, der es mit skrt. *bhadrám* „Eisen" (?) zusammenstellt, und Lottner K. Z. VII, 183, der an agls. *braes* „Erz" denkt, gemacht. Vgl. noch Pott Et. Forsch. II, 278, Schweizer K. Z. I, 478, Fick Vgl. Wörterb. II, 169.

**) Daß dasselbe auch phönicisch war, geht aus einer alten phönicischen Inschrift auf Kypros hervor (Movers II, 3 p. 69).

vermittelte Übertragung phönicisch-karthagischer Wörter in das Lateinische stattgefunden hat, zeigen Fälle wie lat. (*c*)*tunica* : hebr. *ketonet*. Gleichen Ursprung machen lat. *ebur, palma, pellex* u. a. wahrscheinlich (O. Weise Rhein. Mus. 1883 p. 540 ff.). Bekannt ist auch, daß die Phönicier ihre Seefahrten wenigstens bis *Caere* (vgl. Mommsen Röm. Gesch. I [3] p. 128) ausdehnten. Einige Tagereisen nördlich aber von der hier errichteten punischen Faktorei lag die eisenreiche Insel Elba

Insula inexhaustis Chalybum generosa metallis (Vergil),

Αἰθάλη die „rußige“ bei den Griechen genannt.

Indem wir nunmehr von dem Süden zu dem breiten Rücken unseres Erdteils emporsteigen, finden wir den Mangel an Eisen in der ältesten uns geschichtlich überlieferten Zeit überall durch klare historische Zeugnisse hervorgehoben. Und zwar läßt sich die Bemerkung machen, daß derselbe in der Richtung nach Nord-Ost im Zunehmen begriffen ist. Nach der Germania des Tacitus (*cap.* 6) „war Eisen in Deutschland nicht in Menge vorhanden“ (*ne ferrum quidem superest*). Im Norden wußte schon Cäsar von den Britannen, daß Eisen nur am Meere, und auch hier nur in unbedeutendem Maße vorkäme (*de bell. gall.* V, *cap.* 12). Im Osten nennt Tacitus in dem Stamm der Ästier den preußisch-lettischen Sprachzweig. Hier heißt es schon (*cap.* 45): *rarus ferri, frequens fustium usus.* Seine Kenntnis beschließt das Volk der *Fenni (Finnen)*, die *inopia ferri* „aus Mangel an Eisen“ für ihre Pfeile zu Knochenspitzen ihre Zuflucht nehmen.

Die Kunde des Eisens und seiner Bearbeitung rückt in zwei Richtungen nach dem europäischen und dem angrenzenden asiatischen Norden vor: einmal von Süd-West nach Nord-Ost, das andre Mal von Süd-Ost nach dem Norden oder Nord-Westen. Den Ausgangspunkt der einen bilden im Westen die Kelten, die auf ihren großen Eroberungszügen längs der Alpen vom V. Jahrhundert ab zu reichen Metalllagern gekommen sein müssen. Tief in den Österreichischen Alpen, da wo in einer tiefen Schlucht am Nordfuß des Thorsteins der kleine See von Hallstadt eingesenkt ist, haben neuere Ausgrabungen das lebensvolle Bild einer altkeltischen Niederlassung mit ihrer Salzbergwerkarbeit und ihrer

Eisentechnik an den Tag gebracht.*) Bald ist das norische Eisen in Italien und im ganzen Norden bekannt. Noch Tacitus (*cap.* 43) kennt im Osten an den vorderen Karpathen ein gallisches Sclavenvolk der Germanen die *Cotini*, welche *quo magis pudeat* — denn „der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte" — *et ferrum effodiunt.* Auch in Gallien selbst wurde auf Eisen gegraben: Besonders berichtet dies Caesar von den Biturigern *de bell. Gall.* VII, 22, welche sich bei der Belagerung von Avaricum sehr nützlich erwiesen: *eo scientius quod apud eos magnae sunt ferrariae atque omne genus cuniculorum notum atque usitatum est.* In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, daß die gemeinkeltische Bezeichnung des rohen Metalles (cymr. *mwyn*, ir. *méin, mianach*)**) in die romanischen Sprachen (frz. *mine* „Bergwerk", it. *mina* ꝛc.) übergegangen ist (Thurneysen Keltoromanisches p. 67).

Als die Kelten, sei es durch griechisch-messaliotischen Einfluß, sei es von Rom aus, wo sich nach Plinius **hist. nat. XII, 1, 5** ein gewisser Helico aus Helvetien, um die Schmiedekunst zu erlernen *fabrilem ob artem* in der Zeit vor der großen keltischen Wanderung aufhielt, das Eisen kennen lernten, bildeten sie mit Zugrundelegung eines dem uralten, indog. *áyas-aes* „Kupfer Metall" entsprechenden, aber auf anderer Ablautstufe stehenden Wortes **is* (: *ais* vergl. oben p. 272 Anm.) den Namen für den neuen Begriff durch Anfügung einer ihnen geläufigen Ableitungssilbe *-arn* : **îsarn.* Später mußte das *s* zwischen den Vocalen ausfallen, gleichwie es in *siur* = **sisur* (lat. *soror*) und *giall* = **gisal* (ahd. *gisal*) ausgefallen ist (Vgl. Zeuß *Grammatica celtica* ² p. 827 u. p. 52). So entstanden die Formen ir. *iarn, iarunn*, cymr. *haiarn, haearn*, corn. *hoern, hern, horn*, arem. *hoiarn, haiarn* ꝛc. Doch war das intervocale *s* noch erhalten***),

*) Neuere Untersuchungen, belehrt mich Herr M. Much, hätten es wahrscheinlich gemacht, daß das Gräberfeld von Hallstadt durch die Kelten erst seinen Abschluß, nicht seinen Anfang gefunden habe.

**) Die Wurzel des keltischen Stammes **mein-* ist vielleicht das oben p. 287 bei ahd. *smîda*, altsl. *mědĭ* erwähnte indog. *smei, mei* „künstlich verfertigen", so daß die Grundbedeutung des keltischen **mein-* etwa „verarbeitbares" Metall wäre.

***) Es zeigt sich noch in dem burgundischen Eigennamen *Îsarnodori*: *Ortus haud longe a vico, cui* v e t u s t a *paganitas ob celebritatem clau-*

als das Wort zugleich mit mehreren Benennungen der Eisen-manufaktur, die wir später kennen lernen werden, von den germanischen Sprachen übernommen wurde, in denen er nun got. *eisarn*, altſ. *îsarn*, aglſ. *îsern* (engl. *iron*), altn. *ísarn*, ahd. *îsarn* lautet. Überall verrät das den germanischen Sprachen fremde Suffix *-arn* die Entlehnung aus der Fremde.*)

Die germanischen Völker übernehmen nun ihrerseits die Kulturaufgabe, das wertvolle Geschenk des Westens weiter ostwärts zu vermitteln. Im Altnordischen wird eine bestimmte Gattung des Eisens, der im Norden häufig vorkommende Raseneisenstein (*ferrum ochraceum*) *rauði* genannt. Dieses Wort hat in den übrigen germanischen Sprachen keine Anknüpfung, schließt sich aber zu einer Reihe mit altſl. *ruda* „Metall“, lit. *rūdà* (dies ein slavisches Lehnwort vgl. A. Brückner Die slav. Lehnw. im Litauischen p. 128), Wörter, deren Zusammenhang mit lat. *raudus*, ſkrt. *lôhám* ꝛc. wir bereits oben (p. 276) kennen gelernt haben. Demnach bedeutete altn. *rauði* ursprünglich Kupfer, dann ohne Zweifel das rote, erzartige Eisen, eben den Raseneisenstein. Dieses Wort ist nun aus dem Nordischen durch das Finnische in die übrigen westfinnischen Sprachen eingedrungen, so daß es der eigentliche westfinnische Ausdruck für das Eisenerz geworden ist: finn. *rauta*, estn. u. wepſ. *raud*, liv. *raud*, *rôda*, *raod*, lapp. *ruovdde*. Auch sonst sind zahlreiche finnische Ausdrücke für das Eisen und seine Bearbeitung germanisch-nordischen Ursprungs. So *malmi*, *malvi* „Eisenerz“, *takki rauta* (schwed. *tackjern*) „Roheisen“, *melto-rauta*, auch bloß *melto*, *mento*, *manto*, lapp. *malddo* (schwed. *smälta*) „ungehämmertes Eisen“ ꝛc.; auch die Benennungen der Schmelzhütte und des Hochofens sind entlehnt. Daneben fehlt es nicht an einer Reihe genuiner Wörter (vgl. Ahlqvist Kulturw. p. 67 f. und *Bulletin de l'acad. de St. Pétersbourg* VI, 178). Denn das muß zugegeben werden, daß die Finnen, einmal hingewiesen auf den Reichtum ihrer Seen und

---

suramque fortissimam superstitiosissimi templi G a l l i c a *lingua Isarnodori i. e. ferrei ostii indidit nomen. V. S. Eugendi Abb. mon. S. Claudii in Burgundia*, vgl. Diefenbach *Origines Europaeae* p. 367.

*) Eine jüngere Entlehnungsschicht ist altir. *iarn* = altn. *jarn*, aglſ. *iren*.

Sümpfe (vgl. das oben p. 216 über die Geburt des Eisens mitgeteilte) bald zu großer Fertigkeit im Eisenhandwerk sich emporschwangen, ja vielleicht ihre germanischen Nachbarn überflügelten. Lebendiges Zeugnis ihrer Eisenschmiedekunst legen die überaus häufig mit *rauta* „Eisen“ zusammengesetzten Orts- und Distriktnamen der Finnen ab, wie *Rautajärwi*, *Rautawesi*, *Rautakangas* und viele andere, wie auf althochdeutschem Boden *Isarnho*, *Isanpach*, *Isanhus* ꝛc. (vgl. Förstemann Deutsche Ortsnamen p. 139).

Eine ganz andere Erklärung der westfinnischen Wörter (finn. *rauta* ꝛc.) giebt Lenormant (sowohl Die Anfänge der Kultur I, 79 als auch *Transactions of the Soc. of Bibl. Arch.* VI, 354), indem er dieselben mit dem obengenannten akkad. *urudu* „Kupfer“ vergleicht und auch die litu-slavischen Ausdrücke *rudu* ꝛc. aus ihnen hervorgehen läßt.

Der germanische Ausdruck für das Eisen (*rauta* = *raudi*) findet sich aber nur in den westlichen Sprachen finnischen Stammes, wie ein gleiches mit dem germanischen Namen des Goldes der Fall war (vgl. oben p. 257). Im Osten des genannten Sprachgebietes gilt wie für das Gold, so auch für das Eisen ein anderes Wort: ostj. *karte*, wotj. *kort*, syrj. *kört*, tscher. *kirtne*, wog. *ker*, *kiert*, das sich, ebenso wie der ostfinnische Name des Goldes, nur durch Zurückführung auf das iranische Sprachgebiet erklären läßt. Hier bedeutet altir. *kareta*, npers. *kârd*, buchar. *gârd*, kurd. *ker*, osset. *khard* ꝛc. „das eiserne Messer“, und es ist unschwer begreiflich, wie wilde Barbarenstämme das niegesehene Metall nach dem Werkzeug benannten, an welchem es ihnen zuerst oder zumeist aus den iranischen Kulturländern zugeführt werden mochte. Auch im Slavischen (poln. *kord* ꝛc.) und Litauischen (*kárdas* poln. Lehnw. „Schwert“, vgl. Brückner a. a. O. p. 202) ist das Wort bekannt.

Inmitten dieser Strömungen von Ost und West liegt das litu-slavische Sprachgebiet mit einem gemeinsamen Namen des Eisens lit. *geleżìs*, lett. *dzelse*, preuß. *gelso*, altsl. *želězo*. Wir haben uns schon oben (p. 283) für die Verknüpfung dieser Wörter mit dem griech. *χαλκός* ausgesprochen. Die Grundbedeutung der nordischen Wörter wäre dann „Kupfer“ gewesen, eine Bedeutung, die, wie man wohl vermuten kann, unter dem

Einfluß des pontischen Handels in die von „Eisen" übergegangen ist, wie das griechische Wort durch phönicische Beziehungen den Sinn von „Bronze" angenommen hat (oben p. 284).

Endlich bleibt mir in Europa noch eine ebenso interessante als leider dunkle Bezeichnung des Eisens zu nennen. Es ist das albanesische *hékur*, auch *ékur*. Es ist der einzige nicht ostensibel aus der Fremde entlehnte Metallname dieser Sprache, welcher allen Mundarten derselben gemeinsam ist. Das einzige, woran man zur Erklärung dieses dunklen Wortes denken könnte, wäre, da das anlautende *h* des Albanesischen, wie mir H. Prof. G. Meyer mitteilt, unorganisch sein kann, das armenische *erkath*, georg. *rkina* u. s. w. (vgl. oben p. 294). Ist dies richtig, so wäre in der Terminologie des Eisens eine neue Verknüpfung der Balkanhalbinsel mit den Kaukasusländern nachgewiesen (vgl. oben p. 299).

Verhältnismäßig jung sind, wie sich nicht anders erwarten läßt, auch im Norden die Namen des Stahles.

Immerhin haben die germanischen Sprachen eine in allen Dialekten übereinstimmende Benennung desselben: ahd. *stahal*, mhd. *stahel*, *stachel*, *stâl*, altn. *stál*, engl. *steel*, welche beweist, daß die Kunst, das Eisen zu härten, hier früh bekannt war. Von germanischem Boden aus hat Entlehnung ins Lappische (*stalle*, neben *teräs*, *teras* : lett. *têrauds*) und ins Slavische (russ. *stalĭ*) stattgefunden. Eine sichere Erklärung der germanischen Wörter (**staklo* : altpr. *panu-staclan*?) steht noch aus. Man denkt an ahd. *stachila*, *stachulla* „*cuspis*" (**staglo*).

Wie hier vom Westen, so beweist sich der Slavismus auch vom Osten in seinen Benennungen des Stahles abhängig. Russ. *bulatŭ* ꝛc. haben wir in seinem Zusammenhang mit Vorderasien schon kennen gelernt. Vgl. ferner serb. *čelik*, alb. *tšelik*, türk. *čelik*, pers. *čaluk*; russ. *haralugŭ*, džagat. *karâlûk*, endlich auch poln. *demeszek* „damascierteś Eisen", serb. *demiškinja*, türk. *dimiški*, ngr. *διμισκί* (Damascus).

Die weiteste Verbreitung aber hat in Europa das lat. *acies* (= *nucleus*) *ferri* gefunden, das sich im Mittellateinischen zu *aciare*, *aciarium* entwickelt. Aus diesem letzteren gehen einer-

seits it. *acciajo*, span. *acero*, altport. *aceiro*, fr. *acier*, wal. *otzęl*, ung. *atzél*, süd- und westslav. *ocěli*, *ocel*, andererseits it. *acciale*, ven. *azzale*, ahd. *ecchil*, *ecchel* rc. (nsl. *jeklo*) hervor (vgl. Diez. Etym. Wörterb. [4] p. 5).

Litauisch-Altpr. *pliẽnas*, *playnis* wird von Fick Vergl. W.[2] p. 803 wohl richtig mit altn. *fleinn* „Spitze, Spieß", aglſ. *flân* „Pfeil, Geschoß" verglichen.

VIII. Kapitel.

Kupfer, Bronze, Eisen in ihrer historischen Aufeinanderfolge.

Nachdem wir so das umfangreiche Material der indog. Kupfer-, Erz- und Eisennamen übersehen und besprochen haben, dürfte es am Platze sein, die wichtigsten historischen Resultate, zu welchen wir gekommen zu sein glauben, hier in aller Kürze zusammenzufassen. Dieselben sind:

I. Es läßt sich wahrscheinlich machen, daß die beiden bis in den Wortschatz des Urvolks zurückgehenden Gleichungen *áyas-aes* und *lôhá-raudus* nicht Eisen oder Bronze, sondern das unvermischte Schwarzkupfer bezeichnet haben, welches somit dem indog. Urvolk bekannt war.

II. Für die Beurteilung der Aufeinanderfolge der Metalle bei den indog. Völkern ist die Beobachtung wichtig, daß eine Reihe alter Namen des Kupfers allmählich die Bedeutung von Eisen angenommen haben. Dies gilt von skrt. *áyas*, zend. *ayañh* : lat. *aes* (wozu wahrscheinlich auch keltisch **îs-arn* = got. *eisarn* gehört), von skrt. *lôhá*, erst „Kupfer", dann „Eisen", von altn. *rauđi* : lat. *raudus*, von lit. *geleżìs* : griech. χαλκός.*)

III Es kann nicht bezweifelt werden, daß im Griechischen χαλκός, welches zuerst das Kupfer, dann (unter phönicischem Ein-

*) Dasselbe Verhältnis läge vor bei lat. *ferrum* : agls. *braes* (**bhr̥s-?*), falls die Lottnersche Gleichung (vgl. oben p. 300 Anm.) richtig wäre

fluß) die Bronze bezeichnete, historisch dem σίδηρος vorangeht.
Im Gegensatz zu den nordischen Verhältnissen ist namentlich zu betonen, daß den hellenischen Eigennamen, sowohl Orts- als Personennamen, zwar häufig der Name des Kupfers (Erzes), fast nie aber der des Eisens zu Grunde liegt.

IV. Im Norden Europas haben die Germanen den Namen des Eisens durch die Kelten, die Westfinnen durch die Germanen, die Ostfinnen von iranischem Boden her empfangen, was den Schluß nahe legt, daß auch die Kenntnis des Eisens einmal von Westen nach Osten, das andre Mal von Südosten nach Nordwesten in unserem Erdteil sich verbreitet hat. Der Umstand, daß bei Kelten, Germanen und Slaven Eigennamen hauptsächlich, vielleicht ausschließlich mit den Benennungen des Eisens gebildet werden, läßt weiterhin vermuten, daß zuerst dieses Metall einen bedeutenden Einfluß auf die Kulturverhältnisse des Nordens gewann. Jedenfalls müßten die, welche großartige Bronzeindustrien vor dem Eisen im Norden unseres Erdteils annehmen, nach einer Erklärung dieses Umstandes trachten.

V. Als ein uralter Verbreitungsherd der Bronze scheint die Heimat des sumero-akkadischen Kulturvolkes angesehen werden zu müssen. Von dem diesem benachbarten semitischen Kulturkreis her hat der Süden Europas Bekanntschaft mit der Bronze gemacht. Was den Norden betrifft, so bietet weder Sprache noch Überlieferung einen direkten Anhalt, um die Frage der Entscheidung näher zu bringen, ob die zahlreichen und kunstfertigen Bronzefunde diesseits der Alpen aus einer einheimischen, alsdann der des Eisens vorangehenden Bronzeindustrie entsprungen sind, oder ob sie auf alten Handelsverbindungen mit den südlichen Kulturländern, mit Etrurien, Italien, Griechenland, Thracien beruhen. Ich schließe mich aber aus allgemeinen Gründen, welche namentlich in dem Widerspruch liegen, welcher zwischen der Annahme einer hochentwickelten Bronzekultur bei den Nordvölkern und ihren durch unzweifelhafte Zeugnisse beglaubigten niedrigen Kulturverhältnissen besteht, den Anschauungen an, welche Lindenschmit Archiv f. Anthropologie VIII, 161 ff. vertritt: „Die Bronzen, welche diesseits der Alpen sofort in vollkommener Ausbildung der Form und Technik erscheinen, können ihrem ganzen Charakter nach nur als Erzeugnisse einer hochentwickelten Industrie

und als Handelsüberlieferung betrachtet werden, und zwar aus dem Süden, von den Küstenländern des Mittelmeers, insbesondere von Italien, von welchem aus eine viel regsamere Vermittlung der ältesten Kultur nach dem Norden nachweisbar ist, als vom Osten her aus den Ländern am Schwarzen Meer" ..... „Der Gebrauch der Bronzen selbst, in Verbindung mit den vereinzelten primitiven Versuchen von Nachahmung derselben, konnte auf die Bildungsverhältnisse des Nordens keine irgend bemerkbare Wirkung äußern, am allerwenigsten eine solche, für welche die Bezeichnung „Bronzekultur" nur im entferntesten gerechtfertigt wäre". Dazu vgl. Handbuch d. Deutschen Altertumskunde I, 54: „Die sogenannte Bronzeperiode erscheint damit nur als die Zeit eines belebten Verkehrs des Handels und der Industrie der Mittelmeervölker nach dem Norden. Ihre dorthin gelangten Produkte zeigen so wenig irgend welches Merkmal eines Aufwuchses aus der Eigentümlichkeit kelto-germanischer Anlage, eine Verwandtschaft mit früheren heimischen Bildungen, als eine Fortentwicklung, einen Nachwuchs in den späteren. Sie bekunden einen so fremdartigen und so überlegenen Kulturstand sowohl in Bezug auf die Gebilde der vorhergegangenen Steinzeit als der folgenden Eisenzeit, daß sie unmöglich als Zeugnisse einer selbständigen Bearbeitung der Metalle, als Nachweise einer naturgemäßen Übergangsstufe nationaler Bildung ältester und spätester Zeit in irgend einer Art zu betrachten sind".*)

VI. Wie für den Archäologen, so warten auch für den Sprachforscher noch wichtige Dinge der Erledigung. Ich nenne die iranischen Namen des Eisens afgh. *ôspanah* 2c., das griech. *σίδηρος*, das keltische *umae*, das ahd. *aruz* und anderes, was der etymologischen Erklärung harrt.

*) Für den dem Lindenschmitschen entgegengesetzten Standpunkt sind wichtig die Arbeiten von Sophus Müller, J. Undset, O. Rygh, Hildebrand u. anderer.

IX. Kapitel.

Zinn und Blei.*)

Die archäologischen Untersuchungen haben über das Auftreten des Bleies und Zinnes im Verhältnis zu einander und zu den übrigen Metallen noch nicht zu einem entscheidenden Resultat geführt. Während man früher glaubte, daß das Zinn, welches in den Schweizer Pfahlbauten, in Hallstadt (vgl. Lubbock Die vorgesch. Zeit p. 20) ꝛc. gefunden worden ist, zu den ältesten Metallen gehöre, das Blei dagegen zugleich mit dem Silber erst in der sogenannten Eisenzeit aufträte (vgl. Lubbock a. a. O. p. 15), ist heute, besonders durch die Schliemannschen Ausgrabungen, diese Anschauung durchaus unhaltbar geworden. In Hissarlik findet sich in allen fünf vorhistorischen Städten Blei, in keiner Zinn. In Mykenae, wo bekanntlich fast ausschließlich die Bronzezeit herrscht, ist ebenfalls reichliches Blei entdeckt worden (vgl. Schliemann *Mycènes* p. 145).

In den alten Aufzählungen der Metalle bildet das Blei durchaus den Schluß der feststehenden Reihenfolge. Das Zinn, welches bei den Hebräern (vgl. Moses IV, 31, 22) ebenfalls

*) Vgl. den überaus gelehrten und inhaltsvollen Artikel *zin* in Schades Altdeutschem Wörterbuch [2] 1872—82, in welchem ein ausführliches Bild des ältesten Zinnhandels entworfen wird. Während ich also den Leser, welcher sich über diesen Gegenstand näher unterrichten will, auf diese gründliche Arbeit in sachlicher Beziehung verweise, muß ich hinzufügen, daß die sprachlichen Zusammenstellungen Schades, welche vielfach von obiger Darstellung abweichen, nicht mit gleicher Zuversicht aufzunehmen sind.

Vgl. neuerdings auch Blümner Terminologie u. Technologie IV, 81 ff. und K. B. Hofmann Das Blei bei den Völkern des Altertums Berlin 1885 (Virchow-Holtzendorff).

erst am Ende genannt wird, findet dagegen in den assyrisch-akkadischen Inschriften in der Regel zwischen Silber und Bronze, jedenfalls vor dem Eisen (vgl. Lenormant *Transactions of the Soc. of Bibl. Arch.* VI, 337, 345) seine Stellung, was auf ein hohes Alter dieses Metalls in Mesopotamien schließen läßt (vgl. oben p. 278).

Die Überlieferung fast aller Kulturvölker kennt schon von Anfang an zwei besondere Ausdrücke für Blei und Zinn. Die Bibel *'oferet* und *b(ĕ)dîl* (?), der Veda *sî'sa* und *trápu*, der Avesta *sru* (vgl. Justi Handw. p. 308) und *aonya* (?)*), Homer *μόλυβος* und *κασσίτερος*, das Lateinische *plumbum* und *stannum*, wenn es auch zweifelhaft sein kann, ob diese Ausdrücke wirklich überall das bezeichneten, was wir heute im wissenschaftlichen Sinne unter Blei und Zinn verstehn (vgl. Kopp Geschichte der Chemie IV, 125 f.). Eine bemerkenswerte Ausnahme machen, wie schon erwähnt, die ägyptischen Inschriften, in denen Lepsius (vgl. a. a. O. p. 114) neben *ṭeht*, *ṭehti*, *ṭehtu* (als Aufschrift von Bleiziegeln), welches nach Ausweis des Koptischen „Blei" bedeutet, kein besonderes Wort für das Zinn hat nachweisen können. Öfter geschieht es auch, daß ein und dasselbe Wort in zwei Sprachen bald das eine, bald das andere Metall bezeichnet. So bedeutet im Akkadisch-Assyrischen *anna-anaki* ohne Zweifel das Zinn (vgl. oben p. 278), während eben dieses Wort im hebr. *ănâk* die Bedeutung „Blei" angenommen hat. Ebenso verhält sich slav. *olovo* „Blei" : lit. *alwas* u. s. w.

Nicht selten haben auch die Sprachen namentlich uncivilisierter Völker für beide Metalle nur ein Wort aufzuweisen, wie mordv. *kivă*, tscherem. *vulna*, syrj. *ezi̮ś* (auch Silber), wotj. *uzveś* (auch Silber). Auf einen gleichen Zustand weist übrigens auch das lat. *plumbum nigrum* „Blei" und *plumbum album* „Zinn" hin. Das Zusammenfallen beider, chemisch doch ganz verschiedenen Metalle im sprachlichen Ausdruck mag in der Ähnlichkeit ihrer Farbe und ihres Aussehens, sowie in der Beschränktheit ihrer Verwendung seinen Grund haben. Jedenfalls scheinen erst vorgerücktere metallurgische Kenntnisse Blei und Zinn durch besondere Benennungen unterschieden zu haben.

---

*) Vgl. oben p. 280 Anm., sowie auch Lagarde Armen. Stud. p. 12.

Was nun den sprachlichen Charakter der Blei- und Zinnnamen anbetrifft, so erweist sich derselbe vielfach als der von oft weit über Land und Meer ausgebreiteten oder versprengten Wanderwörtern, und wenigstens auf indog. Gebiet hat niemand, auch nicht Pictet, gewagt, einen derselben als urindogermanisch in Anspruch zu nehmen. Sehr schwierig aber, ja vielleicht unmöglich ist es, den Ausgangspunkt dieser kulturhistorisch so bedeutenden Wortreihen mit Sicherheit festzustellen, und ich fürchte von Anfang an, daß wir über ziemlich bescheidene Zusammenstellungen des Verwandten und einzelne Anhaltepunkte nicht weit hinaus kommen werden. Dies ist Pflicht zu bemerken gegenüber dem völlig unwissenschaftlichen Gebrauch, welchen Männer wie Pictet, Lenormant und viele andere von den in Frage stehenden Wortreihen gemacht haben, so daß sie alles beweisen konnten, was sie beweisen wollten.

Die älteste in Europa begegnende Benennung des Zinnes ist bekanntlich das homerische, aber auf die Ilias beschränkte *κασσίτερος*, dessen Übersetzung mit Zinn *(plumbum album)* wenigstens für die Folgezeit unzweifelhaft ist.*) Verzierungen an Panzern, Schilden und Wagen sind aus Zinn verfertigt. Selbst Beinschienen aus Zinn, die aber vielleicht nur mit Zinn belegt sind, werden genannt. Es führt das Beiwort *ἑανός*, das nach Curtius (Grundzüge [5] p. 376) zur Wurzel *ves* gehört und „umhüllend" bedeutet. Bereits Herodot III *cap.* 115 weiß, daß der *κασσίτερος* (ebenso wie *τὸ ἤλεκτρον*) aus dem fernsten Westen, wo seine Kenntnis endet, von den *Κασσιτερίδες* nach Hellas gekommen sei. Doch ist er über die wirkliche Lage derselben im unklaren, und erst die Römer haben den Namen Cassiteriden auf die durchaus keine Metallgruben enthaltenden Scillyinseln übertragen (vgl. Kiepert Lehrb. d. alten Geogr. p. 528). Zinn wird vielmehr seit Alters bis in unsere Tage an der südwestlichen Küste Englands, im heutigen Cornwall, gewonnen, wo es Cäsar *de bell. gall.* V *cap.* 12 kennt.**) Kurze

*) Vgl. auch Plinius *hist. nat.* XXXIV, 16, 47: *Sequitur natura plumbi, cuius duo genera, nigrum atque candidum. Album habuit auctoritatem et Iliacis temporibus teste Homero, cassiterum ab illo dictum.*

**) *Nascitur ibi plumbum album in mediterraneis regionibus, in maritimis ferrum, sed eius exigua est copia; aere utuntur importato.*

Zeit nach ihm beschrieb Diodorus V *cap.* 22 ausführlich die bergmännische Gewinnung des Zinnes an diesem Orte und seinen Transport quer durch Gallien nach Massilia und Narbo (vgl. O. Schade Altd. Wörterb. p. 1272). Als Vermittler zwischen Britannien und Hellas sind in ältester Zeit ohne Zweifel die Phönicier zu denken. Dies folgt nicht nur aus allgemeinen Erwägungen, sondern auch aus der bestimmten Überlieferung des Plinius VII, 56, 57: *Plumbum ex Cassiteride insula primus adportavit Midacritus.* Midacritus aber ist natürlich der phönicische *Melkart,* griech. *Ἡρακλῆς,* der die Phönicier auf ihren Seefahrten als schützender Gott begleitete. Auch läßt sich das griech. *κασσίτερος* mit semitischen Zinnnamen assyr. *kâsazatirra,* akkad. *id-kasduru* (vgl. Lenormant a. a. O. p. 337) zusammenstellen. Das griechische Wort ist dann einerseits in die slavischen Sprachen altsl. *kositerŭ,* nsl. *kositer,* kroat. *kositar,* serb. *kositer* und ins Walachische *kositorĭŭ,* andererseits aber, offenbar erst mit den Eroberungszügen Alexanders des Großen, in das Sanskrit (*kastîra,* vgl. P. W. II, 192) eingedrungen.*) Das arabische aus dem Griechischen entlehnte Wort *(kazdir)* hat eine weite Wanderung in die afrikanischen Sprachen *(kesdir)* angetreten.

Halten wir dies zusammen mit dem oben besprochenen hohen Alter der Bronzefabrikation in Mesopotamien (vgl. oben p. 278), so ist es das wahrscheinlichste, daß *κασσίτερος* von Haus ein akkadisch-assyrisches Wort ist, welches von den Phöniciern, nachdem die reichen Zinngruben in Westeuropa entdeckt worden waren, auch auf deren Ausbeute übertragen wurde.

Immerhin wäre es aber auch möglich, daß *κασσίτερος* echthellenisch ist und sich an skrt. *kaṅsá, kâṅsya* „metallenes Gefäß", „Metall", „Messing" (B. R.) anschließt (vgl. *νίσσομαι* aus **νι-νσ-jομαι*). Was aber ist dann die ursprüngliche Bedeutung dieser Gleichung gewesen? Und wie erklärt sich die eigentümliche Suffixbildung auf — *τερος* im Griechischen?

Giebt so schon das griech. *κασσίτερος* eine Anzahl von Rätseln zu raten auf, so knüpfen sich an das ebenfalls schon homerische *μόλιβος* (Il. XI, 237) und *μόλυβδος* in *μολυβδαίνη* (Il. XXIV, 80) „Blei" nicht minder schwere Fragen an.

---

*) Im *Peripl. maris erythr. ed. Fabricius cap.* 19 wird *κασσίτερος* als Einfuhrartikel in Indien ausdrücklich erwähnt.

Zunächst sollte man von dem vergeblichen Versuch ablassen, das griechische *μόλυβος* durch irgend eine gemeinsame Grundform wie **mluva* (Curtius Grdz.[5] p. 370) oder **mlubo* (Fick Wörterb. II[3], 200) mit dem lat. *plumbum* zu vermitteln. Auch von einer Entlehnung des lateinischen Wortes aus dem Griechischen (**μλυβος*, **μλυβος* = *plumbum* aus **βλυβος*, rhod. *περιβολιβῶσαι* : *μόλυβος*), die ich früher für möglich hielt, kann kaum eine Rede sein

Bedenkt man die Unsicherheit der auslautenden Silben des griechischen Wortes (*μόλιβος*, *μόλυβος*, *μόλυβδος*), so wird man mißtrauisch gegen seine griechische Herkunft. Dazu waren die Griechen, bevor die Bleiglanzlager des Lauriongebirges ausgebeutet wurden (Blümner a. a. O. p. 89, Anm. 1), auf den Import unseres Metalles angewiesen. Es liegt nahe, hierbei in erster Linie an das bleireiche Hispanien zu denken. Liegt etwa in *μόλυβος* (ngr. *μολύβι*) ein iberisches Wort in phönicischer Umgestaltung vor, etwa der Landschaftsname *Medu-briga* in Lusitanien (*medu* = *μολυ*), deren Einwohner ausdrücklich *Plumbarii* (Plinius IV, 21, 35) genannt wurden? Auch eine Stadt *Μολυβδίνη* wird im Gebiet der Mastarner bei den Säulen des Hercules erwähnt.*) Aber ein auch nur entfernt sicherer Anhalt für den Ursprung von *μόλυβος* ist nicht vorhanden.

Etwas deutlicher sehen wir bei dem lat. *plumbum*, das auch in den romanischen Sprachen und im Albanesischen wiederkehrt, nur daß wir unsere Aufmerksamkeit nach einer ganz anderen Seite als bisher richten müssen. Die Römer waren für die Hauptmasse des Bleis, das sie namentlich zu Leitungsröhren verwendeten, im wesentlichen auf den Import aus Spanien, wo schon karthagische Bleigruben bestanden, Gallien und Britannien angewiesen. Der Handel mit diesem Metall geschah in Form von Barren oder Kuchen, wie solche in Frankreich, England und Spanien in Menge gefunden worden sind. Dieselben sind mit Stempeln und Inschriften, wie den Namen römischer Kaiser 2c., versehen zum Zeichen, daß sie aus staatlichen Bergwerken hervorgegangen sind (vgl. Hofmann a. a. O. p. 10, Blümner a. a. O. p. 90 f.). Wie nun, wenn im Lateinischen die Benennung der Form, in welcher die Versendung des Bleies erfolgte, allmählich zur Be-

*) Im Baskischen wird das Blei *berún*, *berunez* „von Blei“ genannt.

nennung des Bleies selbst geworden wäre? Derartiges kommt in der Handelsgeschichte wohl vor. So bedeutet z. B. im Romanischen *grana* „Kern“ = „Scharlach“, *cannella* „Röhrchen“ = „Zimmt“ (Diez p. 64) und anderes. In der That vergleicht sich nun das lat. *plumbum* (*plomfo) genau dem griech. πλίνθος „Barren“, „Ziegelstein“, wenn man sich entschließt, dieses Wort auf eine Grundform **plentho* zurückzuführen oder λι als Vertreter sonantischer Liquida anzusehn (vgl. G. Meyer Griech. Gr. [2] p. 66 f., p. 35). Das sächliche Geschlecht des lat. *plumbum* erklärt sich durch die Analogie der übrigen Metallnamen im Lateinischen.

Das Zinn wird im Lateinischen *stannum* genannt; doch hat das Wort diese Bedeutung wahrscheinlich erst im IV. nachchristlichen Jahrhundert angenommen und vorher verschiedene Bleilegierungen bezeichnet (vgl. Kopp Geschichte der Chemie IV, 127 und Blümner a. a. O. p. 81 Anm. 6). Die ursprüngliche Form war, worauf auch die romanischen Wörter: it. *stagno*, sp. *estaño*, fr. *étain* (vgl. Diez Et. W. [4] p. 306) hinweisen, nicht *stannum*, sondern *stagnum, stagneus, stagnatus*.

Die Herleitung war bisher trotz O. Keller (Bursians Jahresbericht XLI, 370), der an τήκω „schmelzen“ (W. *stâk?*) denkt, dunkel. Wohl aber könnte lat. *stag-nu-m* auf eine W. *stagh* zurückgehen und sich dann mit griech. σταφ-ύλη „Senkblei“ an der „Bleiwage“, „Bleiwage“ (homerisch) vermitteln. Von Italien ist *stannum* in der Bedeutung „Zinn“ in die keltischen Sprachen gewandert: ir. *stan, stain, sdan*, arem. *stéau, sten, stin*, corn. *stêan*, cymr. *ystaen* (vgl. *Manners and Customs* I, CCCCIX). Diese Lehnwörter haben den offenbar einheimischen Ausdruck *créd**), *gen. créda, créd-umae* „Bronze“ (vgl. oben p. 288), der, wie gesagt, leider noch völlig unerklärt ist, in den Hintergrund geschoben.

Übrigens waren in Italien wenigstens die Etrusker, die in der Geschichte der Bronzeindustrie eine so hervorragende Rolle spielen (vgl. oben p. 308) für die Beschaffung des Zinnes nicht lediglich auf den Handel angewiesen, da sich in den Kalksteinlagern bei Populonia, die die Spuren alter Benutzung zeigen, neben Kupfer auch Zinn gefunden hat (W. Deecke Etrusker II, 255).

---

*) *Creidne* ist der älteste Eigenname eines Schmiedes (*cerd*) in Irland, was auch für die alte Bekanntschaft der Iren mit dem *créd* spricht (*Sullivan Manners and customs* II, 210).

Im Norden Europas werden Kelten und Germanen durch eine gemeinsame Benennung des Bleies verbunden: mhd. *lôt*, ndl. *lood*, aglſ. *leád* = ir. *luaide* (**laudo*). Da Gallien reich an Blei iſt (Blümner a. a. O. p. 90), und die Gallier früher als die Germanen ſich dem Bergbau zuwandten, ſo werden wir es hier, wie bei dem Namen des Eiſens, mit einer frühzeitigen Entlehnung durch die Germanen zu thun haben, nur daß hier die ſprachlichen Kriterien fehlen, es zu beweiſen.

Ganz dunkel iſt dagegen eine zweite germaniſche Bezeichnung des Bleies: ahd. *bliu*, *bliuwes*, altn. *blý* (**bleivo*), die auch in weſtfinniſche Sprachen (finn. *plyijy*, *lyijy*, lapp. *blijo*), denen ein genuiner Name für Zinn und Blei durchaus fehlt, eingedrungen iſt. In jedem Falle ſind lat. *plumbum* (Corſſen) oder nhd. *blau* (Schade) als gänzlich unverwandt bei Seite zu halten.

Noch nicht befriedigend erklärt iſt auch die germaniſche Benennung des Zinnes: altn., aglſ. *tin*, ahd. *zin*, das wiederum in das Polniſche (*cyna*) und Litauiſche (*cìnas*) und von Norden her in die meiſten weſtfinniſchen Sprachen (*tinna*) gewandert iſt. Am wenigſten anſtößig iſt noch eine Anknüpfung des germ. Wortes an altn. *teinn*, got. *tains*, aglſ. *tân*, ahd. *zein* „Zweig", „dünnes Metallſtäbchen" (Fick Vergl. W. III, [3] 121), in welcher Form die Germanen durch ausländiſche Kaufleute zuerſt das Zinn könnten kennen gelernt haben. (Vgl. oben p. 315.)

Eine andere weitverbreitete Kette von Zinnnamen in Europa iſt it. *peltro*, ſpan. und portug. *peltre*, altfr. *peautre*, niederl. *peauter*, engl. *pewter*, ir. *péatar* (auch mit *s*: engl. *spelter*, nd. *spialter*, hochd. *spiauter*, altfr. *espeautre*). Nach romaniſchen Sprachgeſetzen ging dieſe Sippe von Italien aus (Diez Etym. W. [4] p. 240), aber ihr Urſprung iſt unbekannt.

Ganz dunkel liegen endlich auch die Verhältniſſe im lituſlaviſchen Sprachgebiet, wo für Blei die Ausdrücke altſl. *olovo* (neben lit. *alwas* [liviſch *alu*], altpr. *alwis* „Zinn") und neuſl. *svinec*, ruſſ. *svinécŭ* ꝛc. (lit. *szwinas*, lett. *swins* [liv. *svina*]) vorkommen. Wahrſcheinlich ſind in beiden Fällen die litauiſchen Formen aus den ſlaviſchen entlehnt (Brückner, Fremdwörter p. 67, 144).

Erſteres (*olovo*) ſcheint im magy. *olom* (*ón* „Zinn"), letzteres auch im zigeun. *swinzi* wiederzukehren. Merkwürdig iſt die

estnische Bezeichnung *sea tina* „Schweinezinn“, hervorgegangen durch mißverständliches Zusammenwerfen von russ. *svinécŭ* und altsl. *svinĭja* „Schwein“. Über die ostfinnischen Sprachen sei noch die Bemerkung gemacht, daß der Name des Bleies hier zuweilen außer mit dem des Zinns auch mit dem des Silbers wechselt, wie ja das Silber besonders häufig zusammen mit Bleierzen vorkommt. So syrj. *eziś* „Silber“ und „Blei“, wotj. *azveś* „Silber“, *uzveś* „Blei und Zinn“, *söd uzveś* „*plumbum nigrum*“, *tödi uzveś* „*plumbum album*“ (vgl. oben p. 311). Überall aber sehen wir, wie jung die Kenntnis dieser Metalle im hohen Norden ist.

Indem wir nunmehr nach Vorderasien übergehen, begnügen wir uns hier damit, das Verwandte oder verwandt Scheinende, unter Voranstellung der indog. Sprachen, einfach neben einander zu setzen (vgl. Pott Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes IV, 260 u. 261):

1) armen. *anag* — heb. *ănâk*, assyr. *anaku*, arab. *anuk*, syr. *anchâ*, äthiop. *nâk* „Zinn“ (vgl. oben p. 311).
2) zend. *sru*, npers. *surub* (vgl. Justi Handw. p. 308), buchar. *ssurb*, afgh. *surp* — arab. *usrub* (vgl. Klaproth *Asia polygl.* p. 57) „Blei“.
3) (hindi *rânga*, skrt. *rañga**), buchar. *ârsis*, npers. *arzîz*, armen. *arčič*, zig. *arczicz*, (vgl. Pott Zigeuner II, 58), kurd. *resas*, *ersssas*, *rüsas* (*Journ. of the American Or. Society* X, 150) — arab. *razaz* „Zinn und Blei“.
4) osset. *kala*, kurd. *kalai*, hindost. *kellêy*, npers. *kalay*, parsi *kalâjin* (Z. d. D. M. G. XXXVI, 61), ngriech. *καλάϊ*, alban. *kaláj*, bulg. *kalaj* — arab. *qʿalay*, türk. *kalay*, tat. *ckalai*, tscherk. *galai*, georg. *kale*, *kalai*. Das verbreitetste Wort für „Zinn“ im Orient. Vgl. Klaproth *Asia polygl.* p. 97 u. 122, Miklosich Türk. Elem. p. 87. Sein Ursprung ist in dem Städtenamen *Qualah* auf Malakka zu suchen, dem Hauptstapelplatz des Zinnes

*) Nach R. Garbe Die ind. Mineralien p. 37 Anm. 1 ist skrt. *rañga*, welches sonst „Farbe“ bedeutet, möglicherweise „unter dem Einfluß des Bengali-Alphabets“, erst aus *vañga* „bengalisch“ = „Zinn“ entstanden. Aus Bengalen wurde das Zinn nach dem an diesem Metall armen Vorderindien importiert.

im Mittelalter (Tomaschek L. f. o. Phil. I, 125). Dasselbe war im IX. Jahrh. ein „Stelldichein für die Handelscarawanen von Ost- und Westasien“ (Heyd Geschichte des Levantehandels I, 37). Erst jetzt scheinen die großen Zinnschätze Hinterindiens in die Weltgeschichte einzutreten.

5) osset. *išdi* (Klaproth p. 89) — *čagat. žes*, alt. *jes*, mong. *dzes* (vgl. Vámbéry Primitive Kultur p. 175) „Blei“.
6) zig. *sjscha*, skrt. *sîsa* „Blei“.
7) kurd. *kurguschum*, afgh. *kourghâchem*, bulg. *kuršum*, alb. *koršum*, griech. κουρσούμι — osm. *ḳuršun*, *čag. ḳurgašun*, alt. *ḳorgoẓin*, mong. *chorgholtsin* „Blei“ (vgl. Vámbéry a. a. O. p. 175 u. Miklosich Türk. Elem. p. 101).
8) hindost. *mulwa*, zig. *molliwo* (Pott Et. F. I,[1] 113 und Zigeuner II, 456), ngr. μολύβι?

Die mannigfaltigen Sanskritwörter für Blei und Zinn vgl. bei Pott Etym. Forsch. II [1] p. 414 f. und R. Garbe Die indischen Mineralien p. 36 u. 37. Von Interesse ist ein späterer Name des Bleies *yavanêshṭa* „bei den Javana (Ioniern) geschätzt“.

Hiermit ist die Reihe der sechs, dem früheren Altertum bekannten Metalle abgeschlossen. Zu diesen tritt dann im IV. und III. Jahrhundert allmählich noch die Kenntnis des Zinkerzes (Galmei) und des Quecksilbers hinzu. Das erstere, zuerst in der oben mitgeteilten Stelle des Pseudo-Aristoteles (vgl. p. 291) bemerkt, wird von den Römern (Plinius) mit dem aus dem griech. καδμεία, καδμία entlehnten Worte *cadmea*, *cadmia* „Galmei“ benannt, das sich in die romanischen Sprachen span., port. *calamina* franz. *calamine* fortgepflanzt (vgl. O. Weise Griechische W. im Lateinischen p. 154 u. 365) hat. Das deutsche *zink*, das zuerst im XV. Jahrh. vorkommt (vgl. Kopp Geschichte der Chemie IV, 116), ist dunkel; man hat an das ahd. *zinco* „weißer Fleck im Auge“ gedacht. Vgl. O. Schade Altd. Wörterbuch Art. *zinke*.

Das Quecksilber wird zuerst von Theophrast als χυτὸς ἄργυρος „flüssiges Silber“ erwähnt (vgl. Kopp. a. a. O. p. 172). Daneben tritt dann später der Ausdruck ὑδράργυρος für das künstlich aus Zinnober (*cinnabari* = κινναβάρι) bereitete

Quecksilber. So unterscheiden auch die Römer zwischen *argentum vivum* und *hydrargyrus* „Silberwasser“. Beide Bezeichnungen des Lateinischen sind dann weiterhin das Vorbild für die meisten Benennungen des Quecksilbers in den europäischen und vorderasiatischen Sprachen geworden (vgl. Pott Z. f. d. Kunde des M. IV, 263). Doch liegt die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes außerhalb unserer Aufgabe.

X. Kapitel.

Altindogermanische Waffennamen.

Nachdem wir im Bisherigen festzustellen versucht haben, wie weit die Kenntnis der Metalle in die Geschichte der idg. Völker zurückgeht, und wir hierbei zu dem Ergebnis gekommen sind, daß allein das Kupfer der Urzeit bekannt war, dürfen wir uns der Frage nähern, wie groß die kulturhistorische Bedeutung dieses letzteren Metalles in der Urzeit gewesen sei. Da nun die metallurgische Fertigkeit eines Volkes in erster Linie der Herstellung der Waffen zu gute kommt, so hoffen wir, daß eine Besprechung der wichtigsten altindogermanischen Waffennamen uns einen festen Anhalt in der Entscheidung dieser Frage gewähren wird. „Welche Waffen waren der Urzeit schon bekannt?" und „Welches Licht werfen die Benennungen der altidg. Waffen auf ihre ursprüngliche Beschaffenheit?" Diese beiden Gesichtspunkte sollen uns in der folgenden Darstellung hauptsächlich leiten.

Eine Vergleichung der indisch-iranischen Sprachen zeigt zunächst, daß auf diesem Gebiete eine nicht unbedeutende Zahl gemeinsamer Waffennamen vorhanden ist. Es sind dies:

1) Bogen — skrt. *dhánvan* = zend. *thanvare* (?)
2) Bogensehne — skrt. *jyâ'* = zend. *jya* (*βιός*); vgl. auch skrt. *snâ'van* = zend. *snâvare* (*νεῦρον*)
3) Pfeil — skrt. *íshu* = zend. *ishu* (*ἰός*)
4) Waffe — skrt. *vádhar* = zend. *vadare*

5) Schleuderwaffe skrt. *áçan* = zend. *asan*, (ἄκων)
6) Speer skrt. *ṛshṭí* = zend. *arshti*, altp. *arshtis*
7) Spieß skrt. *çû'la* = zend. *sûra*, altp. *σύρας· μαχαίρας* Hesych.
8) Schwert skrt. *así* = altp. *ahi* (*ahifrashtâd* „Bestrafung durch das Schwert" ?)
9) Messer skrt. *kṛtí* = zend. *kareta*
10) Axt skrt. *tḗjas* = zend. *taêzha* und skrt. *takshaṇî* = zend. *tasha*
11) Keule skrt. *vájra* = zend. *vazra*

Ein Blick auf die vorstehenden Gleichungen lehrt, daß für eigentliche Schutzwaffen keine Entsprechung zu finden ist. Auch ist es merkwürdig, daß im Rigveda der Schutz des Schildes noch nicht gekannt zu sein scheint, jedenfalls aber nicht genannt wird, wie derselbe auch im Avesta (*spâra* = np. *sipar*?) nur selten zur Anwendung kommt*) (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 444). Verschieden sind ferner die Benennungen des Panzers. Vedisch *várman* bedeutet im Avesta noch allgemein „Hülle, Schutz" (z. B. den Leib als Hülle der Seele, vergl. auch arm. *geλ-mn* „Wolle, Vließ"). Altiranische Ausdrücke sind *vârethman, vairi* (von gleicher Wurzel wie *várman*), *zrâdha, kuiris*. Von diesen scheint *zrâdha*, parsi *zreh*, npers. *zirah*, kurd. *ziri, zirkh* 2c., wenn es richtig von der W. *zrâd* „rasseln" = skrt. *hrâd* abgeleitet wird, direkt auf Metallbenutzung hinzuweisen. *zrâdha* ist offenbar der eiserne Schuppenpanzer, den die Perser auf ihren Zügen nach Griechenland trugen (*κιθῶνας χειριδωτοὺς ποικίλους λεπίδος σιδηρέης ὄψιν ἰχθυοειδέος* Herod. VII. *cap.* 61). Auch ein gemeinsames Wort für den Helm, dessen Backenstücke *çíprâ* gleichwohl schon im Rigveda erwähnt werden, ist nicht vorhanden. Die skrt. Ausdrücke *çirastrâṇa, çirastra, çîraska, çîrshaka, çîrsharaksha* 2c. : *çíras* und *çîrshán* „Kopf" sind, ebenso wie zend. *sâravâra : sâra* „Haupt", augenscheinlich jungen Ursprungs. Zend. *khaodha* „Helm", pehl. *khôdh*, npers. *khôi*, osset. *khode*, armen. *ḳoyr* ist

*) Das skrt. (nichtvedische) *sphara, spharaka* „Schild" ist nach Th. Nöldeke Über ein militärisches Fremdwort persischen Ursprungs im Sanskrit (Sitzungsb. d. Ak. d. W. zu Berlin 1888 II, 1109) aus npers. *sipar* entlehnt, doch ziemlich alten Ursprungs.

zwar gemeiniranisch, bedeutet aber ursprünglich die iranische Mütze, wie aus der altpers. Bezeichnung eines Teiles der Scythen *Çakâ Tigrakhaudâ* „Spitzmützen" und aus Herodot VII *cap.* 64 hervorgeht: *Σάκαι δὲ οἱ Σκύθαι περὶ μὲν τῇσι κεφαλῇσι κυρβασίας ἐς ὀξὺ ἀπηγμένας ὀρθὰς εἶχον πεπηγυίας* (vgl. Hübschmann Z. d. D. M. G. XXXVI, 133, Spiegel Keilinschr.[2] p. 221, Tomaschek Centralasiat. Stud. II, 76). Im Gegensatz zu dieser Tiara des Fußvolks führte die persische Reiterei schon in den Perserkriegen eherne und eiserne Helme (Herod. VII. *cap.* 61 und 84); auch werden solche bereits im Avesta (*ayôkhaodha*) genannt. Zend. *rânapâna* „Schenkelschützer = Beinschiene ist nicht altertümlich.

Unter den Angriffswaffen nimmt in der Ausrüstung des vedischen Kriegers der Bogen*) die erste Stelle ein. Er wird daher von den alten Sängern mit glühender Begeisterung gepriesen (vgl. Rigv. VI, 65, 1 und 2):

„Der Wetterwolke gleichet die Erscheinung,
Wenn in der Schlachten Schoß der Krieger wandelt.
Des Panzers Weite schütze Deinen Körper,
Und unverwundet gehe ein zum Siege!

Kampfpreis und Küh' erbeute uns der Bogen,
Der Bogen siege in des Kampfes Hitze,
Der Bogen macht dem Feinde Angst und Grauen,
Der Bogen geb' im Siege uns die Welt!

ꝛc.

Bogen und Bogensehne sind, wir wir oben sahen, im Indischen und Iranischen übereinstimmend benannt. Aber schon bei den Pfeilen beginnt die Verschiedenheit. Es werden nämlich im Rigveda zwei Gattungen von Pfeilen, eine ältere und eine jüngere unterschieden: „Er, der mit Gift bestrichene, hirschhörnige, und er, dessen Maul Erz ist" (*â'lâktâ yâ' rúruçîrshny átho yásyâ áyo múkham*, Rigv. VI, 75, 15; vgl. Zimmer Altind. Leben p. 299), welche letztere Sorte die Inder zur Zeit der Perserkriege

*) Skrt. *dhánvan*. Wie altn. *álmr* der „Bogen aus Ulmenholz", *ýr* der „aus Eibenholz", griech. *τόξον* vielleicht = lat. *taxus*, so ist skrt. *dhánvan* der „Bogen aus Tannenholz" (= ahd. *tanna*, ndl. *den*, **dhen-ven*).

führten: *Ἰνδοὶ — τόξα καλάμινα εἶχον καὶ οἰστοὺς καλαμίνους, ἐπὶ δὲ σίδηρος ἦν*, Herod. VII *cap.* 66. Sprachlich stimmt nun auf den beiden Völkergebieten nur e i n Ausdruck für den Pfeil überein, nämlich: skrt. *ishu* = zend. *ishu* (*ἰός*), Pamird. *waśú, weśú, wiśú* Tomaschek p. 69, der ursprünglich wohl die ältere Gattung (vgl. skrt. *ishurdigdhâ* „vergifteter Pfeil") bezeichnete. Die übrigen Benennungen des Pfeiles bei Indern und Iraniern *çârî, çárya, bâṇa* : zend. *tighri*, npers. ꝛc. *tír* (vgl. Justi Handw. und P. de Lagarde Ges. Abh. p. 201), *ayôaghra* haben nichts mit einander gemein. Besondere Beachtung verdient eine iranische Bezeichnung des Pfeiles *asti*, eigentlich „Knochen" (*ὀστέον, os*), wie Pausanias von den Sarmaten 1, 21, 5 ausdrücklich berichtet: *ὀστεΐνας* (vgl. zend. *asti*) *ἀκίδας ἐπὶ τοῖς διστοῖς* und *ἐπὶ τοῖς δόρασι αἰχμὰς ὀστεΐνας ἀντὶ σιδήρου φοροῦσι.**) Nach Herodot zogen Perser, Meder und Scythen mit Bogen und Pfeil bewaffnet in den Kampf.

Neben Bogen und Pfeil steht als weitere Waffe im Fernkampf der Schleuderstein (vgl. noch ved. *ádri* neben *áçan*), dessen sich die indo-iranischen Helden nicht minder wie die homerischen zur Zeit unserer Überlieferung noch bedienen, indem sie denselben entweder durch die bloße Kraft des Armes (*asânô aremô-shûta* „durch den Arm entsendete Schleudersteine") oder mit künstlich gefertigten Schleudern (zend. *fradakshana*) entsenden (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 446). Den Übergang zum Nahkampf vermittelt die schon der arischen Urzeit bekannte Lanze (vedisch *ṛshṭí, çáru* ꝛc., zend. neben *arshti* = skrt. *ṛshṭí, sûra* = skrt. *çûlá*, auch *dâuru* (*δόρυ*), *dru, aṅhva, arezazhi***).

Nach dem oben über die Pfeile bemerkten ist auch bei der Lanze ursprünglich nur an hornene oder steinerne Spitzen zu

---

*) In dem von Iran beeinflußten Nordosten unseres Weltteils sind zahlreiche knöcherne Pfeilspitzen gefunden worden (Mitteil. d. Wiener Anthrop. Ges. IX, 75), während im Westen Europas der Feuerstein vorherrscht. Auch die Form beider Gattungen von Pfeilspitzen ist ganz verschieden.

Die metallenen, zunächst bronzenen Pfeilspitzen ebenso wie die knöchernen Wurf- und Schleuderwaffen der paläolithischen Zeit zeigen vielfach Vorrichtungen für die Aufnahme des Giftes (nach Mitteil. v. M. Much).

**) Nach W. Geiger Ostiran. Kultur p. 446 wäre *arezazhi* „Sieger im Kampf" nicht die Lanze, sondern der Bogen.

denken, da kein Volk bei dieser Metall, bei jenen kein Metall verwendet haben wird.

Die uralte und gefürchtete Waffe des Nahkampfes ist ferner bei Indern und Iraniern die Keule (*vájra* = *vazra*, *vádhar* = *vadare*), mit der sowohl geschleudert als geschlagen wird. Mit ihr verrichtet Indra seine gewaltigen Heldenthaten, mit ihr schlägt der „Keulenträger" (*vajrín, vájrabâhu*, *vájrahasta*) den Unhold *vṛtrá*. Auch im Avesta erscheinen die Götter, besonders Mithra, mit ihr bewaffnet, *Keresâspa*, der Held der iranischen Vorzeit, führt den Beinamen *gadhavara*, was nach W. Geiger a. a. O. p. 444 f. „Keulenträger" bedeuten würde, und noch bei *Firdusi* trägt der rechte Held seinen *gurz* (= *vazra*) an der Seite (vgl. P. de Lagarde Ges. Abh. p. 203).

Auch das Schwert muß wegen der Gleichung skrt. *así* = altp. *ahi* der indo-iranischen und wegen lat. *ensis*, griech. ἄορ wohl auch der indg. Urzeit zugeschrieben werden. Doch spricht alles dafür, daß dieses Wort ursprünglich nichts weiter als „Schlachtmesser" bedeutete, wie es auch Böhtlingk-Roth für das Sanskritwort annehmen. An der oft citierten Stelle Herod. VII *cap.* 61 f., wo der Schriftsteller eine Truppenschau über fast ganz Asien und Afrika abhält, werden bei keinem der aufgezählten Stämme ξίφη, sondern immer nur ἐγχειρίδια also „kurze Messer" erwähnt. Speziell die Perser tragen ἐγχειρίδια an der rechten Seite am Gürtel. Ob der scytho-persische ἀκινάκης (Herod. III *cap.* 118, 128; IV *cap.* 62; VII *cap.* 54) nur die persische Bezeichnung dieses ἐγχειρίδιον ist, oder ob er etwas anderes bedeutet, ist nicht auszumachen. So ist ohne Zweifel das skrt. *así* (altp. *ahi*) ziemlich identisch mit dem altiranischen Ausdruck *kareta* (= skrt. *kṛti*), welches sowohl „von dem chirurgischen Messer des Arztes" als auch von dem eigentlichen Schlachtschwert gebraucht wird (vgl. Geiger a. a. O. p 449). Der *kareta* ist aus Erz — einmal ist *ayanh* sogar = *kareta* — und zweischneidig. Bei der frühzeitigen Bekanntschaft der Iranier mit dem Eisen (vgl. oben p. 293) mochte derselbe bald auch aus diesem Metalle angefertigt werden. Jedenfalls zeigt die intensive Ausbreitung des iranischen Wortes (npers. *kârd*, kurd. *ker*, osset. *khard*, Pamirdialekte *čéd*, *čid*, *čit* Tomaschek p. 69) nach dem Norden, teils in der Bedeutung „Schwert" (altsl. *korŭda*, nslov. *korda*, kroat. *korda*,

serb. *korda*, *čorda*, lit. *kárdas*, poln. *kord*, alb. *kordŭ*, magy. *kard*, macedo-romunisch *χοάρντα*), teils in der von „Eisen" (vgl. oben p. 304) am besten, daß das kurze Schlachtmesser eine Hauptwaffe der iranischen Stämme gewesen sein muß.

Endlich ist auch das Beil, die Streitaxt, eine beliebte Waffe des Nahkampfes auf indo-iranischem Völkergebiet. Vedisch heißt sie *svádhiti*, *paraçú*, der echte scytho-iranische Ausdruck ist *σάγαρις*, ein Wort, das bei Herodot VII *cap.* 64 durch *ἀξίνη* „Axt" übersetzt wird. Eine hie und da versuchte Verknüpfung dieses Wortes mit altsl. *sekyra*, *sěkyra*, das wohl urverwandt mit lat. *sec-are*, *sec-ûris* ꝛc. ist, ist lautlich kaum möglich. Hingegen hat mit Sicherheit ein anderer Name des Beils eine nördliche Wanderung von iranischem Boden aus durch türkische Vermittlung zu Slaven und Finnen angetreten. Pers. *tabar*, *tabr*, baluči *towâr*, Pamird. *tipár* kehrt nicht nur in fast allen Slavinen (altruss. *toporŭ* u. s. w. Miklosisch Türk. Elem. p. 1), sondern auch im ungar. *topor*, tscher. *tavár* ꝛc. (Ahlqvist p. 30) wieder.

Nach Tomaschek (Centralasiat. Stud. II, 67) würde auch mordv. *uzere*, *uzyr* „Axt", liv. *vazār*, estn. *wasar* u. s. w. aus iranischen Dialekten (wakhi *wağak* ꝛc. „Axt, Hohleisen") stammen.

Auch die Armenier erscheinen mit ihren Waffennamen in der Regel von Persien abhängig (vgl. *zên* „Waffe" = zend. *zaêna*, *zrah* „Panzer" = zend. *zrâdha*, np. *zirah*, *salaŭaṛt* „Helm" = zend. *sâravâra*, syr. *sanvartâ*, *tapaṛ* „Axt" = npers. *tabar*, *têg* „Lanze" = npers. *tēγ* „Schwert", zend. *taêgha*, skrt. *tê'jas*, *aspaṛ* „Schild" = npers. *sipar*, *soŭṛ* „Schwert" = altpers. *σύρας* (vgl. oben p. 321), *nizak* „Speer" = npers. *nêza*, *dažnak* „Dolch" = npers. *dašna*, *patkandaṛan* „Köcher" = npers. *paikân* „Pfeil" + *dâran* „Halter"). Urverwandt ist armen. *net* „Pfeil" = skrt. *naḍá* „Schilfrohr". Armen. *wahan* „Schild" stellt sich vielleicht zu osset. *vart'* „Schild", zend. *verethra* (Z. d. D. M. G. XXXVIII, 432). Armen. *aleln* „Bogen" ist dunkel.

Im südlichen Europa fällt zunächst das völlige Auseinandergehen des Griechischen und Lateinischen in der Benennung der Waffen in die Augen. Man vergleiche:

Panzer *θώρηξ* — *lorica*

Helm *κόρυς, πήληξ, τρυφάλεια, κυνέη, κράνος* — *cassis*, *galea*

Beinschienen *κνημῖδες* — *ocreae*
Schild *ἀσπίς, σάκος, λαισήϊον* „Tartsche" — *scutum, clupeus*
Lanze *ἔγχος, ἐγχείη, δόρυ, ξυστόν, μελίη* — *hasta, veru, vericulum, pilum* rc.
Schwert *ξίφος, φάσγανον, ἄορ* — *gladius, ensis*
Bogen *τόξον, βιός* — *arcus*
Pfeil *οἰστός, ἰός, βέλος* — *sagitta*
u. s. w.

In der That findet sich in den gräco-italischen Wörterverzeichnissen, wenn man etwa von *aclys, ydis* = *ἀγκύλη, ἀγκυλίς* „Riemen am Wurfspieß, Wurfspieß" absieht, bei dem eine Entlehnung wahrscheinlich ist (vgl. O. Weise Griech. W. im Lat. p. 75, Saalfeld Tensaurus p. 11), kaum eine mit Recht hierher zu stellende Gleichung. Umso in die Augen fallender (vgl. oben p. 183) ist die nicht unbedeutende Menge von Entsprechungen, welche auf diesem Gebiete das Griechische mit den arischen Sprachen gemeinsam hat. Es sind dies besonders folgende:

Bogen	*βιός*	— sskrt. *jyâ'* „Bogensehne"
Pfeil	*ἰός*	— sskrt. *ishu*
Lanzenspitze	*ἀθήρ*	— sskrt. *athari*
Wurfgeschoß	*κῆλον*	— sskrt. *çalyá*
„	*κέστρος*	— sskrt. *çastrá*
Speer	*δόρυ*	— zend. *dâuru*
Schleuderstein	*ἄκων*	— sskrt. *áçan*
Beil	*πέλεκυς*	— sskrt. *paraçú*
[Rasiermesser	*ξυρόν*	— sskrt. *kshurá*
Spindel	*ἄτρακτος*	— sskrt. *tarkú*
Pflugschar	*εὐλάκα* lac.	— sskrt. *vŕka*].

Auch ein gemeinsames Wort für Kampf und Kämpfen (sskrt. *yudh*, zend. *yud* = *ὑσμίνη*) haben Griechen und Arier gemein. Man sieht aber, daß auch hier eine gemeinschaftliche Benennung irgend einer Schutzwaffe nicht vorhanden ist. Die griechischen Namen für dieselben sind sichtlich erst auf griechischem Boden entstanden, und überall blicken uns in ihnen noch Züge eines barbarischen Zeitalters entgegen.

Der Schild wird einmal einfach „Haut", „Leder" genannt. So gehört *σάκος* (*ποδηνεκές, ἀμφίβροτον*): sskrt. *tvac* „Haut, Fell", hom. *βοῦς, βῶν* ist „Stier" und „Schild", *ῥινός* „Haut"

und „Schild“. Auch das zuerst bei Herodot auftretende *γέῤῥον*, welches einen leichten aus Weiden geflochtenen, mit rohem Rindsfell überspannten Schild bezeichnet, möchte ich hierher ziehn, indem ich *γέῤῥον* (**γέρσ-ο*) zu skrt. *gṛsh-ṭí* „Rind“ und ahd. *chursina* „Pelzwerk“ (vgl. *kürschner*) stelle. Endlich schließt sich auch *πέλ-τη* „Schild“ und *πάλ-μη* desgl. (Hesych) ungezwungen an *πέλμα* „Sohle“, lat. *pellis*, got. *-fill* oder vielleicht auch an skrt. *cárman* „Leder“, „Schild“ (**qer-*) an.

Andererseits wird der Schild nach dem Holz benannt, aus welchem er gefertigt ist. So ist *ἰτέα* der aus Ruten geflochtene „weidene“ Schild, vgl. *ἰτέα* „Weide“. Ebenso scheint mir *ἀσπίς*, bei Homer synonym mit *σάκος*, zu *ἄσπ-ρο-ς*, *ἄσπ-ρι-ς* „eine Eichenart“ (vgl. auch *ἄσκρα*: altn. *askr* „Esche“) zu gehören. Die von Bezzenberger in seinen Beiträgen I, 337 versuchte Zusammenstellung von griech. *ἀσπίς* mit lit. *skỹdas* ist kaum haltbar. *θυρεός* endlich (: *θύρα*) ein „thürförmiger Schild“ wird von späteren Schriftstellern besonders mit Bezug auf keltische Waffen gebraucht. Die Grundbedeutung ist einfach „Thürbrett“.

Der Panzer hom. *θώρηξ* scheint skrt. *dhâraka* zu entsprechen, das aber noch allgemein „Behälter“ bedeutet. Auch die Benennungen des Helmes sind specifisch griechische Wörter: *κόρυς* und *κράνος* sind kaum von *κάρα* „Kopf“ (vgl. oben p. 321) zu trennen, *κυνέη* (: *κύων*) ist ursprünglich eine Kappe aus Hundsfell; doch kommt schon bei Homer die *κυνέη χαλκήρης* oder *πάγχαλκος* neben der *κυνέη ταυρείη*, *κτιδέη*, *αἰγείη* vor (vgl. oben zend. *ayôkhaodha*).

Unter den Angriffswaffen ragt auch in die homerische Zeit noch die Keule (*ῥόπαλον* : *ῥαπίς*, *ῥῶπες*, *κορύνη* : *κράνος* „Hartriegel“ (?)) hinein, mit welcher der griechische Nationalheros Herakles seine Abenteuer bestand. Sie war nach Theokr. 25, 208 ebenso wie die Keule des Kyklopen Polyphem (Od. IX, 378) aus dem Holz des wilden Ölbaums (*ἐλαΐνεον*) geschnitten. Mit ihr jagt Orion das Wild in der Unterwelt (Od. XI, 572), den Keulenträger (*κορυνήτης*) Ereuthalion schlägt der jugendliche Nestor (Il. VII, 136); aber aus den Schlachten der homerischen Kämpfer scheint sie verschwunden.

Auch der Bogen (*βιός*, *τόξον* = *taxus* „Eibe“) bildet in der Armatur des homerischen Hopliten nicht mehr einen regel-

mäßigen Bestandteil. Doch gab es Völkerschaften wie die in ihrer Kulturentwicklung überhaupt zurückgebliebenen Lokrer, welche allein „auf den Bogen vertrauend und die wohlgedrehte Flocke des Schafes gen Ilion gezogen waren“ (vgl. Il. XIII, 713 f.). Wie sehr aber gerade der Bogen die Hauptwaffe der griechischen Vorzeit ausmacht, zeigt am besten das Beispiel des Herakles, welcher noch im Hades

γυμνὸν τόξον ἔχων καὶ ἐπὶ νευρῆφιν οἰστόν,
δεινὸν παπταίνων, αἰεὶ βαλέοντι ἐοικώς
(Od. XI, 607)

dem Odysseus entgegentritt. Auch der barbarischen Sitte, die Pfeilspitze mit Gift zu bestreichen (*ἰοὺς χρίεσθαι*) wird einmal in der Odyssee (I, 260) Erwähnung gethan und vielleicht bedeutet das griech. *ὀϊστός*, für das bisher eine passende Etymologie nicht gefunden ist, als möglicher Weise aus **ο-Fισ-τός* (lat. *virus*, skrt. *vishá* „Gift“ =**Fισ-ός, ἰός*) entstanden, geradezu „den vergifteten“ *sc.* *ἰός* „Pfeil“.*) Die Feldsteine (*λίθος, χερμάδιον*), welche die homerischen Helden noch zu schleudern pflegen, sind schon erwähnt worden.

Die Lanze ist, was den Schaft anbetrifft, das geglättete (*ξυστόν* : *ξέω*) Holz der Eiche (*δόρυ*) oder Esche (*μελίη*). Noch andere Namen der Lanze verraten gleichen Ursprung: *κράνεια* ist der „Hartriegel“ (: *κράνος*) und die aus seinem Holz gefertigte Lanze, *αἰγανέη* (vgl. *μηλέη* „Apfelbaum“, *πτελέη* „Ulme“) eigentlich „Eichbaum“ (ahd. *eih*), dann die „eichene Lanze“ (Bf. K. Z. XXX, 461); endlich wage ich auch *ἔγχος, ἐγχείη* zu *ὄγχ-νη* „zahmer“ und *ἀχ-ράς* „wilder Birnbaum“ (*engh-*, *ongh-*, *n̥gh-*) zu stellen, da das Holz dieses namentlich im Peloponnes häufigen Baumes gern zu Schnitzereien verwendet wurde.**) Die Lanzenspitze *αἰχμή* entspricht lit. *jẽszmas* „Bratspieß“, preuß. *aysmis*. Über ihre

---

*) *ὀϊστός* = *sm̥-vis-tó* . *ο* = *sm̥* wäre zu beurteilen wie das in *ὄ-πατρος, ὄ-ζυξ*.

**) Fick in Bezzenbergers Beitr. z. Kunde d. indog. Spr. I, 341 stellt *ἔγχος* zu W. *ἐγχ* = *νεχ* „stechen“, altsl. *nĭzą nĭsti* „*penetrare*“, *nožĭ* „Messer“ (?) Vgl. Bf. B. B. XV.

Beschaffenheit verrät die Sprache unmittelbar nichts; doch lehrt die Scene der Odyssee in der Höhle des Polyphem, wie man in einer metalllosen Urzeit schnell und einfach durch Ausglühn im Feuer eine dauerhafte Lanzenspitze hergestellt haben wird. Ein ebenfalls altgriechischer, wenn auch nicht bei Homer, so doch bei den Tragikern und bei Herodot belegter Ausdruck ist *λόγχη*, der sich einer recht unsicheren Verwandtschaft erfreut. Auf der einen Seite scheint sich nämlich dieses Wort an das Semitische hebr. ***rômah***, ursem. ***rumḥu*** (vgl. Bezzenbergers Beitr. I, 274, 291 und oben p. 62) anzuschließen, auf der anderen wieder mit dem lat. *lancea*, das einen langen, leichten, mit lederner Schlinge versehenen Speer bezeichnet und besonders von keltischen und iberischen Waffen gebraucht wird (vgl. Diefenbach *Origines Europ.* p. 372), zusammenzuhängen. Vielleicht liegt aber die Erklärung von *λόγχη* viel einfacher. Erinnert man sich an Ausdrücke wie *ξυστόν sc. δόρυ* eigentl. „geglätteter", und bedenkt man, daß die Länge zu den hervorstechendsten Charakteristicis des urzeitlichen (s. unten) wie auch des homerischen Speeres gehört (*ἔγχος ἑνδεκάπηχυ, πελώριον, μακρόν, μέγα, δολιχόσκιον*), so liegt die Vermutung nahe, daß *λόγχη* (: lat. *longus* ꝛc.) nichts ist als „die lange" *sc. μελίη*, wenn es auch auffallend wäre, daß dieses Wort sonst aus der griechischen Sprache verschwunden ist.

Das altgriech. *ξίφος* „Schwert", welches nach den Ausgrabungen in Mykenae (vgl. Schliemann Mycènes p. 361 ff. und Helbig Hom. Epos [2] p. 322 ff.) eine Länge von ungefähr $^3/_4$—1 Meter hatte, und das ursprünglich nach Schliemanns Meinung von dem viel kürzeren *φάσγανον* „Schlachtmesser" (*φάσγανον* aus **σφάγανον* : W. *σφαγ*?) scharf geschieden war, bildet mit den Beinamen *τανυήκης, ὀξύς, μέγας, στιβαρός, ἀμφήκης* „zweischneidig", *χάλκεος, κωπήεις* ꝛc. die wichtigste und angesehenste Waffe für den griechischen Hopliten. Für die Erklärung dieses Wortes stehen sich zwei Meinungen gegenüber, die eine, welche *ξίφος* an indog. Wörter, nämlich an ahd. *scaba* „Hobel", altn. *scafa* „Schabeisen" (*ξίφαι* Hesych) anknüpft (vgl. A. Fick Wörterb. I [3] p. 808, Curtius Grundz. [5] p. 699), die andere, welche das griechische Wort aus orientalischen Sprachen äg. *sefi*, arab. *seif-un* ꝛc. ableitet (vgl. F. Müller, Beiträge II, 490—91, A. Müller in Bezzenbergers Beitr. I, 300). Ich gestehe, daß

mir die letztere Anschauung weniger unwahrscheinlich zu sein scheint. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig, daß in Hissarlik in keiner der sieben prähistorischen Städte eine Spur von Schwertern gefunden worden ist, ein Umstand, den Schliemann als Beweis dafür auffaßt, durch welch langen Zeitraum die Dichtung Homers von der Eroberung Trojas getrennt sei (vgl. Ilios p. 539, Troja p. 103). Auch steht *ξίφος*, wenigstens in der homerischen Sprache, noch ganz ohne Ableitungen da und wird zur Bildung von Eigennamen ursprünglich nicht verwendet, während z. B. die Wörter für Lanze *ἔγχος* und namentlich *αἰχμή* häufig diesem Zwecke dienen. Ich bin also der Meinung, daß die Griechen aus der Urzeit nur ein kurzes Schlachtmesser (*ἄορ* = *asi*, lat. *ensis*) besaßen, welches, ebenso wie der altertümliche Ausdruck *ἄορ*, allmählich durch das aus Asien eingeführte lange, sicher metallene *ξίφος* verdrängt wurde. Übrigens lehren uns in jedem Falle die Ausgrabungen in Hissarlik, wie weit noch in die metallene Zeit das steinerne Zeitalter mit Hämmern, Äxten, Beilen, Sägen, Quetschern 2c. aus Stein, mit knöchernen oder elfenbeinernen Nadeln, Pfriemen 2c. hineinragt. Gladstone (Homer und sein Zeitalter p. 48) hat daher nicht Unrecht, wenn er meint, daß unter jenen Beilen und Äxten (*ἀξίναι, πελέκεις*), mit denen das gemeine Kriegsvolk z. B. um das Schiff des Protesilaos ringt (Il. XV, 711), noch manches steinerne Stück sich befunden haben mag.

In Italien läßt sich der Übergang aus der Stein- zur metallischen Zeit archäologisch noch ziemlich deutlich verfolgen. Während in den Pfahlbauten der Lombardei die steinernen Waffen und Geräte noch weitaus die vorherrschenden sind, hat in den südlich des Po gelegenen Ansiedlungen die Bronzetechnik schon bedeutende Fortschritte gemacht, Steinmanufaktur ist selten geworden. Auf nachweisbar latinischem Boden endlich hat noch niemals eine steinerne Waffe nachgewiesen werden können (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebene p. 25 u. 91). Da nun die Besiedelung der Halbinsel durch italische Stämme ohne Zweifel vom Norden nach dem Süden vorschreitet, so sieht man, wie mit dieser allmählichen Annäherung an die Kultur des Mittelmeergebietes die Vervollkommnung der Bronzetechnik Schritt hält.

Die älteste und heiligste Waffe Italiens ist der Speer,

nach dessen sabinischem Namen *curis* Quirinus und die Quiriten benannt sein sollen, und der in der Regia an heiliger Stätte aufbewahrt (Plutarch Romulus 29), wie der scythische *ἀκινάκης*, geradezu als Mars verehrt wurde. Altlateinische Benennungen des Speeres sind *hasta* (lat. *hastatus* = umbr. *hostatir*) : got. *gazds**) „Stachel", die schwere Lanze der servianischen Phalanx, *contus* (: griech. *κοντός* „Stange", sskrt. *kunta* „Speer", vgl. J. Schmidt Verwandtschaftsverh. p. 62), *veru* (lat. *veru* = umbr. *berva* „*verua*", vgl. Bücheler *lex. ital. X* : altir. *bir* „Stachel), *pîlum* (*ὑσσός*), die Wurfwaffe der römischen Legion, sachlich vielleicht etruskischen Ursprungs, da man unter altetruskischen Waffen den eisernen Teil eines *pilum* gefunden hat (vgl. J. Marquardt Römische Staatsverwaltung II, 318, 328), sprachlich wohl mit lat. *pîlum* „Mörserkeule" (: *pinso*) identisch. Lanzenspitzen sind sowohl in den Pfahlbauten der Poebne als auch in der Necropole von Alba Longa häufig gefunden worden.

Hingegen fehlen an beiden Stätten — und hierdurch wird, was wir von dem griech. *ξίφος* gesagt haben, bestätigt — fast vollständig Waffen, „welche dem geläufigen Begriff des Schwertes entsprächen" (Helbig a. a. O. p. 20 u. 78, vgl. jedoch p. 135). Die in den Pfahlbauten gefundenen dolchartigen Messer, ursprünglich wohl *ensis* (*asi*) genannt, ein Wort, das sich später in den ausschließlichen Gebrauch der Dichter flüchtete, überschreiten in ihrer Klinge niemals die Länge von 15 Centimetern. Auch im alten Rom aber fehlt es nicht an Spuren eines seltenen Gebrauches des Schwertes (vgl. Helbig a. a. O. p. 79). Der eigentliche lateinische Ausdruck für das Schwert ist *gladius*, ein Wort, welches nach dem II. punischen Kriege das verhältnismäßig kurze, zweischneidige, zugespitzte spanische Schwert bezeichnete, das in dieser Zeit von den Römern übernommen wurde, vor der angegebenen Zeit aber der Name einer längeren, dem gallischen

---

*) Diese Zusammenstellung (Brugmann Grundriß I, 373) erklärt indessen nicht das *o* der umbrischen Formen *hostatu*, *hostatir*. Nimmt man *h* in bekannter Weise (für das Umbrische vgl. Bücheler *Umbrica* p. 182) als etymologisch unbegründet, so läßt sich lat. *hasta* (**ṛsta*) mit sskrt. *ṛshṭí*, zend. *arshti* (oben p. 321) gleichstellen. Vgl. *fastigium* aus **farstigium* u. anderes (Schweizer-Sidler Gr.[2] p. 68).

Schwerte (*praelongi ac sine mucronibus* Livius XXII *cap.* 46) ähnlichen Waffe gewesen zu sein scheint.

Nimmt man eine Erweichung des Anlauts im Lateinischen an (Schweizer-Sidler Lat Gr. ² p. 54), so ist das aus *gladius* sich ergebende **cladius* durch unverkennbare Verwandtschaft mit altir. *claideb, claidbene* (**cladivo?*, vgl. *fedb* „Witwe“ aus **vidhovâ*) verbunden. Hierbei kann man jedoch zweifelhaft sein, ob man ein auf Urverwandtschaft (vgl. auch ahd. *helza*, aglſ. *helt* „Schwertgriff“, **keld-*) zwischen Kelten und Italern beruhendes Wort oder eine frühe Entlehnung aus dem Keltischen ins Italische vor sich hat, da die Römer, was ihren Waffenvorrat anbetrifft, fortwährend in lebhaftem Austausch mit anderen Völkern standen. Vielleicht ist nach Lage der Dinge letzteres das wahrscheinlichere, so daß die Römer aus der Urzeit nur *ensis* (= *asi*) mitbrachten, für welches dann infolge Berührung mit den oberitalischen Galliern *gladius* eintrat.

Wie aber *gladius* das alte *ensis* aus dem Sprachgebrauch verdrängt hat, so wird *gladius* wiederum im Volksmund überflügelt durch eine in der Kaiserzeit in Rom für das breite, zweischneidige Schwert aus Griechenland (*σπάθη*) eingedrungene Bezeichnung *spatha*, welche in fast sämtliche romanische Sprachen (span. *espada*, franz. *épée*), aber auch ins Germanische (ahd. *spato*, mhd. *spaten*), u. s. w. übergegangen ist. (Vgl. Diefenbach *Orig. Europ.* p. 422 u. Diez. Etym. W. ⁴ p. 301).

Pfeil und Bogen*), von den Bewohnern der oberitalischen Pfahlbauten häufig gebraucht, sind schon in der Bewaffnung des servianischen Heeres völlig zurückgetreten, und selbst das Korps der leichtbewaffneten *rorarii* bedient sich nur des Wurfspießes und der aus Griechenland eingeführten Schleuder (*funda*: *σφενδόνη*), nicht des Bogens. Erst später wird diese Waffe durch die Hilfs- und Bundesvölker wieder in Rom bekannter.

Unter den Schutzwaffen ist auch hier die Benennung des Schildes eine sehr primitive. Lat. *scûtum* (*θυρεός*), der

*) *arcus* und *sagitta*. Letzteres ist ganz dunkel. Ersteres kehrt im got. *arhvazna* „Pfeil“ (**arqo*) wieder. In Zusammenhang mit dem oben über skrt. *dhánvan*, altn. *álmr* und *ýr*, griech. *τόξον* bemerkten kann man an den deutschen Baumnamen *arfe, arbe* (*pinus lembra*) denken. Vgl. Bf. B. B. XV.

ursprünglich samnitische, lange, viereckige Schild, gehört zweifelsohne zu griech. κύτος „Haut, Leder“ (vgl. σάκος = skrt. *tvac* 2c.). *Clupeus, clipeus* (ἀσπίς) ist der runde eherne Schild, mit welchem im servianischen Heere die Bürger der ersten Klasse bewaffnet waren, die der zweiten und dritten trugen das *scûtum*. Da der runde, eherne Schild sichtlich tuskischen Ursprungs ist (M. Jähns Handbuch d. Gesch. d. Kriegswesens p. 196), so ist es vielleicht auch das Wort, das ihn bezeichnet; wenigstens fehlt für *clupeus* eine genügende Erklärung. Der Eindruck, welchen die Einführung der metallenen, in den Pfahlbauten natürlich noch nicht vorhandenen Schilde auf die italischen Bauern machte, läßt sich, wie Helbig Die Italiker in der Poebene p. 78 richtig bemerkt, aus den Mythen erkennen, welche an die *ancilia* der Salier anknüpfen. „Ein bronzener Schild — so erzählte man — fiel vom Himmel herab oder wurde durch göttliche Schickung in der Regia des Numa gefunden. Damit das Gottesgeschenk nicht von Feinden entwendet werde, ließ Numa durch den schmiedekundigen Mamurius elf ganz gleiche Schilde arbeiten, welche mit ihrem Vorbilde zur Ausrüstung der zwölf Salier dienten.“ *Parma*-πάρμη ist unbekannter Herkunft, *cetra*-καίτρεαι (vgl. Diefenbach *Orig. Europ.* p. 294) ist ein offenbar barbarisches Wort.

Für den Helm giebt es zwei lateinische Ausdrücke: *cassis, cassidis* für den metallenen, erst ehernen, dann seit Camillus (Plutarch Camill. 40) eisernen Helm, *galea* für den ledernen (κυνέη). Ersteres führt auf eine Grundform **cat-ti* und stellt sich so zu den germanischen ahd. *huot* (auch „Helm“), agls. *hætt* 2c.; dem zweiten, *galea*, das auch in das altsl. *galija* sowie in fast alle slavischen Sprachen (vgl. auch mhd. *galîe*) entlehnt ist, soll ahd. *hulja, hulla* „Kopfbedeckung“ entsprechen. Letzteres ist lautlich sehr unwahrscheinlich. Ich möchte lieber das lat. *galea* nebst seinen älteren Formen *galear*, *galenus*, *galenum* an das griech. γαλέη, γαλῆ „Wiesel“ anknüpfen, wie ja Dolon in der Ilias (X, 335) gerade eine κυνέη κτιδέη d. h. eine Haube aus Wieselfell trägt.

Der Panzer *lorica* ist ursprünglich der Lederkoller, d. h. eine Zusammenfügung über einander befestigter Riemen (*lora*) von Sohlleder. *Lorica, quod e loris de corio crudo pectoralia faciebant; postea subcidit Gallica e ferro sub id vocabulum,*

ex anulis ferrea tunica. Varro de l. L. 5, 116. *Thorax* und *kataphractes* sind griechisch. Die *ocreae* (*κνημῖδες*) endlich waren, wenn die Zusammenstellung mit lit. *aŭklė* (Fick Wörterb. II,[3] p. 34) richtig*) ist, ursprünglich Fußbinden.

Wenn so weder die *πανοπλία* des homerischen Helden, noch der glänzende Waffenschmuck des römischen Legionars die Spuren der primitiven Kriegsausrüstung auf altklassischem Boden uns haben verbergen können, um wie viel zahlreichere Züge der Urzeit werden uns auf diesem Gebiete erwarten, sobald wir die Grenzen der keltisch-germanisch-slavischen Nordstämme betreten.

Die einzige Schutzwaffe ist hier bis tief in die historischen Zeiten hinein der Schild, dessen nordische Namen ir. *sciath*, germ., got. *skildus*, ahd. *scilt* 2c., altsl. *štitŭ*, lit. *skýdas* sind. Von diesen führen altsl. *štitŭ* (woher altpr. *staytan*) und altir. *sciath* auf eine Grundform **skeito*, der ahd. *scît*, altn. *skíð* „Scheit Holz“ entspricht, wie auch mhd. *bret* und agls. *bord* die Bedeutungen „Brett“ und „Schild“ vereinigen. In sachlicher Hinsicht vgl. die Nachricht des Tacitus *ann.* II, 14: *ne scuta quidem ferro nervoque firmata sed viminum textus vel tenues et fucatos colore tabulas.* Der nordische Schild ist das viereckige große, breite, den ganzen Mann deckende *scutum* (*θυρεός*); runde Schilde schreibt Tacitus *Germ.* cap. 43 nur den östlichen Völkern als Ausnahme zu. Er war, wie die eben angeführte Stelle des Tacitus zeigt, entweder ein Weidengeflecht (griech. *ἰτέα*) mit Lederüberzug, oder er bestand aus dünnen Brettern, die von dem Holz der Eibe (*O'Curry Manners and customs* I p. CCCCLXV), der Erle (ir. *fern* „Schild“: *fernog* „Erle“ Windisch J. T.) oder der Linde (ahd. *linta*, agls. *lind* „Schild“) geschnitten waren. Die Vorderseite pflegte man mit grellen Farben zu bemalen (Tacitus *Germ.* cap. 6). Neben Rot war Weiß besonders beliebt. Weiße Schilde trugen die cimbrischen Reiter (Plutarch Mar. 25), *hvitte scilti* haben im Hildebrandslied Vater und Sohn, *finden*, ein irischer Name des Schildes (vgl. Windisch J. T. p. 550), ist offenbar von *find*

*) Das Stammverbum ist lit. *aŭ-ti* „Schuhe anziehen“. Lat. *ŏ-creae* könnte nur hierher gehören, wenn es aus **u-creae* (*ind-uo*) oder **ó-creae* entstanden sein könnte. Vgl. Abh. IV cap. VIII.

„weiß“ abzuleiten. Eine andere, in den nordischen Sprachen überaus weit verbreitete Benennung des großen, den Körper deckenden Schildes ist ferner it. *targa*, span., portug. *tarja*, franz. *targe*, altn. *targa*, *törguskjöldr*, aglſ. *targe* (ahd. *zarga* „Schutzwehr“), cymr. *taryan*, ir. *target* „Tartsche“, ein Wort leider ungewisser Herkunft (vgl. Diez Etym. W.[4] p. 315). Metallene Zuthaten in Gestalt von Buckeln, Ringen :c. geben erst später den nordischen Schilden einen festeren Halt.*)

Sehr langsam, aber teilweis noch an der Hand der Sprache verfolgbar, verbreitet sich im Norden die ursprünglich von barbarischer Tapferkeit verachtete Sitte, den Leib durch enganliegende Bepanzerung vor den feindlichen Geschossen zu schützen. Ohne Zweifel haben die Kelten ihre Bezeichnung des Panzers ir. *luirech*, cymr. *lluryg* aus dem lat. *lorica* entlehnt (vgl. Stokes *Irish glosses* p. 53 u. Windisch J. T. s. v.), wie auch die Kollektivbezeichnung der römischen Bewaffnung (*arma* besonders „Schutzwaffen“ : *tela*) ins Irische (*arm* Windisch J. T.) übergegangen ist. Der mit *luirech* gemeinte lederne Koller hat sich in Irland überaus lange anstatt metallener Wehr erhalten. Küraſſe von sieben wohlgegerbten Ochsenhäuten und ähnliches werden in den irischen Texten mehrfach erwähnt (vgl. *Manners and customs* I, CCCCLXXIV). Ein irischer Ausdruck für die Bepanzerung lautet ferner *conganchness*, welchen Sullivan geneigt ist, von *congan*, pl. *congna* „Horn“ abzuleiten, und in ihm eine Benennung für den von Tacitus (hist. I, 79) und anderen den Quaden zugeschriebenen Hornpanzer zu erblicken.**)

Hingegen mögen die festländischen Gallier, denen von Plinius (hist. nat. XXXIV, 17) ausdrücklich selbsterfundene Metallarbeit zugeschrieben wird, frühzeitig den Übergang zu ehernen oder eisernen Panzern gemacht haben. Nach Tac. *ann.* III, 43 hatten die Gallier sogar über und über in Eisen gehüllte (*ferrati*) Leute, die mit dem rätselhaften Ausdruck *cruppellarii* benannt wurden.

---

*) Got. *skildus* und lit. *skýdas* sind noch nicht aufgeklärt.

**) Die Anfertigung hörnener Panzer aus Pferdehufen (ὁπλή) bei den Sarmaten, von denen wahrscheinlich (vgl. Ammianus Marcellinus XVII, 12) die Quaden dieselbe kennen gelernt hatten, wird interessant von Pausanias I, 21, 6 beschrieben.

Nach Diod. V *cap.* 30 hätten schon zu Cäsars Zeiten die Gallier eiserne, ja goldene Panzer besessen.

Bei den Germanen waren, als Tacitus schrieb, Panzer selten (Germ. *cap.* 6) oder so gut wie nicht vorhanden (*ann.* II, 14). Die reiche Rüstung, welche nach Plutarch (Mar. 25) die Cimbern hatten, muß daher entweder fremde Beute gewesen oder in der Phantasie des Schriftstellers entsprungen sein. Der gesamte Osten scheint erst durch die Berührung mit dem keltischen Westen die Kenntnis des Panzers empfangen zu haben: got. *brunjô*, ahd. *brunja*, aglſ. *byrne*, altn. *brynja*, altſl. *brŭnja*, *bronja*, auch altfr. *broigne*, *brunie*, prov. *bronha*, mittellat. (813) *brugna* gehen sehr wahrscheinlich auf das keltische irisch *bruinne* „Brust" zurück, wie unser *panzer*, mhd. *panzier*, altfr. *panchire*, span. *pancera*, it. *panciera* aus it. *pancia*, span. *panza* ꝛc. „Wanst" (*pantex*) hervorgeht. Ebenso entspringen mhd. *harnasch*, altn. *hardneskja*, altfr. *harnais*, fr. *harnois*, span. ꝛc. *arnes*, it. *arnese* in letzter Instanz aus keltischem ir. *iarn*, cymr. *haiarn* ꝛc. „Eisen" (vgl. Diez Etym. W.[4] p. 26, Thurneysen Kelto-rom. p. 36 f.). Unser ziemlich modernes Wort *küraß* gehört zunächst zu fr. *cuirasse* und weiter zu prov. *coirassa*, span. *coraza*, it. *corazza*, eigentlich „Lederweste" (: *corium*), vgl. Diez a. a. O. p. 108. Einheimische Ausdrücke für den Panzer sind bei den Germanen ahd. *halsperga*, aglſ. *healsbeorg*, altn. *hálsbiorg* (franz. *haubert*) und got. *sarva*, aglſ. *searo*, ahd. *gisarawi*, welcher letztere auch in das Litauische (*szárwa*), eingedrungen ist und mehr zur Bezeichnung einer vollständigen Rüstung dient. Übrigens ist auch bei der altgermanischen Brünne ursprünglich nur an den ledernen Koller zu denken. Erst allmählich lernt man, eiserne Ringe oder Schuppen auf demselben anzunähen und der eigentlichen Brünne (Brustschutz) Brünnenärmel (*brynstúkur*), Brünnenhandschuhe (*brynglofar*) u. s. w. hinzuzufügen (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 210 f.).

Den *Σκλαβηνοί* und *Ἄνται* wird von Prokop *De bell. goth.* III, 14 jede Bepanzerung abgesprochen: „In die Schlacht zieht die Menge zu Fuß mit kleinen Schilden und Wurfspießen, durchaus ohne Panzer, einige selbst ohne Leibrock und Mantel, nur mit einer Bruch um Hüften und Lenden."

Ebenso wird die Seltenheit des Helmes im Norden durch

unzweifelhafte historische Zeugnisse beweisen (vgl. Baumstark Ausf. Erläut. I, 331). Die Vorstufe zu dem ehernen Helm bildet auch hier die lederne Kappe oder der geflochtene, lederne oder hölzerne Helm, den Herodot noch bei asiatischen Völkern kennt (VII *cap.* 79). Die keltischen Namen des Helmes (vgl. ir. *cath-barr*, *at-cluic* &c.) bieten keine Anknüpfung, weder an das Römische noch an das Germanische. Hingegen stimmen die germanischen Wörter got. *hilms*, ahd., agls., altſ. *helm*, altn. *hjálmr* (= ſkrt. *çárman* „Schutz") nicht nur unter sich, sondern auch mit dem altsl. *šlěmŭ*, altruss. *šelom* „Helm" überein, aus welchem dann wiederum das lit. *szálmas* durch Entlehnung (Brückner Die slav. Fremdw. p. 140) entstanden ist. Fick (Wörterb. II³ 697) und Miklosich Et. W. vermuten, daß auch die slavo-germanische Übereinstimmung auf einer alten Entlehnung seitens der Slaven beruhe; jedenfalls aber weist die Sprache auf das Vorhandensein einer alten, wenn auch noch so barbarischen Kopfbedeckung bei Slaven und Germanen hin.

Kommen wir nunmehr auf die Angriffswaffen der Nordstämme zu sprechen, so ist auch bei ihnen, wie wir es im Süden gefunden haben, der Bogen in den Hintergrund getreten und mehr zu den Nomadenvölkern des Ostens geflüchtet (Tac. Germ. *cap.* 46). Doch ist er aus der Bewaffnung keines derselben ganz geschwunden (vgl. Holtzmann Germ. Altert. p. 145) und noch den alten Slaven (*Σκλάβοι καὶ Ἄνται*) wird von dem Strategiker Maurikios (vgl. Müllenhoff Deutsche Altertumsk. II, 37) der Gebrauch des hölzernen Bogens mit kleinen vergifteten Pfeilen zugeschrieben. Es ist aus Ulmen- oder Ebenholz geschnitzt und heißt daher geradezu *álmr* oder *ýr* im Nordischen (vgl. oben p. 322 Anm. und p. 332 Anm.). Auch hörnerne Bogen, wie sie bei Homer (vgl. Il. IV, 105) vorkommen, werden bei den Hunn[illegible] genannt. Für die uralte Bekanntschaft der Nordvölker mit [illegible] Bogen bürgt ferner eine nicht unbeträchtliche Zahl geme[illegible] Ausdrücke für ihn und seine Geschosse. So lautet eine [illegible] Benennung des Pfeiles *diubarcu* (vgl. *O'Curry M*[illegible] *customs* I p. CCCCLIII f.), die augenscheinlich in ihrem [illegible] *-arcu* dem gemeingermanischen Namen des Pfeil[illegible] *örvar*, got. *arhvazna*, agls. *earh* ebenso wie [illegible]

„Bogen" entspricht.*) Daß dies der mit einer Stein- oder Hornspitze versehene Pfeil ursprünglich war, wie er bei Sarmaten (Paus. I, 21), Hunnen (Ammian. Marc. XXXI, 2, 9), Äthiopen (Herod. VII *cap.* 69) historisch bezeugt wird, ist einmal bei der großen Menge derartiger, auf keltisch-germanischem Boden gefundenen Geschosse an sich glaublich, wird aber auch dadurch wahrscheinlich, daß auf beiden Sprachgebieten der altertümliche Ausdruck durch neue aus der Fremde entlehnte, offenbar den mit Eisen versehenen Pfeil bezeichnende *termini* verdrängt worden ist. So ist in die keltischen Sprachen das lat. *sagitta*, ir. *saiget*, *saiged*, cymr. *saeth* eingedrungen (vgl. Stokes *Irish glosses* p. 57), und die germanischen haben das lat. *pîlum* in Gestalt von ahd. *phîl*, *pfeil*, aglſ. *pîl*, scand. *píla* in sich aufgenommen.

Weitere wohl auf Urverwandtschaft beruhende Entsprechungen im Norden sind ahd. *strâla* „Pfeil" = altsl. *strěla*, lit. *temptyva* „Bogensehne" = altsl. *tętiva* (Fick), lit. *lankas* „Bogen" (Kurschat *lin̄kis* „Bogenlinie") = altsl. *ląkŭ* u. a. Altir. *túag* „Bogen" kann lautlich nicht, wie Pictet II [2], 77 will, dem griech. *τόξον* (*taxus*) entsprechen, ist aber unerklärt.

Mehr in der Sage als in Wirklichkeit ragt die Keule noch in das nordische Altertum hinein. Immerhin wird sie als unregelmäßige Waffe weiter geführt (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 204). Zur Zeit des Tacitus bildete sie noch eine Hauptwaffe der aistischen (litu-preußischen) Völker (vgl. Tac. *Germ. cap.* 45: *rarus ferri, frequens fustium usus*). Auch die *cateja* der Alten (vgl. Diefenbach *Origines Europ.* p. 287) scheint eine keulenartige Waffe der Kelten und Germanen gewesen zu sein.

Hingegen hat eine andere wichtige Gattung von Waffen, welche nicht nur dazu dient, im Nahkampf den Feind zu Boden zu strecken, sondern auch mit kühnem Wurf geschleudert, den Gegner trifft, im Norden ihre lebendige Kraft bewahrt: Streithammer, Axt und Beil. Besonders der erstere, der steinerne Hammer, ist in die religiösen Anschauungen der Indogermanen aufs innigste verflochten. Aus der Hand des deutschen Gewitter-

*) Vgl. oben p. 332 Anm. Der Übergang von der Bedeutung „Bogen" in die des Pfeiles findet eine Parallele in mhd. *vliz*, *flitsch* : niederd. *flits* Pfeil, it. *freccia*, span. *frecha*, *flecha*, fr. *flèche* ꝛc. Vgl. Diez Etym. W. [4] p. 147.

gottes fliegen bald Keil, bald Keule, bald Hammer; Indra schleudert den *áçman* (Rigv. IV, 3, 1; I, 18, 1, 9), Zeus den *ἄκμων* (Hes. Theog. 722). Das germ. altn. *hamarr*, altf. *hamur*, agls. *hamor*, ahd. *hamar* selbst ist etymologisch mit slav. *kamenĭ* „Stein" verwandt (vgl. oben p. 229). Daneben lehren direkte historische und sprachliche Zeugnisse, wie lange der Stein zur Anfertigung der genannten Waffenstücke verwendet wurde. In der Schlacht bei *Magh Tuired* (*Manners and customs* I p. CCCCLVII) waren gewisse Krieger bewaffnet *„with roughheaded stones held in iron swathes"* (Steinhämmern mit eisernen Bändern). Im Hildebrandlied klingen die Steinäxte *(staimbort chludun)*, als die Helden auf einander stürzen. Und noch in der Schlacht von Hastings (1066): *Iactant Angli cuspides et diversorum generum tela, saevissimas quoque secures et lignis imposita saxa (Manners and customs* I p. CCCCLIX). „Ja, steinerne Äxte wurden noch gegen Ende des XIII. Jahrh. von den Schotten geschwungen, die William Wallace gegen die Engländer ins Feld führte" (Helbig Die Italiker in der Poebne p. 43). Gemeinsame nordeurop. Benennungen der in Rede stehenden Begriffe sind neben den europ. griech. *ἀξίνη* [lat. *ascia?*], got. *aqizi* (Fick Wörterb. I [3], 480) und altsl. *mlatŭ* „Hammer" = lat. *mart-ulus* (aus **malt-ulus*) : altir. *biáil* = ahd. *bîhal*,*) ahd. *barta* „Axt" (vgl. *staimbort*) = altsl. *brady*, ahd. *dehsala* „Beil" = altsl. *tesla* (lit. *teszlyczià*), lit. *kúgis* „Hammer" = altsl. *kyj*, altpr. *wedigo* „Axt" = lit. *wedegà*, lett. *wedga* u. a. Merkwürdig ist, daß die Alten, abgesehen von den Nachrichten über die fränkische *francisca* (vgl. Diefenbach *Orig. Europ.* p. 345), uns über diese Waffen der indog. Nordstämme wenig überliefern; doch dient auf den archäologischen Denkmälern das Beil oder die Axt als stehendes Attribut barbarischer Völker (vgl. V. Hehn Kulturpflanzen [8] p. 503).

Ich übergehe den mannigfaltigen Gebrauch, welcher namentlich in der altirischen Kriegsführung (*Manners and customs* I p. CCCCLVI f.) von formlosen und geformten Steinen gemacht wird, um mich den beiden Hauptteilen der nordischen Angriffswaffen Speer und Schwert zuzuwenden.

---

*) Indessen möchte Windisch (Kurzgef. Irische Gramm. p. 114 Note) beide Wörter als Entlehnungen aus dem Romanischen, vgl. ital. *pialla*, betrachten. Vgl. jetzt Thurneysen Kelto-rom. p. 84 f.

Der nordische Speer ist ursprünglich der ungeheuer lange (*enormis, ingens, praelonga*) Schaft aus Eschenholz (*μελίη*, altn. *askr* „Lanze"; auch im Hildebrandlied kämpft man *ascim*), der geglättet (altn. *skafinn, ξυστόν*) und vorn statt des Eisens mit einer knöchernen oder steinernen Spitze versehen oder durch Feuer gehärtet wird (*telum praeustum, ἀκόντιον ἐπίκαυτον*). Noch die Germanen des Tacitus, welche doch die mit einem schmalen und kurzen Eisen versehene *framea* (Germ. cap. 6) schon besaßen, führten in den Kämpfen mit dem Germanicus nur im ersten Treffen eigentliche Spieße, sonst eben im Feuer gehärtete Schäfte (Tac. ann. II, 14).

Unter den zahlreichen nordischen Benennungen der verschiedenen Speergattungen, deren viele bekanntlich durch die Alten selbst uns überliefert sind — man vergleiche bei Diefenbach *Origines Europaeae* die Artikel *ἄγγωνες* *), *cateja* **), *framea, gesum, mataris, lancea, sparus* ***) ist keine so interessant wie das germanische ahd. *gêr, kêr,* agls. *gâr,* altn. *geir,* daneben auch *azgêr, ätgâr, atgeir.* Niemand wird bezweifeln, daß diese Wörter mit dem irischen *gai, ga* „Speer" zu verbinden seien, welches nach den Gesetzen dieser Sprache auf eine Grundform **gaisos* (vgl. Stokes *Irish glosses* p. 57) zurückgeht und in derselben in das lat. *gaesum* und griech. *γαῖσος* (vgl. Diefenbach *Origines Europaeae* p. 350 ff.) entlehnt ist. Einige Gelehrte wie Fick (Wörterb. II, [3] 785) und Kluge (Et. W. [4]) sind geneigt, die Gleichung ir. *gai*, ahd. *gêr* noch weiter auszudehnen, und das skrt. *hê'shas* zu vergleichen, wogegen sich vor allem einwenden läßt, daß das skrt. Wort nach B. R. nicht „Geschoß" (wie Graßmann will), sondern lediglich „Verwundung" bedeutet, ein Bedeutungswandel aber wie „Wunde" — „Lanze" oder umgekehrt kaum nachweisbar ist.

Was nun das Verhältnis der germanischen zu den keltischen Wörtern anbetrifft, so ist ein lautliches Kriterium nicht vorhan-

---

*) *ἄγγωνες* „Speere mit Widerhaken": ahd. *ango* „Stachel", *angul* „Fischangel" = griech. *ὄγκος* „Widerhaken".

**) *cateja* : ir. *cath* „Kampf". (?)

***) *sparus* kann auch echt lateinisch sein. In jedem Fall hängt es mit ahd. *sper,* altn. *spjör* zusammen. Vgl. mhd. *spërbaum* „die Sperwe" (*aesculus*). ?

den, welches mit Bestimmtheit auf Urverwandtschaft oder frühzeitige Entlehnung hinwiese. Bedenkt man aber, daß der Geer am frühesten und häufigsten als Waffe keltischer Stämme genannt und derselbe ausdrücklich als eisern geschildert wird (Diefenbach a. a. O. p. 352), so scheint es mir am wahrscheinlichsten, daß die Germanen, welche ja das Eisen erst von ihren keltischen Nachbarn kennen lernten (oben p. 302), zu derselben Zeit, in welcher sie den Namen des letzteren übernahmen, d. h. in einer Zeit, in welcher das intervokale *s* im Keltischen noch erhalten war, auch die Benennung des eisernen Geeres von den Kelten entlehnten. Wie früh dies geschah, zeigt die Verwendung des Stammes **gaiso* zu germanischen Eigennamen (ahd. *Gêrhart*, *Gêrtrût* 2c.).

Im Vorbeigehen will ich hier noch auf eine dem Speer verwandte, ebenfalls bei Kelten und Germanen übereinstimmend benannte Waffe, die Sturmgabel aufmerksam machen. Sie heißt im Irischen *gabul*, *gablach*, *gabalca* (vgl. *Manners and customs* I p. CCCCLVI), was dem deutschen *gabel* genau entspricht.

Endlich bleiben noch einige slavische Benennungen des Speeres übrig: altsl. *kopije*, *sulica* und *ląšta*. Ersteres gehört vielleicht zu griech. *κόπτω*, *sulica* aus **su-dlica*, vgl. čech. *sudlice* dürfte ein *nomen instrumenti*: altsl. *su*, *sunąti* „stoßen" sein, wovon wohl auch sskrt. *çû'-la* oben p. 321 abgeleitet ist. Altsl. *ląšta* endlich, welches kaum aus lat. *lancea* entlehnt sein kann (Kref [2] p. 151), aus **lontja* verbindet sich meines Erachtens mit ursl. **lontŭ* (klr. *lut* „Gerte", wr. *lut* „Bast einer jungen Linde" russ. *lutie* „Lindenwald für Bast", Miklosich Et. W.), das mit ahd. *linta* (lat. *linter* „Kahn aus Lindenholz" (griech. *ἐ-λάτη*) urverwandt, selbst ursprünglich „Linde" bedeutet haben dürfte. Wir hätten hier also wiederum einen Baumnamen, der, wie so oft, zu einer Benennung des Speeres geworden ist, und erhielten die nicht uninteressante Bedeutungsentwicklung:

ahd. *linta* „Linde" (griech. *ἐλάτη*)	ahd. *linta* „Schild a. Lindenholz" lat. *linter* „Kahn a. Lindenholz" altsl. *ląšta* „Speer a. Lindenholz".

Gegenüber dem Speere ist das Schwert im Norden eine junge Waffe. Zwar gilt dies nicht von den gallischen Kelten, denen nach zahlreichen Zeugnissen (vgl. A. Holtzmann German. Altertümer p. 140) sehr frühzeitig Schwerter bekannt waren (vgl. auch oben p. 332 über *claideb*). Doch von den Germanen sagt Tacitus *Germ.* cap. 6 ausdrücklich *rari gladiis utuntur*, und Germanicus (ann. II, 14) hebt deutlich den Vorteil hervor, in welchem sich die Römer mit kurzem Spieß und Degen bewaffnet auf waldigem Terrain vor den großen Schilden und Speeren der Germanen befänden.*)

Indessen scheint diese *raritas gladiorum* mehr bei den westlichen als bei den östlichen Germanen zu finden gewesen zu sein; denn daß nach dem Osten Europas frühzeitig durch iranischen Einfluß metallene Schwerter vorgedrungen sind, zeigt erstens die ungeheure Verbreitung, welche das iranische *kareta* in der Bedeutung „Degen, Schwert" dasselbst gefunden hat (vgl. oben p. 304), zweitens aber die ausdrückliche Überlieferung der Alten. Gerade den östlichen Germanen schreibt Tacitus (Germ. *cap.* 43) *breves gladii* zu. Nach Strabo c. 306 besaßen die Roxolanen, ein sarmatisches Volk, neben rohledernen (*ὠμοβόϊνος*) Helmen und Panzern auch *ξίφη*. Nach Tacitus hist. I, 79 waren dieselben so groß, daß sie mit beiden Händen regiert werden mußten. Müllenhoff (Monatsberichte d. Berliner Akad. d. W. 1866 p. 571) möchte in den *Σαυρομάται* sogar „Klingenführer" (: zend. *saora* „Klinge") erblicken. Diesen Überlieferungen scheint allerdings die Nachricht des Pausanias (I, 21, 8) zu widersprechen, nach welcher die Sarmaten gänzlich in metalllosen Zuständen verharrten (*Σαυρομάταις γάρ οὔτε αὐτοῖς σίδηρός ἐστιν ὀρυσσόμενος οὔτε σφίσι ἐσάγουσιν*).

Ein gemeinsamer Ausdruck für das Schwert findet sich zwischen Kelten, Germanen und Lituslaven oder zwischen zweien dieser Stämme nicht. Die Gleichung altsl. *mĭčĭ* = got. *mêki*,

*) Wenn Dio Cassius XXXVIII, 49 schon die Germanen des Ariovist mit großen und kleinen Schwertern bewaffnet sein läßt, so ist zu bedenken, daß dieselben lange Jahre auf keltischem Boden gestanden hatten. Von den Schwertern der cymbrischen Reiter (Plutarch Mar. 25) gilt dasselbe wie von ihren Panzern und Helmen (vgl. oben). Vgl. Baumstark Ausführl. Erläut. I, 307.

agls. *mece*, altn. *maekir* beruht nach Miklosich Die Fremdw. in den slav. Sprachen auf Entlehnung seitens der Slaven aus dem germanischen Wort, dessen Ursprung freilich unaufgeklärt ist, (vgl. auch Kretschmer Einl. [2] p. 150).

Mit Sicherheit aber gehen nordische Namen des Schwertes aus der Benennung des Messers und zwar des steinernen Messers hervor. Das klassische Beispiel hierfür ist das germanische altn. *sax*, alts. *sahs*, agls. *seax*, ahd. *sahs* „kurzes Schwert“, Wörter, die etymologisch zu dem lat. *saxum* „Fels, Stein“, gehören. Auch von mittelalterlichen Geschichtsschreibern wird uns dieses Wort, von dem der Stamm der Sachsen seinen Namen hat (vgl. auch Förstemann Altdeutsches Namenbuch I, 1065), in dem Compositum *scramasaxus* überliefert. Den ersten Teil dieses Wortes leitet Diefenbach (vgl. *Orig. Europ.* p. 418) von den altgermanischen Formen unseres nhd. *schramme* ab, was aber, da *scrâma* auch an und für sich ein Waffennamme ist, unwahrscheinlich ist. Dürfte man vielleicht in *scrâma* die latinisierte Form des altn. *skálm* (vgl. auch thrakisch *σκάλμη* : got. *skilja* „Fleischer“) „Messer, Schwert“ erblicken?

Denselben Ursprung wie das germ. *sahs* hat vielleicht das slav. *noži* „Messer, Schwert“, das sich nach Fick Wörterb. II [3], 592 zu preuß. *nagis*, lit. *titnagas* „Feuerstein“ stellt (anders Kretschmer [2] p. 152). Got. *hairus*, alts. *heru*, agls. *heor*, altn. *hjörr* „Schwert“ entspricht dem skrt. *çáru* „Geschoß“ und muß daher eine schon idg. Waffe (aber welche?) bezeichnet haben. Dunkel ist agls. *bill*, alts. *bil* (nicht mit *bîhal* „Beil“ zu verwechseln). Verhältnismäßig jung ist derartigen Bildungen gegenüber das agls. *îren* (häufig im Béovulf) „Schwert“, eigentl. „Eisen“, das also auf gleicher Linie mit zend. *ayañh* (vgl. oben p. 324) und griech. *σίδηρος* (*ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος*) steht.

Wie spät übrigens die Herstellung metallener Schwerter bei den germanischen Stämmen ist, zeigt nicht am wenigsten der schon aben p. 241 hervorgehobene Brauch, denselben Eigennamen beizulegen, was doch offenbar auf eine große Seltenheit dieser Waffenstücke schließen läßt.

Nachdem wir so das indog. Gebiet durchwandert haben, soll noch zum Schluß ein flüchtiger Blick auf den finnischen Osten

geworfen und untersucht werden, ob die Abhängigkeit der Westfinnen von den benachbarten Kulturvölkern, welche wir in der Benennung der Metalle vielfach wahrnahmen, eine Parallele in der Bezeichnung der Waffen findet. Und dem ist in der That so. Die älteste Nachricht, welche uns bei Tacitus *Germ.* cap. 46 über die *Fenni* erhalten ist, berichtet bekanntlich über die Bewaffnung derselben: *non arma .... vestitui pelles ... sola in sagittis spes, quas inopia ferri ossibus asperant.* Diese Angabe des Schriftstellers wird nun durch die linguistische Betrachtung der westfinnischen Waffennamen auf das treffendste bestätigt (vgl. das Material bei Ahlqvist Die Kulturwörter in den westfinnischen Sprachen p. 237—241). Wo immer in der finnischen Bewaffnung die Wahrscheinlichkeit der Metallbenutzung anfängt, hört die Genuität ihrer Bezeichnungen auf. Einheimische Benennungen haben daher Bogen (finn. *jousi*), Pfeil (*nuoli*) und Köcher (*viini*). Noch spät sind im Norden die Finnen als Meister in der Kunst des Bogenschießens berühmt; vgl. Weinhold Altn. Leben p. 206. Auch ein genuines Wort für den Panzer giebt es finn. *luusto* von *luu* „Knochen", ohne Zweifel einen knöchernen Brustschutz bezeichnend. Dagegen wird der eiserne Harnisch durch Entlehnungen (*pantsari, harniska,* liv. *bruńńa*) benannt. Entlehnt ist auch der Name des Schildes (*kilpi* : altn. *hlíf*), des Schwertes (finn. *miekka* : altn. *maekir, kalpa* : schwed. *glaf, korti* : russ. *kortikŭ*) und des eisernen Speeres (finn. *keihäs* : altn. *geir* oder *kesja*), während die genuinen Ausdrücke für den Spieß (finn. *saitta* und *tuura*) noch die ursprüngliche Bedeutung „Stange, Pfahl" haben. Das Messer (finn. *veitsi*) ist genuin benannt. Für die Axt hat das Finnische entlehnte Benennungen (*kirves* : lit. *kir̃wis, tappara* : russ. *toporŭ*, vgl. oben p. 325, *partuska* : germ. *bard, bardisan, hellebard*), während andere nahverwandte Sprachen dieselbe genuin benennen. „Als Erklärung dieses Verhältnisses des Finnischen," sagt Ahlqvist, „läßt sich nur annehmen, daß die Finnen wohl auch eine eigene Benennung für die in früheren Zeiten gebrauchte Steinaxt gehabt, später aber, als sie anfingen, im Handel Äxte aus Eisen von den kultivierten Nachbarn zu erhalten, nahmen sie mit dem fremden Werkzeug auch dessen fremden Namen an."

Überblicken wir die in diesem Kapitel geschilderten Verhältnisse, so ergiebt sich, daß Schutzwaffen wie Helm, Panzer, Beinschienen ꝛc. der idg. Urzeit noch völlig unbekannt gewesen sein müssen. Selbst für den Schild fehlt es an einer einheitlichen und durchgehenden Benennung. Immerhin wird dies so nahe liegende Mittel, den Körper vor feindlichen Geschossen zu sichern, zu den frühesten Schutzwaffen gehört haben, nur daß vielleicht die primitive Art seiner Herstellung sich lange mit Ausdrücken wie „Leder" oder „Bret" ꝛc. genügen ließ.

Als Angriffswaffen finden wir in den ältesten Zeiten Pfeil und Bogen, Keule, Schleuderstein, Lanze und Beil, endlich auch ein wohl kurzes Schlachtmesser gebraucht, lauter Waffen, die, wie unzählige Ausgrabungen lehren, sehr wohl ohne alle metallene Zuthaten hergestellt werden können. In der That belehren uns sprachliche und geschichtliche Zeugnisse in Fülle, daß an zahlreichen Stellen des idg. Völkergebiets die sogenannte Steinzeit noch tief in die geschichtlichen Zeiten hineinragt.

Was die Herkunft der Waffennamen betrifft, so sahen wir, daß dieselben sehr häufig von dem Material hergenommen sind, aus welchem die Waffen selbst gefertigt wurden. Als solches ergab sich vor allem Holz, dann Stein, Knochen und Leder. Waffennamen, die von den Metallen ausgingen, waren spät und selten. Nun könnte man ja gegen die Beweiskraft dieses Argumentes den Einwand gelten machen, daß wie z. B. griech. *μελίη* unzweifelhaft den eschenen Speer mit eherner Spitze bezeichnet, ähnliches schon in der Urzeit der Fall gewesen sein könne. Allein dieser Einwand verliert seine Bedeutung, wenn wir sehen, daß die eschene, vorn lediglich durch Feuer gehärtete Lanze bis in historischen Zeiten der Nordvölker fortgeführt wird.

Ich bin also der Meinung, daß von seiten der Waffennamen lediglich das früher gewonnene Ergebnis gestützt wird, daß nämlich die idg. Urzeit im wesentlichen noch auf nichtmetallischer Kulturstufe gestanden hat.

Ob und in wie weit neben nichtmetallischen Stoffen etwa eine Benutzung des der Urzeit bekannten Kupfers statt fand, dessen älteste Bearbeitung nicht durch den Hammer des Schmiedes, sondern durch Schmelzen, Gießen, Formen geschah, läßt sich weder sprachlich noch historisch entscheiden. Jedenfalls kann die Mög-

lichkeit zugegeben werden, daß eine vereinzelte Benutzung des wahrscheinlich sehr seltenen und kostbaren Metalles auf dem angegebenen Wege auch zu Bewaffnungszwecken, vielleicht besonders zur Herstellung des idg. Schlachtmessers*) (*ensis*), erfolgte. Immer aber ist festzuhalten, daß die in diesem Kap. geschilderten Verhältnisse nicht denkbar wären, wenn das Kupfer schon in der Urzeit eine irgendwie hervorragende metallurgische Bedeutung besessen hätte.

---

*) Rein kupferne Dolchklingen liegen jetzt aus den verschiedensten Teilen Europas vor. Vgl. die Tabellen der Kupferfunde bei Much a. a. O. p. 59.

Die prähistorischen Steinmesser bestehen nach einer brieflichen Mitteilung Muchs aus in der Regel 5-10 (zuweilen bis über 20) cm langen prismatischen Flintspänen mit 2 mehr oder weniger parallelen Schneiden und eignen sich nur zum schneiden, nicht zum hauen oder stechen. Aus diesem Grunde, meine ich, könnte man am ehesten bei der Gleichung *asi-ensis* an Metall-, d. h. Kupferbenutzung denken. Doch vgl. oben über *sahs*!

IV.

Die Urzeit.

πολλὰ δ' ἂν καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον.

Thukyd. I, 6, 4.

lichkeit zugegeben werden, daß eine vereinzelte Benutzung des wahrscheinlich sehr seltenen und kostbaren Metalles auf dem angegebenen Wege auch zu Bewaffnungszwecken, vielleicht besonders zur Herstellung des idg. Schlachtmessers*) (*ensis*), erfolgte. Immer aber ist festzuhalten, daß die in diesem Kap. geschilderten Verhältnisse nicht denkbar wären, wenn das Kupfer schon in der Urzeit eine irgendwie hervorragende metallurgische Bedeutung besessen hätte.

---

*) Rein kupferne Dolchklingen liegen jetzt aus den verschiedensten Teilen Europas vor. Vgl. die Tabellen der Kupferfunde bei Much a. a. O. p. 59.

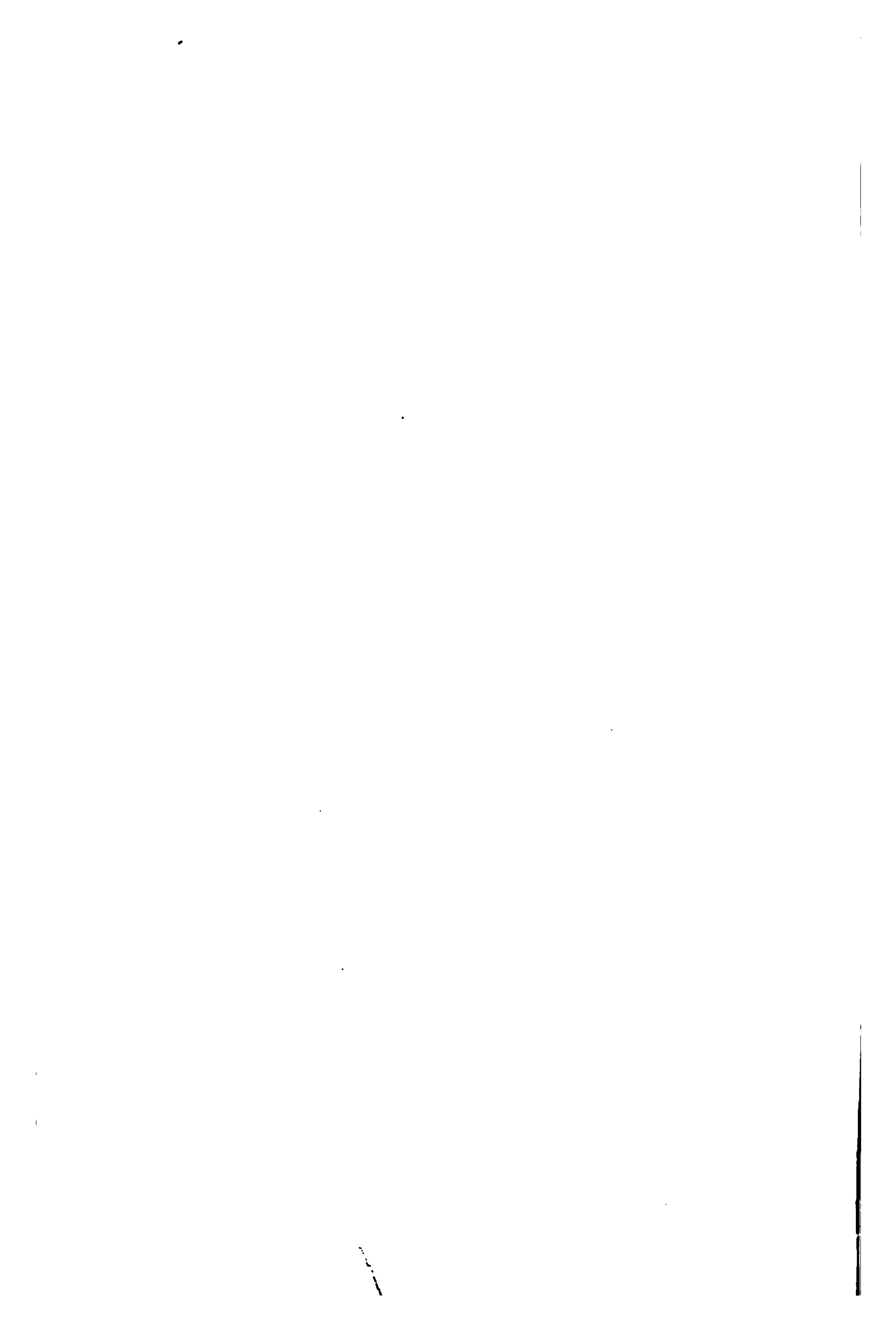
Die prähistorischen Steinmesser bestehen nach einer brieflichen Mitteilung Muchs aus in der Regel 5-10 (zuweilen bis über 20) cm langen prismatischen Flintspänen mit 2 mehr oder weniger parallelen Schneiden und eignen sich nur zum schneiden, nicht zum hauen oder stechen. Aus diesem Grunde, meine ich, könnte man am ehesten bei der Gleichung *asi-ensis* an Metall-, d. h. Kupferbenutzung denken. Doch vgl. oben über *sahs*!

IV.

Die Urzeit.

πολλὰ δ᾽ ἂν καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον.

Thukyd. I, 6, 4.



I. Kapitel.

Einleitung.

Die voraufgehende Abhandlung über das Auftreten der Metalle, besonders bei den indog. Völkern, hat, so hoffen wir, uns die Wege geebnet zu einer richtigen und methodischen Auffassung der indog. Urzeit, deren Gesamtbild in dem Folgenden zu entwerfen unsere Aufgabe sein soll. Denn wenn wir oben ausführlich erörtert haben, wie das Auftreten der Metalle und die allmählich fortschreitende Kenntnis ihrer Verarbeitung gleichsam eine neue Kulturwelt dem Menschen eröffnet, so müssen wir, nachdem nachgewiesen worden ist, daß die ältesten Indogermanen die Kenntnis der Metalle und der Metallurgie im wesentlichen nicht besaßen, unsere Vorstellung von der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Urvolks von vornherein auf dasjenige Maß zurückführen, welches einer jene Hebel der Gesittung entbehrenden Kultur entspricht.

Das lebensvolle Bild einer solchen haben uns in Europa die Pfahlbauten der Schweiz vor Augen geführt, deren älteste Überreste bekanntlich bis in die Stein- oder metallose Zeit hinaufreichen. Bekannt ist aber auch, daß wir es hier trotz dieses Mangels zwar mit einer niedrigstehenden, aber keineswegs troglodytenhaften Bevölkerung zu thun haben. Der Pfahlbauer der Steinzeit versteht mit der steinernen Axt die gewaltigen Baumstämme zu fällen, die er mit vieler Kunst und Mühe in den Boden des Sees senkt, um auf ihnen seine hölzerne Hütte zu errichten. Die wichtigsten Haustiere sind bereits gezähmt,

wie Rind und Schaf, Ziege und Hund. Ja, die ersten Anfänge des Ackerbaues sind schon gemacht; man baut Weizen und Gerste, auch Flachs, welchen letzteren man zu primitiven Gespinnsten und Geflechten zu verarbeiten gelernt hat. Stein, Knochen, Horn, Holz ersetzen bei der Anfertigung von Äxten, Beilen, Messern, Pfeilspitzen, Lanzen, Angelhaken ꝛc. die späteren Metalle.

Während nun die Forscher, welche aus sprachlichen Gründen die Bekanntschaft der ungetrennten Indogermanen mit den Metallen behaupteten, notwendiger Weise der Meinung sein mußten (vgl. oben p. 40), daß die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten, wenigstens die der Steinzeit, nichtindogermanischen Stammes gewesen seien, befinden wir uns in einer anderen Lage, und es lohnt sich wohl die Frage aufzuwerfen, ob nicht, wie wir hier in negativer Beziehung eine wichtige Übereinstimmung zwischen jenen zwei primitiven Kulturen (der vorgeschichtlichen Civilisation der Indogermanen und der ältesten Kultur der Pfahlbauten) festgestellt haben, sich auch positive Berührungen derselben ermitteln lassen.

Aber auch abgesehen von der für die prähistorische Völkergeschichte unseres Erdteils in die Augen springenden Wichtigkeit eines solchen Vergleiches, ist es wünschenswert, daß der Philologe, welcher von seiten der Sprache sich mit urgeschichtlichen Dingen beschäftigt, möglichst oft den Blick von seinen Büchern auf die in unseren Bodenaltertümern erhaltenen Reste der Urzeit selbst richtet; denn nur so wird es ihm möglich sein, den oft wesenlosen Schemen seiner Konstruktionen Blut und Leben zuzuführen und das verschieden Deutbare der sprachlichen Erscheinungen richtig zu deuten. Um jedoch den Schein zu vermeiden, als ließen wir uns in der Rekonstruktion und Auffassung des Bildes der indog. Urzeit durch die Ergebnisse der Prähistorie von vornherein beeinflussen, wird es gut sein, wenn wir in den folgenden Kapiteln (I—X) die materielle Civilisation der Indogermanen zunächst aus den übrigen uns zu Gebote stehenden Mitteln und ohne Rücksichtnahme auf die Urgeschichte zu erschließen versuchen, und erst dann in einem besonderen Kapitel (XI) erörtern, wie sich das so gewonnene Bild einer primitiven Kultur zu demjenigen verhalte, welches die dankenswerte Arbeit der Anthropologen in unserem Erdteil leibhaftig an den Tag gelegt hat.

Wie bisher, so werden wir auch jetzt von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung, welche wir nach den in der II. Abhandlung dieses Buches erörterten Principien zu benutzen gedenken, ausgehn. Damit aber haben wir nur die eine Hälfte unserer Aufgabe erfüllt. Vor allem wird es sich nämlich darum handeln, die Spuren des urzeitlichen Lebens, auf welche sprachliche Verhältnisse hinweisen, in der geschichtlichen Überlieferung der Indogermanen wiederzufinden. Der vergleichenden Sprachwissenschaft, das war das Ergebnis aller unserer methodologischen Betrachtungen, muß bei der Erforschung der indog. Urgeschichte eine vergleichende Altertumskunde zur Seite treten.

Die Aufgabe einer solchen bis jetzt erst im Keime vorhandenen Wissenschaft ist, durch die Vergleichung der Altertümer der indog Einzelvölker das aus der Urzeit ererbte Kulturkapital aller Indogermanen zu ermitteln. Ein solcher Satz wäre sehr selbstverständlich und daher sehr überflüssig, wenn es nicht den Anschein hätte, als ob derjenige Fehler, welcher auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik nunmehr glücklich überwunden ist, nämlich der Irrtum, als ob bei allen Spracherscheinungen der ursprüngliche Zustand immer im Indischen bewahrt sei, sich auf dem Felde der vergleichenden Altertumskunde wiederholen sollte, indem man entweder stillschweigend voraussetzt oder unumwunden ausspricht, das richtigste sei, die Kultur der Indogermanen sich einfach so wie die der alten Inder vorzustellen. Der Veda sei der Anfang und das Ende aller Erkenntnis.

Eine solche Auffassung ist aber, selbst wenn sie sich, was ich nicht glaube, später als ganz oder teilweis richtig herausstellen sollte, in dem gegenwärtigen Stadium der Forschung verhängnisvoll, insofern sie den Weg zu einer unbefangenen Beobachtung der kulturgeschichtlichen Entwicklung der übrigen indog. Völker verbaut.

Kaum weniger bedenklich aber scheint es mir zu sein, wenn man aus dem Kreis der indog. Völker willkürlich eine Gruppe von zwei oder mehr Völkern behufs Vergleichung ihrer Altertümer herausnimmt, ohne daß ihre nähere Verwandtschaft durch die vergleichende Sprachwissenschaft bis jetzt irgendwie gesichert ist. Denn es erhellt, daß das, was man als das gemeinsame Erbe

solcher Völker glaubt ermittelt zu haben, zugleich seine sehr bedenklichen Konsequenzen für die übrigen Indogermanen hat. Es ist unzweifelhaft richtig, das Altertum der Inder und Iranier oder das der Slaven und Litauer speciell zu vergleichen. Aber es ist meines Erachtens eine Quelle unausbleiblicher Fehler, wenn man, wie es geschehen ist, Griechen und Italer oder Inder, Griechen und Italer getrennt von den übrigen Indogermanen betrachtet, um das ihnen von Urzeiten her gemeinschaftliche Kulturkapital zn ermitteln. Alle drei Völker treten bei dem Anheben ihrer Überlieferung in Vergleich zu den europäischen Nordindogermanen auf einer verhältnismäßig hohen Stufe der materiellen und sittlichen Civilisation uns entgegen. Aber Italien ist ein halbes Jahrtausend vorher dem Einfluß der griechischen Kolonieen, Griechenland ungefähr eine gleiche Zeitdauer den kulturgeschichtlichen Anregungen des phönicischen Handelsverkehrs ausgesetzt gewesen. Die Übereinstimmung beider Länder in dem Besitz gewisser Kulturgüter oder kulturgeschichtlich bedeutender Sitten und Anschauungen kann daher sehr wohl durch Entlehnung von außen, der Griechen von den Phöniciern, der Italer von den Griechen zustande gekommen sein, und ist es in zahllosen Fällen nachweisbar und thatsächlich. Auch die Frage, ob und wie weit schon das alte Indien unter dem Banne westasiatischer Kultur gestanden hat, ist noch keineswegs zur endgültigen Entscheidung gekommen.*) Aber auch, wenn man von dem so nahe liegenden Gedanken einer starken Entlehnung von außen absieht, ist es nicht in hohem Grade wahrscheinlich, daß drei so nah verwandte Völker, nachdem sie einmal die Bahn einer höheren Kulturentwicklung betreten hatten, aus den von der Urzeit her ihnen gemeinsamen Keimen der Gesittung heraus neue und zwar dieselben kulturgeschichtlichen Erwerbungen machten, die nun den Schein eines einheitlichen, historischen Ursprungs erwecken? Ich sollte meinen, daß das, was K. Brugmann (oben p. 100) über die Zufälligkeit in der Übereinstimmung gewisser Spracherscheinungen bei einzelnen Gruppen indog. Völker ausgeführt hat, auf dem Gebiete der Kulturgeschichte eine verdoppelte Bedeutung habe.

*) Vgl. hierüber neuerdings O. Gruppe Die griechischen Kulte und Mythen p. 171—180.

So haben wir oben gesehen, daß schon der vedische Krieger, mit Brünne und Helm bepanzert, dem Kampfe zueilt; er thut dies auf leichtgezimmertem Kriegswagen, von hurtigen Rossen gezogen. Genau dasselbe Bild zeigen uns die homerischen Gedichte, und auch der römische Krieger entbehrt schon in der ältesten Zeit der kunstvollen, metallenen Schutzwaffen nicht.

Trotzdem haben wir oben den Nachweis führen können, daß die indog. Ursprache noch keine Ausdrücke für diesen letzteren Begriff kannte, und bei den indog. Stämmen des nördlichen Europa finden wir den sich so ergebenden Zustand der urzeitlichen Bewaffnung treu bewahrt. Daß in der Kriegsführung dieser frühen Periode auch von einem Gebrauche des Streitwagens noch keine Rede sein kann, werden wir unten (Kap. III) sehen. Es erhellt also, daß es sich hier überall um Kulturerwerbungen handelt, welche die betreffenden Völker, die Inder, Griechen und Römer erst nach der Trennung von der Urheimat, sei es infolge eigner Kulturarbeit, sei es infolge auswärtiger Anregungen, sei es infolge von beiden gemacht haben. Ein historischer d. h. in die Urzeit zurückgehender Zusammenhang zwischen der griechisch-römischen und indischen Bepanzerung oder zwischen den griechischen und indischen Streitwägen ist nicht vorhanden.

Was hier auf dem Gebiete der materiellen, gilt nicht weniger auf demjenigen der sittlich-religiösen Kultur der Indogermanen. Wir entnehmen hier ein Beispiel den beiden schon (oben p. 202) genannten inhalts- und gedankenreichen, aber in ihren Schlüssen auf die Urzeit stark zu bezweifelnden Werken B. W. Leists Gräco-italische Rechtsgeschichte und Altarisches (d. h. aber nur indo-gräco-italisches) *jus gentium*. Einer der wichtigsten Gedanken, welcher sich durch diese Bücher zieht, ist der, daß die im Indischen als *ṛtá* und *dhárma* bezeichneten Begriffe, von denen der erstere die Welt- und irdische Naturordnung, der letztere ein göttliches, durch den Mund der Priester kund werdendes Recht umfaßt, schon der altarischen Urzeit aufgegangen wäre. Prüfen wir zunächst die sprachliche Grundlage dieser Anschauung, welche, wie wir schon sahen, nach Leist „immer den Kern der Beweisführung" bilden soll, so ergiebt sich, daß dieselbe eine außerordentlich bedenkliche ist.

Über die Gleichung *ϑέμις* : skrt. *dhâman* ist schon oben p. 201 gesprochen worden. Gänzlich aufzugeben ist die Zusammenstellung von skrt. *dhárma* mit der Hesychischen, wahrscheinlich elischen Glosse *ϑέρμα* „Gottesfriede“, da *ϱ* in diesem Wort aller Vermutung nach für *σ* steht (vgl. Paus. V, 15, 4 : *τὸν μὲν δὴ παρὰ Ἠλείοις Θέρμιον καὶ αὐτῷ μοι παρίστατο εἰκάζειν ὡς κατὰ Ἀτϑίδα γλῶσσαν εἴη ϑέσμιος*). Es bleibt also das indische *ṛtá* übrig, welches Leist (nach Vaniček) sowohl mit lat. *rătus*, *rătio*, als auch mit lat. *ritus* vergleicht. Daß letzteres ganz unmöglich ist, brauche ich nicht zu begründen. Leider ist aber auch die Gleichung skrt. *ṛtá* = lat. *rătum*, *rătio* zum mindesten sehr anfechtbar. Skrt. *ṛtá* „recht, gerade“, „Ordnung“ und *ṛtú* „Zeitabschnitt“ gehören nach B. R. zu der W. *ar* „sich erheben, gehen, gelangen“ ꝛc., so daß die ursprüngliche Bedeutung wohl „Gang“, „im (rechten) Gang befindlich“ war, woraus sich dann leicht der Begriff der Ordnung entwickeln konnte (vgl. skrt. *ḗva* „Gang“ = ahd. *êwa* „Gesetz“). Wie aber nun von dieser Wurzel *ar*, der im Griechischen *ὄρνυμι*, im Lateinischen *orior* entspricht, ein *rătus*, *rătio*, das man übrigens von *reor*, *ratus sum* kaum trennen kann, herkommen sollte, ist mir wenigstens nicht ersichtlich.*)

Sehen wir also von dieser sprachlichen Grundlage ab, so bleibt die sachliche Übereinstimmung der Begriffe, und wenn man so das indische *ṛtá* dem lat. *ratio*, *ratum* gegenüberstellt, so muß man gestehen, daß dieselbe in vieler Beziehung eine frappante ist, vorausgesetzt nämlich, daß man dem indischen Begriffe alles das gegenüberstellt, was die gesamte, alte und junge, römische Literatur an geistigem Inhalt mit *rătio*, *rătum* verbindet — oder im Laufe der Jahrhunderte in dieselben hineingetragen hat; denn daß derselbe Bedeutungsumfang oder dieselbe Bedeutungstiefe, welche späte Philosophen und noch spätere Juristen diesen Wörtern gegeben haben, schon in dem Hirn der die Apenninhalbinsel bevölkernden Bauern oder auch nur der mit ihnen ziehenden Priester

---

*) Diese Schwierigkeiten hat übrigens schon M. Müller hervorgehoben, welcher bereits vor Leist den Begriff des *ṛtá* sehr eingehend erörterte. Vgl. *Origin and growth of religion* 1880 p. 246 ff.

vorhanden waren, ist eine Voraussetzung, deren Wahrscheinlichkeit erst erwiesen, nicht vorausgesetzt werden müßte.

Und was den *dhárma-θέμις-fas*-Begriff angeht, ist es denn nicht auch hier ein höchst natürlicher Vorgang, daß drei edle, nahverwandte Völker, nachdem ihr Gottesglaube eine reinere Gestalt angenommen hatte, unabhängig von einander dahin gelangten, gewisse Satzungen wie die, daß man die Eltern oder den Gast ehren solle, als Ausfluß des Willens der Unsterblichen zu betrachten? Leist verlegt diesen Vorgang schon in die Urzeit. Aber woher wissen wir denn schon so genau, daß der Gottesbegriff der Urzeit überhaupt ein ethischer war? Wurde in der Urzeit nicht vielleicht das Walten der Naturmächte viel eher als ein dämonenhaft-willkürliches denn als ein göttlich-gesetzmäßiges aufgefaßt?

Und nimmt man nun wirklich an, daß Leist den historischen Zusammenhang aller dieser Begriffe wahrscheinlich gemacht habe, erhebt sich dann nicht der Einwand: warum zeigt sich z. B. im Germanischen, dessen Urzeit von derjenigen der Inder, Griechen, Römer loszulösen wir, wie schon bemerkt, bis jetzt kein Recht haben, der *dhárma-θέμις-fas*-Begriff nicht ebenfalls deutlich entwickelt? Kurzum, mir scheint, wir haben dasselbe Verhältnis vor uns wie in dem vorhin gewählten Beispiel von der Nichtbepanzerung der Nordleute gegenüber dem bepanzerten Krieger des Veda, des Homer, des alten Rom. Sollte nicht auch die Erklärung dieselbe sein?

Vielleicht ist es bei dem gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft überhaupt noch nicht möglich, in diesen letzten, schwierigsten und subtilsten Fragen nach dem sittlich-religiösen Leben unserer indog. Vorfahren zu unanfechtbaren Ergebnissen zu gelangen, solange nicht die materielle Kultur der indog. Urzeit mit einiger Sicherheit festgestellt worden ist. Leist (Gräco-it. Rechtsg. p. 9) lehnt die Rücksichtnahme auf diesen Punkt grundsätzlich ab. Aber der Unbefangene wird sich doch sagen, daß ein Kulturvolk, wie es Pictet für die Urzeit annahm, oder ein Barbarenstamm, wie ihn Hehn in den Indogermanen erblickt (oben p. 48) *a priori* sehr verschiedene Rechtsanschauungen gehabt haben müssen, und daß in sehr vielen Fällen von der Entscheidung für eine dieser beiden Alternativen die Deutung der auf ein

höheres geistiges Leben der Indogermanen bezüglichen Gleichungen abhängen wird.*)

Die vergleichende Altertumskunde muß sich also davor hüten, willkürlich Ein- und Ausschnitte aus der indog. Völkereinheit zu machen, und muß bei ihren urgeschichtlichen Reconstruktionen nicht weniger die auf indog. Boden bezeugten primitiveren wie die höheren Kulturschichten in Betracht ziehen.

Nun haben wir schon oben p. 56 ff. gesehn, daß es nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche den zwischen diesen beiden Kulturstufen bestehenden Gegensatz in der Weise zu erklären suchten, daß sie annahmen, unter den indog. Völkern seien namentlich die nordeuropäischen von ihrer einstigen Kulturhöhe infolge beschwerlicher Wanderungen u. s. w. heruntergesunken. Diese Anschauung aber von dem Aufgeben einer ursprünglich vorhandenen Kultur und dem Verwildern ehemals gesitteter Stämme ist ja an und für sich denkbar und in einzelnen besonders gearteten Beispielen thatsächlich zu belegen. Allein den Bildungsgang ganzer indog. Völker durch ein Herabsinken von und dann wieder Hinaufklimmen zu höheren Stadien der Gesittung sich zu erklären,

---

*) Wie ich nachträglich sehe, werden gegen Leist auch von juristischer Seite ganz ähnliche Bedenken geltend gemacht. Vgl. R. Loening Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft V, 553 ff. „Meist beiseite gelassen hat der Verf. dagegen die rechtlichen Anfänge der übrigen indog. Völker, insbesondere der Germanen, welche ihm durch ihre weniger gefesteten sakralen Ordnungen in einem wesentlichen Gegensatz zu Griechen uud Italern stehend erscheinen. Dagegen läßt sich zwar an sich nichts einwenden (?); doch ist andererseits zu beachten, daß uns für kein Volk gerade die Urzustände so gut bezeugt sind, wie für die Germanen, und daß gerade von hier aus die relativ sichersten Schlüsse auf die indog. Rechtsanfänge überhaupt und damit indirekt auch auf die der Gräco-Italiker gezogen werden können. Als Kontrolle zum mindesten dürften die ältesten deutschen Rechtsanschauungen auch für die Erkenntnis des gräco-italischen Rechts unentbehrlich sein“.

„Verhehlen will ich aber nicht, daß mir insbesondere die Grundlegung, die Zurückführung der ältesten arischen Rechtsbegriffe auf divine und sakrale Vorstellungen, sowie die den Urzeiten zugeschriebene Zusammenfassung physischer uud rechtlicher Ordnung zu dem einheitlichen Institut des *ṛtá* oder der *ratio* .... mit nichten begründet erscheint. Was speciell das lat. Wort: *ratum, ratio* anbelangt, so hat dasselbe die Bedeutung des Festen, Unerschütterlichen sicher nicht ursprünglich gehabt, sondern erst später durch Übertragung erhalten“.

eine solche Vorstellungsweise steht zunächst in einem direkten Widerspruch zu dem ganzen wissenschaftlichen Geist unseres Jahrhunderts, welcher die Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens unter dem Gesichtspunkt der aufsteigenden Entwicklung vom Niederen zum Höheren zu betrachten pflegt.

Sie verliert aber völlig den Boden unter den Füßen, sobald sich einerseits erweisen läßt, daß die Züge des Barbarentums, die uns besonders häufig bei den Nordindogermanen entgegen treten, auch aus dem Altertum der Inder und Perser, der Griechen und Römer uns in Überresten anstarren, welche vereinzelt betrachtet oft unverständlich oder widersinnig erscheinen, in Zusammenhang aber gebracht mit Verwandtem verwandter Völkergebiete häufig überraschende Blicke in Sein und Empfinden vorgeschichtlicher Epochen gestatten, Überresten des Barbarentums, die ein Thukydides mit ausdrücklichen Worten — sie enthalten das Motto dieser Abhandlung — angesichts des Parthenon oder der Athene Promachos seiner Vaterstadt als solche anzuerkennen sich nicht scheute.

Sie verliert ferner völlig den Boden unter den Füßen, sobald sich zeigen läßt, daß die sprachlichen Thatsachen, auf welchen die Vorstellung jenes indog. Paradieses beruht, auch einer anderen, den Lehren der Geschichte und Vorgeschichte verträglichen Deutung fähig sind. Ein Widerspruch zwischen Sprache und (glaubwürdiger) Überlieferung ist nirgends vorhanden. Wo er zu bestehen scheint, ist die eine oder die andere mißverstanden worden. Daß dem wirklich so ist, haben, wie wir hoffen, schon zahlreiche Beispiele der voraufgehenden Darstellung gezeigt, die folgende wird dieselbe noch um ein beträchtliches vermehren.*) —

Unter „indogermanischer Urzeit" verstehen wir zunächst diejenige vorhistorische Epoche, in welcher die g e s a m t e n indog. Völker noch auf einem in Verhältnis zu ihrer späteren geographischen Verbreitung engeren Terrain durch eine im wesentlichen gleiche Sprache und Kultur unter einander verbunden und von anderen Völkern unterschieden bei einander saßen oder neben einander ihre Herden weideten. Wie diese prähistorische Völker-, Sprach- und Kultur-

*) In vieler Beziehung abweichend sind die methodischen Anschauungen G. Kreks in der Einleitung in die slavische Literaturgeschichte.²

einheit der Indogermanen entstanden ist, welche Vergangenheit sie durchlebt hat, liegt jenseits der Grenze alles Erkennens.

Nur in seltenen Fällen werden wir dazu gelangen, zwischen jener ältesten Epoche und dem beginnenden historischen Leben der Einzelvölker Zwischenstufen zu konstatieren. Gerade von ihnen aber hoffen wir, daß sie uns nicht unwichtige Fingerzeige bei der Erörterung des zuletzt von uns zu behandelnden Problems, dem der „Urheimat der Indogermanen“ bieten werden.

Wir haben die Geschichte dieser Frage in dem ersten Teil dieses Buches eingehend dargestellt. Mag das oberflächliche Auge immerhin in ihr nichts als ein Gewirr sich durchkreuzender und widersprechender Hypothesen erblicken. Der Verständige wird auch hier den Fortschritt wahrnehmen. Zum mindesten liegt er darin, daß der Glaube an die Notwendigkeit des innerasiatischen Ursprunges der Indogermanen *a priori*, in welchem noch ein V. Hehn befangen war, als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden kann. Nicht weniger bedeutsam ist es, daß allmählich alle auf die Geschichte des Menschen bezüglichen Wissenschaften zu diesem Probleme ihre Stellung zu nehmen anfangen und damit die einseitige und darum schädliche Behandlung desselben von seiten der Grammatik ihr Ende erreicht hat.

Noch in der ersten Auflage dieses Buches haben wir uns davor gescheut, eine entscheidende Antwort auf die Frage nach der Urheimat der Indogermanen zu geben. Jetzt, nach einer fast 12jährigen Beschäftigung mit den auf die Urgeschichte unseres Stammes bezüglichen Dingen werden wir den Versuch einer Lösung dieses bedeutenden Problems wagen.

II. Kapitel.

Aus der Tierwelt.

Verzeichnis indog. Säugetiere. Löwe und Tiger. Die Jagd. Indog. Vögelnamen. Die Taube ein Totenvogel. Rechts und links. Die Falkenjagd. Der Aal. Die Schlange.

Es soll im Folgenden zunächst die Fauna ermittelt werden, von welcher wir uns die Urzeit der Indogermanen umgeben denken müssen. Hierbei soll vor der Hand ein Unterschied zwischen zahmen und wilden Arten nicht gemacht werden; wohl aber wird uns schon jetzt die Frage beschäftigen müssen, welche Schlüsse wir etwa aus der den Indogermanen bekannten Tierwelt auf die geographische Lage ihrer Urheimat ziehen dürfen. Auch einige andere, kulturgeschichtlich nicht unwichtige Beziehungen der Tierwelt zu dem Menschen sollen gelegentlich schon hier erörtert werden.

Und zwar läßt sich zunächst folgende Liste idg. Säugetiere an der Hand der Sprache zusammenstellen:

a) Raubtiere.

1. Hund: sskrt. *çvā́*, zend. *spā*, armen. *šun*, griech. *κύων*, lat. *canis*, got. *hunds*, lit. *szů̃*, ir. *cú*.
2. Wolf: sskrt. *vṛ́ka*, zend. *vehrka*, armen. *gail*, griech. *λύκος*,

lat. *lupus*, got. *vulfs*, alb. *ul'k*, altsl. *vlŭkŭ*, lit. *wilkas*.

3. Bär: skrt. *ṛksha*, Pamird. *yurš*, arm. *arǰ*, griech. *ἄρκτος*, lat. *ursus*, ir. *art*, alb. *arí*.

4. Otter: skrt. *udrá*, zend. *udra*, griech. *ὕδρος*, ahd. *ottir*, lit. *udrà*, altsl. *vydra*.

5. Iltis: skrt. *kaçîka*, lit. *szẽszkas* (Fick B. B. III, 165).

Auf die europäische Gruppe beschränkt:

1. Igel: griech. *ἐχῖνος*, ahd. *igil*, lit. *eżýs*, altsl. *ježĭ* (armen. *ozni*).

2. Fuchs: griech. *ἀλώπηξ* *), lit. *lãpė* (lat. *vulpês?*), griech. lac. *φοῦα* = got. *faúhô* (Vgl. B. B. XV, 135).

3. Luchs: griech. *λύγξ*, ahd. *luhs*, lit. *lúszis*.

4. Wiesel: griech. *αἰέλουρος* = ahd. *wisil, wisul;* griech. *γαλῆ* = cymr. *bele* (Vgl. K. Z. XXX, 358, 367).

Auf die arische Gruppe beschränkt:

Schakal: skrt. *sṛgâlá*, np. *shagâl* (?).

b) Nager.

1. Maus: skrt. *mū́sh*, np. *mûš*, arm. *mukn*, griech. *μῦς*, lat. *mus*, ahd. *mûs*, altsl. *myšĭ*.

2. Hase: skrt. *çaçá*, Pamind. *süi*, afgh. *soi*, altpr. *sasins*, ahd. *haso*, wal. *ceinach* (Stokes B. B. IX, 88).

3. Biber: zend. *bawri*, lat. *fiber*, corn. *befer*, ahd. *bibar*, lit. *bėbrùs*, altsl. *bebrŭ*.

c) Einhufer.

Pferd: skrt. *áçva*, zend. *aspa*, griech. *ἵππος*, lat. *equus*, ir. *ech*, alts. *ehu*, lit. *aszwà*.

Vgl. auch arm. *ji*, gen. *jioy* = skrt. *háya*.

---

*) Als Fabelheld erscheint der Fuchs im Griechischen erst bei dem Parier Archilochos (frgm. 89). Diese Auffassung des Tieres ist wahrscheinlich semitischen Ursprungs. Vgl. Vf. K. Z. N. F. X, 464 und über andere Benennungen des Fuchses in Europa Vf. B. B XV, 135.

Auf die arische Gruppe beschränkt:

Esel: skrt. *khára,* zend. *khara.*

d) Zweihufer oder Wiederkäuer.

1. Rind: skrt. *gô',* zend. *gâo,* arm. *kow,* griech. *βοῦς,* lat. *bos,* ir. *bó,* ahd. *chuo,* altsl. *govędo.*
2. Schaf: skrt. *ávi,* griech. *ὄις,* lat. *ovis,* ir. *ói,* ahd. *auwi,* lit. *awis,* altsl. *ovica.*

Ziege: skrt. *ajá,* arm. *aic,* griech. *αἴξ* (ir. *ag allaid*), lit. *ožys,* alb. *δι.*

Auf den Ziegenbock beziehen sich wohl auch zend. *búza,* armen. *buc,* ahd. *boc,* ir. *bocc* und lat. *caper,* altn. *hafr.*

Auf die europäische Gruppe beschränkt:

Hirsch: griech. *ἔλαφος, ἐλλός,* lit. *élnis,* altsl. *jelenĭ,* cymr. *elain* — arm. *ελn.*

lat. *cervus* = ahd. *hiruz.*

Vgl. auch ahd. *elaho* (lat.-germ. *alces*), russ. *losĭ.*

Auf die arische Gruppe beschränkt:

Kamel: skrt. *úshṭra,* zend. *ushtra,* np. *ushtur,* Pamird. *üshtur, shtur, khtür.*

e) Vielhufer.

Schwein: skrt. *sûkará,* zend. *hû,* griech. *ὗς,* lat. *sus,* ahd. *sû,* altsl. *svinija.*

Ferner europäisch: lat. *aper,* ahd. *ebur,* altsl. *veprĭ,*
arisch: skrt. *varâhá,* zend. *varâza.*

In dieser Liste ist meines Erachtens nur wenig enthalten, was bei der Erörterung der Frage nach der Urheimat der Indogermanen zu verwerten wäre. Beachtung verdient einmal, daß in der urarischen Fauna alle diejenigen Vierfüßler wie Löwe, Elephant, Affe u. s. w. noch fehlen, auf welche das Sanskritvolk erst in Indien stieß, das andre mal, daß in dem Wortschatz der indogermanischen Spracheinheit wohl eine Benennung des Pferdes, nicht aber eine solche für Esel und Kamel vorhanden ist. Auf

diesen Punkt werden wir aber erst bei der Geschichte der Haustiere zurückkommen.

Zunächst wird es notwendig sein, unsere Stellung gegenüber der auch im Obigen öfters berührten Löwenfrage (vgl. p. 120, 126) darzulegen.

Wenden wir uns zuerst nach Asien, so scheinen die noch vereinigten Arier keine Bekanntschaft mit dem Könige der Tiere gemacht zu haben. Sein Name ist in den Gesängen des Avesta noch unbekannt. Wohl aber mußten die Inder nach erfolgter Loslösung von ihren iranischen Brüdern bei ihrer Einwanderung in das Fünfstromland auf das furchtbare Raubtier stoßen, wie denn der Löwe schon in den ältesten Liedern des Rigveda als schrecklichster Feind der Menschen und Herden gilt. Seine Benennung lautet im Indischen *simhá*, *simhí*, ein Wort, welches entweder den unarischen Ursprachen Indiens entstammt oder aus dem eigenen Wortschatz genommen ward, wo es dann ursprünglich ein leopardenartiges oder ähnliches Tier (vgl. arm. *inc* = *simhá* „Leopard") bezeichnet haben müßte.

In Europa scheinen zunächst sämtliche Löwennamen, wie ich dies auch früher annahm, auf Entlehnung aus dem griech. *λέων* zu beruhen; dies letztere selbst hat man aus den semitischen Benennungen des Tieres hebr. *l(ĕ)bî*, *lâbîy*, ägypt. *labu*, kopt. *laboi* abgeleitet. Diese Auffassung stößt aber doch bei näherer Betrachtung auf große lautliche Schwierigkeiten: weder kann das gemeinslavische *lĭvu* auf ahd. *lewo* zurückgehn, noch kann dieses selbst zusammen mit dem merkwürdigen ahd. *louwo* (Notker) aus lat. *leo* erklärt werden, und auch dieses wieder ist in seinem Verhältnis zu *λέων* (vgl. *leôn-em* : *λέοντ-α*, *λέαινα* aus **λεανjα*) keineswegs aufgeklärt. Es gewinnt daher doch den Anschein, daß wir in den europäischen Löwennamen neben mannigfacher Entlehnung einen auf Urverwandtschaft beruhenden Kern anzuerkennen haben, den freilich lautlich zu erschließen noch nicht gelungen*) ist. Der Gedanke aber, daß bei den europäischen In-

---

*) Es bieten sich, so viel ich sehe, zwei Möglichkeiten, die jedoch beide einige Punkte im Dunkeln lassen.

Einmal kann man von einer Wurzelform *liv* : *leiv* ausgehn. Aus *liv-* erklären sich: altsl. *lĭvŭ*, ahd. *lëwo*, wohl auch lit. *liũta-s* (vgl. oben

dogermanen ein urverwandter Löwenname aufkommen konnte, ist sachlich nicht unbegründet. Allerdings war der Löwe, der nach paläontologischen Anzeigen (vgl. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit II, 5) einst fast in ganz Europa verbreitet war, schon in der neolithischen Periode, z. B. aus der Fauna der Schweizer Pfahlbauten, im allgemeinen verschwunden. Dennoch aber hatte sich nach den ausdrücklichen und billig nicht zu bezweifelnden Nachrichten des Herodot (VII, 125) und Aristoteles (Hist. *anim.* 𝔇. 28) in Thrakien und den angrenzenden Gebieten eine Löwenart bis in die historischen Zeiten erhalten, so daß der Annahme nichts im Wege stände, die Indogermanen hätten in Europa selbst den Löwen kennen und benennen gelernt.

Indessen wer wollte in diesen Dingen weiter als bis zur Abwägung von Möglichkeiten vorzudringen hoffen?

Weit weniger zurück in die Geschichte der Indogermanen geht jedenfalls der furchtbare Nebenbuhler des Löwen in der Oberherrschaft über die Tiere, der Tiger. In Indien wissen die Gesänge des Rigveda noch nichts von ihm zu erzählen, sein Name (*vyâghrá*) begegnet erst im Atharvaveda, d. h. in einem Zeitraum, in welchem sich die indische Einwanderung schon mehr dem Ganges genähert haben mußte; denn in den Rohr- und Graswäldern Bengalens ist die eigentliche Heimat des Tigers zu suchen. Auch unter den Raubtieren des Avesta geschieht desselben keine Erwähnung. Die Landschaft Hyrkanien, von deren Tigerreichtum die späteren Schriftsteller des Altertums besonders viel erzählen, heißt damals *Vehrkana* „Wolfsland“.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß, wie H. Hübschmann (Armen. Stud. I, 14) vermutet, der Tiger erst in verhältnismäßig später Zeit sich von Indien her über Teile West- und Nordasiens verbreitet hat. Merkwürdig ist das armen. *vagr*

---

p. 126) und griech. *λῖς*, aus *leiv-* : ion. *λείων*, lat. *leo* (lat. *leo* aus *leiv-on* wie *deus* aus **deiv-o* = skrt. *dêv-ás*). Unklar bleibt das spät überlieferte ahd. *louwo*.

Oder man setzt *lev-jon* : *lov-jon* (W. *lu*, *lev*, *lov*) an. Aus ersterem erklärt sich griech. *λείων*, *λέων*, aus dem lat. *leo* dann doch entlehnt wäre, aus letzterem ahd. *lewo* und *louwo*. Unklar blieben das slavische *lĭvŭ*, das lit. *liũtas* und das griech. *λῖς*.

Zu mhd. *lunze* vgl. slav. *lvica*.

„Tiger“, das Hübschmann durch das Persische hindurch (np. *babr*, jedoch älter *papara* K. Z. XXVI, 542) aus skrt. *vyâghrá* entlehnt sein läßt. W. Geiger zählt, worin ich ihm nicht beistimmen kann, den Tiger bereits zur arischen Fauna (vgl. *La civilisation des Aryas* II, 35, *extrait du Muséon*).

In Europa ward der erste Tiger um das Jahr 300 v. Chr. in Athen gesehen. Der König Seleukus (Nicator) hatte ihn den Atheniensern zum Geschenk gemacht, wie die Verse des Philemon in der Neaera besagen:

> *ὥσπερ Σέλευκος δεῦρ' ἔπεμψε τὴν τίγριν*
> *ἣν εἴδομεν ἡμεῖς.* (Athen. XIII, 590).

Über seine griechisch-römische Benennung bemerkt Varro, der erste römische Autor, der des Tigers erwähnt: *tigris qui est ut leo varius; vocabulum ex lingua Armenia; nam ibi et sagitta et quod vehementissimum flumen dicitur, Tigris*, vgl. *l. L.* V, 20 *p.* 102, nur daß nicht im Armenischen, sondern im Iranischen *tighri*, npers. *tîr* „der Pfeil“ bedeutet.

Aber auch wenn wir von Löwe und Tiger absehen, enthält die eben angeführte Liste idg. Säugetiere genug Vierfüßler für den Jagdeifer des Urvolks; jedoch verdient in diesem Zusammenhang bemerkt zu werden, daß sich in den idg. Sprachen keine einheitliche und primitive Bezeichnung für „Jagd, jagen, Jäger“ findet. Dieser Begriff wird entweder durch Ableitungen von Wörtern für „Wild“ ausgedrückt (skrt. *mṛgá-yatê: mṛgá* „Wild“, *mṛgayâ'* „Jagd“, *mṛ́gayu* „Jäger“, griech. *θηρεύω* : *θήρ* = lat. *fĕrus*) oder Verba allgemeinerer Bedeutung haben den speciellen Sinn des Jagens angenommen wie griech. *ἀγρεύω, ἀγρεύς* von *ἄγρᾱ* (= ir. *ár* „Schlacht, Kampf“) oder ahd. *jagôn* (vielleicht = griech. *δι-(j)ώκω*) oder man hat sich endlich mit Umschreibungen wie griech. *κυνηγέτης* beholfen. Indessen verdient es bemerkt zu werden, daß in Europa auf drei auch sonst in ihrem Wortschatz sich vielfach berührenden Sprachgebieten (oben p. 180) eine idg. Sprachwurzel von allgemeiner Bedeutung übereinstimmend eine Beziehung zur Jagd und zum Wild erhalten hat. Es ist dies skrt. *vî, vḗti* „losgehen auf, bekämpfen“, das im lat. *vê-nari*,

ahd. *weida*, altn. *veiðr*, agls. *wâð* (**voi-to*) und im ir. *fiad* „Wild“, *fiadach* „Jagd“ (**vei-dho*) wiederkehrt.

Im allgemeinen wird man sich aber vielleicht hüten müssen, der Jagd in dem Leben des primitiven Hirten und angehenden Ackerbauers eine sehr bedeutsame Rolle einzuräumen. Wildpret wird den Göttern nicht geopfert und nur in Zeiten der Not gespeist. Vielleicht hat daher Tacitus den Charakter unserer Vorfahren richtiger beurteilt, wenn er in offenbar beabsichtigtem Gegensatz zu den Worten des Divus Julius *de bello gall.* VI, 21 *vita omnis in venationibus* und IV, 1 *multum sunt in venationibus* Germania cap. 13 ausdrücklich sagt: ***non multum venationibus***, *plus per otium transigunt, dediti somno ciboque.* Der primitive Mensch kämpft aus Not gegen die Tiere, zum Sport wird dieser Kampf erst auf höheren Kulturstufen und erheischt erst dann specielle Benennungen.

In der Vogelwelt*), zu der wir nunmehr übergehen, erschwert die Ermittlung eines urzeitlichen Bestandes die schon früher (vgl. p. 194) hervorgehobene Häufigkeit onomatopoetischer Bildungen. So finden wir als charakteristisch:

Für die Eule: die Laute *ū* und *bū:*
skrt. *ûlaka*, lat. *ulula*, ahd. *ûwila*, — arm. *bu-êč*, griech. *βύας*, lat. *bûbo*.

Für den Kukuk: *ku:*
skrt. *kôkilá*, griech. *κόκκυξ*, lat. *cucûlus*, altsl. *kukavica*, lit. *kukù'ti*, ir. *cói*.

Für den Hahn: *Kerk*:
skrt. *kṛka-vâ'ku*, zend. *kahrkâsa*, *kahrkatâs*, npers. *kark*, kurd. *kurk*, afgh. *čirk*, osset. *kharkh*, Pamird. *körk*, griech. *κέρκος* (vgl. auch *κέρκαξ· ἱέραξ*, *κερκάς· κρέξ*, *κερκιθαλίς· ἐρωδιός*, *κερκνύς· ἱέραξ* (Hesych), ir. *cerc*.

Für den Raben und die Krähe: *kor*:

---

*) Vgl. manches hierher gehörige bei O. Keller Griechische und lat Tiernamen Ausland 1879 p. 441 ff., p. 470 ff. und A. v. Edlinger Erklärung der Tiernamen.

griech. *κόραξ*, lat. *corvus* — griech. *κορώνη*, lat. *cornix*, umbr. *curnaco*.

Für den Wiedehopf: *up*:

griech. *ἔποψ*, lat. *upupa*.

Für den Häher: *ki-ki*:

skrt. *kikidîví*, griech. *κίσσα* (aus **κικια*), ahd. *hehara*.

Für ein rebhuhnartiges Tier: *te-ter*, *ti-tir*:

skrt. *tittirí*, npers. *tédzrév*, gr. *τέτραξ*, *τέτριξ*, *τετράων*, lat. *tetrao*, altsl. *tetrěvŭ* (mit vielfältigem Bedeutungswandel).

Auch gehen aus derselben Wurzel nicht selten die Benennungen sehr verschiedener Vögel hervor: so aus *qan* (lat. *cano*) lat. *ci-côn-ia* „Storch", griech. *κύκνος* „Schwan" (**qe-qno-*, falls das griechische Wort nicht zu skrt. *çakuná* oben p. 184 zu stellen ist) und germ. *hana*, *huon* „Hahn, Huhn", *ἠικανός · ἀλεκτρυών* Hes. (W. *qn*, *qan*, *qôn*). Auch skrt. *kop-ốta* „Taube", Pamird. *kibût* und ahd. *habuh* „Habicht" (mlat. *capus*) scheinen auf dieselbe Wurzel (lat. *capio*) „fassen", „greifen" zurückzuführen.

Von derartigen Benennungen abgesehen, stimmen nur wenige Vögelnamen in asiatischen und europäischen Sprachen überein. Ich nenne:

skrt. *çyḗna*, zend. *saêna* „Adler oder Falke", griech. *ἰκτῖνος* „Weihe" (armen. *çin* „*milvus*"?)

skrt. *vártikâ*, Pamird. *wolch*, griech. *ὄρτυξ* „Wachtel".

skrt. *haṁsá*, armen. *sag*, afgh. *zâghah*, griech. *χήν*, lat. *anser* (ir. *gēis* „Schwan"), germ. *gans*, altsl. *gąsĭ* (viell. aus dem Germ. entlehnt), lit. *žąsis* „ein gansartiger Vogel".

skrt. *âtí*, griech. *νῆσσα*, lat. *anas*, ahd. *anut* „ein entenartiger Vogel".

Häufiger sind Übereinstimmungen innerhalb Europas:

Ahd. *aro*, altsl. *orĭlŭ*, lit. *erélis*, corn. *er* „Adler" : griech. *ὄρνις* „Vogel" (vgl. griech. *αἰετός* „Adler" aus **α-Fι-j-ετος* n. Benfey : skrt. *vi* „Vogel", griech. *οἰωνός*).

Griech. *γέρανος*, lat. *grus*, cymr. *garan*, agls. *cran*, lit. *gérvė*, altsl. *žeravĭ* (armen. *kṛunk*) „Kranich".

Griech. *κίλλ-ουρος* (κι-λ-ια*) = lit. *kielė* „Bachstelze“ (Bf. B. B. XV, 127).**

Griech. *λάρος*, altn. *líri* „ein Seevogel“ (? Bugge B B. III, 105).

Lat. *turdêla*, mhd. *drostel*, lit. *strázdas* „Drossel“.

Lat. *picus*, ahd. *specht* „Specht“.

Lat. *sturnus*, ahd. *stara* „Star“.

Mit starkem Bedeutungswandel:

Griech. *ψάρ* „Star“, lat. *parra*, umbr. *parfa* „avis auguralis“ (oder *pārus* „Meise“), ahd. *sparo* „Sperling“.

Lat. *merula* (**mis-ula*) „Amsel“: ahd. *meisa* „Meise“.

Soviel über die Benennungen idg. Vögel. Auch hier sparen wir die Beantwortung der Frage, ob einige derselben schon in vorhistorischen Zeiten in die Zucht des Menschen übergegangen waren, für das folgende Kapitel auf, um dagegen schon hier die Bedeutung zu würdigen, welche die Vogelwelt im Glauben oder Aberglauben der Indogermanen besitzt.

Das Tier der Wildnis ist dem Menschen auf frühen Kulturstufen an sich ein Gegenstand scheuer Verehrung. An Fuchs, Wolf, Wiesel u. s. w., die auf dem Weg des Wandernden oder in seinem Gesichtskreis erscheinen, knüpft derselbe freudige, zumeist trübe Ahnungen, wie wir uns heute überhaupt kaum noch eine genügende Vorstellung machen können von dem Grad religiöser und abergläubischer Beklemmung, mit welcher die verschiedenen Erscheinungen der Natur das Gemüt des Menschen belasten (vgl. P. Schwarz Menschen und Tiere im Aberglauben der Griechen und Römer Progr. Celle 1888 und L. Hopf Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit. Stuttgart 1888).

In besonders hohem Grade gilt das Gesagte von dem Reich der Vögel, deren unberechenbares und geheimnisvolles Kommen und Gehen aus dem und in den Raum, in welchem man den Sitz der Unsterblichen wähnte, sie vor anderen Tieren geeignet erscheinen ließ, dem Menschen über den Willen der Götter oder über das Dunkel der Zukunft Andeutungen zu machen. Auch die Beobachtung, daß es Vögel sind, welche zuerst den nahenden Frühling und Winter verkünden, mochte mit dazu beitragen,

ihnen die Gabe der Weissagung zuzuschreiben, obgleich es allerdings nicht in erster Linie Wandervögel, sondern zumeist Raubvögel sind, denen dieselbe eignet.

Einige Vögel sind an sich glück-, andere unglückverkündend. Zu letzteren gehört neben der Eule, was weniger bekannt zu sein scheint, auch die Taube. Die Taube ist ein indog. Totenvogel, mag sie nun zu dieser Auffassung infolge ihres schwarzgrauen Gefieders (*πέλεια* : *πελός*, got. *dûbô* : ir. *dub* „schwarz") oder infolge ihrer klagenden, schon von den Alten bemerkten Stimme gekommen sein.

Ulfilas übersetzt Turteltaube (*τρυγών*) mit *hraivadûbo* „Totentaube". Die Longobarden errichteten, wie J. Grimm (D. Myth.) aus Paulus Diac. mitteilt, auf den Kirchhöfen neben den Gräbern Stangen für auswärts gefallene oder gestorbene Blutsverwandten, auf deren Spitze sich das hölzerne Bild einer Taube befand.

Die gleiche Anschauung begegnet uns im Veda. Hier ist *kapô'ta* „Taube" der Bote der *Nirṛti*, des Genius des Verderbens, und des *Yama*, des Totengottes. Charakteristisch hierfür ist Rigveda X, 165:

1. *Dê'vâḥ kapô'ta ishitô' yád ichán dhûtô' nirṛtyâ · idám âjagâ'ma*

tásmâ arcâma kṛṇávâma nishkṛtim çáṃ nô astu dvipádê çáṃ cátushpadê.

„O Götter, was die eilige Taube, der *Nirṛti* Bote, suchend hierherkam, dafür wollen wir singen und Entsühnung machen: Heil sei unserem Zweifüßigen, Heil dem Vierfüßigen".

---

2. *çiváḥ kapô'ta ishitô' no astu anâgâ' dêvâḥ çakunô' gṛhê'shu.*

„Huldvoll sei uns die eilige Taube, ohne Unheil, ihr Götter, der Vogel im Hause."

3. *mâ' nô hiṅsîd ihá dêvâh kapô'ta.*

„Nicht möge uns hier, Götter, die Taube verletzen."

4. *yásya dûtáḥ práhita êshá êtát tásmai yamâ'ya námô astu mṛtyávê.*

„Als dessen Bote diese (die Taube) hierher gesandt ist, dem Jama soll Verehrung sein, dem Tode" u. s. w.

Vgl. auch A. Weber Omina und Portenta. Abh. d. k. Ges. d. W. in Berlin 1858 und E. Hultzsch Prolegomena zu *Vasantarâja çâkuna* nebst Textproben Leipzig 1879. Dürfen wir aber die Vorstellung von der Taube als von einem Totenvogel als indog. in Anspruch nehmen, so erklärt sich vielleicht auf diese Weise eine bisher dunkle Bezeichnung dieses Tieres im Griechischen *φάσσα, φάττα,* welches alsdann (vgl. *πρόφρασσα* und *Περσέφασσα*) zu W. *φεν* (**φṇ-τjα*) in *ἔ-πε-φν-ον, φόν-ος* gehören und die Taube direkt als die „todbringende" bezeichnen würde.

Im allgemeinen aber ist das Erscheinen oder das Geschrei desselben Vogels günstig oder ungünstig, je nachdem es von rechts oder links erfolgt. Hierbei zeigt sich bekanntlich die eigentümliche Thatsache, daß den Römern die linkseitigen Omina als glückbedeutende, die rechtseitigen als unglückbedeutende gelten, während bei anderen indog. Völkern das umgekehrte Verhältnis herrscht. Es wäre daher nicht ohne Interesse, die ursprüngliche indogermanische Anschauung zu ermitteln.

J. Grimm (Geschichte d. D. Spr. „Recht und Link" p. 980—996) hat sich diese Dinge in folgender Weise zurechtgelegt: Derselbe geht von der unzweifelhaft richtigen Thatsache aus, daß die Indogermanen sich ursprünglich in der Weise im Raume orientierten, daß sie das Antlitz der Sonne zuwandten, so daß der Süden rechts, der Norden links war. Der Beweis hierfür liegt in der Übereinstimmung der arischen Sprachen und des Keltischen. Vgl. skrt. *prañc* und *pū́rva* = zend. *pouru* „vorn" = Osten, skrt. *dákshiṇa* = zend. *dashina* „rechts" = Süden, skrt. *savyá* „link" = Norden und ir. *dess* „rechts" und „südlich", *túath* „links und nördlich". Einen Rest dieser Anschauung hat auch das Germanische in seinem ahd. *nord* u. s. w. bewahrt, welches dem umbrischen Adjektivum *nertru* „*sinistro*", *nertruku* „*ad sinistrum*" entspricht*) (griech. *νέρτερος* „unten befindlich").

---

*) Andere Benennungen der Himmelsgegenden vgl. Handelsgeschichte u. Warenkunde I, 42. Nachzutragen ist altsl. *jugŭ* „Süd", „Südwind", čech. *jih* „Tauwetter", welche ich dem griech. *ὑγρός* „feucht", „naß" vergleiche. Vgl. auch *νότος* „Süd", „Südwind", *νότιος, νοτερός* „feucht", (nhd. *nass* (?) Ganz dunkel ist noch der germanische Name des Südens: ahd. *sundan*, altn. *sunnan*, aglſ. *sûđan* „von Süden her", urgerm. St. *sunþ-*.

Der Norden war also links. Da nun, so argumentiert J. Grimm weiter, das Altertum die Wohnung der Götter nach Norden setzte, so war es natürlich, daß die von links kommenden Zeichen für glückbringend galten. Diese Anschauung haben die Römer bewahrt. „Die Griechen aber und alle anderen mit ihnen hierin übereinstimmenden Völker, in der Wanderung gegen Westen begriffen, mußten sich gewöhnen, den Blick nach Abend statt nach Morgen zu richten, und der heilbringende Norden trat für sie zur rechten Seite, während er früher zur linken gestanden hatte“.

Diese Darstellung enthält mehrere Unwahrscheinlichkeiten. Ich will nur eine hervorheben. Die Inder, welche doch keinesfalls von Osten nach Westen wanderten und auch die ursprüngliche Orientierung in den Himmelsgegenden beibehielten (vgl. Dekhan = *dákshiṇa*), hätten, wenn J. Grimms Ansicht die richtige wäre, doch in jedem Fall die alte Anschauung von der glücklichen Verheißung der linkseitigen Omina beibehalten müssen. Aber schon im Rigveda gilt die rechte Seite für glückbringend. Vgl. Rgv. II, 42:

3. *áva kranda dakshiṇatô' gṛhâ'ṇâṃ sumañgalô' bhadravâdî' çakuntê.*

„Schreie, o Vogel, rechts her vom Hause, indem Du Glück bringst und Segen verkündest“,

und Rgv. II, 43:

1. *pradakshiṇíd abhí gṛṇanti kârávô váyô vádanta ṛtuthâ' çakúntayaḥ.*

„Von rechts her singen die Preissänger, die Vögel, welche der Ordnung gemäß sprechen.“

Im Gegensatz hierzu vergleiche die Bedeutungen von *vâ'ma* „link, schief, verkehrt, ungünstig ꝛc.“ *m.* „die linke Hand“, *n.* „Ungunst, Unheil“.

Ich will daher die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Benennung der südlichen Himmelsrichtung vielleicht zusammenfällt mit der des Meeres, der Meerenge: altn. *sund*, agls. *sund*, urgerm. St. *sunþ-* (aus **svum-tó*: *schwimmen*). Vgl. hebr. *yâm* „Meer“ (Mittelmeer) = „Westen“. Es würde hieraus folgen, daß die Germanen zu einer gewissen Zeit ihrer vorhistorischen Entwicklung im Norden eines Meeres gesessen hätten.

Mir scheint daher aus der Übereinstimmung des Sanskrit, Griechischen und Germanischen (vgl. J. Grimm a. a. O. p. 984 und Cicero *div.* II, 94: *ita nobis sinistra videntur, Grajis et barbaris dextra meliora* vielmehr zu folgen, daß diese Sprachen und Völker die ursprüngliche Anschauung bewahrt haben. Nur hatte „rechts — links“ = „glücklich — unglücklich“ in diesem Zusammenhang ursprünglich mit den Himmelsgegenden an sich überhaupt nichts zu thun, sondern beruhte lediglich auf einer symbolischen Übertragung der Auffassung, die man von der rechten und linken Hand von jeher hatte.

Das indog. Wort für „rechts“ (skrt. *dákshiṇa*, zend. *dashina*, altsl. *desinu*, lit. *deszinė*, griech. *δέξιός*, lat. *dexter*, ir. *dess*, got. *taihsvô*) bedeutet fast überall zugleich „tauglich, geschickt“. Vgl. auch alts., agls. *suithora*, *svîđre* „rechte Hand“, d. h. „*fortior*, *citior*“, mhd. *diu bezzer hant* (J. Grimm a. a. O. p. 987). Umgekehrt gehört griech. *λαιός*, lat. *laevus*, altsl. *lěvŭ* zu griech. *λιαρός* „*tepidus*, *lenis*“, ahd. *slêo*, alts. *slêu* „matt, lau“ (St. **slaivo* : **slivo*), skrt. *a-srê-mán* „nicht ermattend“ und in ganz ähnlicher Weise möchte ich auch unser *link* erklären. Ich stelle ahd. *lencha* „linke Hand“, niederrh. *slinc* (*St. **slenqo*) : griech. *λαγαρός* „schmächtig“ (St. **slṇg-*) und lat. *langueo* „matt sein“ (St. **slṇ̄g-*). Ferner liegt schon griech. *λήγω* „höre auf“ : ahd. *slach*, altn. *slakr* (W. **slēg* : **slag*). Für *σκαιός* = lat. *scaevus* „link“ fehlt leider eine Etymologie. Got. *hleiduma* : griech. *κλῖτύς* „Abhang“ ist wohl „die schiefe“ im Gegensatz zu *rechts*, urspr. „gerade“.

Von der rechten Seite kamen also die glücklichen Anzeichen, weil rechts so viel wie „tauglich“, „geschickt“ war, von der linken die unglücklichen, weil links für „matt“ und „kraftlos“ galt. Nun ist es eine auf allen Sprachgebieten sich zeigende Erscheinung, daß man sich scheut, ominöse, unglückbedeutende Wörter in den Mund zu nehmen. Es wäre denkbar, daß die zähe Bewahrung des Wortes für rechts in den indog. Sprachen gegenüber dem Auseinandergehen selbst von Dialekten in der Bezeichnung von links — man denke an die germanischen und italischen (umbr. *nertro* : lat. *sinister*) Sprachen — sich aus diesem Umstand erkläre. An Stelle jener ominösen Wörter aber, die man zu vermeiden sucht, setzt man gern euphemistische Ausdrücke (vgl.

unser „Freund Heim" für „Tod") oder Versicherungen religiöser Scheu (vgl. unser „Gottseibeiuns" für „Teufel") ein.

Erst in diesem Zusammenhang scheinen mir einige Wörter für „link" in den indog. Sprachen ihr volles Verständnis zu finden. So das griech. *εὐώνυμος*, welches in demselben Sinn „von guter Vorbedeutung" bezeichnet, in welchem für die grausigen Erinyen Eumeniden „die gnädigen" d. h. die uns gnädig sein mögen gesagt wird. Griech. *ἀριστερός*, schon bei Homer (Od. XX, 242) „links" und „unglückbedeutend", leite ich nicht von *ἀρείων*, *ἄριστος*, *ἀραρίσκω*, *ἀρέσκω*, sondern von *ἀρά* „Gebet", „Flehen", „Fluch", „Verwünschung", *'ραῖος*, *ἀράομαι*, *ἀρειή* ab, so daß es die Seite bezeichnet, die man nur mit scheuer Verehrung nennt. Ebenso ist meines Erachtens für zend. *vairyastâra* und ahd. *winistar* „link", die nach K. Brugmann von Haus aus den Sinn des Guten und Erwünschten hätten (Rhein. Mus. N. F. XXXIII, 399 ff.), vielmehr von den Wurzeln *ver* und *ven* in der Bedeutung des lat. *verêri* und *venerâri* auszugehn, so daß auch der Sinn dieser Wörter *verendus* und *venerabundus* wäre.

Am ehesten könnte man im Lateinischen ein Wort für „link" erwarten, das direkt so viel wie „förderlich" bedeutet, wie denn auch Brugmann a. a. O. ansprechend lat. *sin-i-ster* von *sen-ex*, wozu es Windisch K. Z. XXVII, 169 gestellt hatte, trennt und es mit W. *sen* (skrt. *sán-îyas* „mehr gewinnend", griech. *ἀ-νύω*) zusammenbringt.

Ursprünglich hatte also rechts und links mit Osten und Westen, Süden und Norden, was die Deutung der *omina* anbetraf, nichts zu schaffen.

Erst als die Deutung der Vogelzeichen und der anderen *οἰωνοί**) in Hellas und Rom eine eigentliche Wissenschaft geworden war, machte sich eine Übertragung von rechts und links auf die Himmelsgegenden notwendig. Der griechische *θεοπρόπος* „Götterbefrager" (W. *prek̂* = got. *fraíhnan*) oder *μάντις* wendete hierbei, abweichend von der ursprünglichen Orientierung, das Antlitz

---

*) Ebenso wie das griech. *οἰωνός*, hat im Skrt. *çákuna* urspr. „Vogel" die Bedeutung „*omen*" angenommen. *çâkuna* ist die Wissenschaft des *çâkunika*, d. h. dessen, der die *çâkuna* zu deuten versteht. Vgl. darüber E. Hultzsch a. a. O. p. 6 ff.

nach Norden: so war der Osten rechts und glückbringend, der Westen links und unheilvoll. Dies geht deutlich z. B. aus Il. XII, 237 ff. hervor:

> *τύνη δ'οἰωνοῖσι τανυπτερύγεσσι κελεύεις*
> *πείθεσθαι, τῶν οὔτι μεταπρέπομ' οὐδ' ἀλεγίζω*
> *εἴτ' ἐπὶ δεξί' ἴωσι πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε*
> *εἴτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε ποτὶ ζόφον ἠερόεντα.*

Σκαιός = lat. *scaevus* „link" wird verschiedentlich (vgl. Od. III, 295) in Sinne von westlich gebraucht.

Bei den römischen Auspicien haben wir zwei verschiedene Orientierungen anzunehmen: einmal die häufigere, altindogermanische, nach Osten gewandte, und zweitens eine seltenere, anscheinend jüngere, nach Süden (vgl. Nissen Das Templum 1869 p. 171 ff.). Die linke Seite, welche in der Auffassung des Augurs die glückbringende ist, ist demnach entweder der Norden (vgl. *Serv. ad Aen.* 2,693: *sinistras autem partes septentrionales esse augurum disciplina consentit, et ideo ex ipsa parte significantiora esse fulmina, quoniam altiora et viciniora domicilio Jovis*) oder der Osten, die Gegend des Aufgangs. Neben dieser Anschauung läuft aber die gewöhnliche, vielleicht volkstümliche von der Ungunst linkseitiger, der Gunst rechtseitiger Omina, wie ein Blick in das Lexikon unter *laevus, scaevus, dexter* lehrt, durchaus her. Vgl. auch Plaut. Asin. II, 1, 12: *picus et cornix ab laeva, corvus, parra ab dextera consuadent.*

Wie der römische Augur auf die optimistische Auffassung linkseitiger Omina verfallen ist, ob in Anlehnung an etrurisches Ritual (vgl. Dionys. 2,5: *τίθενται δὲ Ῥωμαῖοι τὰς ἐκ τῶν ἀριστερῶν ἐπὶ τὰ δεξιὰ ἀστραπὰς αἰσίους, εἴτε παρὰ Τυρρηνῶν διδαχθέντες ...*), oder aus kosmogonischen oder anderen Gründen, wissen wir nicht. Keinesfalls aber sind wir berechtigt, eine Singularität römischer Auguralweisheit, welche in Widerspruch mit den Gebräuchen der verwandten Völker steht, für alt indogermanisch zu halten.

Schließlich und mehr beiläufig sei noch auf eine Richtung hingewiesen, in welcher die Vogelwelt, wenn auch nicht in der Zeit vor der Trennung der Indogermanen und nicht bei allen indog. Völkern, von kulturhistorischer Bedeutung geworden ist, auf

die Sitte, mit Falke, Habicht, Sperber u. s. w. kleineres Wild zu jagen. Wann und wo ist diese Jagdart zuerst aufgetreten?

V. Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere [3] p. 367) behauptet, die Falkenjagd sei keine deutsche Übung, sie sei vielmehr den Deutschen von den Kelten zugekommen, und nicht einmal in sehr früher Zeit. Für diese Aufstellung scheint mir aber jeglicher Beweis zu fehlen; denn die Jagd mit Vögeln läßt sich, wenigstens in früheren Epochen, bei keltischen Völkern überhaupt nicht nachweisen, und was die Wortreihe ir. *sebocc*, cymr. *hebauc* — ahd. *habuh*, altn. *haukr* „Habicht" anbetrifft, so sind nicht, wie Hehn glaubte, die Germanen, sondern umgekehrt die Kelten (vgl. Thurneysen Kelto-romanisches p. 22) der entlehnende Teil.

Im IV. nachchristlichen Jahrhundert muß die neue Jagdweise bei den Römern aufgekommen sein (vgl. Baist Z. f. D. A. u. L. 1883 p. 54 und W. Brandes Arch. f. lat. Lex. 1886 p. 141 *accipiter* „Jagdfalke"), und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie auf romanischen Boden von germanischem her eingewandert ist. Hierfür sprechen eine Reihe romanischer Termini der Falkenjagd, welche sichtlich germanischen Ursprungs sind: so it. *sparaviere*, frz. *épervier* : ahd. *sparwâri* „Sperber", it. *gerfalco*, span. *gerifalte*, prov. *girfalc*, frz. *gerfaut* : altn. *geirfalki* „Sperfalke" (Baist a. a. O. p. 59) oder aus *geierfalke*, it. *logoro*, frz. *leurre* : mhd. *luoder* „Lockspeise". Auch ahd. *falcho*, altn. *falke*, mlat. *falco*, it. *falcone*, frz. *faucon*, wenngleich ich der von Baist vorgeschlagenen Ableitung von *fallen* ebensowenig, wie der Kluge'schen (Et. W. [4]) von *Volcae* beistimmen kann, scheint viel eher barbarischen als romanischen Ursprungs zu sein (vgl. Baist a. a. O. p. 58).

Ist dies aber richtig, so könnte die Falkenbeize, da Cäsar Plinius, Tacitus sie noch nicht bei den Germanen kennen, bei denselben erst im zweiten oder dritten Jahrhundert aufgekommen sein. In diese Zeit aber, d. h. ungefähr in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts fällt die Wanderung der Goten an die untere Donau und das Schwarze Meer. Südlich nun von der Donau, im alten Thrakien, war, wie wir schon aus Aristoteles H. A. 9,36,4 wissen, die Jagd mit Habichten in vorchristlichen Jahrhunderten geübt worden. Hat aber diese Jagdweise an thrakischem Boden gehaftet, so können die Germanen sie hier kennen gelernt und weiter ausgebildet haben, wie dies ähnlich übrigens

schon die Meinung J. Grimms (Geschichte d. D. Spr. p. 47) ist, der in dieser Frage richtiger als V. Hehn geurteilt hat. Bemerkt sei noch, daß Ktesias (*op. reliquiae coll.* Bähr 250) die Jagd mit Vögeln, welche im Orient namentlich bei turkotatarischen Völkern zu Hause ist (vgl. Vámbéry Primitive Kultur p. 100), auch in Indien kennt, ohne daß aber die indischen Quellen, so viel ich weiß, eine Bestätigung dieser Nachricht enthielten.

Nur wenige Bemerkungen werden hier über die übrigen Tierklassen, die mit Rücksicht auf ihre indog. Benennungen aufzuführen ich mir versage, zu machen sein. Einzelnes wird uns später begegnen. Hervorgehoben ist bereits (vgl. oben p. 165) der völlige Mangel etymologisch verwandter Fischnamen, gewiß eine bedeutsame kulturhistorische und geographische Thatsache. Es könnte scheinen, daß die Benennung des Aales in einigen europäischen Sprachen, griech. ἔγχελυς, lat. *anguilla*, lit. *ungurỹs*, altsl. *ągorišti* hiervon eine Ausnahme machte, und da dieser Fisch in den Flüssen, welche direkt oder indirekt ins Schwarze Meer münden, nicht vorkommt, so hat Penka die Herkunft der Arier p. 38,46 das südliche Rußland schon deswegen als ausgeschlossen von der Frage nach der Urheimat der Indogermanen bezeichnet. Dieser Schluß scheitert an der Thatsache, daß die genannten Namen des Aales erst in den Einzelsprachen entstandene Diminutivableitungen eines ursprünglichen Wortes für Schlange: sskrt. *áhi-*, zend. *aži-*, lit. *angìs*, lat. *anguis*, altir. *esc-ung*, ahd. *unc*, griech. ἔχις sein können und wahrscheinlich sind (oben p. 166). Auch würde eine arische Entsprechung fehlen. Als „ur-arisch" bezeichnet Penka a. a. O. auch die Namen der Auster griech. ὄστρεον, lat. *ostrea*, aglf. *ôstre*, nhd. *ûster*, deren Verwandtschaft aber unzweifelhaft auf Entlehnung beruht.

Dies hebt M. Müller *Biographies of words* p. 118, 124 richtig hervor. Ebensowenig will freilich das genannte Wort für Schlange (vgl. auch lat. *serpens* = sskrt. *sarpá*) besagen, da es schlangenartige Tiere wohl überall auf indog. Boden gab.

Wohl aber scheint es krebsartige Tiere in der indog. Fauna gegeben zu haben, worauf die Gleichungen sskrt. *karkaṭa* = griech. καρκίνος, lat. *cancer* (aus **carc-ro*?) und griech. κάμαρος = altn. *humarr* hinweisen.

III. Kapitel.

Viehzucht.

Ältester Bestand indog. Haustiere: Rind, Schaf, Ziege, Hund — Schwein und Pferd. Reiten und Wagenkampf. — Älteste Geschichte des Maultiers, Esels und Kamels. — Schluß auf die indog. Urheimat. — Die Katze. Das Geflügel. — Affe, Papagei und Pfau.

Wer heute in einen deutschen Bauernhof tritt und das freundliche Leben betrachtet, das sich hier entfaltet: wie das stolze Roß gehorsam seinen Nacken dem Joche beugt, wie die Kuh ihr strotzendes Euter der Melkerin darbietet, wie die reichwollige Schafherde zum Thore hinauszieht, begleitet von ihrem treuen Hüter, dem Hund, der sich wedelnd an seinen Herrn schmiegt, dem scheint dieser trauliche Verkehr zwischen Mensch und Tier so natürlich, daß er kaum begreifen kann, es sei einmal anders gewesen.

Und doch zeigt uns auch dieses Bild nur das Ergebnis einer tausend- und abertausendjährigen Kulturarbeit, deren ungeheure Bedeutung nur deswegen weniger in die Augen springt, weil einmal das täglich Geschaute am wenigsten unsere Bewunderung erregt.

Freilich in den Kulturstaaten der alten Welt verliert sich die erste Zähmung der Haustiere in dem Dunkel der Zeiten. Die Bewohner der Flußthäler des Nils, der Ebenen zwischen Euphrat und Tigris gehören zu den Pionieren der Kultur auch in dieser Hinsicht. Ja, gehen wir über die Grenzen der geschicht-

lichen Überlieferung hinaus, um in die Zeiten hinabzusteigen, in welchen die semitischen Sprachen und Völker sich noch nicht differenziert hatten, so finden wir auch damals die Zähmung der Tiere schon weit vorgeschritten. Bereits haben Esel, Kamel, Ziege, Schaf, Rind, Hund, ja vielleicht auch das Pferd sich dem Dienste des Menschen gebeugt (vgl. Hommel Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern p. 461 f.).

Auch der Indogermane war ein Viehzüchter, die Herde (got. *haírda* = skrt. *çárdha*) sein Reichtum (Tac. Germ. cap. 5), das Ziel seines Kampfes (skrt. *gávishṭi* „Streben nach Kühen" = „Streit"), die Quelle seiner Ernährung und Bekleidung. Allerdings muß auch er einmal eine niedrigere Stufe durchlaufen haben, und man könnte die Frage aufwerfen, ob aus eigener Kraft oder durch das Beispiel benachbarter Völker die indog. Viehzucht erwachsen sei. Doch werden wir sogleich sehen, daß die Namen der ältesten Haustiere im Indogermanischen ein so durchaus einheimisches Gepräge tragen, daß kein Anhalt für die Annahme einer Entlehnung aus der Fremde gegeben ist. Für die Bedeutung des Viehstandes in der Urzeit spricht schon die Existenz eines gemeinschaftlichen Kollektivnamens für denselben. Unser *vieh*, ahd. *fihu*, got. *faíhu*, altpr. *peku* ist etymologisch dasselbe wie lat. *pecus*, skrt. *paçú*, zend. *pasu* (bes. „Kleinvieh") und geht auf eine Wurzel skrt. *paç* (skrt. *pâçáyâmi*) zurück, welche „festbinden", „fangen" bedeutete. Die Haustiere waren also vielleicht ursprünglich die „festgebundenen", im Gegensatz zu den draußen wild umherschweifenden (Curtius Grundz.[5] p. 267). Auch eine Reihe allgemeiner, namentlich auf die Viehzucht bezüglicher Ausdrücke ist hier zu nennen wie griech. ἔϑρις = skrt. *vádhri* „verschnitten", der Gebrauch des W. *ster* für Benennungen des unfruchtbaren Tieres (skrt. *starî́*, armen. *sterǰ*, ahd. *stëro* „Widder", nhd. *stärke*, griech. στεῤῥός, lat. *sterilis*), der Wurzeln *ers* (skrt. *ṛshabá*, griech. ἄῤῥην) und *vers* (skrt. *vṛ́sha*, lat. *verres*, lit. *wer̃szis*) für das Männchen, der W. *dhê* (skrt. *dhênú*, zend. *daênu*, ir. *dínu* „*agna*" rc.) für das Weibchen u. a. m.

Die bei weitem wichtigste Stellung in der Viehzucht nimmt das Rindvieh ein, wie die detailierten Namen der Urzeit für Alter und Geschlecht desselben beweisen. Es sind hier zu nennen:

sskrt. *ukshán*, got. *aúsha*, cymr. *ych*, corn. *ohan*
zend. *staora* („Zugvieh"), got. *stiur*, altn. *þjórr*, altsl. *turŭ*, — griech. *ταῦρος*, lat. *taurus*, osc. *ταυρομ*, umbr. *toru turuf*, gall. *tarvos*, ir. *tarb*
sskrt. *gô'*, zend. *gâo*, armen. *kow*, griech. *βοῦς*, lat. *bos*, ir. *bó*, ahd. *chuo*, altsl. *govędo*
sskrt. *vaçâ'*, lat. *vacca*
griech. *πόρτις*, ahd. *farro* (sskrt. *pṛ́shatî* „gesprenkelte Kuh").

Die Kuh, welche ebenso wie der Stier auch in die mythologischen Anschauungen der indog. Völker aufs engste verwebt ist, hat bei Lebzeiten eine doppelte Bedeutung. Sie ist einmal die milchspendende (sskrt. *dhênú*, zend. *gâo daênu*), das andere Mal ist sie das eigentliche Zug- und Lasttier der Urzeit (sskrt. *anaḍvâ'h*). Geschlachtet, wird ihr Fleisch genossen, ihr Fell zu Schilden, Bogensehnen, Schläuchen, Riemen, Kappen ꝛc. verarbeitet.*)

Unter dem Kleinvieh waren ohne Zweifel Schafe und Ziegen der Urzeit bekannt. Die Vertrautheit der Urzeit mit diesen Haustieren beweist erstens ihre übereinstimmende Benennung in zahlreichen indog. Sprachen (vgl. sskrt. *ávi*, griech. *ὄϊς*, lat. *ovis*, ir. *ói*, ahd. *auwi*, lit. *awìs*, altsl. *ovĭca*, vgl. auch griech. *ἀμνός* = lat. *agnus*, ir. *uan*, altsl. *jagnę* und arm. *garn* = griech. *ἀρήν* und sskrt. *ajá*, arm. *ayts*, griech. *αἴξ*, lit. *ożỹs*, alb. *δι*, vielleicht auch zend. *iza* in *izaêna* = sskrt. *ajína*, altsl. *jazĭno* „Fell" (vgl. ferner oben p. 361), zweitens aber ihre Domestikation in allen ältesten Epochen der indog. Kulturgeschichte,

*) Über Schilde aus Rindshaut vgl. oben p. 326. Besonders hervorzuheben ist, daß in alten Zeiten der Schlauch aus Tierfell, wie es noch heute bei Nomadenvölkern der Fall ist (Vámbéry Primitive Kultur p. 81), zur Aufbewahrung flüssiger Dinge dient, und daß sich aus dieser Sitte mehrere Namen von Hohlmaßen und Gefäßarten bei den indog. Völkern erklären. Vgl. griech. *πέλλα* „Milcheimer" (Il. XVI, 642) — niemals „Fell" — : lat. *pellis*, got. *-fill* (Vs. K. Z. XXX, 479), lat. *culeus* „das größte Kubikmaß für flüssige Dinge" : griech. *κουλεός* „Schlauch", mlat. *bulga*, mhd. *bulga* „Wasserbehälter von Leder", ahd. *bulga* „lederner Sack" : got. *balgs*, ir. *bolc*, ahd. *tunna* „Tonne" aus dem Keltischen ir. *tunna* : mittelir. *tond*, *tonn*, bret. *tonnen* (**tunnâ* oder **tundâ*, Thurneysen Kelto-rom. p. 87) „Tier- und Menschenhaut", ir. *crocan* „*olla*" (agls. *crocca*, altn. *krukka*) : ir. *crocenn* „Haut" (Zeuß Gr. C.[2] p. 778) ꝛc.

bei den Indern des Rigveda, bei den Iraniern des Avesta, bei den Griechen des Homer, bei den alten Römern 2c.

Eine etwas eingehendere Betrachtung erfordern die übrigen Vierfüßler, welche heute die Ställe und Höfe des Landwirts bevölkern. Beginnen wir mit dem Hausschwein, so kehrt allerdings dessen europäischer Name griech. ὗς, lat. *sus*, ahd. *sû*, altsl. *svinija* in dem arischen, zend. *hû* (osset. *khuy*, npers. *khûk*, Pamird. *khūg* *) 2c., vielleicht auch im skrt. *sûkará* „wilder Eber" wieder, allein der Veda **) und Avesta kennen Schweinezucht noch nicht, wie dieselbe auch den Ursemiten und der sumerischen Bevölkerung Babylons fremd ist. Hingegen ist sie, wie ein Blick auf den Reichtum des Odysseus an Schweinen lehrt, dem homerischen Zeitalter geläufig. Höchstens könnte man den sehr seltenen Gebrauch, welchen man im Verhältnis zu Rind, Schaf und Ziege bei den Opfern vom Schweine macht, für die jüngere Bekanntschaft der Griechen mit diesem Tiere geltend machen. Auch in Italien ist die Zähmung des Schweines (lat. *sus*, umbr. *sim acc. sing.*, *sif nom. plur.*) seit Alters eingebürgert, und das Schwein bildet einen integrierenden Bestandteil der Suovetaurilien. Bedenkt man diese Verhältnisse und erwägt, daß gerade in den europäischen Sprachen eine ihnen allen gemeinsame, neue, ursprünglich wohl das junge Tier bezeichnende Benennung des Schweines (griech. πόρκος bei Varro, lat. *porcus*, umbr. *porka*, ir. *orc*, ahd. *farah*, lit. *paršzas*, altsl. *prasę*) auftaucht, so liegt die Vermutung nahe, daß die Zähmung des Schweines zugleich mit zahlreichen Fortschritten in der Agrikultur (vgl. unten Kap. V) erst unter den europäischen Indogermanen sich verbreitet habe; denn das Schwein bedarf zu seiner Pflege und Beobbachung einer mehr seßhaften und Ackerbau treibenden Bevölkerung. Im äußersten Norden, in Finnland und Estland ward noch bis vor nicht langer Zeit das Schwein als Verwüster der jungen Saat gefürchtet, und Hühner und Schweine wurden von herumziehenden

---

*) „Uralte Entlehnung ist mordv. *tuwa*, *tuwo* „Sau" (aus *suwa*); die Eichenwälder an der mittleren Wolga waren seit Alters ein ergiebiges Terrain für Schweinezucht" (Tomaschek p. 32). Ahlqvist (Kulturw. p. 18) hält das mordv. Wort für genuin.

**) Vgl. auch Aelian II, 4: ὗν οὔτε ἄγριον οὔτε ἥμερον ἐν Ἰνδοῖς γενέσθαι λέγει Κτησίας.

Zigeunern als ausländische und merkwürdige Tiere für Geld gezeigt (vgl. Ahlqvist Kulturwörter p. 22).

Von außerordentlicher kulturhistorischer Bedeutung wäre die endgiltige Lösung der Frage, in wie weit das Pferd, welches den Indogermanen ohne Zweifel bekannt war (skrt. *áçva*, zend. *aspa*, griech. ἵππος, lat. *equus*, ir. *ech*, ahd. *ehu*, lit. *aszwà*), schon zu den Haustieren der Urzeit zählte. Denn die Zähmung dieses edelsten Tieres, auf dessen Rücken der kühne Reiter mit Blitzesschnelle dahinfliegt, verleiht, wie dies V. Hehn in seinen Kulturpflanzen und Haustieren ansprechend schildert, einem primitiven Volke einen ganz neuen und eigenartigen Charakter.

Die Kunst des Reitens ward aber weder von den Griechen des Homer noch von den Indern des Rigveda*) geübt, und wenn sie den Iraniern des Avesta geläufig ist, so ist nicht unwahrscheinlich, daß sie dieselbe erst von den Iran umschwärmenden Nomadenvölkern turko-tatarischen Stammes gelernt hatten (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 354). Auch weichen in den verwandten Sprachen die Bezeichnungen für das Reiten von einander ab und sind augenscheinlich verhältnismäßig jungen Datums (vgl. ἱππεύω : ἱππεύς, *equitare* : *eques*, *equo vehi* wie zend. *barata* = ἐφέρετο „er ritt“; unser *reiten*, altn. *ríða*, agls. *rîdan*, eigentlich „sich fortbewegen“, φέρεσθαι, mhd. *rîden* „zu Schiffe fahren“ 2c.). Aber auch, wo man das Pferd als Zug-

---

*) D. h. sie war nicht von kulturgeschichtlicher, namentlich militärischer Bedeutung; denn daß man gelegentlich wohl sich auf den Rücken des schnellen Tieres zu schwingen verstand, wird durch verschiedene Zeugnisse sowohl der homerischen Gedichte wie des Rigveda bewiesen. Für erstere kommen in Betracht Od. 5, 371, Il. 10, 513 und 15, 679, für letzteren namentlich V, 61, 2:

kvà vô' 'çvâḥ kvâ' bhî'çavaḥ wo sind Eure Pferde, wo die Zügel?
katháṃ çêka kathâ' yaya wie konntet Ihr's, woher kamt Ihr?
pṛshṭhê' sádô nasô'r yámaḥ auf dem Rücken der Sitz, in den Nüstern der Zaum,
jaghánê cô'da êshâṃ auf dem Hinterteil ihre Peitsche (?).
ví sakthâ'ni nárô yamuḥ die Männer spreizten die Schenkel auseinander,
putrakṛthê' ná jánayaḥ wie die Weiber bei der Kinderzeugung.

Vgl. M. Müller *Biographies of words* p. 116.

tier benutzt, wird es nicht vor den Pflug oder den schweren Lastwagen gespannt — eine Stelle, die, wie schon gesagt, das Rindvieh zu versehen hat — sondern, wie es bei den ältesten Griechen, Indern und Iraniern der Fall ist, vor den schnellen Kriegswagen oder höchstens vor den leichten Reisewagen geschirrt.

Auch diese Sitte aber, zu Wagen in den ernsten Strauß oder zum fröhlichen Wettkampf zu fahren, wird man kaum für eine urindogermanische halten wollen. Würde sie doch, von allem anderen abgesehen, schon für die Urzeit eine Technik des Wagenbaues voraussetzen, wie wir sie in jenen alten metalllosen Zeiten in keinem Falle erwarten dürfen (vgl. unten Kap. X).

In Europa ist der Gebrauch der Streitwagen bei den ältesten Griechen, bei denen derselbe schon durch die mykenischen Grabstelen belegt ist, unzweifelhaft von Ägypten und dem semitischen Vorderasien abhängig, in denen sich diese Kampfesart bis in das XVII. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen läßt (vgl. W. Helbig Das homerische Epos p. 88 ff.). In den gleichen Kulturkreis wird doch wohl auch die indisch-iranische Sitte des Wagenkampfs gehören. Wenigstens ist Roth (Z. d. D. M. G. XXXV, 686) der Meinung, daß sich dieselbe überhaupt nicht in den beschränkten Thalebenen Indiens entstanden denken lasse. Eher könnte dies bei den iranischen Nachbarn, in den Ebenen nördlich des Paropamisus der Fall gewesen sein. Merkwürdigerweise aber kehrt die Kenntnis des Wagenkampfes bei einem Teil der westlichsten europäischen Indogermanen, bei den keltischen Britten wieder, deren *essedarii* schon Cäsar erwähnt. V. Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere [3] p. 52), welcher dazu neigt, alle gleichen oder ähnlichen Kulturerscheinungen auf einen einzigen Mittelpunkt zurückzuführen, ist der Ansicht, daß die keltischen Kriegswagen „nach dem großen keltischen Wanderzug in den Osten und in die Nähe iranischer und thrakischer Völker diesen letzteren entlehnt wären“. Bedenken wir jedoch, daß der hier gemeinte Einfall galatischer Stämme nach Thrakien, Griechenland und Kleinasien erst in den Anfang des dritten Jahrhunderts fällt, während England weit früher von keltischen Stämmen besiedelt ward (vgl. K. Müllenhoff D. A. II, 238), so wird es uns unglaublich erscheinen, daß die von ersteren gemachten Erfahrungen, selbst wenn sie dieselben wirklich bei thrakischen

Stämmen sammeln konnten, nur von letzteren bewahrt wurden; denn bei den festländischen Kelten kennt Cäsar die Sitte des Wagenkampfes nicht. Die Kelten waren ein rosseliebendes und in der Technik des Wagenbaues wohl erfahrenes Volk, wie die sprachliche Abhängigkeit der Römer von den Kelten auf diesem Gebiet beweist (vgl. lat. *reda* „die Postkutsche" : ir. *dé-riad* „*bigae*", lat. *serrâcum* : ir. *sesrech*, *sesrach* „Lastwagen", lat. *carrus* : ir. *carr* u. anderes). Warum sollte, da der gemischte Kampf von Fußvolk und Reiterei zu keltischer (wie germanischer) Eigenart gehört, nicht ein Stamm aus eigenem Antrieb darauf verfallen sein, das hurtige Roß vor den leichtgezimmerten Kriegswagen zu spannen? —

Kann aber somit das Pferd in der Urzeit weder zum Reiten noch zum Ziehen verwendet worden sein, so kann man doch daran denken, daß dasselbe schon damals, wie es bei turko-tatarischen Stämmen noch heute der Fall ist, in halbwilden Horden, weniger zu Dienstleistungen als zur Nahrung des Menschen, wegen seines Fleisches und seiner Milch, gehalten wurde, und ich gestehe, daß diese Möglichkeit mir in den Rahmen des Bildes, welches wir uns von dem primitiven volkswirtschaftlichen Zustand der Indogermanen machen müssen, noch am besten zu passen scheint. Erst nach der Völkertrennung, vielleicht während noch gewisse Völkerzusammenhänge bestanden (skrt. *árvan* = zend. *aurvañt*, armen. *ji* = skrt. *háya*, griech. *πῶλος* = got. *fula*, ahd. *folo*, ahd. *stuot* = lit. *stodas*, altsl. *stado* „Pferdeherde", vgl. altir. *graig* „Pferdeherde" : lat. *grex*, ir. *marc* = ahd. *meriha*) mag dann die Zucht des Pferdes an Bedeutung gewonnen haben; aber zu einem wichtigen Faktor des Verkehrslebens, zum Vertreter des Stieres oder Maultieres bei Feld- und Hausarbeit ist das Tier erst in historischen Zeiten geworden. Vgl. darüber Vf. Handelsgeschichte u. Warenkunde I, 23 f. Weiteres über die Kulturgeschichte des Pferdes, namentlich auch über seine, besonders bei den iranischen und germano-slavischen Stämmen hervortretende Heiligkeit und über das Pferdeorakel siehe bei V. Hehn p. 20 ff. —

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die den Indogermanen benachbarten Völkerstämme, so wäre nach A. v. Kremer den Ursemiten die Zähmung des Pferdes unbekannt gewesen,

ja sie hätten den Namen dieses Tieres überhaupt erst von den Indogermanen erfahren. Doch haben wir schon den Versuch F. Hommels (vgl. oben p. 62) kennen gelernt, eine ursemitische Benennung des Kriegsrosses zu erschließen. In jedem Falle sind die Semiten sehr frühzeitig mit der Zucht des Pferdes vertraut gewesen, und erst durch sie ward die sumerische Bevölkerung der Euphratländer mit derselben bekannt gemacht (vgl. F. Hommel Die vorsemit. Kulturen p. 402 f.).

Auch die Pferdenamen Ägyptens, wo auf den Denkmälern des alten Reiches (3500—2000) Rosse nicht abgebildet oder erwähnt werden, *sesem-t*, *ses*, *semsem* (hebr. *sûs*) weisen auf semitischen Ursprung hin (vgl. F. Hommel Die Namen der Säugetiere p. 420 f.)

Wie endlich die Indogermanen das Pferd schon vor ihrer Trennung, wenn auch wahrscheinlich in ungezähmtem Zustand, kannten, so weist auch der turko-tatarische Stamm eine einheitliche Benennung dieses Tieres *at* auf, zum Beweis, wie nahe wir uns hier dem ursprünglichen Ausgangspunkt des Pferdes, den Steppen Centralasiens befinden (vgl. H. Vámbéry Die primitive Kultur p. 188). Auch die Finnen kannten das Tier schon vor ihrem Eintreffen an der Ostsee.

Mit derselben Wahrscheinlichkeit aber, mit welcher die Zähmung der bisher besprochenen Vierfüßler, zu denen wir noch unbedenklich den Hund (skrt. *cván*, zend. *spâ*, griech. *κύων*, lat. *canis*, ir. *cú*, germ. *hun-d*, lit *szů*), den Wächter der Herden, stellen dürfen, als in vorhistorische Zeiten zurückgehend betrachtet werden muß, mit derselben kann behauptet werden, daß von denjenigen Säugetieren, welche heute auf indog. Gebiet entweder überall oder zum Teil als Haustiere gebraucht werden, die noch übrig bleibenden, nämlich der Esel, das Maultier, das Kamel und die Katze der indog. Volkswirtschaft fremd waren. Wir betrachten zunächst die drei zuerst genannten Tierarten und zwar mit Rücksicht auf die europäischen Verhältnisse.

Das eigentliche Last- und Zugtier der homerisch-hesiodeischen Epoche ist das Maultier (*ἡμίονος, οὐρεύς, ὀρεύς*). Die homerischen Dichter bezeichnen das Gebiet der paphlagonischen Eneter als das Vaterland des Maultiers, Anakreon die Mysier als diejenigen, welche zuerst die Vermischung der Esel mit Stuten zu stande

gebracht hätten (vgl. Il. II, 852 und Anakr. frgm. 34 Bergk). Das Maultier ist daher aus dem pontischen Kleinasien hervorgegangen.

Dem gegenüber wird der Esel nur an einer einzigen Stelle der homerischen Gedichte, nämlich Il. XI, 558 genannt, wo der Telamonier Ajax mit ihm verglichen wird. Wir thuen gut, uns hierbei zu erinnern, daß der wilde Esel im Orient für ein Bild der Kraft und des Mutes gilt, so daß der Kalif Mervan den Namen „Esel Dschesiras“, d. i. Mesopotamiens führte. In keinem Fall kann also der Esel zu den Haustieren der homerischen Epoche gehört haben. Unter diesen Umständen ist es nun gewiß auffällig, daß das früher auftretende Maultier nach dem späteren Esel benannt ist: *ἡμίονος* : *ὄνος* „Halbesel“ : „Esel“. Ich kann mir dies nicht anders erklären als durch die Annahme, daß die Hellenen, als sie sich selbst der Zucht von Maultieren zuwandten, einzelne Esel oder Eselinnen lediglich zum Beschälen oder Beschältwerden aus der Fremde einführten, die viel zu kostbar waren, um der Feld- und Hausarbeit zu dienen. Hiermit stimmt überein, daß in der ältesten an Homer anschließenden Lyrik der Esel eher als Zuchttier denn als Haustier erscheint, worüber ich K. Z. XXX, 374 ff. gehandelt habe. Die erste sichere Erwähnung des Esels als eines solchen finde ich bei Tyrtäus (Bergk fr. 6):

ὥσπερ ὄνοι μεγάλοις ἄχθεσι τειρόμενοι
δεσποσύνοισι φέροντες ἀναγκαίης ὑπὸ λυγρῆς
ἥμισυ παντὸς ὅσον καρπὸν ἄρουρα φέρει.

Die Phokäer hatten nach Hesych ein besonderes Wort für die zur Begattung eingeführten Esel (*τοὺς ὄνους τοὺς ἐπ᾽ ὀχείαν πεμπομένους*) *μυχλός*, woraus lat. *mûlus* entlehnt ist. Dieses Wort erklärt Hesych auch mit *μοιχός* „Ehebrecher“ und ich habe es anderwärts zusammen mit *μυττός* (aus **μυκ-jo*) · *γυναικὸς αἰδοῖον* Hes., *μύξα* „Schleim“, *ἀπομύσσω* „schnäuze“ ꝛc. gestellt. Wir haben hier also den sicheren Bedeutungsübergang: 1. bespringender Esel, 2. Maultier. Es ist mir daher wahrscheinlich, daß auch die zwei anderen Benennungen des Maultieres im Griechischen *οὐρεύς*, *ὀρεύς*, dessen Ableitung von *ὄρος* eine zu abstrakte sein würde, und *γίννος* (*Fίννος*), *ἴννος* = lat. *hinnus*,

ähnlich zu erklären sind, und zwar in der Weise, daß *οὐρεύς* : *οὐρέω* „harnen“ (*ὀρεύς* volksetymologisch an *ὄρος* „Berg“ angelehnt) und *Fιννος* aus **Fισ-νος* : W. *vis* „netzen, flüssig machen“, gehören. Die Bedeutungen *urinam facere* und *semen profundere* gehen in der alten Sprache durchaus in einander über. Auch altsl. *mĭzgŭ, mĭskŭ, mĭstę* „*ἡμίονος*“ ist wohl nicht von *mĕz-ga* „Saft“, lat. *mingere*, griech. *ὀμιχέω, μοιχός* „Ehebrecher“, skrt. *mih* „*mingere*“ und „*semen profundere*“ zu trennen. Auch die slavischen Völker haben wohl sehr frühzeitig vom Pontus her das Maultier kennen gelernt.

Leider ist der griechisch-lateinische Name des Esels selbst *ὄνος* — *asinus* noch nicht aufgeklärt. Was wir nach dem bisherigen am ehesten erwarten dürften, wäre ein pontisch-kleinasiatisches Wort; denn von wo die Alten die Sprößlinge des Esels und Pferdes kennen lernten, da muß auch der Esel seit Alters einheimisch gewesen sein. Nun begegnet im Armenischen als Benennung des Esels *ēš*, ein Wort, das dem nichtindogermanischen Altarmenischen entstammen könnte, und das im Sumero-Akkadischen *anšu, anši* wiederkehrt (vgl. turko tat. *ešek, ešik* „Esel“). Aus einer derartigen Form mit verstelltem Nasal **as-no*, **as-ino* könnte nun das griechische *ὄνος* (**ὄσ-νο*) und das lateinische *asino* hervorgegangen sein, letzteres durch thrakisch-illyrische Vermittlung.

In jedem Fall scheint mir der angegebene Ausgangspunkt sachlich und sprachlich wahrscheinlicher, als die von V. Hehn mit Anschluß an Th. Benfey vertretene Entlehnung von *ὄνος* — *asinus* aus dem Semitischen, hebr. *âtôn*, ursem. *atânu* „Eselin“.

Die nordeuropäischen Namen des Tieres altir. *assan* (agls. *assa*), got. *asilus*, agls. *eosol* (*l* aus *n*) und aus dem Germanischen wieder altsl. *osĭlŭ*, lit. *ãsilas* weisen sämtlich als Lehnwörter auf das lat. *asinus* hin.

Niemals in den Dienst der europäischen Indogermanen ist bekanntlich das Kamel getreten, dessen semitischer Name *κάμηλος* (= lat. *camēlus*) erst in dem Zeitalter der Perserkriege in Griechenland bekannt geworden zu sein scheint Die erste Erwähnung findet sich Aesch. *Suppl.* 285. In hohem Grade auffallend ist aber die germanisch-slavische Bezeichnung dieses Tieres: got. *ul-*

bandus, agls. *olfend*, ahd. *olbenta*, altsl. *velĭbądŭ*, welche an griech. *ἐλέφας*, lat. *elephantus* anklingt. Ist es denkbar, daß hier eine Verwechslung des Elefanten und des Kamels vorliegt? Oder haben wir in *ἐλέφαντ-* — *ulbandus* einen urzeitlichen Tiernamen anzuerkennen, dessen Bedeutung später in verschiedener Weise auseinanderging?

Wenden wir uns nunmehr zu den arischen Indogermanen, so geht die Geschichte des Esels und Kamels bei ihnen in ein weit höheres Altertum hinauf. Allerdings wage ich nicht zu entscheiden, ob wir die Zähmung beider Tiere bereits der arischen Periode zuschreiben dürfen; denn da skrt. *khára* „Esel" = zend. *khara* erst in der späteren Literatur auftritt, skrt. *úshṭra* = zend. *ushtra* „Kamel" aber im Veda noch eine zahme und eine wilde Büffelart bezeichnet und erst später mit Kamel zu übersetzen ist, so ist mit diesen beiden Gleichungen nicht allzuviel anzufangen. Geiger *Muséon* a. a. O. p. 28 ff. (vgl. dazu Spiegel Die arische Periode p. 49,51) ist der Ansicht, daß dieselben noch die wilden Arten bezeichnet hätten. Die Inder hätten dann bei ihrer Einwanderung im Penschab das Tier aus dem Gesichtskreis verloren und mit dem freigewordenen *úshṭra* eine Büffelart benannt, bis sie das zahme (zweihöckrige) Kamel auf dem Wege des Handels und Verkehrs von Baktrien her wieder kennen lernten. Wie sich dies aber auch verhalten möge, in jedem Fall gehört der Esel zu dem ältesten Bestand an Haustieren, welcher bei Iraniern und Indern zu erreichen ist. Außer *khara* = Pamird. *khur*, *khar* ꝛc. begegnet im Iranischen noch eine zweite Benennung des Esels oder Eselfüllens *kathwa* = Pamird. *kuât* (Tomaschek Pamird. p. 31), aus der sich vielleicht das griech. *κάνϑων* (Aristophanes) „Esel" erklärt. Die altvedischen Bezeichnungen des Tieres sind *gardabhá* und *râ'sabha*, letzteres zu *rása* „Samenflüssigkeit" gehörig (vgl. oben griech. *μυχλός* ꝛc.) Namentlich die Açvinen, die Gottheiten des Morgenstrahls, erscheinen auf einem Eselsgespann (Rgv. 1, 34, 9; 8, 74, 7). Hingegen kommt das Maultier noch nicht im Rigveda vor; es heißt später *açvatará* : *áçva* „Pferd". Über die Bedeutungen des skrt. *úshṭra* ist schon gesprochen. Auf iranischem Gebiet bezeichnet jedenfalls das Wort „von den ältesten Partien des Avesta bis in die modernen Dialekte" das domesticierte Kamel. — Fassen wir zusammen, so war

in der indog. Fauna also einerseits das Pferd vorhanden, andererseits fehlte derselben nach allem, was wir wissen, Esel und Kamel. In der Vereinigung dieser beiden Thatsachen aber scheint mir ein nicht unwichtiges Moment der Orientierung in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen zu liegen. Die gewöhnliche Ansicht verlegt den ersten Ausgangspunkt des Pferdes in die Sandsteppen und Weideflächen Centralasiens. Allein nach der Meinung vorurteilsfreier Naturforscher muß das einstmalige Verbreitungsgebiet des Pferdes ein weiteres gewesen sein und sich namentlich über Teile Europas nicht nur in früheren geologischen Epochen (vgl. Wallace Die geographische Verbreitung der Tiere I, 135, 136), sondern auch in der gegenwärtigen erstreckt haben. Nach Schmarda Die geographische Verbreitung der Tiere p. 405 hätten die ursprünglichen Wohnplätze des Pferdes das Thal des Oxus, das nördliche Asien, Chorassan „und wahrscheinlich ganz Europa" umfaßt. Der Tarpan, welcher noch heute in völliger Wildheit die Gegenden zwischen dem Aralsee und den südlichen Hochgebirgen Asiens durchschweift, soll noch vor hundert Jahren im europäischen Rußland anzutreffen gewesen sein (Brehm Tierleben II, 335), und schwerlich sind die zahlreichen geschichtlichen Nachrichten über wilde Pferde in allen Teilen Europas sämtlich mit V. Hehn auf Durchgänger, sogenannte Muzins, zu beziehen.

Dem gegenüber haben sich die ursprünglichen Wohnsitze des Esels und Kamels auf die semitischen Wüstenländer und die Steppen des centralen Asiens beschränkt, wie denn die Zähmung beider Tiere thatsächlich in die Urzeit derjenigen Völkerstämme zurückgeht, deren Ursprünge mit Sicherheit in Asien zu suchen sind. Dies gilt sowohl von den Semiten (ursem. *gamalu* und *atânu*, *ḥimâru* „Esel") wie auch von den Turko-Tataren (*töbe*, *töve* „Kamel" und *esek*, *eśik* „Esel"), und auch die arischen Indogermanen machten, wie wir sahen, sehr frühzeitig, vielleicht schon in der Zeit ihrer Urgemeinschaft, die Bekanntschaft beider Tiere, welche den ungetrennten Indogermanen noch nicht bekannt waren. Aus diesen Verhältnissen würde sich ergeben, daß wir die Heimat der ungetrennten Indogermanen innerhalb der Verbreitungssphäre des Pferdes, aber außerhalb derjenigen des Esels und Kamels zu suchen haben, was uns entweder nach (wohl dem östlichen) Europa oder nach den nördlicheren Teilen Asiens führen

würde; denn hier hatten die Finnen vor ihrem Aufbruch nach der Ostsee das Pferd kennen gelernt (vgl. oben p. 64).

Wir wissen wohl, was gegen derartige Schlüsse, wenn man sie einzeln betrachtet, eingewendet werden kann. Dieselben sollen aber auch in diesen wie in anderen Fällen hier nur vorläufig angedeutet und erst später (Kap. XIV) im Zusammenhang erörtert werden.

Als chronologisch letzter Erwerb vierfüßiger Haustiere ist in Europa die Katze anzusehen, deren in ein hohes Altertum in Ägypten zurückgehende Zähmung ebenso wie ihre Ankunft im *imperium Romanum* wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten der Völkerwanderung V. Hehn eingehend dargestellt hat. Freilich ist es schwierig, genau festzustellen, wann zum ersten Mal *cattus*, *catta* von der gezähmten Hauskatze gesagt ist. Mit Bestimmtheit ist dies erst um 600 in einer Nachricht des Diakon Johannes über Gregor den Großen der Fall (vgl. K. Sittl Wölfflins Archiv V, 133 ff.). Um die Geschichte des Tieres richtig zu verstehen, muß festgehalten werden, daß der Vorläufer der Katze in Europa zunächst das Wiesel oder die nahverwandten Marder und Iltis gewesen sind, deren urverwandte Namen im ersten Kapitel mitgeteilt sind. Und zwar gilt dies ebenso von der Rolle, welche das Wiesel in Mythologie und Aberglauben des Altertums spielt*), wie von der Bedeutung, welche dasselbe als „Mäusefängerin" (lat. *mustêla*, vgl. Bf. B. B. XV, 130) hat. In beiden Beziehungen ist die zahme, ägyptische Hauskatze die Nachfolgerin des Wiesels**) geworden, und so ist es gekommen, daß zahlreiche Namen des letzteren, wie griech. *αἴλουρος* und lat. *faeles* zur Benennung der ersteren gebraucht worden sind. Nach V. Hehn wäre mit der Ankunft der zahmen Hauskatze in Europa in der lat. Volkssprache eine besondere Bezeichnung für dieselbe aufgekommen: mlat. *cattus*, *catta* (: *catulus*), eigentlich „Tierchen". Dieses neugebildete Wort sei die Quelle der Ausdrücke für *felis*

---

*) Man denke z. B. an die Unglück bedeutende, über den Weg laufende Katze, die ganz die Stelle des Wiesels im Altertum vertritt

**) Vgl. Wiesel und Katze, ein Beitrag zur Geschichte der Haustiere von Dr. B. Placzek (Sonderabdruck aus dem XXVI. Bande der Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn). Brünn 1888.

domestica im ganzen mittelalterlichen und neueren Europa geworden. Dem gegenüber ist hervorzuheben, daß die germanischen Sprachen in ihrem ahd. *chazza*, *chataro* (darüber F. Kluge Paul und Braune's B. XIV, 585, vgl. auch nhd. *kütze)*, sehr altertümliche, kaum auf Entlehnung deutende Bildungen aufweisen. Auf dasselbe führt eine andere Betrachtung.

Im Mlat. bezeichnete *cattus, catus* außer Katze (vgl. Du Cange II [2]) noch etwas anderes, nämlich eine Art von Laufganghütten, unter deren Schutz man sich den feindlichen Mauern näherte. In diesem Sinne ist *cattus* offenbar wie lat. *cuniculus* „Kaninchen" und „Minengang" zu beurteilen: das Bild ist hergenommen von der schleichenden List, mit welcher die Katze das Nest des Vogels oder das Lager des Hasen angreift. Diese Kriegsmaschine findet sich nun schon bei dem Kriegsschriftsteller Vegetius erwähnt, wo es *lib.* IV, *cap.* 15 nach der höchst wahrscheinlich sicheren Lesart heißt: *vineas dixerunt veteres, quas nunc militari barbaricoque usu Cattos vocant.* Diese Laufganghütten hießen also bereits im IV. Jahrh. im Barbarenmunde *catti*, und so scheint es auch von dieser Seite wahrscheinlich, daß unter diesem Worte nicht ein lat. *cattus* im Sinne von „Tierchen", sondern ein echt german. *chazza* verborgen ist, das ursprünglich die wilde, der Göttin Freya neben Eber und Falke als Zugtier geweihte Katze bedeutete und dann auf die *felis domestica* übertragen wurde. Das Wort ging dann, ebenso wie es mit der Benennung des Marders (agls. *meard* : mlat. *martes*) geschehen ist (vgl. Bf. B. B. XV, 130), in das Mittellateinische und Romanische (it. *gatto*, frz. *chat*) über und ist dann von hier oder auch direkt von germanischem Boden aus in die Sprachen des übrigen Europa eingewandert (gemeinsl. *kotŭ* „Kater", lit. *katė́* „Katze", *kátinas* „Kater", ir. *cat*, ngr. *κάττης*, *κάττα* u. s. w.).

In Indien scheint man den Nutzen der Katze (skrt. *mârjârá* und *viḍâla*) als der Mäusefängerin sehr spät kennen gelernt zu haben. Pânini, welcher eine bestimmte Regel aufstellt, nach welcher Composita aus den Namen sprichwörtlich feindlicher Tiere gebildet werden sollen, nennt unter diesen weder Katze und Hund, noch Katze und Maus. Ja, selbst in der ursprünglichen Fassung des Pancatantra scheint der Falke und nicht die Katze als Feind der

Maus gegolten zu haben (vgl. M. Müller Indien [deutsch] p. 227—234).

Wir wenden uns nunmehr zweitens zu der Frage, ob aus der im vorigen Kapitel besprochenen Vogelwelt die eine oder die andere Art bereits in der Urzeit in die Zucht des Menschen übergegangen war. Ich glaube aber, daß wir hierbei zu einem völlig negativen Resultat gelangen werden.

Das Abhandensein des Geflügels in der Volkswirtschaft der Indogermanen scheint mir schon aus allgemeinen kulturhistorischen Gründen zu folgen; denn die Zucht des Geflügels erfordert solidere und stabilere Wohnungsverhältnisse, als wir sie, wie wir noch später sehen werden, bei den halbnomadischen Indogermanen voraussetzen dürfen. Auch fürchtet der angehende Ackerbauer die pickenden Vögel als Zerstörer des notdürftigen Ertrags seiner Äcker.

Aber der Mangel zahmen Geflügels in der Urzeit folgt auch direkt aus dem Umstand, daß sich bei den indog. Völkern zur Zeit ihres ersten geschichtlichen Auftretens die Zucht des Geflügels über die dürftigsten Anfänge noch nicht erhoben hat.

Bei den homerischen Griechen begegnet als einzige gezähmte Vögelart die **Gans**, auch diese aber eher als Luxus- denn als Nutztier. Penelope hält sich eine Herde von 20 Gänsen. Im Rigveda bedeutet dagegen das dem griech. *χήν* entsprechende Wort *ha*^{m}*sá* noch die wilde Gans, wie z. B. Rgv. VIII, 35 zeigt, wo die Gänse auf gleiche Stufe mit Falken und Haridravavögeln gestellt werden. Vgl. v. 8: *haṅsā́u iva patathô adhvagā́u* „ihr fliegt wie zwei Wandergänse". Ähnliches gilt von dem dem griech. *νῆσσα* „Ente" entsprechenden *ātí*.

Auch für eine wilde **Hühnerart** war vielleicht schon in der Urzeit eine Benennung vorhanden (vgl. oben p. 365). Um die Zähmung des aus Indien stammenden und auch im Veda (*kṛkavā́ku*) schon genannten, dem alten Testament und Ägypten aber fremden **Haushahns**, sowie um seine Ueberführung nach dem Westen haben sich besonders die Iranier verdient gemacht, bei denen der Hahn als Verkünder des Morgens, als Symbol des Lichtes und der Sonne ein heiliges Tier geworden ist (vgl. W.

Geiger Ostiran. Kultur p. 367). Von hier aus erscheint er in der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. als persischer Vogel bei den Hellenen und nimmt hier den leider dunklen Namen *ἀλέκτωρ*, *ἀλεκτρυών* an. Die Slaven bezeichnen den Vogel direkt mit einem persischen Namen : gemeinsl. *kurŭ, kura* = pers. *churu, churûh, churûs.* Im übrigen ist die Geschichte des Huhns in Europa vielfach dunkel.*) Über dieselbe haben gehandelt V. Hehn a. a. O. p. 280 ff. und O. Weise Die Griech. W. im Latein. p. 108.

Die wilde, schwärzliche Feldtaube haben wir früher als einen indog. Unglücksboten kennen gelernt. Die zahme, weiße Haustaube ist nach den Forschungen Hehns ursprünglich Symbol der centralasiatischen Semiramis, dann mit dem Kultus der Aschera und Astarte in Syrien verschmolzen und so in den Aphroditedienst Griechenlands übergegangen, wo sie als *οἰκέτις, ἐφέστιος, περιστερά* im Zeitalter der Tragiker erscheint. Eine bedeutungsvolle, natürlich auf Entlehnung beruhende Kette von Benennungen der Haustaube ist lat. *columba*, agls. *culufre*, ir. *colom*, altsl. *goląbĭ*. Dazu vgl. lit. *balañdis*, osset. *balân* (Hübschmann Osset. Spr. p. 120). Eingehend hat neuerdings über die Taube gehandelt Lorentz Die Taube im Altertum. Wurzen. Progr. 1886.

Schon die Besprechung der bisher genannten Tierarten hat uns nicht selten in den Kreis geführt, welcher Griechenland und durch dieses das übrige Europa mit der Kultur des Orients verbindet. Ein weiteres Eingehen auf denselben liegt außerhalb der Grenzen dieses Buches. Doch sei zum Schluß dieses Kapitels noch kurz auf drei der Kulturwelt des Orients angehörige und aus ihr nach Europa übergegangene Tiere hingewiesen, deren Benennungen für uns noch in vieler Beziehung Rätsel enthalten.

Es sind dies der Affe, Papagei und Pfau.

Ersterer begegnet unter dem ganz dunklen Namen *πίθηκος* zusammen mit dem Fuchs zuerst in dem schon oben p. 360 Anm.

---

*) Eine weitere, oben noch nicht genannte Namenreihe für dieses Tier ist frz. *coq*, agls. *čŷčen* altn. *kokkr*, finn. *kukko*.

genannten Fragment des Pariers Archilochos. Viel später tritt griech. *κῆπος* — lat. *cephus* auf, in seiner Verbindung mit dem vedischen *kapí*, hebr. *qof*, ägypt. *gafi* eins der interessantesten Wörter der alten Handelssprache.

Auf die nordeuropäischen Namen des Affens kommen wir im nächsten Kapitel in einem anderen Zusammenhang.

Der Papagei wird schon in den Veden als redebegabter (*purushavâc*) Vogel bezeichnet. Die erste griechische Nachricht über das merkwürdige Tier rührt von dem Arzte Ktesias her, welcher um 400 v. Chr. am persischen Hofe lebte.

Die Frage ist, ob sein griech. Name *σίττακος*, *ψίττακος*, *βιττακός* (lat. *psittacus*, ahd. *sitich*) sich mit den asiatischen Ausdrücken skrt. *çúka*, pers. *tûtî*, hind. *tôta*, kom. *totu* vermitteln lasse.

Auch der Pfau ist ursprünglich ein Vogel Indiens, wo er schon im Rigveda (*mayû'rî*) genannt wird. Über sein Erscheinen im Occident vgl. V. Hehn p. 307 ff. Auch hier aber bietet die Reihe: lat. *pâvo* (ahd. *phâwo*), griech. *ταώς*, skrt. *çikhín* tamul. *togei*, hebr. *tukkijjîm* noch ungelöste Schwierigkeiten.

IV. Kapitel.

Aus der Pflanzenwelt.

Indog. und europäische Baumnamen. Die Frage der Urheimat. Die Baumseele. Wald und Tempel Griech. νηός und ναις. Die Eiche der Baum des höchsten Gottes. Baumlose.

Aus dem Gebiete der indog. Flora sollen in diesem Kapitel nur die Waldbäume herausgegriffen, und einerseits in pflanzengeographischer Hinsicht, andererseits nach einigen Richtungen ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung betrachtet werden.

Es ist ein einziger Waldbaum, dessen Benennung übereinstimmend über weite Flächen Europas und bis Indien reicht, die Birke: deutsch *birke*, engl. *birch*, lit. *béržas*, skrt. *bhû'rja*, osset. *barse, bärs*, Pamird. *furz, bruğ*. Die Wurzel ist wahrscheinlich skrt. *bhrâj* „glänzen", so daß die glänzende Weißbirke gemeint ist, welche nur in nördlichen Klimaten gedeiht. Im Süden Europas wird der Baum sehr selten (Grisebach a. a. O. p. 310), wie auch sein Name verschwindet. Nur einige stellen lat. *fraxinus* „Esche" hierher, während lat. *betula* „Birke" dem ir. *beithe*, w. *bedw* entstammt.

Ein anderer, deutscher, nur dialektisch erhaltener Name der Birke ist *ludere, ludern* (vgl. Schmeller Bair. W.). Er kehrt genau im griech. *κλήθρη* wieder, das aber, da in Griechenland eben die Birke fehlt, die Bedeutung der nächst verwandten Erle angenommen hat.

Bis Iran wenigstens erstreckt sich der europäische Name der **Weide**: ahd. *wîda*, griech. *ἰτέα* (*γιτέα* Hes.), lat. *vitex* = zend. *vaêti* (= *οἰσύα*), parsi *wîd*, np. *bîd*. Vgl. auch ahd. *felawa* „Weide“ = osset. *färw, farwe* „Erle“ (Hübschmann Osset. Spr. p. 65).

Viel häufiger werden die Übereinstimmungen auf dem Gebiete der Baumnamen, sobald wir uns auf die Vergleichung der **europäischen** Sprachen beschränken.*)

Unzweifelhaft die wichtigste Rolle spielt hier die Königin der Wälder, der europäische „Urbaum“, die **Eiche**, für die oder deren Frucht drei übereinstimmende Wortreihen von Bedeutung sind: lat. *quercus***) = ahd. *forha* urspr. „Eiche“ (vgl. ahd. *vereh-eih*, longob. *fereha* „*aesculus*“), dann „Föhre“, ahd. *eih* (auf Island „Baum“) = griech. *αἰγ-ίλωψ* „*species roboris*“, *αἰγ-ανέη* „der eichene Speer“, lat. *aesculus* aus **aeg-sculus* (vgl. Bf. K. Z. XXX, 461) und griech. *βάλανος*, lat. *glans*, altsl. *želądĭ*, arm. *kalin* „Eichel“. Die Eichenwaldungen sind in Europa früher weiter als jetzt verbreitet gewesen. Hesychius überliefert uns ein paar Dutzend leider dunkler Benennungen der Eiche. In Norddeutschland läßt sich noch durch archivalische Zeugnisse darthun, daß Nadelhölzer in vielen Gegenden den Laubwald verdrängt haben, daß Fichten den Eichen gefolgt sind (Grisebach a. a. O. I, 156 und v. Berg Geschichte der deutschen Wälder 1871 p. 31). Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß der Bedeutungswechsel *eiche-fichte*, den wir bei *quercus-föhre* kennen gelernt haben, und der noch durch weitere Analogieen gestützt werden wird (siehe unten), auf den mitgeteilten Thatsachen beruht.

Ebenso scheint mir die Bedeutung der Eiche als des Baumes *par excellence* aus denjenigen Wörtern hervorzugehn, welche mit sehr verschiedener Vokalisation zu den beiden charakteristischen Konsonanten *d-r* gehören und bald „Baum“, bald „Eiche“ bedeuten, gar nicht selten aber auch den Sinn von „Fichte“ an-

---

*) Mehrere der im folgenden angeführten Gleichungen habe ich in B. B. XV, 284 ff. ausführlicher besprochen.

) Vielleicht ist mit lat. *quer-c-us* auch griech. *πρῖ-νο-ς* „die immergrüne Eiche“ (qrî-no-s*, lat. *quer-nus*) wurzelverwandt. Vgl. über *ρῖ* = *ṛ* G. Meyer Griech. Gr.[2] § 29.

nehmen. Wahrscheinlich war der eigentliche Wert dieser Sippe in der Grundsprache „Baum“, neben den aber, wofür die Übereinstimmung von maked. *δάρυλλος*, ir. *dair*, *daur*, griech. *δρῦς* „Eiche“ spricht, wenigstens in derjenigen Epoche, die wir die „europäische“ nennen können, noch als Nebenbedeutung „Eiche“ hinzutrat. Es lassen sich lautlich folgende Reihen dieser weitverzweigten Sippe unterscheiden:

skrt. zend. *dr-u* „Baum“, altsl. *drŭvo* „Holz“, alb. *drû* „Holz, Baum“, griech. *δρῦς* „Eiche“ (ahd. *trog* „hölzernes Gefäß“)

altsl. *drěvo* (**dervo*) „Holz“, got. *triu* (**drevo*) „Baum“, lit. *derwà* „Kienholz“, mhd. *zirbe**), *zirbel* „Zirbelfichte“, altn. *tyrr* „Föhre“ (ndl. *teer*, altn. *tjara* „Teer“)

skrt. *dâ'ru*, zend. *dâuru* „Holz“ (griech. *δόρυ* „Speer“), maked. *δάρυλλος* „Eiche“, ir. *dair*, *daur* „Eiche“, lat. *larix***) „Lärche“.

In gleicher Weise wechselt die Bedeutung „Holz“ und „Eiche“ in dem altsl. *dąbŭ* „Eiche“ aus **dąbrŭ* = ahd. *zimbar* (got. *timrjan*) „Brennholz“. Vielleicht gehört auch griech. *δέν-δρ-ον* „Baum“ : *δρ-ῦς*. Sollten auch lat. *rôbur* „Eiche“ und *arbor* in einem (uns allerdings nicht klaren) Ablautsverhältnis stehen?

Wichtige ethnographische Anhaltspunkte bietet die Benennung des west- und mitteleuropäischen Waldbaums, der **Buche**. Das ahd. *buohha*, agls. *bôce* ist identisch mit lat. *fâgus*, dem in allen Slavinen wiederkehrenden *buky* und dem griech. *φηγός*, das aber nicht „Buche“, sondern „Eiche“ bedeutet. Da nun einerseits die ursprüngliche Bedeutung dieser Wortreihe durch die Übereinstimmung der nördlichen Sprachen mit der lateinischen als „Buche“ feststeht, andererseits der griechische Bedeutungswechsel sich sehr einfach aus der Thatsache erklärt, daß südlich einer etwa vom ambracischen bis zum malischen Golf gezogenen Linie die Buche

---

*) *zirbe*, **zirwe*, woneben auch (lautgesetzlich) *zirme*, *zirn*, findet sich zuerst spätmhd. in bairischen und österreichischen Quellen. Vgl. Lexer Mhd. W. u. Schmeller, Bair. W.

**) *larix* aus **darix* wie *lacrima* aus *dacruma*. Vgl. altir. gen. *darach* = **dorac-os* von *dair* : *laric-is*.

verschwindet*), so folgt hieraus mit Notwendigkeit, daß die Griechen einstmals nördlich der angegebenen Linie in näherem Zusammenhang mit Latinern und Germanen gewohnt haben müssen.

Im Osten überschreitet die Buche nicht eine Linie, welche man sich vom frischen Haff bei Königsberg nach der Krim und von da zum Kaukasus gezogen denkt.**) Da nun die slavischen Formen lautgesetzlich den germanischen nicht entsprechen, sondern nur auf dem Wege der Entlehnung, und zwar in urslavischer Zeit, aus dem Germanischen entnommen sein können, so kann hieraus folgen, daß dieser Baum der urslavischen Flora gefehlt, und die ältesten Wohnsitze der Slaven mithin jenseits der bezeichneten Buchengrenze zu suchen sind. Hierzu stimmt, daß von *buky* im Großrussischen keine Ortsnamen gebildet werden und die kleinrussischen sich auf Galizien beschränken (Krek Einleitung[2] p. 138).

Die Litauer haben ein eigenes, dunkles Wort für die Buche *skroblùs*, die Albanesen nennen sie *ah* =altn. *askr* „Esche" (G. Meyer B. B. VIII, 185).

Nach Norden war im Altertume die Buche noch nicht über den Kanal gedrungen, wenn wir der Nachricht Cäsars *de bell. gall.* V, 12: *materia cuiusque generis ut in Gallia est praeter fagum atque abietem* trauen dürfen.

Ähnlich wie die Buche kommt auch die Linde in dem eigentlichen Griechenland nicht oder nur höchst selten vor. Nur auf den makedonischen Gebirgen tritt die sogenannte Silberlinde auf (Lenz Botanik p. 639, Fraas Synopsis p. 99). *Φιλύρα*, welches in den Wörterbüchern mit „Linde" übersetzt wird, ist in der Literatur vor Alexander nur sehr spärlich belegt, z. B. bei Herod.

---

*) Vgl. Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 236: „die häufigsten Waldbäume sind die immergrünen Eichenarten ..... erst an den NO.-Abhängen der thessalischen Küstengebirge, im innern Epiros und Makedonien tritt die Buche auf."

**) Vgl. Grisebach a. a. O. I, 88: „Die nordöstliche Vegetationslinie der Buche beginnt im südlichsten Teile Norwegens, berührt die schwedische Westküste von Gothenburg, geht an der Ostküste nur bis Kalmar und durchschneidet fast gradlinig den Kontinent vom frischen Haff bei Königsberg aus über Polen bis Podolien, und bis sie jenseits der Steppen in der Krim und am Kaukasus sich wieder fortsetzt."

IV, 67, wo scythische Priester aus der Rinde der *φιλύρη* (vgl. unten) weissagen. Dazu hat das Wort offenbare Beziehungen zu *φελλός* „Korkeiche", *φῖλαξ · δρῦς apud Eleos* (Hes.), so daß es wahrscheinlich ist, daß *φιλύρα* ursprünglich überhaupt die Korkeiche bedeutete und vielleicht erst von Theophrast (*Hist. plant.* 3, 10) auf die makedonische Silberlinde angewendet wurde. Unter diesen Umständen dürften wir, wenn es nach dem über die Buche gesagten richtig ist, daß die Griechen einmal im Norden der Balkanhalbinsel gesessen haben, erwarten, daß nordeuropäische Lindennamen in Griechenland in veränderter Bedeutung vorkommen, eine Erwartung, die vielleicht durch die beiden Gleichungen:

ahd. *linta**) = griech. *ἐλάτη* und altsl. *lipa* „Linde" = griech. *ἀ-λίφ-αλος · δρῦς* (Hesych.)

erfüllt wird.

Im übrigen begnügen wir uns damit, die in den europäischen Sprachen etymologisch übereinstimmenden Namen unserer Waldbäume hier zusammenzustellen:

Die Fichte: griech. *πεύκη*, ahd. *fiuhta*, lit. *puszìs*, arm. *p'ičí* „Fichte" : griech. *πίσσα*, lat. *pix*, altsl. *pĭklŭ* „Pech",

lat. *abies*, griech. (?) *ἄβιν · ἐλάτην, οἱ δὲ πεύκην* Hes.

Gräco-arisch wäre: griech. *πίτυς* = skrt. *pī'tadru, pîta-dâru pîtudâru* (spät.), Pamird. *pit.*

Über germ. *tanne* und *arfe* siehe oben p. 322, 332. Dunkel ist *kien* (agls. *cên*) in *kiefer* aus *kien-föhre*. Im Anlaut scheint sich altir. *gíus* in *crand-gíus* „*pine-tree*", oder *bí gl. pix* (Stokes *Irish Gl.*) zu vergleichen.

Die Salweide: lat. *salix*, ir. *sail, saileach*, ahd. *salaha*; auch arkad. *ἑλίκη · ἰτέα* Hes.**)

Der Hasel: lat. *corylus*, ir. *coll*, ahd. *hasel*.

Die Ulme: lat. *ulmus*, altn. *almr*, ahd. *ëlmboum*, ir. *elm.*

---

*) Vgl. lat. *linter* „Kahn" (aus Lindenholz), lit. *lentà* „Brett" B. B. VI, 240 und oben p. 341.

**) Diese Gleichung hätte daher oben p. 180 nicht als auf Italer, Germanen und Kelten beschränkt angeführt werden sollen.

(vgl.: nhd. *rüster* (Grdf. **rus-tro*) : ir. *rúaim* „eine Erlenart" (**reus-mi*).

Die **Erle**: altn. *alnus*, ahd. *elira*, lit. *elksnis*, altsl. *jelĭcha*. Die Wurzel scheint dieselbe wie bei *ulmus* ꝛc.

Die **Esche**: altn. *askr*, nsl. *jasen*, *jesen*, preuſ. *woasis*, lit. *ůsis* (alb. *ah* „Buche", griech. *ὀξύη*)*)?

Der **Ahorn**: lat. *acer*, ahd. *âhorn*,
altsl. *klenŭ*, altn. *hlynr*, neuhochd. dial. *lehne*, *lenne*, *löhne*.

Auf den **Norden** Europas scheinen sich zu beschränken die Namen der **Espe** : ahd. *apsa*, lit. *apuszė*, preuß. *abse*, čech. *osika*,
(lat. *populus*, griech. *αἴγειρος*.)
und der **Eibe** : ir. *éo*, wäl. *yw*, corn. *hiuin*, mlat. *îvus*, frz. *if*, ahd. *îva***), altpr. *invis*,
(lat. *taxus*, griech. *σμῖλαξ*).

Gegen Osten verschwindet die Eibe, ziemlich gleichzeitig mit der Buche. Im Slavischen bedeutet *iva* daher etwas anderes, nämlich Weide. Im Litauischen laufen in *ẽglė*, *ẽglius* = altsl. *jela* (**jedla*) „Tanne" die Bedeutungen „Eibe" und „Tanne" in einander. Dasselbe gilt von slavischem *tisŭ*. Noch bleibt zu nennen:

die **Eberesche** : altir. *ibar* („*taxus baccata*" und „Eberesche" nach Windisch I. T. p. 613), nhd. *ebresche*, *eibrisch*, *eibisch*.

Überblickt man die geschilderten Verhältnisse, so erhellt, daß die Übereinstimmung der Baumnamen zwischen Europa und Asien im Vergleich mit derjenigen, welche wir z. B. auf dem Gebiet der Säugetiere gefunden haben, eine äußerst geringe ist, und daß die Dinge erst innerhalb der sogenannten europäischen

---

*) Griech. *ὀξύη* wird in den Lexicis als „Buche" angesetzt, was nach dem Obigen kaum stimmen wird. Bemerkt sei, daß *ὀξύη* genau wie *μελίη* „Esche" schon bei Archilochos für Speer gebraucht wird.

**) Nach Kluge Et. W.[4] scheint der Ursprung dieser Reihe im Germanischen zu liegen, wo neben ahd. *iwa*, altn. *ýr* auch eine Form mit Guttural ahd. *iha*, agls. *eoh* erscheint.

Kulturgemeinschaft andere werden. Die nächstliegende Erklärung dieses Verhältnisses scheint in der Annahme zu liegen, daß die ungetrennten Indogermanen, womit auch die geringe Übereinstimmung der indog., d. h. europäisch-asiatischen Vögelnamen in Einklang stände, auf einem waldarmen Gebiet gewohnt haben, und daß erst die Europäer ein waldreiches Terrain betraten. Indessen muß man mit solchen Schlüssen sehr vorsichtig sein. Die früheste historische Verbreitung der Indogermanen fällt in tiergeographischer Hinsicht mit Ausnahme von Indien ganz in diejenige Zone, welche Wallace die „paläo-arktische" nennt, und von der er Die geographische Verbreitung der Tiere I, 215 sagt: „Diese Region ist von ungeheurer Ausdehnung und umfaßt alle gemäßigten Teile der großen östlichen Kontinente. Und dennoch ist die zoologische Einheit dieser ungeheuren Strecke so groß, daß die Mehrzahl der Gattungen von Tieren in Ländern, die so weit von einander entfernt sind, wie Großbritannien und Nord-Japan identisch ist." Dasselbe Verbreitungsgebiet der Indogermanen zerfällt aber, wie wir schon oben p. 164 sahen, in pflanzengeographischer Beziehung in vier, durch sehr verschiedene Vegetationen charakterisierte Regionen, so daß das stärkere Auseinandergehen der indog. Baumnamen gegenüber dem geringeren der Säugetiernamen in diesen Verhältnissen ihren Grund haben könnte. Es könnten z. B. auch die Arier einstmals an jenen europäischen Baumnamen teilgehabt und sie bei dem Zuge durch baumleere Steppen und mit dem Eintritt in neue Vegetationen eingebüßt haben. Die Frage, ob das Fehlen gemeinsamer Baumnamen in der indog. Grundsprache zufällig oder nicht sei, wird sich daher in diesem Kapitel noch nicht zur Entscheidung bringen lassen, und es wird erst anderweitiger Erwägungen und neuer Gesichtspunkte bedürfen, um eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die eine oder die andere Annahme zu gewinnen.

Schließlich sei erwähnt, daß sich auch für einige Gattungen von Obstbäumen, die wir uns aus zwingenden kulturhistorischen Gründen (Kap. V) als wildwachsende denken müssen, übereinstimmende Benennungen in einzelnen Gruppen der europäischen Sprachen finden.

So scheinen sich im Süden zu decken: lat. *cornus* und griech. *κράνον* „Cornelkirsche", lat. *mâlum* und griech. *μῆλον* „Apfel",

lat. *pirus* und ἄπιος „Birnbaum" (daneben ὄγχ-νη „veredelter", ἀχ-ράς aus *ηχ-ράς „wilder Birnbaum", vgl. oben p. 328), lat. *prunus* und griech. προῦμνος „Pflaumenbaum". Doch ist wenigstens in den drei letzten Fällen Entlehnung des Lateinischen aus dem Griechischen nicht ausgeschlossen (vgl. O. Weise Griech. W. im Latein. p. 128).

Im Norden vergleichen sich: ahd. *slêha*, altsl. *sliva*, lit. *slyvà* „Schlehe", russ. *derenŭ* und ahd. *tirnpaum* „Cornelkirsche", ahd. *wîhsila* und altsl. *višnja*.

Nicht für urverwandt möchte ich dagegen die nordeuropäischen Bezeichnungen des Apfels ir. *aball*, *uball*, *ubull*, hochd. *apfel*, engl. *apple*, lit. *óbûlas*, altsl. *jablŭkŭ* halten. Wie die Namen unserer meisten Obstbäume auf das Lateinische zurückführen, der Kirsche (*cerasus*), der Feige (*ficus*), der Birne (*pirus*), des Maulbeerbaums (*morus*), der Pflaume (*prunus*) ꝛc., so möchte ich vielmehr annehmen, daß auch die genannten Namen des Apfels an Italien, und zwar an die durch ihre Obstzucht berühmte Stadt der früchtereichen Campania, *Abella*, heute *Avella vecchia* anzuknüpfen sein. Hier war die Zucht einer andern Frucht, der Nüsse, so bedeutend, daß *abellana* sc. *nux* = *nux* ist; ebenso hätte wie z. B. aus *malum persicum* unser *pfirsich*, aus *malum abellanum* ir. *abull**) ꝛc. hervorgehn können. Diese Kombination würde aber um so wahrscheinlicher sein, wenn sich gerade die Kultur des Apfelbaumes in dem alten *Abella* nachweisen ließe. In der That wird nun bei Vergil *Aen. VII*, 740:

et quos maliferae despectant moenia Abellae

„die äpfeltragende Abella" genannt. Allerdings bieten die Handschriften nur *moeniabellae;* aber schon vor Servius war *moenia Abellae* verbessert worden. So ansprechend diese Herleitung nun auch in sachlicher Hinsicht ist, so verkenne ich doch nicht, daß die Regelmäßigkeit der Lautentsprechung : ir. *b* (*aball*), niederd. *p* (engl. *apple*), hochd. *pf* (*apfel*), lit. *b* ((*óbûlas*) bei einer auf Entlehnung beruhenden Wortreihe befremden kann.

*) Vgl. schon *Cormac's Glossary* (Stokes *Irish Gl.* p. 79): *„aball, now, from a town of Italy called Abellum, i. e. it is thence that the seed of the apples was brought formerly.*

Namentlich scheint es im Germanischen keine lat. Lehnwörter zu geben, welche die erste Lautverschiebung mit durchgemacht hätten. Ich nehme daher an, daß die Kelten bei ihrem Einbruch in Italien bereits ein dem ir. *aball* entsprechendes Wort in ihre Sprache aufnahmen, welches von hier aus schon vor der ersten Lautverschiebung zu den Germanen und von da zu den übrigen indog. Nordstämmen drang.

Ähnlich hatten die Kelten auf ihren Beutezügen eine Bezeichnung des Affen **ἀβ-άν-ας* (statt *ἀβ-ράνας· Κελτοὶ τοὺς κερκοπιθήκους* Hesych) zugleich mit dem Tiere selbst kennen gelernt und sie den Germanen (St. *ap-an*, altn. *api*, ahd. *affo*) übermittelt (B. B. XV, 287).

Wenn wir so gesehen haben, daß die sprachliche Geschichte unserer Waldbäume wenigstens innerhalb unseres Erdteils in ein hohes Alter hinaufgeht, so ließe sich ein gleiches sagen von tausenderlei Zügen der Sitte und des Glaubens, welche sich an denselben emporgerankt haben. Freilich wird es auch auf diesem Gebiete noch eingehenderer Forschungen bedürfen, um das gemeinsam Ererbte von dem durch Entlehnung oder auch durch Zufall Gemeinsamen zu sondern. Übereinstimmend bei den europäischen Nordstämmen wie bei Griechen und Römern findet sich der Glaube an das Leben des Baumes, die Baumseele. Der Baum wächst, trägt Früchte, verwelkt, stirbt wie der Mensch. So liegt es einer naiven Phantasie nahe, ihn den lebenden Wesen gleichzustellen. Aus Bäumen, so glaubt man, ist das Menschengeschlecht hervorgegangen. Bei Homer heißt es sprichwörtlich: *οὐκ ἀπὸ δρυός ἐσσι οὐδ᾽ ἀπὸ πέτρης*. Im Norden begegnet der Mythus von dem Weltbaum Yggdrasil. Viele Bäume bluten wie Menschen, wenn sie der Schlag der Axt trifft. Wald und Hain beleben sich mit Waldgeistern und Wildfrauen, mit Dryaden und Nymphen. Kurz, hier ist die Quelle der zahllosen Wald- und Feldkulte zu suchen, wie sie W. Mannhardt in seinen beiden Werken Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme Berlin 1875 und Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert 1877 zu entwirren und darzustellen unternommen hat (vgl. u. Kap. XIII).

Namentlich aber hängt mit dieser Grundanschauung von dem Leben des Baumes auch die uralte Vorstellung zusammen, welche den Wohnsitz der unsterblichen Götter in den Bäumen sucht. Wälder und Haine sind die ältesten Tempel, welche die Natur selbst den Unsterblichen errichtet hat. Ich brauche hierfür nicht die zahlreichen geschichtlichen Beispiele anzuführen, welche für die Nordstämme J. Grimm in der Deutschen Mythologie I³, 57—77, für die Griechen und Römer C. Boetticher Über den Baumkultus der Hellenen und Römer Berlin 1856 gesammelt haben. Aber auch in sprachlicher Beziehung macht bereits J. Grimm die feinsinnigen Bemerkungen: „Tempel ist also zugleich Wald. Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurück gegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte" Myth. I³, 59 und „Die ältesten Ausdrücke unserer wie der griechischen Sprache können sich von dem Begriff des heiligen Hains noch nicht losreißen" Geschichte d. D. Spr. p. 116. Hierfür beruft sich J. Grimm auf die germanischen Wörter got. *alhs* (?), ahd. *wih*, ahd. *haruc* (*harugari* „Priester"), agls. *bearu**) (ahd. *parawari*), deren Bedeutungen deutlich zwischen *lucus* und *fanum* schwanken, und auf die griechischen *τέμενος* („heiliger Bezirk": *τέμνω*) und *ἄλσος* (= ahd. *wald?*). „Abgezogner", meint J. Grimm, sei nur griech. *νᾱός* „Tempel". Es gehöre zu *ναίω* „ich wohne" und bedeute „Wohnung der Götter". Das ist nun sicher unrichtig: *νᾱός* kann nicht von *ναίω* (*ἔ-νασ-σα*, *ἐ-νάσ-θην*) abgeleitet**) werden. Die dialektischen Formen: hom. *νηός*, attisch *νεώς*, aeol. *ναῦος* führen vielmehr auf einen Stamm **νᾱϜ-ό*.

*) Von diesen Wörtern ist mir nur agls. **bearu* (**bar-vo*) klar geworden. Es gehört zu dem gemeinslavischen *borŭ* „Fichte, Fichtenwald". Vgl. auch altn. *barr* „*the needles or spines of a fir tree*", *bar-skógr* „*needlewood*" (Vigfusson). Der Bedeutungsübergang von agls. *bearu* „Wald", altn. *börr*, desgl.: altsl. *borŭ* „Fichte" ist wie der von *der tann*: *die tanne*, *der* oder *das buech*: *die buche*, *das esch*, *das asp*, die alle zunächst „Wald aus der betreffenden Holzart", dann „Wald überhaupt" bedeuten (vgl. Schmeller Bair. W. I², 196); auch slav. *borŭ* kommt in der allgemeinen Bedeutung von Wald vor (Miklosich Et. W.).

**) Auch aus **νάσ-Ϝο* (G. Curtius Grdz.⁴ p. 315) konnte äol. *ναῦος* kaum hervorgehn.

Daß dieser Wortstamm schon in homerischer Zeit einen wenn auch kunstlosen Bau bezeichnete, geht aus Stellen, wie Il. V, 446 (*ὅθι οἱ νηός γε τέτυκτο*) oder Od. VI, 9 (*ἐδείματο οἴκους καὶ νηοὺς ποίησε*) hervor. Immer aber hat *νηός* nicht sowohl den ganzen Tempel als vielmehr den innersten Raum des *ἱερεῖον* bezeichnet, welcher das Bild des Gottes enthielt (*τὸ ἄδυτον, ὁ σηκός*). Vgl. Herodot I, 183. Was aber bedeutete *νηός* in vorhomerischer Zeit, wo von irgend welchen Kunstbauten noch keine Rede sein kann?

Die richtige Antwort auf diese Frage hat bereits Plinius gegeben, wenn er *hist. nat.* XII, 1, 2 den Gedanken ausführt, daß Bäume die ältesten Wohnsitze der Götter gewesen seien. Dies wird durch unzählige Züge der griechischen Überlieferung bestätigt. Der älteste Tempel der ephesischen Artemis befand sich im Stamm einer Ulme (*πρέμνῳ ἐνὶ πτελέης*) oder unter dem Stamm einer Eiche (*φηγοῦ ὑπὸ πρέμνῳ*). Pausanias 8, 13, 2 berichtet: *πρὸς δὲ τῇ πόλει ξόανόν ἐστιν Ἀρτέμιδος· ἵδρυται δὲ ἐν κέδρῳ μεγάλῃ*. Götterbilder werden auf Bäumen oder unter Bäumen angebracht. Es gab einen *Ζεὺς ἔνδενδρος*, einen *Διόνυσος ἔνδενδρος*, eine *Ἑλένη δενδρῖτις* wie eine *Ἄρτεμις κεδρεάτις* u. s. w. (vgl. Bötticher a. a. O. p. 9 ff., p. 142, K. F. Hermann Lehrb. d. gottesdienstl. Altertümer[2] p. 91 ff., Baumeister Denkmäler I.). In der That, wenn wir für den Stamm **νᾶϜό-* eine ursprünglichere Bedeutung als „Tempel" ansetzen dürfen, so spricht eine sehr große Wahrscheinlichkeit dafür, daß es die von „Baumstamm" war.

Auf denselben Stamm und auf dieselbe Grundbedeutung führt nun nach meiner Meinung diejenige Wortreihe zurück, welche schon in der Ursprache den Nachen, das Boot bezeichnete: skrt. *nâú* neben *nâva, nâvâ'*, lat. *nâvi-*, griech. *ναῦς* (gen. dor. *νᾱός*, ion. *νηός*, att. *νεώς*) neben **νᾶϜο, *νηϜο* in *Ἐχένηος. n. pr.* „Habeschiff" u. s. w. Wir werden später (Kap. X, XI) von dem Schiffsbau der Indogermanen eingehender zu handeln haben. Schon jetzt aber kann mit völliger Bestimmtheit hervorgehoben werden, daß wir uns die indog. Bote nicht anders als ausgehöhlte Baumstämme, sog. „Einbäume" zu denken haben. In sprachlicher Beziehung spiegelt sich dies deutlich genug ab; man denke an skrt. *dâ'ru* „Holz", „Kahn", altn. *askr*, mlat. *ascus* „Esche", „Schiff", altn. *eikja* „Eiche", „Boot", alts. *stamm*,

lat. *linter* (vgl. oben p. 341, 397), *caudex* u. *caupulus*, mlat. *cocha*, frz. *choque*, it. *fusta*, mlat. *fustis*, it. *legno: lignum* u. s. w., alle „Holzstamm" und „Schiff". Es scheint mir daher fast zweifellos, daß wir folgende Bedeutungsentwicklung anzunehmen haben:

idg. *nâv*-, *nâvó* „Baumstamm" {
griech. *νηός* „heiliger Baumstamm", „Tempel".
griech. (oder indog.) *ναῦς* „Einbaum", „Schiff".

Die Frage nach der Wurzel dieses Stammes kann unerörtert bleiben.

Der obersten Gottheit gehört überall die Eiche, wodurch unsere, auf rein sprachlichem Wege gewonnene Anschauung von der Bedeutung dieses Baumes auf europäisch-indogermanischem Boden bestätigt wird. Ich brauche hier nur an den uralten Kult des Dodonäischen Zeus, der selbst *φηγοναῖος* heißt, oder an den in einer uralten Eiche auf dem Kapitol verehrten Juppiter Feretrius (Liv. I, 10) zu erinnern. Von den Kelten weiß Maximus Tyrius (Boetticher p. 529): *Κελτοὶ σέβουσι μὲν Δία· ἄγαλμα δὲ Διὸς Κελτικὸν ὑψηλὴ δρῦς.* Bei Geismar in Hessen fällt Bonifacius die hohe Eiche, welche *prisco Paganorum vocabulo appellatur robur Jovis.* Endlich heiligen auch Slaven, Litauer und Preußen diesen Baum ihrem in Donner und Blitz sich offenbarenden altsl. *Perunŭ*, lit. *Perkúnas*, preuß. *Percunis*.

Und noch eine Bemerkung ist hier am Platze. Wenn das göttliche *numen* den Baum durchdringt, so ist es natürlich, daß die dem Menschen eingeborene Sehnsucht, den Schleier der Zukunft zu lüften, sich nicht zuletzt an die Bäume wendet. Unter diesen Baumorakeln möchte ich das Werfen mit Baumlosen als eine der ältesten Formen ansehen.

Unser *loos* selbst (altn. *hlutr*, ahd. *hluz*, got. *hláuts*) entspricht dem griech. *κλάδος**) „Zweig", wie angels. *tân*, altn. *teinn*, mlat. *têni* (*lex Fris. tit.* XIV) = ahd. *zein* „Stäbchen" ist, und wie griech. *κλῆ-ρο-ς* „Loos": *κλών, κλῆ-μα, κλά-δο-ς* „Zweig" gehört. Die älteste ausführlichere Nachricht über das Losen der Germanen mit Baumstäbchen enthält das X. Kapitel der Ger-

*) Vgl. Bf. K. Z. XXX, 475.

mania: *virgam frugiferae arbori* (Eiche, Buche) *decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. Mox, si publice consultetur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae, precatus deos caelumque suspiciens ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur.* Primitiver, freilich nicht völlig deutlich, ist die Sitte der pontischen (iranischen) Scythen: *μάντιες δὲ Σκυθέων εἰσὶ πολλοί, οἳ μαντεύονται ῥάβδοισι ἰτεΐνῃσι πολλῇσι ὧδε. ἐπεὰν φακέλους ῥάβδων μεγάλους ἐνείκωνται, θέντες χαμαὶ διεξειλίσσουσι* (sondern sie aus einander) *αὐτοὺς καὶ ἐπὶ μίαν ἑκάστην ῥάβδον τιθέντες* (je eine hinter die andere) *θεσπίζουσι. ἅμα τε λέγοντες ταῦτα συνειλέουσι τὰς ῥάβδους ὀπίσω καὶ αὖτις κατὰ μίαν συντιθεῖσι. αὕτη μέν σφι ἡ μαντικὴ πατρωΐη ἐστί* Herodot IV, 67.

Auch bei Griechen und Römern kehrt aber die Sitte des Losens in der *κληρομαντία* und *ῥαβδομαντία**) (vgl. Hermann Gottesdienstl. Altert.[2] p. 247, 277), sowie in den *sortes Praenestinae*, von denen Cicero *de divinat.* II, 41 erzählt, wieder, wenngleich sie auf klassischem Boden entschieden durch andere Zeichenorakel in den Hintergrund gedrängt worden war. Doch erklärt sich nur durch sie, wie schon Lobeck Aglaophamus p. 814 bemerkte, das griechische *ἀνελεῖν*, von der Antwort des Orakels gebraucht; es entspricht dem Taciteischen *surculos tollere,* während das lat. *sor-tes*: *ser-ere* „reihen" eine Parallele zu dem scythischen Brauch *τὰς ῥάβδους ἐπὶ μίαν ἑκάστην τιθέναι* zu bilden scheint. Das Auflesen dieser wie die Karten gelegten Lose ist ursprünglich ahd. *lësan* und lat. *legere.* Das feierliche Verkünden des gewonnenen Ergebnisses got. *ussiggvan* „lesen" (oder = *θεσπίζειν*? siehe oben), das Erraten des Losorakels angelſ. *rædan*, engl. *to read* (vgl. Kluge Et. W.[4] unter *lesen*).

Ursprünglich erfolgte wahrscheinlich die Wahrsagung aus Baumstäbchen, wie bei den Scythen, lediglich aus der Konfiguration der Lose, die wir uns vielleicht nur durch primitive Zeichen unterschieden denken müssen, welche noch keine Buchstaben

---

*) *ῥάβ-δο-ς,* gebildet wie *κλά-δο-ς* aus **Fράβ-δο-ς* entspricht dem lat. *verbena*, altsl. *vrŭba* „die Weide", so daß *ῥάβδος ἰτεΐνη* bei Herodot (vgl. oben) eigentlich eine Tautologie ist. Wurzel *verb* neben *verp,* über welche letztere Gestaltuug wir unten (vgl. Kap. VIII) handeln.

waren, aber schon Runen heißen konnten (altn. angels. *rún*, ahd. *rûna* vgl. ir. *rún* „Geheimnis"). Als dann die ersten Anfänge der Schrift, direkt oder indirekt vom Orient her, bei den europäischen Völkern bekannt wurden, dienten die bequemeren und immer noch wenigen bekannten Buchstaben dazu, den Losen eine erhöhte Bedeutung zu geben. Diesen Zustand zeigt vielleicht schon die angeführte Stelle der Germania (vgl. dazu R. v. Liliencron u. K. Müllenhoff Zur Runenlehre Halle 1852), und auch die *sortes Praenestinae* heißen bei Cicero *in robore insculptae priscarum litterarum notis*.

In diese Zeit fällt der Ursprung von Wörtern wie unser *buch*: *buocha* „die Buche" und engl. *write* „schreiben", agls. *wrîtan*, eigentlich „einritzen" *sc.* die Runen, während got. *mêljan* „schreiben", eigentl. „malen" schon Tinte und Pergament voraussetzt und ahd. *scriban* schon in das Bereich des römischen Kultureinflusses gehört. Vgl. weiteres bei E. Sievers in Pauls Grundriß der germ. Phil. I, 239. So greift die Pflanzenwelt schon auf dem Gebiete der Waldbäume bedeutungsvoll in das Leben des Sterblichen ein. Die Banden, mit denen sie den Menschen umschlingt, werden um so innigere, je mehr wir uns dem nächsten Abschnitt, dem Ackerbau, nähern.

V. Kapitel.

Ackerbau.

Geschichtliche Nachrichten über die Ansessigkeit und den Ackerbau der indog. Völker. Gleichungen auf dem Gebiete der Ackerbausprache: indogermanische, europäische, arische. Übergang vom Viehzüchter zum Ackerbauer. Der Pflug. Die Feldgenossenschaft. Alteuropäische, arische Kulturpflanzen.

Daß die Völkerschaften der Hellenen bei ihrem Eintreten in die Weltgeschichte noch von einer tief eingefleischten Wanderlust beseelt waren, hat bereits Thukydides (I cap. 2) mit gewohntem Scharfsinn erkannt. „Das jetzt sogenannte Hellas," sagt er I cap. 3, „ist offenbar nicht von Alters her fest besiedelt gewesen, sondern es haben in früheren Zeiten Umsiedelungen stattgefunden, und leichtlich verließ eine jegliche Gemeinschaft, von irgend einer Überzahl bedrängt, ihre Wohnsitze. Denn da es damals noch keinen Handel und keinen furchtlosen Verkehr zu Wasser oder zu Lande gab, und ein jeder nur insoweit sein Land bebaute (*νεμόμενοι τε τὰ αὑτῶν*), als zum Leben nötig war, ohne Reichtümer zu sammeln, ohne Baumpflanzungen anzulegen (*οὐδὲ γῆν φυτεύοντες*), war es mit keinen Schwierigkeiten verbunden, die Heimat zu verlassen; blieb es doch ungewiß, ob nicht bei dem Mangel befestigter Plätze ein anderer kommen und einem das Erworbene rauben werde, und war man doch überzeugt, den täglichen Bedarf allüberall finden zu können".

So tritt uns auf dem klassischen Boden des alten Griechenlands genau dasselbe nomadische Wandervolk entgegen, welches viele Jahrhunderte später die griechisch-römischen Schriftsteller in

dem Norden Europas wiederfunden. „Allen Völkern dieses Landes“ (Deutschlands), sagt Strabo c. 291, gemein ist die Leichtigkeit der Auswanderungen, wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise, und weil sie keinen eigentlichen*) Ackerbau kennen (*διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν*) und keinen Vorrat sammeln, sondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Bedarf besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zugvieh, gleich den Wanderhirten; so daß sie diese nachahmend, ihren Hausvorrat auf Wagen laden und mit den Viehherden sich wenden, wohin ihnen beliebt“. Stellen wir zu dieser klaren Überlieferung die bekannten, wenn auch vielumstrittenen Nachrichten des Cäsar (*de bello gall. IV cap.* 1, 4 und *VI cap.* 22, 1), nach denen die Germanen noch als völlige, obwohl ackerbauende Nomaden erscheinen, und des Tacitus (*Germ. cap.* 26), nach dessen Schilderung eben die ersten Anfänge zur Seßhaftigkeit und persönlichem Eigentum gemacht worden sind (Arnold Deutsche Urzeit p. 295 f), vergleichen wir hiermit ferner, was Prokop (B. G. III, 14 p. 334 ff.) von den *Σκλαβηνοί* (Slaven) berichtet, daß sie in elenden Hütten, weit von einander getrennt wohnten und jeder oft seinen Wohnsitz wechsele, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Indogermanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte noch nomadisierende Wandervölker waren.

Zugleich geht aber auch aus der angeführten Überlieferung hervor, daß die Anfänge des Ackerbaus den Indogermanen schon in vorgeschichtlichen Zeiten bekannt gewesen sein müssen, da sie mit denselben ausgerüstet, aus dem Dunkel der Urgeschichte hervortreten. Hatte doch schon Pytheas (vgl. Strabo**) c. 201) auf seiner Reise ins Nordmeer, also circa 300 Jahre vor Christo,

---

*) Diese Übersetzung (vgl. Arnold Deutsche Urzeit p. 218) empfiehlt sich wegen des Folgenden.

**) *τὸ τῶν καρπῶν εἶναι τῶν ἡμέρων καὶ ζῴων τῶν μὲν ἀφορίαν παντελῆ τῶν δὲ σπάνιν, κέγχρῳ δὲ καὶ ἀγρίοις λαχάνοις καὶ καρποῖς καὶ ῥίζαις τρέφεσθαι· παρ᾽ οἷς δὲ σῖτος καὶ μέλι γίγνεται, καὶ τὸ πόμα ἐντεῦθεν ἔχειν· τὸν δὲ σῖτον, ἐπειδὴ τοὺς ἡλίους οὐκ ἔχουσι καθαρούς, ἐν οἴκοις μεγάλοις κόπτουσι συγκομισθέντων δεῦρο τῶν σταχύων· αἱ γὰρ ἅλως ἄχρηστοι γίνονται διὰ τὸ ἀνήλιον καὶ τοὺς ὄμβρους.*

bei den Nordstämmen Haustiere und, wenn auch äußerst primitiven, Feldbau vorgefunden. Ja, sogar die Aisten, die Vorfahren der Litauer, welche doch noch fast ganz in metalllosen Zuständen verharrten, betrieben schon zu des Tacitus (*Germ. cap.* 45) Zeit einen emsigen Ackerbau und von den Slaven (*Σκλάβοι*) weiß der Strategiker Maurikios (*a.* 582—602, Müllenhoff II, 36), daß sie reich an Vieh verschiedener Art und an Bodenerzeugnissen sein, die in Haufen daliegen, besonders an Hirse und Fennich. Auch die keltischen Britten machen hiervon nur eine scheinbare Ausnahme. Cäsar (V *cap.* 14) berichtet nur von den Einwohnern des Binnenlandes: *interiores plerique frumenta non serunt.* Daß aber an den Küsten des Meeres Ackerbau wohl bekannt war, geht aus mehreren Stellen des *bellum gallicum* (*IV cap.* 31, 2, *cap.* 32, 1) deutlich hervor.

Fassen wir diesen geschichtlichen Anhaltepunkten gegenüber die sprachlichen Thatsachen ins Auge, so zeigt sich, um das Ergebnis unserer Betrachtung kurz vorauszuschicken, in den Ausdrücken der Ackerbausprache eine äußerst geringe Übereinstimmung zwischen den europäisch-indog. und asiatisch-indog. Idiomen, eine große und bedeutungsvolle dagegen innerhalb der europäischen Sprachen, und auch bei den Ariern sind, wenn auch wenige, so doch gewichtige specielle Übereinstimmungen auf diesem Gebiete vorhanden.

Zu der erstgenannten Klasse gehört das schon öfters genannte skrt. *yáva,* zend. *yava* (pers. *ǧaw* „Gerste“, osset. *yew, yau* „Hirse“, Pamird. *yumǧ* ꝛc. „Mehl“, Tomaschek p. 63), griech. *ζεά,* lit. *jawaĩ* „Getreide“, nach Stokes (*Irish glosses* p. 779) auch irisch *eórna.* Doch wird die ursprüngliche Bedeutung dieser Sippe kaum zu ermitteln sein, da sie nicht einmal für den Veda (Getreide, Gerste) und für Homer — *ζεά* dient hier neben *ὄλυρα* als Pferdefutter — feststeht. Daneben ist zu nennen lat. *pinso,* griech. *πτίσσω,* skrt. *pish* „zerreiben“, das zwar an sich ohne Bedeutung für Schlüsse auf die Urzeit, doch in zahlreichen indog. Sprachen mit der Verarbeitung des Getreides in Zusammenhang steht: altsl. *pšeno* „Mehl“, altn. *fis* „Spreu“ (Curtius Grundz.[5] p. 498), zend. *pishtra* „Zerstampfung des Getreides“, npers. *pist* „*farina tosta tritica*“, Pamird. *pōšt, pišt* (Tomaschek p. 62). Außerdem kämen etwa

noch die auf geringe geographische Ausdehnung (vgl. oben p. 178, 183) beschränkten Gleichungen: lit. *dúna* „Brot" = sskrt. *dhânâ's* „Getreidekörner", zend. *dâna* (npers. *dânah*, Pamird. *piñ-dâna* „Fünfkorn", „Hirse"), griech. *τέλσον* „Furche" = sskrt. *karshû'*, zend. *karsha*, griech. lac. *εὐλάκα* = sskrt. *vṛ́ka* „Pflug", und griech. *λαῖον*, altn. *lé* = sskrt. *laví* (*lavaka*, *lavâ'ṇaka*) „Sichel" in Betracht. Die vielfach behauptete und zu kulturhistorischen Schlüssen verwertete Zusammenstellung von griech. *ἄρουρα* = sskrt. *urvárâ*, zend. *urvara* „Saatfeld" (Geiger Ostiran. Kultur p. 150) muß als zweifelhaft bezeichnet werden (G. Meyer Gr. Gr.[2] p. 91).

Diesen sprachlichen Übereinstimmungen zwischen Asien und Europa stellen wir nunmehr diejenige Gruppe von Gleichungen gegenüber, welche sich zwischen süd- und nordeuropäischen Sprachen finden.

Es sind:

Acker griech. *ἀγρός*, lat. *ager*, got. *akrs* — vgl. sskrt. *ájra* „Trift".

Pflügen griech. *ἀρόω*, lat. *arare*, ir. *airim*, altsl. *orati*, lit. *árti*.

Pflug griech. *ἄροτρον*, armen. *aṛôṛ*, lat. *aratrum*, ir. *arathar*, altn. *arđr*; altsl. *oralo*, lit. *árklas*, altn. *arl*.

Egge, eggen griech. (Hesych) *ὀξίνη*, lat. *occa*, *occare*, ahd. *egjan*, *egida*, lit. *akė́ti*, *akė́czios*, altcorn. *ocet*.

Säen lat. *sero*, cymr. *heu*, ir. *síl* „Same", got. *saian*, altsl. *sěją*, lit. *sė́ti*.

Same lat. *semen*, ahd. *samo*, altsl. *sěmę*, altpr. *semen*, lit. *sėmů̃*.

Mähen griech. *ἀμάω*, ahd. *mâjan*, griech. *ἀ-μη-τός* „Ernte" = ahd. *mâd*.

Sichel griech. *ἅρπη* [lat. *sarpere*], altsl. *srŭpŭ*.

Mahlen griech. *μύλη*, *ἀλέω* (W. *m̥l-*), lat. *molere*, ir. *melim*, got. *malan*, altsl. *meljq*, lit. *málti*, alb. *miel* „Mehl" — vgl. armen. *mal-em*, sskrt. *mar* „zermalmen".

Furche lat. *porca*, ahd. *furuh*, altbret. *rec* (armen. *herk* (?), griech. *πρασιή* ?), vgl. unten p. 418.

Beet lat. *lira*, lit. *lýsė*, altsl. *lěcha* (mhd. *leis* „Spur").

Ähre (Spreu) lat. *acus*, *agna*, griech. *ἄχνη*, got. *ahs*, *ahana*.

Hierzu kommt dann noch die nicht unbedeutende Zahl gemeinsamer Namen für Cerealien und andere Feldfrüchte, die wir unten besprechen werden, und von denen wir hier nur die über jeden Verdacht späterer Entlehnung erhabenen und lautlich gesicherten Reihen anführen wollen. Es sind:

1. lat. *grânum*, got. *kaúrn*, altsl. *zrŭno* — vgl. afgh. *zaṛai*, *zaṝai* (K. Z. XXIII, 23).
2. lat. *hordeum*, ahd. *gersta* — vgl. armen. *gaṛi*, pehl. *ǰurtâk* „*grain*, *corn*“ (Hübschmann A. S. p. 24).
3. griech. *πυρός*, altsl. *pyro*, lit. *purai*.
4. lat. *far*, got. *bar-iz-*, altsl. *bŭrŭ*, alb. *bar*.
5. griech. *μελίνη*, lat. *milium*, lit. *malnós*.
6. griech. *μήκων*, ahd. *mago*, altsl. *makŭ*.
7. lat. *faba*, altsl. *bobŭ*, alb. *baϑẹ*.
8. griech. *κρόμυον*, lit. *kermuszis*, ir. *crem*, nhd. *rams*.

Die Feststellung der historischen und vor allem prähistorischen Bedeutung dieser Ausdrücke wird uns unten weiter beschäftigen.

Für jetzt haben wir noch drittens die wenigen speciellen Übereinstimmungen in der Ackerbausprache der indisch-iranischen Sprachen aufzuführen. Es sind:

sskrt. *sasyá* = zend. *hahya* „Aussaat“. — vgl. armen. *haz* „Brot“ (Fortunatow B. B. VII, 88).

sskrt. *karsh* (*kṛshtáyas* „Ackerbauer“ = Menschen) = zend. *karesh* „pflügen“ — vgl. griech. *τέλσον*.

sskrt. *urvárâ* „Saatfeld“ = zend. *urvara* (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 150 und oben p. 410).

sskrt. *dâtrá* = npers. *dâs* „Sichel“.

sskrt. *gôdhûma* = npers. *gandum*, Pamird. *ghidîm* „Weizen“ (Tomaschek Centralasiat. St. II, 62 — vgl. *γανδόμην· ἄλευρα* Hesych.).

sskrt. *mâ'sha* „Bohne“ = npers. *mâš*, Pamird. *maχ* (Tomaschek Centralasiat. St. II, 62).

sskrt. *bhañghá* = zend. *bañgha* (s. u.).

Nach Tomaschek a. a. O. p. 70 und Spiegel Arische Periode

p. 70 würde auch skrt. *phâ'la* „Pflug" = npers. *supâr*, sanglici *spur* desgl. hierher gehören, was aber nicht angeht.

Versuchen wir nunmehr aus diesen sprachlichen Thatsachen die historischen Schlüsse zu ziehn, so ergiebt sich, wenn wir die Fülle übereinstimmender Benennungen zwischen Europa und Asien auf dem Gebiete der Viehzucht mit der in dieser Beziehung in der Sprache des Ackerbaus herrschenden Armut vergleichen, so viel mit Gewißheit, daß der Ackerbau in der ältesten an der Hand der Sprache erreichbaren Epoche der Indogermanischen Urgeschichte volkswirtschaftlich neben der Viehzucht eine äußerst untergeordnete Rolle gespielt haben muß. Ja, die oben angeführten Gleichungen skrt. *yáva* ꝛc. und skrt. *pish* ꝛc. vertragen sich vielleicht mit der schon von V. Hehn ausgesprochenen Ansicht, daß wir bei *yáva* nur an eine wildwachsende Halmfrucht denken dürfen, deren Körner ausgestoßen und gegessen wurden.

Entschieden aber teile ich die Ansicht derjenigen Gelehrten (vgl. oben p. 77), welche in den zahlreichen Übereinstimmungen der europäischen Ackerbausprache den Beweis dafür erblicken, daß die Indogermanen Europas sich noch sehr nahe gestanden haben müssen, als sie wesentliche Fortschritte in der Agrikultur machten. Hierbei hindert, wie wir schon früher sahen, nichts die Annahme, daß die genannten Völker zur Zeit, als bereits vorhandene Wörter in der bestimmten Bedeutung des Pflügens, Säens u. s. w. allmählich sich festsetzten und von Stamm zu Stamm in bald größerer, bald geringerer geographischer Ausdehnung wanderten, schon dialektisch und ethnographisch differenziert gewesen seien, wenn auch ihr Verbreitungsgebiet im Vergleich zu der geographischen Ausdehnung, welche sie in historischen Zeiten einnahmen, ein verhältnismäßig beschränktes gewesen sein mag.

Wohl aber erhebt sich nunmehr die Frage, wodurch veranlaßt und in welcher Weise verlaufen wir uns den gemeinsamen Übergang eines so großen Teiles der Indogermanen von der Viehzucht zu einem, wenn auch noch primitiven Ackerbau vorzustellen haben. Zunächst berechtigt nichts zu der Annahme, daß etwa die Nachbarschaft eines höher civilisierten Volkes und die Berührung mit demselben in Krieg oder Frieden die Ursache dieses volkswirtschaftlichen Fortschrittes gewesen sei. Wenigstens

hat die Sprache zu der Bezeichnung der neuen Kunst überall aus ihrem eignen Borne geschöpft. *Ἀγρός*, in den europäischen Sprachen der Acker, bedeutet im skrt. *ájra* Trift, im zend. *azra* einen wüsten Landstrich, die im Europäischen für das Mahlen des Getreides gebrauchte Wurzel *mel* hat im skrt. *mar* noch die allgemeine Bedeutung von zermalmen, got. *saian* und seine Sippe herrscht in dem Sinne von Säen nur teilweis in Europa; denn das griech. *ἵημι* (**si-sē-mi*) hat noch den ursprünglichen Begriff des Werfens (des Samens, vgl. skrt. *vap* „hinstreuen, säen") bewahrt. Auch wüßte man nicht, welches primitive Volk als Lehrmeister der Indogermanen gelten könnte. So müssen wir uns, scheint es, nach einer tiefer liegenden Erklärung dieser Dinge umsehn.

Wenn irgendwo, so ist der Mensch auf dem Gebiete des Ackerbaus ein Kind des Bodens, der ihn trägt, und es liegt auf der Hand, daß der Bewohner der grasigen Steppe weit später als derjenige eines fetten Ackerbodens lernen wird, das Samenkorn der Erde anzuvertrauen. So dürften wir vermuten, daß die allmähliche Ausbreitung der Indogermanen die europäischen Völker auf ein fruchtbareres Erdreich geführt hat, als ihr Ausgangspunkt besaß. Frühzeitig könnte das Urvolk in eine im wesentlichen rein nomadische und eine Viehzucht und Ackerbau bei fortdauernder nomadischer Lebensweise treibende Hälfte zerfallen sein, ähnlich wie im Altertum die Scythen in *Σκύθαι ἀροτῆρες* (oder *γεωργοί*) in den fruchtbareren Westlandschaften und in *Σκύθαι νομάδες* (oder *βασίλειοι*) auf dem östlichen Steppenboden sich schieden oder wie bei den Turko-Tataren seit Alters zwei Hauptabteilungen, die *köček* und *čomru*, d. h. die wandernden und ansässigen Nomaden bestehen, von denen die ersteren sich ausschließlich mit Viehzucht beschäftigen, während die letzteren die Kultivierung einiger urbaren, an Flüssen gelegenen Landstriche schon frühzeitig betrieben (Vámbéry Primitive Kultur p. 103).

Aber der Übergang eines Hirtenvolkes zu Ackerbauern erklärt sich nicht allein und nicht einmal hauptsächlich aus der Verschiedenheit des Bodens. Höchst lehrreich sind in dieser Hinsicht die Beobachtungen, welche D. Mackenzie Wallace in seinem Buche Rußland (übersetzt v. E. Röttger 3. Auflage Leipzig 1880 p. 394)

über die wirtschaftliche Lage der Baschkiren niedergelegt hat. „Dieselben sind jetzt in einem Übergang vom Hirten- zum Ackerbauerleben begriffen; und es ist nicht wenig interessant, die Ursachen zu betrachten, welche sie zu diesem Wechsel bewegen, sowie die Art und Weise, auf welche derselbe vor sich geht."

„Philosophen haben lange Zeit einer Theorie socialer Entwickelung gehuldigt, nach welcher die Menschen zuerst Jäger, dann Hirten, schließlich Ackerbauer waren. Wie sehr diese Theorie der Wirklichkeit entspricht, brauchen wir hier nicht festzustellen; wir können indes einen wichtigen Teil derselben untersuchen und uns die Frage vorlegen, warum gingen die Hirtenstämme zum Ackerbau über? Die gewöhnliche Erklärung besagt, daß dieselben ihre Lebensweise infolge irgend welcher zufälligen Umstände änderten. Ein großer Gesetzgeber erstand unter ihnen und lehrte sie den Boden bearbeiten, oder sie kamen mit einer Ackerbau treibenden Rasse in Berührung und nahmen die Gebräuche ihrer Nachbarn an. Derartige Erklärungen mögen die Theoretiker befriedigen, welche gewöhnt sind, ihre Thatsachen aus ihrem eigenen, innern Bewußtsein zu schöpfen, aber dieselben erscheinen Jedem, der unter einem Hirtenvolke gelebt hat, als ganz unzulänglich. Das Hirtenleben ist so unvergleichlich angenehmer als das harte Loos des Ackerbauers und dabei viel mehr in Übereinstimmung mit der natürlichen Trägheit der menschlichen Natur, daß ein großer Gesetzgeber, und hätte er die Weisheit Salomos und die Beredtsamkeit eines Demosthenes in sich vereinigt, nun und nimmer seine Landsleute dazu bewegen könnte, von dem einen Stand zum andern überzugehen. Von allen gewöhnlichen Mitteln, den Lebensunterhalt zu erwerben, ist der Ackerbau, vielleicht mit Ausnahme des Bergbaues, das allermühsamste, und wird nie freiwillig von Menschen erwählt, die nicht von Kindheit auf daran gewöhnt sind. Das Leben eines Hirtenstammes ist dagegen ein fast nie unterbrochener Feiertag, und nach meinem Dafürhalten konnte nur etwa die Aussicht auf den Hungertod Menschen, die von ihren Viehherden leben, bewegen, zum Ackerbauleben überzugehn."

„In Wirklichkeit ist die Aussicht auf den Hungertod die Ursache des Übergangs, wahrscheinlich in allen Fällen; sicherlich war es bei den Baschkiren so. So lange sie Weideplätze in Fülle hatten, dachten sie nie daran, den Boden zu bebauen. Ihre

Herden lieferten ihnen alles, was sie bedurften, und setzten sie in den Stand, ein ruhiges, indolentes Leben zu führen .... Mit der Verminderung der Weiden ging eine Verringerung des Viehstandes, ihres einzigen Existenzmittels Hand, in Hand. Trotz ihres passiv konservativen Geistes mußten sie sich nach neuen Wegen umsehen, um sich Nahrung und Kleidung zu verschaffen — nach einer neuen Lebensweise, welche weniger ausgedehnte Gebietsflächen beanspruchte."

In völlig gleichem Sinne äußert sich A. Meitzen in seinem Vortrag Das Nomadentum der Germanen und ihrer Nachbarn in Westeuropa (Verhandlungen des zweiten deutschen Geographentags in Halle, Berlin 1882, p. 74).

Übertragen wir die aus diesen Verhältnissen gewonnenen Lehren auf die ältesten Zustände der Indogermanen, so gewinnen wir die Wahrscheinlichkeit, daß die weitere allmähliche Ausbreitung des Urvolks die europäischen Stämme auf ein Terrain geführt haben muß, welches die freie Ausdehnung der Weideplätze erheblich einschränkte. Nun aber haben wir im vorigen Kapitel gesehen, daß für die europäischen Sprachen nicht minder charakteristisch als die Übereinstimmungen in der Ackerbausprache die erst in ihnen in größerem Maße auftretenden etymologisch gleichen Benennungen der Waldbäume (sowie auch der Vögelnamen) sind. Wie nun, wenn diese beiden Thatsachen nicht nur neben einander, sondern auch in einem ursächlichen Zusammenhang mit einander stünden? Wenn hier in der Sprache es sich abspiegelte, wie die Indogermanen aus der baumlosen, unendlichen Steppe, wo nur der Hirte seine Herde weidet, eintraten in ein fruchtbareres Gelände, wo aber zugleich dichter Urwald den wandernden Scharen entgegentrat, ihre Weideplätze auf die Uferlandschaften der Flüsse und Seen beschränkte, und als das Volk sich trotz Not und Krankheit immer mehrte, dem ungeduldigen Nomaden, wenigstens für die Zeitdauer einer vorübergehenden Niederlassung, den verhaßten Pflug in die Hand drückte, den der Herr und Mann freilich mit Vorliebe Weibern, Kindern, Greisen (Germ. 25) und Knechten überließ? So entsprächen sich:

Steppe und Waldgebiet.
Viehzucht und Ackerbau.

Indogermanen und Europäer.

Wie sich diese Hypothese auf die für die Indogermanen in Betracht kommenden geographischen Verhältnisse übertragen läßt, werden wir später (Kap. XIV) sehen. Schon jetzt aber möchte ich hervorheben, daß ich in den geschilderten Vorgängen in der That einen wichtigen Schlüssel in der Frage nach der Herkunft des indog. Urvolkes erblicke.

Auch diesen vorhistorischen Ackerbau der europäischen Indogermanen dürfen wir uns aber so primitiv wie möglich vorstellen. Denn mag es dem Dichter gestattet sein, in den Kreis der blutdürstigen Wilden die Ceres treten und mit dem ersten Opfer frommer Ähren ihnen alle Gaben einer höheren Gesittung bringen zu lassen: in Wirklichkeit sind der Mittelglieder unzählige, durch welche der Ackerbau von einem elenden Anhängsel nomadischer Viehzucht zu eigner Würde sich entwickelt.

Zunächst wird das Vorhandensein der Metalle und metallener Geräte bei der Annahme eines primitiven Ackerbaues der vorhistorischen Indogermanen keineswegs gefordert. In Neuseeland (vgl. Th. Waitz u. G. Gerland Anthropologie der Naturvölker VI, 61) ward, „ehe man pflanzte, der Boden mit scharfen Stäben umgerissen, die Schollen mit den Händen zerkleinert, Wurzeln, Steine entfernt. Waldboden machte man durch Abbrennen des Waldes urbar und pflanzte dann auf ein und dieselbe Stelle so lange dieselbe Pflanze, als sie gedieh.“ Über steinerne Ackerbaugeräte der nordamerikanischen Indianer berichtet C. Rau (Archiv f. Anthrop. IV, 1 ff.).

Den Indogermanen Europas bot das Waldgebiet, welches sie betraten, reichliches Material für die Herstellung der ursprünglichen Ackergeräte. Der indog. Pflug war nicht anders wie der römische der ältesten Zeit und vielleicht wie das altgriechische *ἄροτρον αὐτόγυον* des Hesiod (Werke und Tage v. 432) beschaffen, d. h. er war ein starkes, hakenförmig gekrümmtes Holz, bei welchem Krummholz und Scharbaum noch aus einem Stück bestanden. (Vgl. C. H. Rau Geschichte des Pfluges 1845 p. 14 ff. und Baumeister Denkmäler unter Ackerbau). Ebensowenig war bei ihm von einem Sterz oder einer Handhabe die Rede.

In versteckten Teilen Europas hat sich dieser Pflug bis in die Neuzeit erhalten.

Auch die Sprache legt noch von der ältesten Beschaffenheit

des Pfluges Zeugnis ab. Im Gotischen entspricht *hôha* „Pflug“ genau dem skrt. *çâ'khâ*, lit. *szakà* „Ast“. Wohl zu derselben, aber nasalierten Wurzel (skrt. *çañkú* „Pfahl“, altsl. *sąkŭ* „Ast“, griech. *κάγκανος* „dürr“ vom Holz) scheint mir neuir. *céachta* „Pflug“ (**cēct-* aus **cenct-*) zu gehören. Die Bedeutungen des altſ. *socha**) (Miklosich Et. W.) vereinigen sich unter der eines „Knüttels, mit welchem die Erde aufgeschnitten wird“; denn wie ahd. *seh* „Pflug“ mit *säge* und *sichel*: lat. *sec-âre* gehört, so stelle ich altsl. *socha*: skrt. *ças* „schneiden“, *çásâ* „Schneidung“, *çâsá* „Schneide, Schlachtmesser“. Das von Hesych überlieferte *σπινδῆρα· ἄροτρον* möchte zu skrt. *spandaná* „Baum“, wakhi *spundr* (Tomaschek C. St. II, 71) gehören. Dunkel ist mir skrt. (vedisch) *lâ'ñgala* „Pflug“ (vgl. skrt. *laguḍa* „Knüppel“??).

Griech. *γύης* (*γύα* „Ackerland“) ist etymologisch das Krummholz, das sich der hesiodeische Bauer selbst auf Berg und im Thal suchen soll (*φέρειν δὲ γύην, ὅτ' ἂν εὕρῃς, εἰς οἶκον, κατ' ὄρος διζήμενος ἢ κατ' ἄρουραν, πρίνινον op.* v. 425, vgl. dazu Rau a. a. O. p. 25). Es gehört zu *γυ-ρό-ς* „krumm“ und ist vielleicht wurzelverwandt mit lat. *bû-ra* „Krummholz“, das dann seines *b* wegen ursprünglich ein oskisches Ackerbauwort wäre (vgl. *bôs*: skrt. *gâú*). Wie *γύης* sich zu *γῡ-ρό-ς* „krumm“, so verhält sich *ἔλυμα* „Scharbaum“ (ursprünglich aber wohl Scharbaum + Krummholz): *ἐλύω* „krümmen, winden, wenn *ἔ-λῡ-μα* nicht etwa urverwandt mit lit. *lė-mů, gen. lė-men-s* „Baum“ ist und nur in seinem Vocalismus an *ἐλύω* angelehnt wurde.

Der alte indog. Pflug ist also ursprünglich nichts als ein gekrümmter hölzerner Ast, an dessen der Erde zugewendetem Ende man indessen frühzeitig einen scharfen Stein statt des Eisens befestigt haben mag. Dies könnte bereits eine urzeitliche Vorrichtung gewesen sein. Wenigstens finden sich zwei, freilich nicht ganz sichere europäische Gleichungen, welche speciell die Pflugschar benennen. Es ist dies einmal griech. *ὕννις, ὕνις* = lat. *vômer, vômis* (**us-ni: *ves-mi*, Fick K. Z. XXII, 156), das andre Mal griech. *ὀφ-νί-ς· ὕννη, ἄροτρον* Hesych = ahd. *wag-an-so, waginso*, mhd. *wagense* (*vogh-n-*, anders Bugge B. B. III, 121).

---

*) V. Hehn vergleicht fälschlich *socha* mit got. *hôha* und stellt ahd. *seh* (irrtümlich *sëh* geschrieben) zu frz. *soc* 2c. (s. u.).

Im Deutschen heißt dieser Teil des Pfluges *seh* (s. o.) und *scaro*: ahd. *scëran*, im Slavischen *lemešĭ*: *lomiti* „brechen".

Zu bemerken ist ferner, worauf schon J. Grimm aufmerksam machte (Geschichte d. D. Spr. p. 56), daß der Pflug oder gewisse Teile desselben öfters von verschiedenen Tieren her benannt sind. So bedeutet skrt. *vṛka* den reißenden Wolf und den Pflug (griech. *εὐλάκα*), im Ahd. wird *geiza* = *haedus* für den Pflugsterz gebraucht, der wie ein Horn am Krummholz oder Scharbaum befestigt ist (vgl. Hesych *αἴγ-λας· τὰ περὶ τὴν ὕννιν τοῦ ἀρότρου: αἴξ*), besonders aber scheint das erdaufwühlende Schwein in dieser ländlichen Bildersprache verwendet worden zu sein. So heißt im Altir. *socc* (frz. *soc*) = cymr. *swch*, corn. *soch*, bret. *souc'h, soc'h* die Pflugschar (**succos*), dasselbe Wort bedeutet aber auch „Schweinsschnauze", was als die ältere Bedeutung angesehen werden muß; vgl. cymr. *hwch*, corn. *hoch*, bret. *houc'h*, *hoc'h* „Schwein" (Thurneysen Kelto-Romanisches p. 112). Noch jetzt soll bei uns nach J. Grimm der leichte Pflug in einigen Gegenden Schweinsnase heißen, wie im Englischen *pigs nose*.

Unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß die oben p. 379 angeführte europäische Benennung des Schweines lat. *porcus*, lit. *paršzas*, altsl. *prasę*, altir. *orc*, ahd. *farah* (**porko-*) identisch ist mit lat. *porca* „Ackerbeet", ahd. *furuh* „Furche", altir. *rech* desgl. (**pṛko-*). **Pṛko-* (: **porko*) bedeutete alsdann wahrscheinlich ursprünglich „Pflug", dann die vom Pflug gezogene Furche (vgl. agls. *sulh* „Pflug": lat. *sulcus* „Furche", got. *hôha* „Pflug": ahd. *huohili* „Furche", *γύης* „Pflug": *γύα* „Ackerland", griech. *αὐλάχα· ὕννις* Hesych: *αὖλαξ* „Furche" u. s. w.), so daß die Bedeutungsentwicklung war: Schwein — Pflug — Furche. Schwierigkeit würde armen. *herk* „frisch geackertes Brachland" wegen seines *k* = *q* machen.

Ganz dunkel ist leider immer noch die Herkunft des slavodeutschen Wortes: ahd. *phluog*, altn. *plógr*, russ. *plugŭ*, poln. *plug*, lit. *pliúgas* (aus dem Kleinrussischen *pluh*). Auch im Walachischen (*plug*) und im Räto-Romanischen (lomb. *piò*, tir. *plof*) kommt der Ausdruck vor. L. Diefenbach *O. E.* p. 399 und nach ihm V. Hehn verweisen auf Plinius *Hist. nat.* XVIII, 18, 48, wo von der Erfindung des Radpfluges (frz. *charrue*) die Rede ist: *vomerum plura genera ..... non pridem inventum in Raetia*

Galliae, ut duas adderent tali rotulas, quod genus vocant plaumorati (mlat. *ploum plovum*), ohne daß damit eine irgendwie deutliche etymologische Verknüpfung gewonnen würde. G. Baist (Wölfflins Archiv III, 285) schlägt vor, den letzten Satz der angeführten Stelle zu lesen: *quod genus vocant ploum Raeti.*

Es muß eine unsäglich schwierige Arbeit gewesen sein, den wurzeldurchzogenen Waldboden Alteuropas mit den primitiven Hilfsmitteln der Urzeit fähig für die Aufnahme der Frucht der Ceres zu machen, eine Arbeit, welche überhaupt nicht von dem einzelnen, sondern nur von der Gemeinschaft der Sippe mit Erfolg ausgeführt werden konnte.

Auch hiermit hängt es zusammen, daß der durch die gemeinsame Arbeit der Sippe gewonnene Ackerboden in dem gemeinsamen Besitze derselben, selbst nachdem die Niederlassungen feste geworden sind, noch verbleibt. Über die Germanen haben wir in dieser Beziehung die Nachrichten des Cäsar *De bello gallico* VI, 22: *neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratatus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui tum una coierunt, quantum et quo loco visum est, agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt* und IV, 1 von den Sueben: *sed privati ac separati agri apud eos nihil est neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet.* Es geht aus diesen Worten hervor, daß zur Zeit Cäsars bei den Germanen kein Eigentum und Sonderbesitz an Grund und Boden bestand, welcher vielmehr der Gesamtheit der einzelnen Gaue, in welche die *civitas* zerfällt, angehört. Die Obrigkeiten weisen den einzelnen Geschlechtsverbänden alljährlich Land zur Nutzung zu. Die Feldmarken und damit die Wohnungen werden jährlich gewechselt. Die Bewirtschaftung ist innerhalb der *gentes ac cognationes* eine gemeinschaftliche (nach Brunner Deutsche Rechtsgeschichte, Leipzig 1887 I, 59).

Bei Tacitus (*Germ. c. 26*: *agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur; facilitatem partiendi camporum spatia praebent: arva per annos mutant, superest et ager*) hat bereits ein Übergang von der gemeinschaftlichen Bewirtschaftung des Bodens

zu der Sondernutzung desselben durch die einzelnen Familienväter statt gefunden. „Der Wechsel des Ackerbodens findet nunmehr innerhalb der Dorfschaft, beziehungsweise der Markgenossenschaft statt. Das Ackerland wird, wahrscheinlich auf Grund periodischer Verlosung, unter die Hofbesitzer verteilt ..... War der Boden, den man nicht zu düngen verstand, binnen kurzer Zeit erschöpft, so blieb das abgeerntete Land als wildes Weideland liegen und wurde ein anderer Teil der Mark auf Grund neuer Vermessung und Verlosung als Ackerland aufgeteilt" (Brunner a. a. O. p. 61).

In Rußland wie auch bei den übrigen Slaven hat sich das Wesen des kommunalen Eigentums in vielen Gegenden bekanntlich bis in die Neuzeit erhalten. Der Grund und Boden gehört der Dorfgemeinde und wird auf Grund periodischer Verteilungen dem einzelnen zur Nutzung auf kürzere oder längere Zeit (1—20 Jahre) zugewiesen (vgl. M. Kulischer Zeitschrift für Völkerpsych. u. Sprachw. X, 370).

Ganz ähnliche Verhältnisse wie hier lassen sich noch für das alte Irland aus den Brehon-Gesetzen nachweisen. Vgl. Maine *Lectures on the early history of institutions*[4] *Cap. 4 the tribe and the land.*

Endlich möchte ich auch in der altspartanischen Landesaufteilung, welche den Namen des Lykurgos trägt, nichts als eine in dem Bisherigen geschilderte Verlosung des eroberten Ackerlandes erblicken. Jedenfalls gehörte auch nach derselben der Grund und Boden der Gemeinde, dem Staate, und wenigstens die vom Staate den Nichtadligen verliehenen Kleren waren unveräußerlich und fielen beim Aussterben einer Familie an die Gemeinde zurück (vgl. G. Gilbert Handbuch der griech. Staatsaltertümer Leipzig 1881 I, 10 ff.).

Auch im alten Rom muß nach den Ausführungen Th. Mommsens Röm. Staatsrecht III, 1, 21 ff. sich der Begriff des Eigentums lediglich am beweglichen Vermögen (*familia, pecunia*) entwickelt haben und der Grund und Boden ursprünglich Gesamteigentum des Geschlechts gewesen sein.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß sich unter den urzeitlichen Ausdrücken, welche Eigentum, Habe, Reichtum rc. bezeichnen (vgl. Handelsgeschichte und Warenkunde I, 59), keiner

befindet, welcher sich, etwa wie das lat. *possessio* oder unser *besitz*, auf Grund und Boden bezöge. Auch für den Begriff „Erbe", „erben", der sich demnach ebenfalls an der fahrenden Habe ausgebildet hat, findet sich übrigens keine ursprüngliche Bezeichnung. Die Wörter der Einzelsprachen hierfür gehen vielfach von Bedeutungen wie „Waise", „verwaist" aus. So gehört got. *arbi* „Erbe", ir. *orbe* „*hereditas*", wobei die Bedeutungsgleichheit der beiden Nachbarsprachen bemerkenswert ist (vgl. oben p. 176), zu lat. *orbus*, griech. ὀρφανός, und das lat. *hêrês* „Erbe" ist offenbar von griech. χῆ-ρο-ς (mit gemeingriech. ē, vgl. kret. χηρεύονσα Tafel v. Gortyn) „verwaist, verwitwet, verlassen" (skrt. *ja-hâ'-mi* „verlassen" nicht zu trennen.*)

Der Sonderbesitz an Grund und Boden geht bei den Germanen und Slaven von der Hofstätte aus, die wir uns wohl schon in der Urzeit durch einen von Dornen und Ruten geflochtenen Zaun umgrenzt denken dürfen. Der so vom Gemeindeland oder dem allgemeinen Weideplatz abgetrennte Raum ist es vielleicht, auf den sich die europäischen Gleichungen: lat. *hortus*, *cohors*, osk. *húrtúm*, griech. χόρτος „Gras, Heu, Futter, Hofplatz", altir. *gort* „*seges*", *lub-gort* „Gemüsegarten", lit. *žardis* „Roßgarten", got. *gards*, unser *garten* und griech. κῆπος (κᾶπος) = ahd. *huoba* ursprünglich beziehn. Solange die Niederlassungen aber nur noch flüchtige waren, konnte sich auch hier ein eigentlicher Eigentumsbegriff noch nicht entwickeln. Später faßt der Ausdruck *hufe* im Deutschen alle Rechte, die der einzelne Genosse der Dorfschaft oder Bauernschaft inbezug auf Grund und Boden besaß (Brunner a. a. O. p. 62), zusammen. In Griechenland geht alle feste Ansässigkeit und damit wohl auch das persönliche Eigentum an Grund und Boden von dem Garten (κῆπος) und der Baumzucht in demselben aus. In dem Sprachgebrauch der XII Tafeln bedeutet *heredium* „Erbgut" lediglich das Garten-, nicht Ackerland, das zu einem Bauernhaus (*hortus*) gehört (Mommsen a. a. O. p. 23.

---

*) Diese schon von Bopp herrührende Zusammenstellung scheint mir sachlich und sprachlich besser als die wohl von Curtius zuerst aufgebrachte Vergleichung des lat. *hêrêd-* mit griech. χείρ, altlat. *hir* „Hand" (vgl. *mancipium* von *manu capere*) zu sein, welche Leist Civilist. Stud. IV, 91 weiter zu begründen versucht hat.

Wir kommen weiter unten (Kap. XII) auf das Verhältnis der Indogermanen, ihrer Stämme und Sippen zu dem Boden, den sie bewohnten und bebauten, zurück.

Wenn es aber nach dem bisherigen unzweifelhaft ist, daß die Indogermanen Europas schon zur Zeit ihres ethnischen Zusammenhanges Ackerbau getrieben haben, so haben wir weiterhin ein Recht zu untersuchen, wie weit oder wie eng die Kenntnis der Kulturpfanzen gewesen ist, welche die europäischen Indogermanen in die Zeiten geschichtlicher Überlieferung mitbrachten. Eine solche Untersuchung ist leider mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Einmal findet innerhalb der einzelnen Gleichungen ein außerordentlicher Wechsel der Bedeutungen statt. So ist griech. *πυρός* (syrak. *σπυρός*) und lit. *purai* der Weizen, das slav. *pyro* aber bezeichnet in den einzelnen Mundarten *far*, *milium*, *spelt*, *triticum repens*, *quecke* (Miklosich Et. W.). V. Hehn geht nun in diesem wie in allen ähnlichen Fällen von der wilden Gattung, also hier von Quecke, als dem ursprünglichen Bedeutungsinhalt einer solchen Wortreihe aus. Allein auch die Richtigkeit dieser Anschauung zugegeben — an sich wäre ein Umschlagen einer veredelten in eine wilde Gattung sowohl sachlich wie sprachlich ebenso möglich —, so bliebe doch die begriffliche Übereinstimmung des Griechischen, Litauischen und Slavischen in der Bedeutung „Weizen" gegenüber der von „Quecke" als ebenso bedeutsam zurück, wie etwa die Übereinstimmung von lat. *sero*, got. *saian*, lit. *sėti* in der Bedeutung „säen" gegenüber griech. *ἵημι* „werfen". Übrigens nennen auch wir das *triticum repens* dialektisch Quecke (vgl. Graßmann Pflanzennamen p. 253).

Zu den in den Bedeutungsverhältnissen liegenden Schwierigkeiten kommt dann noch die hier besonders große hinzu, früh Entlehntes von Urverwandtem reinlich zu scheiden, und endlich sind wir über den eigentlichen Sinn einer ganzen Reihe von Benennungen für Kulturpflanzen — ich nenne aus dem Griechischen nur *ζεά, ὄλυρα, τίφη* — ganz ungenügend unterrichtet.

Aus allen diesen Gründen ist es auf diesem Gebiete besonders mißlich, über das Kulturkapital der Urzeit bestimmte Behauptungen aufzustellen, was wir gleich zum Beginn dieses Abschnitts nachdrücklichst hervorzuheben nicht unterlassen wollen.

Ohne Bedenken möchte ich zunächst der europäischen Vorgeschichte die Kultur der Gerste und des Weizens zuschreiben. Für erstere finden sich zwei Gleichungen lat. *hordeum* = ahd. *gersta* und alb. *el'-p-bi* = griech. ἄλφι (ἄλφιτον). Griech. κρῖ-θή wage ich trotz Thurneysen (K. Z. XXX, 352) nicht zu lat. *hordeum* zu stellen. Es ist eine Erweiterung aus dem einfachen, homerischen κρῖ, das in anderer Weiterbildung **kri-go* auch in κρίβ-ανος „Kuchen aus Gerste", „Ofen zum Rösten der Gerste" und in κρίμνον (aus *κριβ-νο-ν) „Gerste" vorliegt. Die Gerste ist überall auf indogermanischem Boden, bei Homer, im alten Italien, bei den Skandinaviern (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 78) eine uralte, mit den heiligen Gebräuchen des Opfers eng verwebte Kulturpflanze, was schon Plinius (*hist. nat.* XVIII, 7, 14) ausdrücklich mit den Worten: *antiquissimum in cibis hordeum* hervorhebt. Von ihren sonstigen Namen ist mir das litauische *mëžiei*, altpr. *moasis* und das altsl. *jęčĭmy* (W. *jenk-*)*) dunkel geblieben.

Über den Namen des Weizens haben wir schon gesprochen. Im Norden Europas scheint dem got. *hvaiteis* lit. *kwiecziei* zu entsprechen. Beruht dieses Verhältnis wirklich auf Urverwandschaft, so könnte *hvaiteis* nicht mit got. *hveits* „weiß" zusammenhängen (vgl. aber bret. *gwiniz* „Weizen": *gwenn* „weiß"), welches im Litauischen *szwiëcziąs* „glänzend" = skrt. *çvêtá* „hell" wiederkehrt. Eine auf den Süden beschränkte Gleichung scheint lat. *simila*, *similâgo* = griech. ἰμαλιά · τὸ ἐπίμετρον τῶν ἀλεύρων, ἴμαλις · ἡ ἐπιμύλιος ᾠδή Hes. zu sein. Der Weizen steht in Europa der Gerste kaum an Altertümlichkeit nach, wenn auch sein Anbau im ältesten Italien gegen andere Cerealien noch zurücktrat (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 65). Seine Kultur blüht im homerischen Zeitalter, wo er μελιηδής, μελίφρων genannt wird. Sein Mehl, aus welchem Brot (πύρ-νο-ν) gebacken wird, ist das Gemahlene κατ' ἐξοχήν : ἄλειατα, ἄλευρον : ἀλέω, W. *mel*, *ml̥* (arm. *aleur*, *aliür* „Mehl", Lehnwort? vgl. Hübschmann A. St. I, 17). Ähnlich gehört lat. *trîticum*, vielleicht auch altir. *tuirend* : *tero*, *trîto-* „zerreibe". Gerste und Weizen wurden schon im alten Germanien zur Herstellung des Bieres benutzt (Tac. *Germ. cap.* 23).

*) Vielleicht wurzelverwandt mit griech. ἀκ-οστή „Gerste" (W. *enk*)?

Eine weitere von Süden nach Norden sich ziehende Gleichung ist lat. *far* (umbr. *far*, *farer*, osk. *far*, umbr. *farsio*, *fasio* „Spelt“, auf altitalischem Boden vor allen Cerealien von hervorragender Bedeutung, namentlich beim Opfer, got. *bariz-*, altn *barr* „Gerste“ (ir. *bairgen* „Brot“?), altsl. *bŭrŭ* „*milii genus*“, eine Reihe, deren ursprüngliche Bedeutung indessen kaum zu ermitteln sein dürfte. Unser *spelz*, niederd. *spelt* (**spel-do*) kehrt, wie ich glaube, in lat. *pollên* (aus **spḷ-d-ên*, vgl. *sallere* aus **sal-dere*) „feines Mehl“ wieder. Die Wurzelformen *spel* und *pel* (*pol-enta, puls, palea**), πόλτος) zeigen auch griech. πα-σπάλ-η und παι-πάλ-η „feinstes Mehl“. So verhält sich lat. *pollên* : niederd. *spelt* wie griech. ἀθάρη „Weizenmehlbrei“: lat. *ador* „Spelt“, wenn letzteres nicht zu got. *atisk* (oben p. 180) gehört.

Von sehr großer Bedeutung muß frühzeitig die Hirse gewesen sein. Hierauf weisen nicht nur historische Nachrichten (vgl. oben p. 408 f.), sondern auch die Benennungen dieser Halmfrucht. Griech. μελίνη, lat. *milium*, lit. *malnós* ist die „Mahlfrucht“ (W. *mel*, griech. ἀλέω, lat. *molo*, lit. *málti*), lit. *só-ra*, *sóros* (: *sė́-ti*, vgl. got. *sai-sô* : *saian*, griech. ἀφίημι : ἀφέωκα) „die Saatfrucht“, griech. ἔλυμος : ἔλυμα „Scharbaum“ (s. ob.) „die Pflugfrucht“, lat. *pâ-nicum* : *pasci*, *pâ-nis* „die Nährfrucht“.**) Nur griech. κέγχρος, das im Ablautsverhältnis : κάχρυς „Gerste“ zu stehen scheint, und slavisch *proso* (= agls *fyrs* „*lolium*“?) sind mir dunkel.

Wenn wir somit an Getreidearten Gerste, Weizen und Hirse dem prähistorischen Ackerbau der Europäer zugeschrieben haben, so ist es wahrscheinlich, daß das Bekanntwerden mit dem Roggen erst in der Zeit der weiteren geographischen Ausdehnung der europäischen Nordstämme erfolgte, auf deren Sprachen sich die Gleichung: ahd. *rocko*, altn. *rŭgr*, agls. *ryge*, lit. *rugỹs*, altsl. *rŭžĭ* beschränkt. Der Ursprung dieser Sippe (**rughi-*) ist dunkel,

---

*) Wenn *pal-ea* „Spreu“ hierher gehört, so liegt es nahe ahd. *spriu*, unser *spreu* : griech. σπύρος „Weizen“ (vgl. oben) zu stellen: W. *spur* : *spru*, *sprew*.

*) Sollte etwa ahd. *hirsi*, *hirso* (**ker-s*) eine ähnliche Grundbedeutung haben und zu griech. κορέννυμι „sättige“ (**kor-es*) gehören? Kluge (Et. W) vergleicht lat. *cirrus* „Büschel“, Graßmann Pflanzennamen stellt *hirso* : skrt. *kṛsh* (also „Pflugfrucht“), welche W. aber im Europäischen (vgl. griech. τέλσον) *l* zeigt. Andere denken an lat. *Ceres*. *Non liquet*.

an Zusammenhang mit skrt. *vrîhi* „Reis" und thrak. *βρίζα* (Hehn) ist kaum zu denken. Im Süden Europas wurde diese Halmfrucht ursprünglich nicht gebaut. Als man sie kennen lernte, nannte man sie *sec-ale* „Sichelfrucht".

Einer noch späteren Epoche gehört die Kultur des Hafers an, den die südlichen Indogermanen nur als Unkraut kannten. Auf solches bezieht sich daher auch wahrscheinlich von Haus aus die Gleichung altsl. *ovĭsŭ*, lit. *ãwižos*, lat. *avêna*. Zahlreiche Namen wie griech. *αἰγίλωψ, βρόμος* u. a. benennen, wie schon J. Grimm bemerkt hat, den Hafer als Schafs- oder Bockskraut, wobei nach V. Hehn die Unfruchtbarkeit des wilden Hafers und Bockes das *tertium comparationis* wäre, während nach J Grimm die genannten Tiere dem Haber besonders nachgestellt hätten. In diese Kategorie scheint auch die oben angeführte Gleichung altsl. *ovĭsŭ* zu gehören, welche vielleicht mit altsl. *ovĭca*, lit. *awìs*, lat. *ovis* vereinigt werden kann, kaum aber das ahd. *habaro*, das zu altn. *hafr* (griech. *κάπρος* „Bock") deswegen nicht gestellt werden kann, weil das schwed. *hagre* (finn. *kakra*) auf eine Form mit inlautendem Guttural hinweist (vgl. Kluge Et. W.). Später ist der Hafer im Norden, namentlich bei den Germanen, eine beliebte Speise geworden.

Von Lineen schreibe ich die Kultur des Flachses der Urzeit zu: griech. *λίνον*, lat. *lînum*, ir. *lín*, got. *lein*, altsl. *lĭnŭ*, lit. *lìnas*. Ein Grund, diese Wortreihe auf Entlehnung beruhen zu lassen, ist durchaus nicht vorhanden.*) Die Wurzel (vgl. hom. *λῑ-τι, λῑ-τα*) scheint im skrt. *lî, lî-nâ'-ti* „sich anschmiegen" erhalten, so daß der Flachsstengel ansprechend nach seiner zähen und biegsamen, für den Gebrauch der Spinnerin geeigneten Faser benannt wäre. Für die Urverwandschaft der genannten Sippe spricht auch die urzeitliche Ableitung von **lī-no* lat. *linteum* „Leinwand",

---

*) V. Hehn Kulturpflanzen [3] p. 523 [5] p. 482 möchte griech. *λίνον* auf dakisch *δύν* „Nessel" zurückführen, wobei aber für Konsonant wie Vokal unerhörte Lautübergänge angenommen werden. Auch ahd. *linta* „Linde" ist von *linteum* fern zu halten. Vgl. oben p. 397. Ferner wird ahd. *flahs* mit lit. *pláukas* „Haar", ja sogar mit altsl. *vlasŭ*, altn. *hör* mit altsl. *kropiva* verglichen, was alles lautlich vollkommen unmöglich ist. Alb. tosk. *kεrp*, aber geg. *kanεp*, das H. mit altsl. *kropiva* vergleicht, ist nichts als ein Lehnwort aus it. *canape* „Hanf" (G. Meyer Alb. Gr. § 12).

lit. *lintà* „Zierband“, altn. *linnr* (**lindr*) „Gürtel“, altir. *léine* (*nom. plur. lenti*).

Hingegen beruht die Übereinstimmung der Wörter, welche den Hanf in den europäischen Sprachen bezeichnen: griech. *κάνναβις*, lat. *cannabis*, altsl. *konoplja*, altn. *hampr*, agls. *hænep*, ahd. *hanaf* sicherlich auf Entlehnung. Das griechische Wort kommt erst bei Herodot vor, der den Hanf IV, 75 sowohl angebaut als auch in wildem Zustand (*καὶ αὐτομάτη καὶ σπειρομένη*) im Lande der Scythen kennt, woher wohl auch das im übrigen dunkle Wort stammt. Die Römer, bei denen der Hanf erst um das Jahr 100 v. Chr. genannt wird, verdanken ihr *cannabis* natürlich den Griechen.

Das germanische Wort könnte aus lat. *cannabis* entlehnt sein, müßte dann aber in die Zeit vor der ersten Lautverschiebung zurückgehn, was an sich (vgl. oben p. 400) und wegen des späten Bekanntwerdens des Hanfes in Italien unwahrscheinlich ist. Es liegt daher die Annahme näher, daß aus derselben Quelle, aus welcher das griechische *κάνναβις* stammte, auch der slavo-germanische Ausdruck altsl. *konoplja*, ahd. *hanaf* herrührt, der sich dann in sehr früher Zeit bei beiden Stämmen verbreitet haben müßte. In keinem Falle können die genannten europäischen Wörter mit skrt. *çaṇá* „Hanf“, dem ein altsl. **sonopŭ* entsprechen müßte, urverwandt sein.

Ein zweiter slavo-germanischer Ausdruck, in welchem aber die Bedeutungen „Flachs“ und „Hanf“ zusammenfließen würden, ist vielleicht ahd. *flahs*, wenn es mit altsl. *poskonĭ* „Hanf“ verglichen werden kann, das auch mit *l* (poln. *płoskoń*, lit. *plaskanei*, Miklosich Et. W.) vorkommt. Doch bleibt das Verhältnis von germ. *flah-s*: slav. *plosk-* dunkel.

Unerklärt und sehr merkwürdig ist auch russ. *penĭka*, poln. *pienka* gegenüber iran. *bañgha* „Hanf“ (Hehn).

Besondere Schwierigkeiten machen die Namen der Hülsenfrüchte. Was die Erbse*) zunächst betrifft, so vereinen sich das

---

*) V. Hehn Kulturpflanzen[5] p. 178 setzt als Urform von *ὄροβος* **vorvo* an; aber erstens beweist der Hiatus nach *ἤ* Il. XIII, 588 *ἢ ἐρέβινθοι* nichts für ein anlautendes Digamma, zweitens sind die Hesychischen Formen *γέλινθος*, *γέρινθος*, welche des charakteristischen *β* entbehren, fern zu halten, und drittens kann *υ* im Griechischen nicht in *β*

lat. *ervum* mit griech. *ἐρέβινθος*, *ὄροβος* in der gemeinschaftlichen Grundform **ergo*, **orgo*. Wie aber verhalten sich zu diesen Wörtern die germanischen Ausdrücke agls. *earfe*, ahd. *arwîz*, *arawîz*, unser *erbse*? Die Schwierigkeiten, welche der Annahme einer Entlehnung dieser Wörter aus dem Südeuropäischen entgegenstehen, sind jedem Sprachenkundigen bekannt. Kluge im Et. W. sieht sich daher veranlaßt, wie für die Namen des Hanfes (s. o.), so auch für agls. *earfe*, ahd. *arwîz*, lat. *ervum*, griech. *ἐρέβινθος* eine gemeinsame, uns aber unbekannte Quelle anzunehmen. Ich halte dies nicht für nötig, sondern glaube, daß unter Heranziehung des griech. *ἄρακός* „Hülsenfrucht", die germanischen mit den südeuropäischen Wörtern sich wenigstens als wurzelverwandt erweisen lassen So erhalten wir:

**ér-go* = lat. *er(gu)um*, griech. *ἐρέβινθος*, *ὄροβος*
**ṛ-qó* = griech. *ἀ-ρα-κός*
**ṝ-qó* = ahd. *ar(g)wîz* (Suffix dunkel)

und agls. *earfe* (der Labialismus würde sich aus dem *u*-Timbre des *ṛ*-Vokals erklären).

Das Griechische und Lateinische hat noch eine zweite eher auf Urverwandtschaft hinweisende Benennung der Erbse: lat. *pîsum*, griech. *πίσσον*, *πίσος* (**pins-o*), die auf der schon oben besprochenen W. *πτίσσω*, *pinso* ꝛc. beruht.

Die Erbse wird schon bei Homer angebaut, auf ihr hohes Alter in Italien weisen Eigennamen wie *Piso* und *Cicero* (: *ci-cer* = griech. *κρ-ιό-ς* „Kichererbse").

In den Namen der Linse scheint Urverwandtschaft und Entlehnung durcheinander zu gehn: lat. *lens*, *lentis* (vgl. *Lentulus*) beruht vielleicht auf Urverwandtschaft mit altsl. *lęšta* (**lent-ja*), während ahd. *linsi* doch eher aus dem Lateinischen entlehnt ist. Lit. *leñszė* ist offenbar deutschen Ursprungs. Dunkel ist altsl. *sočivo*.*) Bei Homer geschieht der Linse noch keine Erwähnung.

Ähnliches gilt von den Benennungen der Bohne: lat. *faba* (*gens Fabiorum*), aus dem ir. *seib* entlehnt ist, entspricht laut-

---

übergehen. Ferner müßte, wie es auch H. annimmt, *ervum* aus *ἐρέβινθος* entlehnt sein, was ebenfalls lautlich nicht angeht.

Das *a* in *arwîz*, vermutet H. mit Wackernagel, sei ein Nachhall des got. *ai* in dem supponierten got. **airveits* (!)

*) Nach V. Hehn wäre es entlehnt aus lat. *cicer*, was nicht möglich ist.

gesetzlich dem altsl. *bobŭ*, dem wiederum altpr. *baba*, lit. *pupà* entstammt, und dem alb. *ba-θę* (*θę* verkleinernd nach G. Meyer). Abseits scheint unser *bohne*, ahd. *bôna*, agls. *beán*, altn. *baun* zu liegen. Am wahrscheinlichsten ist, daß es als urverwandt zu griech. *φακός* „Linse" (germ. Grundf. **bag-na*) gehört. Die Bedeutungen „Bohne" und „Linse" würden dann ungefähr wie im altsl. *grachŭ* „Bohne", nsl. *grah* „Erbse" schwanken. Die Griechen, die schon in homerischen Zeiten die Bohne anbauten, bildeten ein neues Wort für sie: *κύαμος, πύανος* : *κυέω* „schwelle" (vgl. Brugmann Gr. Gr. p. 20).

Ich schließe diese Darstellung der Feldfrüchte mit der Besprechung der Liliaceen und Wurzelfrüchte.

Von ersteren nenne ich die Zwiebel: griech. *κρόμυον* (schon homerisch), lit. *kermùszė*, ir. *crem*, nhd. *rams*. Des weiteren vergleicht sich lat. *cepa, caepe (gens Caepionum)* mit arkad. *κάπια* (O. Weise Gr. W. im Lat. p. 126) und griech. *γελγίς* neben *βολβός* (**gel-go*) mit lat. *bulbus*; denn daß letzteres Wort mit dem griechischen eher urverwandt als von demselben entlehnt ist, dafür spricht seine Verwendung als Eigenname (*Bulbus*) und die Häufigkeit seiner Ableitungen: *bulbosus, bulbaceus* rc. Vgl. wegen lat. *b* = *g* oben über *bûra* p. 417.

Für Lauch (Knoblauch) verweise ich auf griech. *σκόροδον* = alb. *hudęrę*, griech. *πράσον* (altsl. *prazŭ*) = lat. *porrum* (anders Osthoff M. U. II, 50) und auf das sichtlich auf Entlehnung, vielleicht von West nach Ost, beruhende ir. *luss* (**luk-s*), ahd. *louh*, russ. *lukŭ*, lit. *lúkai*.

Bei den Namen der Rübe: griech. *ῥάπυς*, lat. *râpa*, ahd. *ruoba*, altsl. *rěpa*, fürchte ich, werden wir wiederum über ein *non liquet* nicht hinauskommen. Gegen die Urverwandtschaft der genannten Wörter spricht an linguistischen Gründen, daß anlautendes griech. *ρ* nicht auf altes anlautendes *r* zurückzugehen scheint (G. Meyer Griech. Gr. [2] p. 175) und auch, daß der bei Urverwandtschaft anzunehmende Ablaut von *ê* : *â* (altsl. *rěpa* : lat. *râpa*) ein ganz ungewöhnlicher sein würde; kulturhistorisch bedenklich ist, daß die Rübe nicht wie die übrigen Kulturpflanzen, welche wir der Urzeit zugewiesen haben, schon in dem altgriechischen (homerischen) Landbau erscheint, sondern erst in verhältnismäßig später Zeit auftritt. Früher als *ῥάπυς* „Rübe"

kommt das von demselben Stamme gebildete ῥαφανίς (Aristoph.) „Rettig“ vor. Andererseits befriedigt aber auch die Annahme einer Entlehnung der nordeuropäischen aus den südeuropäischen Wörtern lautlich in keiner Weise.

Fassen wir nunmehr zusammen, so ergiebt sich, zunächst aus rein sprachlichen Argumenten, daß die Namen der Gerste, des Weizens, der Hirse, des Flachses, vielleicht auch der Erbse, Bohne und Zwiebel, mit Wahrscheinlichkeit in die europäische Urgeschichte zurückgehen. Alle diese Feldfrüchte werden bereits in homerischer Zeit und im alten Italien angebaut, und auch für ihre Bekanntschaft im Norden Europas fehlte es, wenigstens zum Teil, nicht an ausdrücklichen Zeugnissen.

Und noch eine andere Bemerkung drängt sich in diesem Zusammenhang auf. Der Bestand an Kulturpflanzen, welchen wir für die europäische Urgeschichte ermittelt zu haben glauben, kehrt nämlich in allen wichtigen Punkten auch in dem ägyptisch-semitischen Kulturkreis wieder, d. h. diejenigen Pflanzen, welche wir dort fanden, wie Gerste, Weizen, Hirse, Flachs, Bohne, Zwiebel kehren auch hier wieder, und solche, welche wir dorten vermißten, wie Roggen, Hafer und Hanf, fehlen auch hier (vgl. Franz Woenig Die Pflanzen im alten Ägypten 2. Aufl., Leipzig 1886 und Riehm Handwörterbuch des biblischen Altertums Bielefeld u. Leipzig 1884; vgl. auch oben p. 61). Nur auf dem Gebiet der Hülsenfrüchte nimmt bei Semiten wie Ägyptern die Linse vor der Erbse, welche vielleicht überhaupt unbekannt war, den Hauptplatz ein. Die Rübe wird in der Bibel nicht erwähnt, und auch in Ägypten scheint ihr Vorkommen zweifelhaft (vgl. Woenig a. a. O. p. 216 ff.). Die genannten Kulturpflanzen müssen demnach in sehr früher Zeit eine außerordentlich weite Verbreitung gehabt haben, welche, je weiter nach Norden, sich mehr und mehr verengte: so hätten die Finnen in ihrer Urheimat nach den Ahlqvistschen Untersuchungen nur die Gerste und die Rübe angebaut (vgl. oben p. 64). Welches ihr Ausgangspunkt gewesen ist, darüber sollten wir von den Naturforschern Auskunft erwarten. Wer aber das *De Candolle*'sche Buch Der Ursprung der Kulturpflanzen (deutsch v. E. Götze, Leipzig 1884) durchnimmt, in welchem das naturwissenschaftliche Wissen über diesen Gegenstand zusammengefaßt wird, erkennt

leicht, daß wir hier noch in einem Meer der Ungewißheit schwimmen, und daß der Satz Humboldts: „Der Ursprung, das erste Vaterland der dem Menschen nützlichsten Gewächse, welche ihm seit den fernsten Zeiten folgen, ist ein ebenso undurchdringliches Geheimnis wie die Heimat aller Haustiere" gerade bei den Pflanzen, deren Urheimat uns am meisten interessieren würde, noch nicht widerlegt ist.

In sprachlicher wie sachlicher Hinsicht bleibt also auf dem Gebiet der ältesten Kulturpflanzen der zukünftigen Forschung noch äußerst viel zu thun übrig.

Wenden wir uns zu den europäischen Indogermanen zurück, so ist es wahrscheinlich, daß dieselben, nachdem sie sich einmal zu einem primitiven, noch halb nomadischen Ackerbau bekannt hatten, den sie nur dann eifriger betrieben, wenn ihnen eine längere Rast aufgenötigt ward, viele Jahrhunderte auf dieser Kulturstufe verharrten. Eine neue Epoche beginnt für den Süden seit seiner Berührung mit der Kulturwelt des Orients, für den Norden seit seinem Zusammenstoß mit der Civilisation der Mittelmeerländer.

Die letzte und sicherste Stufe seßhafter Agrikultur ist die Baumzucht, welche den europäischen Indogermanen der Urzeit natürlich noch gänzlich unbekannt gewesen ist. Wie Thukydides ausdrücklich von den ältesten Griechen berichtet, daß sie noch keine Baumpflanzungen angelegt hätten (*οὐδὲ φυτεύοντες*), so sagt Tacitus von den Germanen (*cap.* 26): *„Nec enim cum ubertate et amplitudine soli labore contendunt, ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent: sola terrae seges imperatur"*. Ueber wilde Obstbäume siehe oben p. 399 ff.

Zugleich mit der Gewöhnung an festere Wohnsitze hält der der Urzeit noch unbekannte Garten- und Gemüsebau seinen allmählichen Einzug, wenn vielleicht auch schon bei den vorübergehenden Niederlassungen von den einzelnen Familien ein Stückchen Feld in der Nähe des Hauses zum Anbau der Zwiebeln, Bohnen und Erbsen notdürftig umgrenzt worden war. Die fast im ganzen slavisch-germanischen (zum Teil auch im keltischen Norden) gemeinsam benannten Gemüse- und Gartenpflanzen (Wörter wie Kohl, Kümmel, Kappes, Wicke, Zwiebel, Rettig, Münze, Spargel rc.) weisen unzweideutig auf ihre südeuropäische Herkunft hin. Häufig

lassen sich dieselben nicht weiter als bis nach Italien oder Griechenland verfolgen; nicht selten aber führen sie über Italien und Griechenland hinaus zu dem Ausgangspunkt zahlloser wertvoller Kulturgeschenke, in die syrisch-semitische Welt. So zeigen, um nur ein Beispiel hier anzuführen, die Namen des Kümmels hebr. *kammon*, arab. *kammûn*, griech. *κύμινον*, lat. *cuminum*, ahd. *chumin*, altruss. *kjuminŭ* deutlich diesen Kulturweg, der aus dem Orient nach dem Occident führt.

Doch dies alles liegt außerhalb unserer Aufgabe. Noch einmal wird uns zu den Kulturpflanzen die Geschichte des Weines zurückführen, die wir uns für Kap. VII (Speise und Trank) aufsparen.

Nachdem wir uns im Bisherigen ausschließlich mit dem Ackerbau der europäischen Urgeschichte beschäftigt haben, müssen wir, bevor wir dieses Kapitel verlassen, wenn auch nur noch mit wenigen Worten, bei den Ariern verweilen. Wir haben schon bereits oben p. 411 gesehen, daß auch im Indischen und Iranischen specielle Übereinstimmungen auf dem Gebiete der Ackerbausprache bestehen, und nichts steht der Annahme entgegen, daß diese Völker ebenso wie die Europäer noch zur Zeit ihres ethnischen Zusammenhangs auf einem dazu geeigneten Terrain, welches wir später zu bestimmen suchen werden, zum Ackerbau übergegangen sind oder doch wesentliche Fortschritte in demselben gemacht haben.

Auch diesen urarischen Ackerbau müssen wir aber noch als einen primitiven und noch nicht an feste Wohnsitze gebundenen auffassen. In dem Avesta selbst tritt uns nach den Untersuchungen W. Geigers (Ostiran. Kultur p. 399 ff.) eine doppelte Kulturstufe des Zendvolkes entgegen. Einmal die in den *Gâthâ's*, welche im wesentlichen das wirtschaftliche Leben der arischen Urzeit darstellen wird. In denselben ist der Ackerbau zwar nicht unbekannt, aber er tritt bei weitem hinter der Viehzucht zurück. Die Kuh steht in dem Mittelpunkt der Volkswirtschaft. Die Bewässerung des Bodens, ohne welche bei den eigentümlichen Terrainverhältnissen Irans ein auch nur einigermaßen intensiver Landbau nicht möglich ist, wird noch nicht erwähnt. Anders ist das Bild, welches die jüngeren Teile des Avesta entrollen. In ihnen ist der Iranier ein seßhafter Ackerbauer geworden, der in der Bestellung des Ackers der frommen Satzung

des Ahura Mazda gehorcht. Die Bewässerung des Feldes wird mit technischer Fertigkeit betrieben. Selbst die Baumzucht, die den Menschen am festesten an die Scholle der Heimat bindet, ist dem Avestavolke bekannt.

Auch die Inder scheinen schon im Zeitalter des Rigveda eine festere Lebensweise gehabt zu haben als etwa die Griechen, von denen Thukydides (vgl. oben p. 407) spricht, oder die Germanen, welche Cäsar schildert, wenn auch bei ihnen ein allmähliches Vorwärtsschieben gegen Süden und Osten im Kampf mit den Eingeborenen noch stattfindet. Hie und da, bemerkt Ludwig in dem Registerband seiner Rigvedaübersetzung p. 138, scheine ein feindseliges Verhalten später eindringender Ârya gegen die früher eingewanderten, bereits seßhaft gewordenen, aus den Texten hervorzugehn.

Leider wissen wir bis jetzt sehr wenig über das Verhältnis des vedischen Inders zu der Scholle, die er bebaute. Unzweifelhaft ist, daß das wirtschaftliche Leben dieser Periode sich in den durch die Bande der Verwandtschaft verbundenen Dorfschaften abspielte. Wie aber das Rechts- und Eigentumsverhältnis des einzelnen zu dem Grund und Boden des ganzen Dorfes in jener alten Zeit sich gestaltet hatte, darüber ist mir etwas zuverlässiges nicht bekannt. Einmal (Rigv. I, 110, 5) wird deutlich vom Ausmessen des Feldes gesprochen (*kshḗtram iva vi mamus tḗ janêna)* was auf Privatbesitz, nicht Gemeindebesitz hinweisen könnte.*) Erwähnt sei noch in diesem Zusammenhang, daß sowohl im Sanskrit wie im Iranischen Wörter für Ansiedlung 2c. von der W. *kṛsh, karesh* „pflügen" gebildet werden : so skrt. *kṛshtáyas* (namentlich *páñca kr.*), eigentl. „Pflüger", dann seßhaftes Volk", „Menschen", zend. *karsha* in *karshô-râza* „Niederlassungen gründend" (Geiger O. K. p. 399).

---

*) Näheres über die Verhältnisse des modernen Indien dürfen wir auch in dieser Beziehung durch die *ethnological survey of India* (oben p. 158) erwarten. Vgl. die charakteristischen Fragen: 382) *Are there traces among the .... caste or tribe of village communities or of a communal organization embracing groups of villages?* 386) *Are there any traces of the periodical redistribution of common arable land among the members or sections of the community?* 389) *Do communal rights of pasturage exist or are they asserted over land which is private property?* 2c.

Welche **Kulturpflanzen** etwa der arischen Urzeit angehören, wird man bei der Dürftigkeit unserer Quellen auf diesem Gebiete nicht entscheiden können. Die einzige Feldfrucht, welche im Avesta und zugleich auch im Rigveda genannt wird, ist *yáva;* aber obgleich dieses Wort im späteren Sanskrit und auch in neuiranischen Dialekten (pers. *ǰaw*, osset. *yew* „Gerste", aber digorisch *yau* „Hirse") die Gerste bezeichnet, ist es doch zweifelhaft, ob dieses Wort ursprünglich eine so engbegrenzte Bedeutung hatte.

Dem Flachs der Europäer (vgl. oben p. 425) steht der **Hanf** der Arier gegenüber (skrt. (*bhañgá* = zend. *bañgha*), ursprünglich wohl nur wegen der berauschenden Wirkung seines Dekoktes geschätzt. Im Rigveda ist *bhañgá* ein Beiwort des Soma, als Hanf begegnet es zuerst in Atharvaveda. Im Iranischen ist *beng* noch heute ein Name des berauschenden Haschîsch. (W. Geiger O. K. p. 152.)

Über skrt. *sô'ma* = zend. *hauma* werden wir in Kap. VII sprechen.

Von Kulturpflanzen, welche zwar nicht im Rigveda, wohl aber in anderen vedischen Texten vorkommen, scheinen Weizen und Bohne (vgl. oben p. 411) in den neuiranischen Dialekten und im Sanskrit übereinstimmend benannt zu sein.

VI. Kapitel.

Die Zeitteilung.

Die Jahreszeiten. Ursprüngliche Zweiteilung derselben. Neuerwerb. Das Jahr. Mond und Monat. Schwangerschaftsberechnung. Aberglaube. Mond- und Sonnenjahr. Monatsnamen. Zählung nach Nächten. Tag. Tagesteilung.

Wenn ich an die Geschichte des Ackerbaues und der Kulturpflanzen einen kurzen Überblick über die Ursprünge der indog. Zeitteilung anreihe, so geschieht dies, weil beide Materien gewissermaßen in einem ursächlichen Zusammenhang mit einander stehen. Mit Recht bemerkt J. Grimm (Geschichte d. D. Spr.): „Erst unter ackerbauenden Völkern ordnen sich Gottesdienst und Zeitteilung“, und es liegt auf der Hand, daß erst derjenige, welcher die Saat dem Schoße der Erde anvertraut und von ihrem Wachsen und Gedeihen Glück und Reichtum für sich und die Seinen hofft, daß es erst der Landmann ist, welcher ein lebhafteres Interesse an einer genaueren Einteilung der Zeit nimmt. Da wir nun in dem Bisherigen gesehen haben, daß die Indogermanen in ihrer Urzeit noch weit von der Höhe eines seßhaften Ackerbauvolkes entfernt waren, so wird es von Wichtigkeit sein, zu untersuchen, ob das, was wir über die älteste Zeitteilung ermitteln können, mit diesem Ergebnis in Einklang steht.

Nicht minder wird es für das Verständnis des historischen Kalenders der einzelnen indg. Völker wertvoll sein, den gemeinsamen Kern zu finden, der ihnen zu Grunde liegt. Und endlich

ist es unzweifelhaft, daß die Einteilung der Zeit bei einem Volke, z. B. die Frage, wie viele und welche Jahreszeiten es unterschied, eng mit der Lage und dem Klima des Landes verknüpft ist, in welchem es wohnt, so daß wir auch nach dieser Seite, d. h. hinsichtlich der Frage der indog. Urheimat, auf einige weitere Anhaltepunkte hoffen dürfen.

1. Die Jahreszeiten.

Auf dem Standpunkt eines fast ausschließlich von dem Ertrage seiner Herden lebenden Volkes regt der Einfluß des Witterungswechsels den Menschen zuvörderst zu einer doppelten Beobachtung an: er unterscheidet zwischen derjenigen Jahreszeit, in welcher seine Herden draußen auf der Weide Nahrung finden, und der, in welcher die unterirdische Höhle, die sichere Hürde oder der gastliche Stall sie vor den Unbilden der Witterung schützen muß.

Dürfen wir Vámbéry (Primitive Kultur p. 162 f.) glauben, so haben die turko-tatarischen Völker in ihrer Urzeit lediglich zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, unterschieden, in deren Benennungen sich noch die Zustände eines Nomadenvolkes deutlich abspiegeln würden. Der Name des Sommers *jaz* wäre soviel wie die „Jahreszeit, in welcher man sich ausdehnen kann“ (*jaz* „ausbreiten“, *jazi* „Ebne“, *jasilamaḳ* „auf die Weide, auf die Steppe gehn“), während die Benennung des Winters *ḳis*, *kis* die schneeige (*ḳaj-is*, *ḳais-ḳis* „Schneegestöber“) Jahreszeit bedeute.

Wie sind nun in dieser Beziehung die ältesten indog. Zustände zu beurteilen?

Die am schärfsten in den indog. Sprachen charakterisierte und in denselben am weitesten verbreitete Benennung einer Jahreszeit ist ohne Frage die des Winters:

zend. *zyå* „Winter“, griech. *χιών* „Schnee“, lat. *hiems*, ir. *gam* „Winter“; skrt. *hâyaná* „Jahr“, zend. *zayanô* „Winter“; skrt. *hêmantá* „Winter“, griech. *χειμών* „Sturm“, armen. *jiun* „Schnee“, lit. *žiëmà*, altsl. *zima*; skrt *himá* „Kälte, Winter, Schnee, Eis“, zend. *zima* „Winter, Jahr“, armen. *jmeṙn* „Winter“, alb. *dimẹn* „Winter“, germ. *ên-gimus* „jährlich“ (*lex Salica*, Kern

Taal u. Letterb. II, 143), lat. *bîmus*, *trîmus* ɔc. „2- u. 3jährig“, griech. *χίμαρος*, *χίμαιρα* „Ziegenbock, Ziege“ („Jährling“).

Die Wurzel ist unbekannt; aber in dem Bedeutungswandel der angeführten Sippe (Winter, Sturm, Schnee) spiegelt sich die Natur eines nordischen Winters ab, was auch durch das Vorhandensein einer indog. Wurzel für schneien: zend. *snizh* (aber *vafra* „Schnee“ = skrt. *vápra* „Erdaufwurf“?), lat. *ninguere*, *nix*, griech. *νίφει*, *νίφα*, got. *snáivs*, lit. *sniėgas*, altsl. *snĕgŭ*, ir. *snechta* bestätigt wird. Zweifelhaft ist die Vergleichung von ahd. *îs* mit zend. *isi* „Eis“.

Der genannten Sippe für den Winter stehen nun drei Gleichungen gegenüber, welche mit einander gemein haben, daß sie eine freundlichere Jahreszeit bezeichnen. Es sind:

1. skrt. *vasantá*, zend. *vaghri* (np. *behâr*), armen. *garun*, altsl. *vesna*, altn. *vár*, lat. *vêr*, griech. *ἔαρ* „Frühling“, lit. *wasarà* „Sommer“.

2. altsl. *jarŭ* „Frühling“, griech. *ὥρα* „freundliche Jahreszeit“ — got. *jêr* „Jahr“, zend. *yâre* „Jahr“.

3. skrt. *sámâ* „Halbjahr, Jahr“ — zend. *hama*, arm. *amaṙn*, *am* „Jahr“, ir. *sam*, *samrad*, ahd. *sumar* „Sommer“.

Es erhebt sich daher die Frage, ob die angeführten Reihen vielleicht nur der verschiedene sprachliche Ausdruck für denselben Begriff sind, oder ob sie uns zu der Annahme berechtigen, daß die freundliche, warme Jahreszeit schon von dem Urvolk in Frühling und Sommer zerlegt worden sei. Ich glaube, daß dies nicht der Fall war, sondern daß vielmehr alles dafür spricht, daß das indog. Jahr in zwei Teile, Sommer und Winter, zerfallen sei. Und zwar glaube ich für diese Ansicht folgende Punkte geltend machen zu können:

1. Stimmen die angeführten Gleichungen in ihrer Bedeutung keineswegs in sich überein. Während sonst an den Ableitungen der W. *ves* der Begriff des Frühlings haftet, bedeutet lit. *wasarà* „Sommer“ und erst *po-wăsaris* „Frühling“. Auch das griech. *ὥρα* (Nr. 2) ist die freundliche Jahreszeit im allgemeinen, was namentlich auch aus *ὀπ-ώρη* „Herbst“ („Spätsommer“) hervorgeht. Für Nr. 3 ist es wahrscheinlich, daß von der im Sanskrit erhaltenen Bedeutung „Halbjahr“ auszugehen ist, da man *sámâ* kaum von *samá* „gleich“ wird trennen wollen. Hieraus ergiebt

sich aber die Auffassung des Sommers — beide Bedeutungen lagen wohl schon in der Urzeit neben einander — als die des einen Semesters.

2. Läßt sich in den Chronologien der Einzelvölker fast überall noch eine Zweiteilung des Jahres nachweisen. Dies findet sprachlich seinen Ausdruck in dem Umstand, daß die Ausdrücke für Sommer, Frühling und Winter in ihrer Suffixbildung nicht selten auf einander bezogen sind. Wie in der Urzeit **ĝhi-m-* und **sem-**) neben einander lagen, so entspricht sich im Zend *zima* und *hama* (Spiegel Arische Periode p. 21, 23), im Armenischen *amaṙn* und *jmeṙn* (Hübschmann A. St. I, 40), im Germanischen *sum-ar* und *wint-ar*, im Keltischen *gam* und *sam*, im Indischen *vasantá* und *hêmantá*. Niemals findet es sich, daß innerhalb einer Sprache die Namen etwa von drei Jahreszeiten suffixgleich wären. Auch im Slavischen zerfällt das Jahr in zwei Hauptabschnitte, Sommer (*lěto*) und Winter (*zima*), und endlich fehlt es auch im Griechischen (vgl. Od. VII, 118:

> *τάων οὔποτε καρπὸς ἀπόλλυται οὐδ' ἀπολείπει*
> *χείματος οὐδὲ θέρευς*

und Römischen nicht an deutlichen Spuren des alten Zustandes (Unger Zeitrechnung der Griechen und Römer, Handbuch der Kl. A. herausg. v. J. Müller I, 556 u. 610).

3. Zieht sich durch die Naturanschauung der meisten indog. Völker die Vorstellung von einem Kampf der winterlichen und freundlichen Jahreszeit. Im Zendavesta wird erzählt: Ewiger Sommer herrschte im *Airyana-vaêja;* aber *Aĝra-mainyus* leidet dieses Glück nicht; darum schuf er eine Opposition: eine große Schlange und den Winter, den die Dävas geschaffen haben. In höchst origineller Weise hat unser germanisches Altertum den Gegensatz zwischen Sommer und Winter ausgebildet, worüber ich auf J. Grimm's Deutsche Mythologie verweise. Slavische Märchen wissen von einem Jüngling oder einer Jungfrau zu erzählen, die in einem krystallenen Zauberpalast von der Gewalt gerettet wird, die sie gefesselt hält. Wir denken dabei an unser liebliches Dorn-

---

*) Vgl. Brugmann Grundriß II, 1, 453.

röschen: der Kuß des Frühlings erlöst die in tiefen Winterschlaf versunkene Erde. In den wärmeren, von Indogermanen bevölkerten Ländern verliert sich naturgemäß die Kraft dieser Vorstellung. In Indien scheinen alle Erinnerungen an dieselbe auf den Kampf zwischen Indra und dem Vritra, der die Wolkenkühe gefangen hält, übertrageu worden zu sein.

Aus allen diesen Gründen, glaube ich, haben wir ein Recht, von einer ursprünglichen Zweiteilung des indog. Jahres auszugehn. Das Nebeneinander der drei oben genannten Ausdrücke für die freundliche Jahreszeit in der Ursprache kann man sich so erklären, daß die von der W. *yê* „gehen" gebildeten Wörter vielleicht ursprünglich Adjectiva zu **semâ* waren, so daß **yêrâ semâ* das Halbjahr bedeuten mochte, in dem man „sich aufmacht, auf die Weide zieht" (vgl. zend. *â-yâ-thra* „der Eintrieb des Viehs von der Weide", skrt. *yâtrâ* „der Austrieb", Roth Z. d. D. M. G. XXXIV, 704 und turko-tat. *jaz* oben p. 435). Die von der W. *ves* gebildeten Wörter aber haben sicherlich nur den Eintritt der freundlichen Jahreszeit bezeichnet (vgl. ahd. *ôstarûn, ôstara* „das alte Frühlingsfest" von W. *us: ves*), was schon daraus hervorgeht, daß keines derselben, wie die Bildungen von *sem-, yê, ĝhei*, zur Bezeichnung des ganzen Jahres dienen kann (vgl. unten).

Nun haben wir früher gesehn, daß die Indogermanen Europas ebenso wie die noch vereinigten Indo-Iranier gemeinsam nicht unbedeutende Fortschritte auf dem Gebiete des Ackerbaus gemacht haben müssen, und so könnten wir erwarten, daß sich auf beiden Völkergebieten eine dritte Jahreszeit bezeichnet fände, welche zwar nicht die alte Zweiteilung des Jahres verdrängte — denn diese galt, wie gesagt, bis in die historischen Perioden —, aber doch innerhalb der freundlichen Jahreszeit (**sem-*) die Zeit der Reife, der Ernte besonders hervorhob. In der That scheint dies der Fall gewesen zu sein. Im Arischen stimmt skrt. *çar-ád* und zend. *saredha* überein, die höchst wahrscheinlich zur W. skrt. *çar*[2] „sieden, kochen" (B. R.) gehören. Im Europäischen möchte ich trotz einiger lautlicher Bedenken mit Fröhde B. B. I, 329 got. *asans* „θέρος" (θερίζειν „ernten", altsl. *jesenĭ*, russ. *osenĭ*, preuß. *assanis* „Herbst") = lat. *annus* „Jahr" (eigentl. „Sommer", „Erntezeit"; *annus* für **ânus* aus **as-no*, vgl. *cunnus* für **cûnus* aus **cus-no*, Stolz Lat. Gr. p. 187), *annôna* „Ertrag an Getreide" hierher-

stellen.*) Die gemeinsame Wurzel wäre das im Altgermanischen in der Bedeutung „Feldarbeit thun“ weitverbreitete *as* (mhd. *asten*, ahd. *arnôn*). Vgl. Kluge Et. W.[4] p. 73; anders Thurneysen K. Z. XXX, 476.

Wenden wir uns von den urzeitlichen Zusammenhängen nunmehr zu den Neuerwerbungen in den Terminologieen der wichtigsten Einzelvölker, so ist es zunächst auffallend, daß das Germanische die Bildungen von den Wurzeln *ves* und *ĝhei* nur in wenigen Spuren bewahrt hat. Für erstere ist das auf die westgermanischen Sprachen beschränkte, gänzlich dunkle ahd. *lenzo*, *langiz*, agls. *lencten* eingetreten, für letztere das gemeingermanische got. *vintrus*, das vielleicht zu altir. *find* „weiß“ gehört und somit die Jahreszeit nach der Farbe des Schnees benennt (Keller Keltische Briefe p. 113). Eine Parallele hierzu bietet der litauische Name des Herbstes *rudů* : *rùdas* „rot“. Was den germanischen Herbst betrifft, so haben wir die wichtige Überlieferung des Tacitus (Germ. 26): *hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent, autumni perinde nomen ac bona ignorantur.* Es geht hieraus hervor, daß das auf Hochdeutsche und Niederdeutsche beschränkte ahd. *herbest*, agls. *hærfest***) (altn. *haust* läßt sich hiermit kaum vereinen) erst nach Tacitus sich für die Ernte der *bona autumni*, d. h. des Obstes festsetzte. Vordem mochte es, da es eine alte Bildung ist, ein Synonym von got. *asans* sein.

Aus den slavischen Sprachen bleibt nur das gemeinslavische *lěto* zu erwähnen, welches den alten Ausdruck für Sommer verdrängt hat. Man pflegt es zu lit. *lytùs* „Regen“ ꝛc. zu stellen, eine sprachlich korrekte, aber inhaltlich doch sehr auffallende Erklärung. Vgl. unten!

Begreiflich ist es, daß in den südlichen Ländern neue Ausdrücke für den Sommer (lat. *aestas* : *αἴθω*, griech. *θέρος* = armen. *jer* : skrt. *gharmá* „Glut“, lat. *formus*) nötig wurden, welche ihren Namen von der Wärme der Jahreszeit haben. Der Sommer ist hier die Erntezeit (*θερίζειν* „ernten“). Lat. *ver* und

*) Daß das Ackerbauvolk der Römer zur Bezeichnung des Jahres einen Ausdruck wählte, welcher eigentlich „Ernte“ bedeutete, erscheint wohl glaublich. Andere stellen freilich lat. *annus*: got. *aþn* „Jahr“.

**) Die W. wird doch wohl dieselbe wie in lat. *carpere*, griech. *καρπός* sein. Vgl. hebr. *choref* „Herbst“: *châraf* „abreißen“.

griech. *ἔαρ* kommen zu dem Rang einer besonderen Jahreszeit. Dazu treten dann noch in beiden Sprachen verschiedene Benennungen für den Herbst, die Zeit der Obst- und Weinernte: im Lat. *autumnus*, in seinem Suffix vielleicht angelehnt an *Vert-umnus* (:*verto*) „dem Gott der sich wendenden Jahreszeiten", der *περιπλομένων ἐνιαυτῶν* (vgl. skrt. *ritu-vṛtti* „Wende der Jahreszeiten", „Jahr"); das übrig bleibende **auto-* möchte ich mit altn. *audr* „Reichtum" vergleichen. Im Griechischen schließt schon bei Homer an *θέρος* die *ὀπ-ώρη* an (vgl. unser *spätjahr* = Herbst), die *τεθαλυῖα ὀπώρη*, die Zeit großer Hitze (Il. XXI, 346), aber auch des strömenden Regens (Il. XVI, 385). Auch Versuche einer 6- oder 7-Teilung des Jahres finden sich bei den Griechen (Unger a. a. O. p. 561).

Im Vendidâd des Avesta steht, wie schon bemerkt, durchaus Winter und Sommer (*zyåo, zima* : *hama*) im Mittelpunkt der Zeitrechnung. Die kurze Übergangszeit des Frühlings (*vaĝhri* und *zaremaya**) „der grüne" : skrt. *hári*, altsl. *zelenŭ* „grün") kommt ursprünglich nicht in Betracht. Das in der arischen Periode geschaffene Wort für die Fruchtreife *saredha* hat die Bedeutung „Jahr" angenommen, doch im ossetischen *särdä* „Sommer" noch den eigentlichen Sinn „Zeit der Reife" bewahrt (*särdä* und *zumäg* „Sommer" und „Winter" neben einer jüngeren 5-Teilung, Hübschmann Osset. Spr. p. 63).

Auf indischem Boden läßt sich eine stätige Vermehrung der Jahreszeiten bemerken. Da *sámâ* nur in der Bedeutung „Halbjahr", „Jahr", bewahrt wurde, so blieben aus dem Erbe der Urzeit *vasantá*, *hêmantá*, *çarád*. Von einer Dreiteilung des Jahres (*trayô vâ ṛtavaḥ saṁvatsarasya Çat. Br.*) schritt man noch in vedischer Zeit, je mehr man die alten Sitze im Penjab verließ, zu einer Fünfteilung: *vasantá*, *grîshmá* (*aestas*, *θέρος*), *varshâ'* („Regenzeit", vgl. slav. *lěto*), *çarád*, *hêmantá-çiçira* (*çiçirá* „kühl") oder unter Scheidung der beiden letztgenannten Abschnitte zu einer Sechsteilung (vgl. B. R. unter *ṛtú* „Jahreszeit"). Die heutigen Hindus endlich unterscheiden:

Baras, die Regenzeit, Juli und August, *Scharad*, die drückende, feuchte Saison nach dem Regen, September, Oktober,

*) Vgl. Roth Z. d. D. M. G. XXXIV, 702.

Hemanta, die kühle Jahreszeit, November, Dezember, *Sisira*, die tauige Jahreszeit, die Periode der kühlen Morgen und der Nebel, Januar, Februar, *Wasant*, Frühling, März und April, *Grischma*, die glänzende, strahlende, heiße Jahreszeit, Mai, Juni. (Schlagintweit Indien II, 173 Anm.)

Kehren wir zu der Urzeit zurück, so erhebt sich noch die wichtige Frage, ob in derselben bereits der Begriff einer Zusammenfassung von Winter und Sommer, der Begriff des Jahres einen sprachlichen Ausdruck gefunden hatte.

Dies scheint nun wirklich der Fall gewesen zu sein. Es entsprechen sich skrt. *saṁ-vat-s-ará* „Jahr", *saṁvatsam* „ein Jahr lang", *parivatsará* „ein volles Jahr", *vatsará*, griech. *Fέτος**) „Jahr", alb. *viét* „Jahr", *si-viet* „in diesem Jahre" (G. Meyer Alb. Gr.), lat. *vetus***) „alt", altsl. *vetŭchŭ*, lit. *wétuszas* desgl. Daneben skrt. *parút*, Pamird. *pard*, *par-wuz* (Tomaschek C. St. p. 19), osset. *fâre*, np. *pâr*, armen. *heru* (Hübschmann Arm. St. I, 39, Osset. Spr. 65) = griech. *πέρυσι*, altn. *fjörþ*. Auch noch eine zweite idg. Gleichung ist anzuführen: lit. *mẽtas* = alb. *mot* „Jahr" (B. B. VIII, 9), deren ursprüngliche Bedeutung (W. *mē*) „Zeitmaß" ist, wie auch im Slavischen Wörter wie bulg. *godina* „Jahr", serb. *god* mit wurzelverwandten Wörtern in der Bedeutung „Zeit", „Fest" (poln. *gody*, čech. *hod*) zusammenfließen***)

---

*) In griech. *ἐνιαυτός* trenne ich *ἐνι-αυτό-ς* und stelle **αὐτός*: *Fέτος* aus *ἀ-Fτ-ό-ς*, vgl. *ἀτμός* aus **ἀ-Fετ-μός*: *ἀ-υτ-μήν* aus *ἀ-Fτ-μήν*. (G. Meyer Gr. Gr.[2] § 101). Der erste Bestandteil ist *ἐνιο-* (: *ἔνος*, *ἔνο-ς* „der frühere") = skrt. *sána* „alt". Od. I, 16:

ἀλλ' ὅτε δὴ ἔτος ἦλθε περιπλομένων ἐνιαυτῶν
τῷ οἱ ἐπεκλώσαντο κ. τ. λ.

würde z. B. eigentlich heißen: „Als, indem die früheren Jahre sich wendeten, das Jahr kam, in welchem" 2c.

Anders Ascoli K. Z. XVII, 401 ff.

**) Auch das lat. Adjectivum hatte ursprünglich die Bedeutung „Jahr, Alter, Altertümlichkeit", vgl. K. Brugmann K. Z. XXIV, 38, J. Schmidt Die Pluralbildungen der idg. Neutra p. 84. Anders Thurneysen K. Z. XXX, 485.

***) Zu slavisch *godŭ* „Zeit, Fest, Jahr" stelle ich griech. *ἐπί-βδ-ᾱ* „Tag nach dem Feste" (W. *ged*). Die bisherige Deutung dieses Wortes als „der auf dem Fuße (*πεδ-*) folgende" läßt eine Beziehung zum Feste, die es

(Miklosich Et. W. p. 61). Es scheint mir daher auch nicht unmöglich, daß altsl. *lěto* „Sommer, Jahr" eher zu ir. *lúth* „Fest", „Festtag" als zu lit. *lytùs* „Regen" zu stellen ist.

Häufiger aber als des alten Neutrums *vetos*, das ursprünglich vielleicht überhaupt nur „vergangene Zeit", „Altertum" bezeichnete, mag man sich bei der Jahreszählung in der Urzeit anderer Mittel bedient haben. Einmal werden nämlich in den alten Texten die Jahreszeiten neben einander aufgezählt.

So heißt es im Hildebrandslied: *ic wallôta sumaro enti wintro sehstic* (= 30 Jahre, 60 Semester, agls. *missere*, altn. *misseri*), im Heliand u. a. *thea habda sô filu wintro endi sumaro gilibd*. Auch im Rigveda begegnen Sätze wie „Hundert Herbste lebe zunehmend an Kraft, hundert Winter und hundert Lenze". Ähnliches bei Homer und sonst! Es liegt auf der Hand, daß eine derartige schwerfällige und breite Ausdrucksweise vorwiegend bei poetischen Gelegenheiten, z. B. in den feierlichen Heil- und Segenssprüchen, wie sie schon die Urzeit kannte, üblich war.

Den Bedürfnissen der täglichen Rede genügte es, das künftige oder vergangene Jahr kurzweg durch eine einzelne Jahreszeit zu bezeichnen *(pars pro toto)*. Unverkennbar geht durch die idg. Sprachen der Zug, die ursprüngliche Bedeutung einer Jahreszeit zu vergessen und dieselbe zum Ausdruck der vereinigten Jahreszeiten zu benutzen. Und zwar wird in diesem Sinne verwendet:

1) der Winter: Die Bildungen von W. *ĝhei* vgl. oben p. 435. Vgl. ferner got. *vintrus* (*qinô blôþrinnandei tvalib vintruns*), zend. *aiwigâma* „Winter und Jahr." Die Häufigkeit gerade dieses Bedeutungsübergangs Winter — Jahr spricht für die wichtige Rolle, welche der Winter in dem Klima des Urlandes spielte.

2) der Herbst: zend. *saredha* vgl. oben p. 440. Ebenso wird skrt. *çarád* sehr häufig für „Jahr" gebraucht. A. Weber Indische Stud. XVII, 232 macht hierzu die Bemerkung: „Die solenne Zählung in den Sprüchen der Ritualtexte, bis zu den *gṛhya-sûtra* hin, ist nach Herbsten. Es repräsentiert dies eine

---

immer hat, vermissen. Die slavischen Wörter müssen aber von der idg. W. *gheidh* (altsl. *žida*, lit. *geisti*), mit der sie Miklosich Et. W. zusammenstellt, getrennt werden.

Mittelstufe zwischen der alten Zählung nach Wintern (*himâs*) und der späteren nach Regenzeiten (*varshâṇi*), entsprechend der mittlerweile vor sich gegangenen Verschiebung der Wohnsitze."

3) der Sommer: Die Bildungen von *sem-* vgl. oben p. 436. Dazu kommt vielleicht altsl. *lěto* „Sommer", „Jahr" (doch vgl. oben p. 442). Die Bildungen von W. *yê* siehe oben p. 436.

Die hier im Indogermanischen nachgewiesenen Bedeutungsübergänge wiederholen sich in den finnischen Sprachen. So heißt im Mordv. *kiza* „Sommer, Jahr", im Ostjakischen *tal* „Winter, Jahr"; daneben besteht im Ostjakischen ein *tallun* „Winter und Sommer" = Jahr. Aber auch ein gemeinsames Wort für den Jahresbegriff haben diese Sprachen: finn. *vuosi*, weps. *wos*, ostj. *ōt*. Tomaschek hält dasselbe für identisch mit idg. *vet*, *ut* (Pamird. p. 19), wenn richtig, gewiß ein bedeutsamer Kulturzusammenhang.

2. Mond und Monat.

Unter den Gestirnen, welche das Himmelsgewölbe schmücken, hat wie anderen Völkern, so den Indogermanen der Mond in seinem ewigen Wechsel zuerst den Wandel der Zeit verkündet. *Omnium admirationem*, sagt Plinius *hist. nat.* II, 9, 41, *vincit novissimum sidus terrisque familiarissimum.* Mond und Monat gehen, zuweilen unter kleinen Suffixverschiedenheiten, im Indogermanischen in einander über: so im skrt. *mâs*, zend. *mâo*, altp. *mâha*, im altsl. *měsęci*, im lit. *mė́nů* (*mė̃nesis* nur „Monat"), im got. *mêna* „Mond": *mênôþs* „Monat". Öfters ist nur der zu diesem Stamme gehörige Name des Zeitmaßes erhalten und für den des Gestirns sind neue Wörter eingetreten: so griech. *μήν*: *σελήνη* „Mond" (*σέλας* „Glanz"), lat. *mênsis* (*Mene* „*dea menstruationis*"): *lûna* (*lucêre* „leuchten"), armen. *amis* „Monat": *lusin* „Mond" (*lucêre*), altir. *mí*: *ésca* „Mond" (dunklen Ursprungs). Vgl. auch alb. *moi* „Monat".

Die Wurzel dieser ganzen Sippe (über ihre Lautverhältnisse vgl. J. Schmidt K. Z. XXVI, 345) wird mit Recht in dem idg. *mê* skrt. *mâ'-mi* „ich messe" gesucht, so daß der Mond sich selbst als „den Messer der Zeit", wie es M. Müller ausdrückt, *the golden hand on the dark dial of heaven* darstellt.

In dem durch ihn bedingten Monat haben wir demnach den ersten und sichersten Ansatz einer geordneten Zeitteilung bei den idg. Völkern zu erblicken.

Der reine, ungebundene Mondmonat beträgt bekanntlich 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 3 Sekunden, und daß er in dieser von der Natur gegebenen Dauer sowohl in der Urzeit als auch bei den einzelnen Völkern noch eine geraume Zeit gegolten habe, dafür spricht unter anderem mit großer Wahrscheinlichkeit, daß einer der wichtigsten Vorgänge, deren Ende genau zu berechnen war, die Dauer der Schwangerschaft in früheren Perioden nicht auf 9, sondern auf 10 Monate festgesetzt wurde.

Wenn in der vedischen Zeit ein Kind als ein reifes, ausgetragenes bezeichnet werden soll, so wird es *daçamasya* „ein zehnmonatliches" genannt. In einem Gebet um Fruchtbarkeit des Weibes wird gesagt:

táṁ tê gárbhaṃ havâmahê — daçamê' mâsí sû'tavê „Um die (im Vorhergehenden näher bestimmte) Frucht bitten wir Dich zur Niederkunft im 10. Mond." Ebenso ist im Avesta die normale Zeit der Entbindung der zehnte Monat (Geiger O. K. p. 236), wie sie nicht weniger Herodot (VI, 69) als solche bezeichnet, und auch bei den Römern, z. B. in den zwölf Tafeln kehrt die gleiche Rechnung wieder (Unger a. a. O. p. 616). Vgl. Leist über den Begriff eines zehnmonatlichen Schwangerjahres (Altarisches *jus gentium* p 262 ff.).

Der Monat wird naturgemäß durch die beiden sich entgegengesetzten Phasen des Mondlichts, Voll- und Neumond, in zwei Hälften geteilt, welche die Inder *pûrva-pakshá* und *apara-pakshá* „vordere" und „hintere" Seite (Zimmer Altind. L. p. 364) oder *çuklapaksha* und *kr̥shṇapaksha* „helle" und „dunkle" Hälfte nennen. Auch die Ausdrücke *yáva* und *áyava* kommen schon in vedischen Texten für dieselben Begriffe vor. Ich möchte dieses *yáva* zu *yúvan* „jung" (*yáv-îyaṅs*, *yáv-ishṭa*) stellen und mit lit. *jáunas mė'nů* „Neumond" vergleichen.

Die Zweiteilung des Monats, welche wir bei den Indern gefunden haben, setzt auch das Avesta voraus (Geiger a. a. O. p. 316). Im Griechischen weisen auf dieselbe die Ausdrücke μηνὸς ἱσταμένου und μηνὸς φθίνοντος hin, obgleich in historischer Zeit an dieselben eine Einteilung des Monats in 3 Dekaden anknüpft.

(zunehmende Sichel, mehr oder weniger volle Scheibe, abnehmende Sichel). Auch bei den Germanen treten in dem Bericht des Tacitus Germ. Kap. 11 Neu- und Vollmond (*cum aut inchoatur luna aut impletur*) als die hervorstechendsten Phasen des Mondlichtes auf. Auf römischem Boden entsprechen dem Vollmond die *idus* „die heiteren Nächte" (griech. *ἰθαρός, αἴθω* „brenne"), dem Neumond die *calendae* „der Rufetag" (*calâre, καλεῖν*), so benannt, „weil am ersten Tage eines jeden Kalendermonats auf Befehl des Königs (später Opferkönigs) vor der auf dem Burghügel versammelten Menge durch die Pontifices abgerufen wurde, ob von diesem Tage an bis zum Tage des ersten Viertels einschließlich 5 oder 7 Tage zu zählen sein" (Mommsen). Das Verhältnis der *nônae* (*dies ante nonum idus*) zu den *calendae* und *idus* ist in seinem Ursprung noch nicht deutlich ermittelt (vgl. u. a. Flex Die älteste Monatsteilung der Römer Jena 1880). Für eine weitere Einteilung des Monats als in zwei Hälften fehlt es für die Urzeit an jeglichen Spuren.

Der Mond ist der Messer der Zeit, daher ist er der Herr über Wachsen und Vergehen, als von dem Vorrücken der Zeit bedingt. Dazu kommt, daß man dem Mondlicht schon frühzeitig einen direkten Einfluß auf die Vegetation der Erde, den Menschen und seine Schicksal zuschreibt. Es ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit, den roten Faden zu verfolgen, an welchem dieser Glaube oft dunkel und unheimlich, oft kindlich und heiter sich durch Altertum und Neuzeit hindurchzieht. Nur einige der ältesten Zeugnisse, aus denen hervorgeht, wie mächtig der Glaube an die Bedeutung der Mondphasen öfters in die Geschichte der indg. Völker eingegriffen hat, seien hier erwähnt. *Cum ex captivis qnaereret*, berichtet Cäsar *de bell. gall.* I, 50, *quamobrem Ariovistus proelio non decertaret, hanc reperiebat causam, quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matresfamiliae eorum sortibus ac vaticinationibus declararent, utrum proelium committi ex usu esset necne; eas ita dicere: non esse fas Germanos superare, si ante novam lunam proelio contendissent.* Die Erklärung fügt Tacitus *Germ.* cap. 11 hinzu: *Coeunt, nisi quid fortuitum et subitum incidit, certis diebus cum aut inchoatur luna aut impletur; nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credunt.*" Ganz ähnlich leisten die in den Anschauungen des

Altertums länger als andere Hellenen befangenen Spartaner den Atheniensern vor Marathon keine Hilfe, weil sie nicht ausziehen dürfen *μὴ οὐ πλήρεος ἐόντος τοῦ κύκλου* (Herod. VI, 106).

Der ungebundene Mondmonat, mag man ihn nun mit 12, unserer gewöhnlichen Monatszahl, oder mit 13 multiplicieren, welche Anzahl der Monate bei zahlreichen ostasiatischen Völkern üblich ist (vgl. Schiefner Das dreizehnmonatliche Jahr und die Monatsnamen der sibirischen Völker *Mélanges Russes tome* III, 307 ff.), in keinem Falle geht die Zahl der Monate in dem Sonnenjahr von 365¹/₄ Tagen auf, und es erhebt sich darum die wichtige Frage, ob schon in der Urzeit der Versuch gemacht worden sei, einen Ausgleich zwischen Mond- und Sonnenjahr herzustellen.

In der That hat Albrecht Weber in seiner Abhandlung zwei vedische Texte über Omina und Portenta p. 388 die Vermutung geäußert, daß die zwölf geweihten Nächte, welche im vedischen Altertum vorkommen, und die auch im Occident, namentlich bei den Germanen, begegnen*), als solch' ein Versuch anzusehen seien. Hiergegen hat aber der genannte Gelehrte in neuerer Zeit selbst Bedenken erhoben, indem er Indische Studien XVII, 224 sagt: „Und wenn sich nun die Frage erhebt, was denn wohl etwa diesen zwölf Tagen eigentlich zu Grunde liegen mag, so liegt jedenfalls der Gedanke nahe, sie als den Versuch anzusehen, zwischen dem 354jährigen Mondjahr (unstreitig wohl der ältesten Form der Jahresrechnung) und dem 366tägigen Sonnenjahr eine Ausgleichung herzustellen, durch welche trotz der im Volke üblichen Rechnung nach Mondzeit doch eben auch dem faktischen Sachverhalte, wonach der „Lauf der Sonne“ den Umfang des Jahres bestimmt, Rechnung getragen werden sollte. Man verlegte die zwölf überschüssigen Tage an den Schluß des Mondjahrs und gewann so in ihnen teils ein Korrektiv für die Zeitrechnung, teils eine heilige Zeit, die für das je kommende Jahr als vorbedeutsam galt. Bedenken macht eine solche Auffassung darum, weil wir dann durch die Übereinstimmung, die in Bezug auf die Zwölften zwischen Indern und Germanen vorliegt, genötigt werden, ein so richtiges Verständnis der Mond- und der Sonnenzeit bereits für die indo-

*) Eine Specialuntersuchung über die „Zwölften“ wäre erwünscht. Vgl. E. H. Meyer Indog. Mythen II, 526, Ludwig Der Rigveda VI, 232.

germanische Urzeit anzunehmen, was dann aber doch immerhin seine nicht geringe Schwierigkeit hat, da man den Trägern derselben eine solche Kenntnis doch wohl schwerlich auf Grund eigner Beobachtungen zutrauen darf."

Auch ich halte es aus allgemeinen Gründen für unwahrscheinlich, daß das Rechenexempel, welches in der Ausgleichung des Mond- und Sonnenjahres liegt, schon von dem Urvolke gelöst war. Auf dieselbe Anschauung führen noch besondere Erwägungen.

So bedeutungsvoll in sprachlicher wie sachlicher Beziehung der Mond als „Messer der Zeit" uns entgegen getreten ist, ebenso geringfügig sind die Beziehungen, welche die alten Namen der Sonne*) zu Zeit und Zeitteilung haben. Aus dem Griechischen könnte man vielleicht das zuerst in der Odyssee auftretende *λυκάβας* „Jahr" (*-αντ-*) hierherstellen, wenn es „Wandel des Lichts" wirklich bedeuten sollte. Im Italischen möchte umbrisch *ose*, paelignisch *uus* „*anni*, *annum*" (Bücheler *L. J. V.*) hierhergehören, das zu etrurisch *Usil* „*Sol et Eos*," lat. *aur-ôra* zu stimmen scheint. Skrt. *ṛtu-vṛtti* (oben) ist eine ganz junge Bildung. Im übrigen ist mir aber keine Bezeichnung des Jahres bekannt, welche von dem Umlauf der Sonne oder überhaupt von Namen der Sonne her genommen wäre. Wenn daher Ideler in seinem Handbuch der Chronologie die linguistische Bemerkung macht: „Was endlich das Jahr betrifft, so mag hier zu dem, was über die Dauer und die verschiedenen Formen desselben gesagt worden ist, nur noch eine Bemerkung hinzukommen, daß das diesen Begriff bezeichnende Wort in fast allen Sprachen einen Kreislauf, eine Wiederkehr in sich selbst bezeichnet", so ist dieselbe für das indg. Gebiet entschieden falsch.

Und noch folgender Gesichtspunkt befestigt mich in der Überzeugung, daß die Indogermanen vor ihrer Trennung nicht über die Zeitrechnung nach reinen, ungebundenen Mondmonaten hinausgekommen sind. Sobald nämlich eine Einrechnung des Mondjahrs in das Sonnenjahr stattgefunden hat, und der Monat damit von dem Wechsel des Mondlichts, der seine Quelle war, losgelöst worden ist, ergiebt es sich von selbst, daß die in den

*) Die Namen der Sonne vgl. Kap. XIII.

Kreis des Jahres eingefügten Monate zu bestimmten jährlich wiederkehrenden Individuen werden, für welche eine Namengebung durchaus notwendig ist. Hätte nun dieser Vorgang bereits in der Urzeit sich vollzogen, so wäre durchaus zu erwarten, daß in der großen Masse idg. Monatsnamen, welche uns aus alter wie neuer Zeit überliefert sind, wenigstens hier und da sich Spuren einer ursprünglichen Übereinstimmung zeigten. Allein das Gegenteil davon ist der Fall. Nicht nur, daß die indg. Sprachfamilien in der Benennung ihrer Monate gänzlich von einander abweichen, so zeigen auch die Sprachen dieser einzelnen Sprachfamilien, wie z. B. der germanischen und slavischen, der litauischen, auf diesem Gebiete eine so bunte dialektische Mannigfaltigkeit, daß jeder Gedanke an eine ursprüngliche Gemeinschaft ausgeschlossen werden muß.

Treffend charakterisiert Mommsen den Unterschied griechischer und römischer Monatsnamen. „Während die griechischen Monate überwiegend von Göttern und Götterfesten, selten von Jahreszeiteigenschaften und vielleicht niemals von der bloßen Ordnungszahl den Namen führen, sind wenigstens bei dem nüchternen latinischen Stamm — über den sabellischen ist in dieser Hinsicht nichts überliefert — ungefähr die Hälfte der Monate, Quinctilis bis Dezember, bloß von der Nummer benannt, die Mehrzahl der übrigen latinischen und sabellischen: *Aprilis*, *Maius* oder *Maesius*, *Junius*, *Floralis*, *Januarius*, *Februarius*, *intercalarius* von kalendarischen oder Jahreseigenschaften, nur ein einziger, aber unzweifelhaft von einer Gottheit, der Monat des Mars, welcher Gott hier, ohne Genossen und an der Spitze des latinischen, wahrscheinlich auch des sabellischen Kalenders, bestimmter als irgendwo sonst auftritt als der eigentlich latinisch-sabellische, das heißt der italische Stamm- und Nationalgott."

Ein weites Feld der Beobachtung eröffnet sich, wenn wir den Norden Europas, germanisches*) und slavisches**) Gebiet betreten.

---

*) Vgl. J. Grimm Geschichte der deutschen Sprache, Kap. VI: Feste und Monate und K. Weinhold Die deutschen Monatnamen Halle 1869.

**) Vgl. F. Miklosich Die slavischen Monatsnamen (Denkschriften d. philos.-hist. Cl. d. Kais. Ac. d. W. XVII, 1—30) Wien 1868, Krek Einleitung in die slav. Literaturgeschichte[2] p. 510 ff. Wichtig für die Vergleichung ist auch die schon genannte Arbeit Schiefners Das dreizehnmonatliche Jahr 2c.

In üppiger Fülle sprießen hier fast in jeglicher Landschaft eigentümliche Namen empor, die bald den Geschäften des täglichen Lebens, bald Wetter und Zeit, bald Pflanzen und Tieren, bald auch dem religiösen, meist aber schon dem christlichen Leben entnommen, doch in dem Stempel frischer Natürlichkeit, den sie tragen, übereinstimmen.

Erst die Bekanntschaft mit dem römischen Kalender, der langsam und unbemerkt auch seine fremden Namen einzuschmuggeln versteht, führt zu festen Reihen der Monatsnamen.

Aber wie schwer der im Alten bequem verharrende Sinn des Volkes sich an die exakte Rechnung nach Tag und Monat gewöhnt, zeigen Gegenden, in welchen Ausdrücke wie *in der sât, in dem snite, im brâchet, im hoüwet* durch solche wie *sâtmân, schnitmonat, brâch-* und *hoümonat* nur langsam verdrängt werden.

Als derartige in der Mitte zwischen den Namen der Jahreszeiten und der Monate gewissermaßen stehende Zeitbestimmungen möchte ich von Haus aus auch die vielbesprochenen*) *Gâhanbârs*, die sechs Festzeiten des Jahres im Avesta, auffassen. So ist *Paitishahya* (: *hahya* „Aussaat") die „Zeit, welche das Getreide mit sich bringt", *Ayâthrima* „die Zeit des Eintriebs von der Alm" (vgl. oben p. 438), *Maidyôzaremya* „Mitte des Grünens" u. s. w.

Als den ältesten, schon in vorhistorischer Zeit bei den Europäern aufgekommenen Ausdruck dieser Art haben wir oben p. 438 die Gleichung got. *asans* (altsl. *jesenĭ*), lat. *annus, annôna* „die Zeit der Ernte", kennen gelernt.

3. Nacht und Tag.

Wenn der Zeitmesser der Urzeit der Mond und nicht die Sonne ist, so versteht sich die Zählung nach Nächten, nicht nach

*) Vgl. A. Bezzenberger Nachrichten von d. K. Gesellschaft der W. Göttingen 1878 „Einige avestische Wörter und Formen" p. 251 ff., R. Roth Der Kalender des Avesta und die sogenannten Gâhanbâr Z. d. D. M. G. 1880 p. 698 ff., W. Geiger Ostiranische Kultur, De Harlez Der Avestische Kalender und die Heimat der Avesta-Religion Verh. d. internat. Orientalisten-Congresses II, 237 ff. — An allen diesen Stellen ist auch über die eigentlichen Monatsnamen des Avesta und des Altpersischen gehandelt. Alte Monatsnamen der Inder siehe bei Zimmer Altind. Leben p. 370.

Tagen fast von selbst. Auch dürfte es kaum nötig sein, Zeugnisse für diese bekannte Sitte des hohen Altertums beizubringen. Im Sanskrit heißt *daça-râtrá*: *râtrî'* „Nacht" ein Zeitraum von 10 Tagen, *niçâniçam* „Nacht für Nacht" ist = „täglich". „Laßt uns die alten Nächte (Tage) und die Herbste (Jahre) feiern", sagt ein Hymnus. Im Avesta ist die Zählung nach Nächten (*khshapan*) in noch höherem Grade durchgeführt. Unter den Germanen, bei denen dieser Gebrauch schon dem Tacitus aufgestoßen ist (*nec dierum numerum sed noctium computant Germ.* 11), begegnen in den deutschen Rechtsaltertümern unzählig oft Formeln wie: *sieben nehte, vierzehn nacht, zu vierzehn nechten.* Im Englischen sagt man noch heute *fortnight, sennight.*

Denselben Gebrauch bezeugt für die Kelten Cäsar *de bello gall.* VI, 18. (*Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant idque ab druidibus proditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt.*) Im engsten Zusammenhang hiermit steht aber, daß die Nacht, aus welcher nach alter Volksanschauung der Tag geboren ward, diesem vorangeht. In den streng formelhaften altpersischen Keilinschriften heißt es *khshapavâ raucapativâ* „bei Nacht und Tag". Im Sanskrit kommt neben *ahôrâtrá, aharniça* auch *râtryahan* „Nacht" und „Tag" und *naktaṃdinam* „bei Tag und Nacht" vor. Die Athener begannen den Volltag (*νυχθήμερον*) mit Sonnenuntergang, die Römer mit Mitternacht (Unger a. a. O. p. 552). *Nox ducere diem videtur,* sagt Tacitus von den Germanen, *dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur* Cäsar von den Kelten.

Mit dieser Bedeutung der Nacht als eines Zeitmaßes der Urzeit stimmt es überein, daß an ihrem idg. Namen — ähnlich wie an denen des Winters und Monats — die Einzelsprachen mit größter Zähigkeit festgehalten haben: vgl. sskrt. *nákti-s nákta* (daneben *aktú* = **n̥ktú*), zend. *nakthuru* „nächtlich", griech. *νύξ*, lat. *nox*, altsl. *noštĭ*, lit. *naktìs*, alb. *nate*, got. *nahts*, altir. *innocht* „diese Nacht". Idg. Grdf. **noqt-*. Die Wurzel ist dunkel. Auf die arischen Sprachen beschränkt sich die Gleichung von sskrt. *kshap*, *kshapâ'* = zend. *khshap, khshapara.* Allein stehen sskrt. *râ'trî*, *râtra* (: sskrt. *ram* „ruhen" oder: W. *rô* „ruhen" in ahd. *ruowa*, agls. *rôw* „Ruhe", **rm̥-tro* oder **rô-tro*) und die dunklen sskrt.

niç f. „Nacht" und altir. *aidche, oidche.* Den Übereinstimmungen in der Benennung der Nacht gegenüber gehen die idg. Sprachen in derjenigen des Tages, weniger in der Wurzel (skrt. *div* „strahlen") als in der Suffixbildung weiter auseinander: die enge Geschlossenheit unserer Sprachsippe in der Terminologie des Winters, Mond-Monats und der Nacht, der drei Hauptpfeiler der ältesten Zeitteilung, wird nicht erreicht durch die Übereinstimmungen, welche die Namen des Sommers, der Sonne und des Tags zeigen.

Der alte Name des Tages ist, wie schon bemerkt, eine Bildung von der W. *div.* gewesen; vgl. skrt. *div, dyávi-dyavi, divê'-divê* „Tag für Tag", lat. *diês*, altir. *dia*, armen. *tiv;* skrt. *dina,* altsl. *dĭnĭ*, lit. *dienà.* Auf das Arische beschränkt ist skrt. *áhan* = iran. **azan* (Spiegel A. P. p. 98). Allein stehen altpers. *rauca* (: *luc-ēre*, np. *rôz*), got. *dags**) (: skrt. *dah* „brennen", lit. *dāgas* „Ernte") und die unerklärten zend. *ayare* (Pamird. *yīr, yor*), *ἡμέρα, ἦμαρ* (armen. *aur* „Tag"? Hübschmann A. St. I, 55).

Wie der Übergang vom Winter zum Sommer durch Bildungen von der Wurzel skrt. *vas* „aufleuchten" bezeichnet wurde (vgl. oben p. 436), so dient dieselbe ebenso dazu, den Wechsel von Nacht und Tag auszudrücken. Von *ves, us* ist einmal skrt. *vâsará* „der ganze Tag", das anderemal der idg. Name der vielbesungenen, rosenfingrigen Morgenröte (skrt. *ushâ's*, zend. *ushaṅh*, griech. *ἠώς*, auch *ἦρι* „früh", *αὔριον* „morgen", lat. *aurôra*, lit. *auszrà*) gebildet.

Im Gotischen heißt die frühe Morgendämmerung *ûhtvô*, ein Wort, welches richtig mit skrt. *aktú* „Licht, Tag", griech. *ἀκτίς* „Strahl", lit. *anksti* „früh" verglichen wird. So erhalten wir eine Grundform *n̥qt-*, die man nur ungern von dem oben erwähnten, lautlich durchaus gleichen *n̥qt-* = skrt. *aktú* „Nacht": *noqt-* = skrt. *nákta* losreißen wird. Auch läßt sich eine begriffliche Vermittlung beider wahrscheinlich machen. Sehen wir näher zu, so bedeutet got. *ûhtvô*, wie schon J. Grimm (Myth. II³, 708) bemerkt, „die allerfrühste Morgendämmerung, eigentlich noch die

*) Neuerdings versucht man got. *dags* mit skrt. *áhan* zu vereinigen; vgl. Bugge B. B. XIV, 72, J. Schmidt Pluralbildungen p. 151. Analog ist alsdann das Verhältnis von skrt. *áçru* „Träne": got. *tagr.*

vorausgehende letzte Nachtzeit" (*ἔννυχον* Marc. I, 35). Aus dieser Grundbedeutung hat sich die des skrt. *aktú*, griech. *ἀκτίς* „erster Morgenstrahl" entwickelt. Es lagen also in der Urzeit nach meiner Auffassung zwei Ablautsstufen desselben Stammes nebeneinander: *noqt-* für die schwarze Nacht, *n̥qt-* für den Ausgang der Nacht, so daß wir hier ein lehrreiches Beispiel für die Genesis eines sich allmählich entwickelnden „Gegensinns" (Nacht — Tag) hätten. In ganz ähnlicher Weise scheinen unser *morgen*, got. *maúrgins* mit altsl. *mrŭknąti* „dunkel werden" (klr. *zmrôk* „Dämmerung") und unser *dämmerung* mit skrt. *támas* „Finsternis" verknüpft werden zu müssen (Kluge Et. W." s. v.)

In der Benennung des Abends gehen die idg. Sprachen in Gruppen auseinander. Es decken sich skrt. *dôshâ'* „Abend, Dunkel" und zend. *daosha* (: skrt. *dush* „schlecht werden", vgl. griech. *ὀλοὴ νύξ* Od. XI, 19), griech. *ἑσπέρα* und lat. *vesper*, altsl. *večerŭ* und lit. *wākaras*. Die beiden letztgenannten Gleichungen scheinen unter einander und mit dem altir. *fescor* (entlehnt aus *vesper*?), armen. *gišer* zusammenzuhangen, ohne daß dieses Verhältnis bis jetzt lautlich aufgeklärt wäre.

Das germanische ahd. *âband*, agls. *ǣfen*, altn. *aptann* (got. *sagqs* „das Sinken d. Sonne") liegt völlig im Dunklen.

Im Griechischen wird der späte, zum Abend hinneigende Nachmittag durch *δείλη* bezeichnet (Homer: *ἠώς*, *μέσον ἦμαρ*, *δείλη*). Da dem Griechen der Tag mit dem Abend beginnt, der Nachmittag somit das Ende des Tages ist, an dessen Schluß die Sonne gewissermaßen ihr „Ziel" erreicht, so könnte man vermutungsweise an einen Zusammenhang des bisher unerklärten *δεί-λη* (*δεί-ελος*) mit den germanischen *zie-l*, *zei-t*, *zei-le* denken. Aristarch las Od. VII, 289 *δείλετό τ' ἠέλιος* statt *δύσετο*, was dann heißen würde „die Sonne näherte sich ihrem Ziele".

Für eine weitere Teilung des Tages in der Urzeit fehlt jeder sprachliche und sachliche Anhalt. Und das kann nicht unverständlich erscheinen. In einer Zeit, in welcher die Glieder eines Volkes vorwiegend einer, und zwar der sehr eintönigen Beschäftigung der Viehzucht hingegeben leben, liegt das Bedürfnis nach einer exakten Tagesteilung selbstverständlich noch in weitem Felde. Die Bezeichnungen, welche sich in spärlichem Maße bilden, werden der täglichen Lebensweise entnommen, notgedrungen sich

in Begriffen bewegen, die auf einer höheren Lebensstufe schnell in Vergessenheit geraten.

Solche der Begriffssphäre der Urzeit entsprechende Benennungen der Tageszeiten mögen etwa gewesen sein: skrt. *sam-gavá* „Vormittag" = die Zeit, wenn die Kühe zusammengetrieben werden", griech. *βου-λυτόν-δε* = die Zeit, wenn die Kühe losgeschirrt werden", skrt. *sâyá* (: *sâ* „binden") „Abend" und *abhipitvá* „Einkehr und Abend", lit. *piètūs* (: skrt. *pitú* „Nahrung") „Mittag" und andere.

Da wir in diesem Kapitel schließlich unseren Blick vergleichend auf die Kulturverhältnisse der Finnen zuweilen gerichtet haben, so sei noch erwähnt, daß auch auf diesem Sprachgebiet die Namen des nach der Sonne und dem Tageslichte benannten Tages auseinandergehn, während die Benennung der Nacht im Ostfinnischen wie im Baltisch-Finnischen dieselbe ist (Ahlqvist a. a. O.).

VII. Kapitel.

Speise und Trank.

Mensch und Tier. Fleischkost. Pflanzenkost. Das Salz. Die Verwendung der Milch in der Urzeit. Der Met. Das Bier bei den nördlichen, der Wein bei den südlichen Indogermanen Europas. Sura und Soma bei den Ariern.

Ein feinsinniger Beobachter des Menschenlebens (R. v. Jhering Gegenwart 1882 Nr. 37) hat in geistvoller Weise den Gedanken ausgeführt, daß aller Brauch, mit welchem die Sitte die menschliche Befriedigung der tierischen Bedürfnisse des Essens und Trinkens umgeben hat, dem Bestreben entspringe, die Gemeinsamkeit, welche in diesem Punkte Mensch und Tier haben, zu verdecken oder wenigstens zu verschleiern. Ohne Zweifel aber ist die Empfindung, welche diesem Bestreben zu Grunde liegt, eine außerordentlich moderne. Der primitive Mensch der Urzeit fühlt sich als Tier mit dem Tiere, und noch die Sprache der Veden schließt in dem Worte *paçávas* : *paçú* „Vieh" Menschen und Tiere zusammen. Der Mensch ist ihr *dvipâ'd paçū́nâm* „das zweifüßige Tier" neben dem *cátushpâd* „dem vierfüßigen", eine Ausdrucksweise, die (vgl. umbr. *dupursus* „*bipedibus*" neben *peturpursus*) vielleicht in die indog. Vorzeit zurückgeht. So bietet denn auch die indog. Grundsprache keine besonderen Bezeichnungen für die Befriedigung des Hungers (skrt. *ad* „essen") und Durstes (skrt. *pâ*, lat *bibo*) bei Mensch und Tier, und erst allmählich gelingt es den einzelnen Sprachen, besondere *termini* für beide zu schaffen, ohne es indessen überall

zu einer so scharfen Scheidung wie in unserem neuhochd. „essen" und „fressen", „trinken" und „saufen" zu bringen.

Aber auch die Sorgfalt, welche der Mensch auf die Auswahl und Zubereitung seiner Speisen und Getränke verwendet, hat von jeher einen richtigen Schluß auf die Kulturstufe überhaupt gestattet, auf welcher er sich befindet. Der *μέλας ζωμός* des mit einem Fuße noch im Barbarentume stehenden Lakoniers behagt keinem Athener der perikleischen Zeit, und der gräcisierte Römer der Kaiserzeit rümpft die Nase über die bäurischen Groß- und Urgroßväter, „deren Worte nach Lauch und Zwiebeln dufteten" (Varro bei Nonius p. 201, 5). Wenn aber somit das Wie der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse in einem gewissen Zusammenhang mit der geistigen und kulturlichen Höhe eines Volkes steht, so wird es von besonderem Interesse sein, was sich an der Hand der Sprache und Kulturgeschichte über die Nahrung der vorhistorischen Indogermanen etwa ermitteln läßt, hier zusammenzufassen.

Ob animalische oder vegetabilische Kost die erste Nahrung des Menschen gewesen sei, diese oft aufgeworfene Frage läßt sich ebenso wenig mit Sicherheit beantworten wie die, ob das Vorwiegen animalischer oder vegetabilischer Ernährung einen besonderen günstigen Einfluß auf die geistige und körperliche Entwicklung der Völker habe. Die ethnologischen Thatsachen (vgl. Th. Waitz Anthropologie der Naturvölker I, 62 f.) scheinen vielmehr zu lehren, daß überall diejenige Nahrung für ein Volk (wie auch für den einzelnen) die beste ist, welche seinem durch Klima und Lebensweise bedingten Organismus am meisten entspricht, und daß geistiger Fortschritt sowohl bei pflanzen- als auch bei fleischessenden Völkern gefunden werden kann. Da es nun einerseits wahrscheinlich ist (vgl. oben p. 436), daß die indog. Urheimat in einem gemäßigten, auf animalische Kost hinweisenden Klima zu suchen ist, andererseits schon in vorhistorischen Zeiten der Übergang von der Viehzucht zu einem wenn auch primitiven Ackerbau gemacht worden war, so dürfte für die Urzeit von vornherein die Wahrscheinlichkeit einer kombinierten Tier- und Pflanzenkost einleuchten.

Die Indogermanen treten sämtlich als fleischessende Völker in der Geschichte auf, und nur bei den Indern war schon in

vedischer Zeit, offenbar aus klimatischen Gründen, die Fleischnahrung mehr und mehr der Milch- und Pflanzenkost gewichen (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 268). Zwei Bezeichnungen des Fleisches gehen aber augenscheinlich bis auf die indog. Grundsprache zurück. Es ist dies einmal skrt. *kravya*, *kravís*, griech. *κρέας*, lat. *caro*, ahd. *hrêo*, Wörter, welche ursprünglich, wie die nahe liegenden lat. *cruor*, altsl. *krŭvĭ*, altir. *crú* „Blut“ zeigen, das rohe (ahd. *rô* aus **hrô*), blutige Fleisch bezeichneten, andererseits skrt. *mâṁsá*, armen. *mis*, altpr. *mensa*, lit. *mėsà*, altsl. *męso*, alb. *miš*, got. *mimz**), vielleicht eine urzeitliche Benennung des zubereiteten Fleisches. Denn daß die Anfänge der Küchenkunst den Indogermanen bekannt waren, wird man kaum in Abrede stellen können. Indessen bezeichnete die Gleichung skrt. *pac* (vedisch „braten“), zend. *pac* (vom Tieropfer gebraucht), griech. *πέσσω*, lat. *coquo* (*coctile* „Ziegelstein“), altsl. *peką*, lit. *kepù*, korn. *peber* (*pistor*), auf welcher diese Meinung fußt (daneben griech. *ἕψω* = armen. *ep'em*), ursprünglich wohl nur das Braten am Spieße (skrt. *çû'la*, griech. *ὀβελός*). Das Abkochen im Wasser ist gegenüber dieser dem Geschmack der Urzeit besonders zusagenden Zubereitungsweise des Fleisches eine jüngere Kunst, welche z. B. den homerischen Griechen noch nicht bekannt war (vgl. Hermann Lehrbuch der griechischen Antiquitäten IV [3], 228). *Hanc primo assam* („gebraten“), *secundo elixam* („gesotten“), *tertio e iure uti coepisse natura docet*, sagt Varro (vgl. Hermann a. a. O. p. 228). Bedeutete somit die W. *pac* in der Urzeit ausschließlich das „Braten“, so war skrt. *yûs*, *yûsha*, lat. *jus*, lit. *júszė*, altsl. *jucha* ursprünglich nichts weiter als das aus dem gebratenen Fleisch ausbrodelnde Fett, nicht eigentliche Bouillon. Als eine besondere Feinheit mochte, wie noch bei Homer (Il. XXII, 501), das Mark**) der Knochen angesehen werden, eine Lieblingsspeise aller karnivoren Naturvölker (vgl. Lubbock Die vorgeschichtliche

---

*) Hierher gehört vielleicht auch das dunkle *ἀνδρό-μεος* (*ψωμοὶ ἀνδρόμεοι* „Bissen aus Menschenfleisch“), welches dann die allgemeine Bedeutung „*qui hominis est*“ angenommen hat. — *μεο-ς* aus **μηος*, **μησος* schlösse sich dann zunächst an ved. *acc. sing.* *mâ's* und lit. *mėsà* (beide also nasallos, vgl. J. Schmidt K. Z. XXVI, 339 f.) an. Vgl. noch lat. *membrum* aus **memsrom*.

**) skrt. *majján*, zend. *mazga*, altsl. *mozgŭ*, ahd. *marg*.

Zeit II, 37). Verstanden sich aber die Indogermanen bereits auf die Zubereitung des Fleisches mit Hilfe des Feuers, so schließt dies doch den nebenhergehenden Genuß des rohen (skrt. *âmá*, griech. *ὠμός*, ir. *óm*) Fleisches, den bekanntlich nicht einmal unsere Kultur ganz überwunden hat, nicht aus. Von den Germanen wenigstens berichtet dies Pomponius Mela III, 28 ausdrücklich. Nach diesem Schriftsteller genossen unsere Vorfahren das rohe Fleisch entweder frisch (*recens*) oder, nachdem sie es mit Händen und Füßen mürbe gewalkt hatten. Ja, noch das erste Wikingergesetz mußte ausdrücklich verbieten, daß rohes Fleisch gegessen werde. „Viele Menschen," heißt es in demselben, „hegen die Sitte, rohes Fleisch in ihre Kleider zu wickeln und so zu sieden, wie sie es heißen; aber das ist mehr eine Wolfs- als eine Menschensitte" (Weinhold Altn. Leben p. 148). Bei den Indern gelten allerdings nur Dämonen und Zauberer als *kravyâ'd* „rohes Fleisch fressend"; doch haben auch die Inder des Rigveda bereits eine viel höhere Kulturstufe erreicht als die Germanen an der Schwelle der Geschichte.

Was die Tiere anbetrifft, welche dem Urvolk zur Nahrung dienten, so lieferten bei einem viehzüchtenden Volk in erster Linie natürlich die Herden das Schlachtvieh (*neque multum frumento sed maximam partem lacte atque pecore* „Herdenvieh" *vivunt*, Cäsar von den Sueben IV, *cap*. 1). Hierzu mochte, wenn auch seltener, der Genuß der Jagdbeute, den Tacitus bei den Germanen kennt (*recens fera cap*. 23), treten. Auffallend ist demgegenüber, daß bei Homer nur zweimal und zwar nur in der Odyssee vom Verspeisen des Wildprets, wilder Ziegen (IX, 154) und eines Hirsches (X, 157) die Rede ist, und noch dazu beide Mal in Fällen, wo es nichts anderes zu genießen gab. Im Rigveda, wo Jagden auf wilde Tiere doch mehrfach erwähnt werden, scheint der Genuß des Wildprets ganz unbekannt gewesen zu sein. Man jagte daher in der Urzeit augenscheinlich mehr, um die gefährlichen Feinde der Herden und Ansiedelungen zu vernichten, als um des Nutzens willen, den man von der Jagdbeute erhoffte (vgl. oben p. 365).

Einen trefflichen Rückschluß auf die bei den Indogermanen verspeisten Tiere gestatten die ältesten Bestimmungen über die als Opfer gestatteten (griech. *ἱερεῖα* „Schlachtvieh"). So werden bei den Indern als Opfertiere Roß, Rind, Schaf, Ziege, bei den

Iraniern Hengste, Rinder und Kleinvieh, bei Griechen und Römern Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine bezeichnet; nur galt es im alten Italien für sündhaft, den Pflugstier zu töten und zu verspeisen (vgl. J. Marquardt Das Privatleben d. Römer p. 413). Das Pferdeopfer und der Genuß des Pferdefleisches, der damit verbunden (Weinhold Altn. Leben p. 145), ist vielleicht mit V. Hehn p. 48 für eine verhältnismäßig spät bei den Nordstämmen durch iranischen Einfluß (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 469) verbreitete Sitte zu halten. Gänzlich von den Opfern ausgeschlossen ist das Geflügel in den älteren Epochen der indog. Völker, wodurch sein Mangel in der Urzeit aufs neue bestätigt wird. Daß derselben auch die Fischkost fremd war, haben wir bereits an einer anderen Stelle (vgl. oben p. 165 ff.) ausführlich erörtert.

Zu der animalischen Nahrung trat als vegetabilische in der ältesten Zeit die Frucht der wildwachsenden Obstbäume (*agrestia poma* Tac. *Germ. cap.* 23), deren etymologisch übereinstimmende Namen oben (p. 399 ff) mitgeteilt sind, und woran man kaum wird zweifeln können, die Eichel (lat. *glans*, griech. *βάλανος*, altsl. *želądĭ*, armen. *kalin)*. Werden doch die in ihrer Kulturentwicklung zurückgebliebenen Arkader ausdrücklich als *βαλανηφάγοι* „Eichelesser“ bezeichnet, und weiß doch Plinius (XVI, 5, 6) zu berichten, daß man bisweilen bei Hungersnot Brot aus Eichelmehl buk (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 72 f.).

Mit dem sich verbreitenden Ackerbau tritt dann immer mehr die Halmfrucht in die Reihe der unentbehrlichen Lebensmittel. Nicht selten ist in den idg. Sprachen das Getreide oder eine Getreideart einfach als Speise oder Lebensmittel *κατ᾽ ἐξοχήν* bezeichnet. So gehört altsl. *žito* : *žiti* „leben“, altir. *ith* „Getreide“ (griech. *πίτ-υρα* „Hülse, Kleie“): altir. *ithim* „esse“, altsl. *pit-ati*, engl. *oat* „Hafer“ (**ait-*, **oit-*) : griech. *εἶδ-αρ*)* „Speise“. Vgl. auch lat. *pâ-bulum* = ahd. *fuo-tar* (**pâ-dhro*) : *πα-τέομαι* „esse“ u. a. m.

Das Getreide wird, nachdem es mit einem sichelartigen (*ἅρπη* = altsl. *srŭpŭ*) Messer geschnitten ist, von dem Vieh aus-

*) Vgl. Plinius *hist nat.* XVIII, 17, 44 *quippe quum Germaniae populi serant eam (avenam) neque alia pulte vivant.*

gestampft und notdürftig von der Spreu gereinigt. Die gewonnenen Körner werden entweder geröstet (skrt. *bhrajj* = griech. *φρύγω*, lat. *frigo*) und in diesem Zustand genossen, oder auf einer primitiven, aus zwei Steinklötzen bestehenden Handmühle zermahlen (*molere*), respective im steinernen Mörser zerstampft (*πτίσσω*, lat. *pinso*, vgl. *pistor* „Bäcker", skrt. *pish*); das so erhaltene Mehl wird zu einer teigartigen Masse geknetet, später gekocht. Derartige Gerichte sind der *karambhá* der Inder, die *μᾶζα*, die Alltagskost der Griechen, der *πόλτος* — *puls* der Gräco-Italiker (vgl. K. Hermann Privataltertümer[3] p. 214 f., J. Marquardt Das Privatleben der Römer p. 398, Zimmer Altind. Leben p. 268 f.).

Wenn so von einer eigentlichen Brotbereitung, wie auch die Alten recht gut wußten (vgl. Marquardt a. a. O. p. 399), in der Urzeit nicht die Rede sein kann, so mögen doch die notdürftigen Anfänge auch dieser Kunst in ein sehr hohes Altertum hinaufgehen. Gewisse Ausdrücke in den Pamirdialekten*) weisen darauf hin, daß man ursprünglich in Iran den aus dem Teige geformten Kuchen unter heißer Asche vergrub und ihn auf diese Weise buk oder röstete (vgl. auch griech. *φώγω* „röste" = agls. *bacan* „backen", lat. *focus* „Herd"). Eine Gleichung für derartige primitive Brote könnte lat. *lîbum* (**cleibho*) : got. *hlaifs* (**cloibho*) sein. Altsl. *chlěbŭ* und lit. *klěpas* beruhn auf Entlehnung.**) Vgl. noch griech. *πλάθανον*: ahd. *flado* „Opferkuchen".

Daß die Indogermanen der ältesten Zeit mit der Würze des Salzes noch unbekannt gewesen seien,

(*ἀνέρες οὐδὲ ἅλεσσι μεμιγμένον εἶδαρ ἔδουσι*, Od. XI, 123)

wie die alten Epiroten (Paus. I, 12) oder die Numider, welche sich hauptsächlich von Milch und Wildpret nährten, aber weder das Salz noch andere Reizmittel der Kehle kannten (Sallust *de bello Jug.* 80), hat man einerseits aus dem Umstande gefolgert, daß die etymologisch übereinstimmenden Benennungen des Salzes

*) Minğâni *naghan* „Brot" aus *ni* und *kan* „graben", eigentlich „der unter der heißen Asche vergrabene, gebackene Kuchen," balučî *naghan*, armen. *nkanak* (vgl. Lagarde Armen. Stud. p. 113), pers. *nân* x., über ganz Westasien verbreitet. Tomaschek Pamird. p. 63.

**) Anders neuerdings Kozlovsky Archiv f. slav. Spr. XI, 3, 386.

griech. ἅλς, lat. *sâl*, *sallere* = **sald-ere*, got. *salt*, altsl. *solĭ*, altir. *salann* auf Europa beschränkt *) sind (vgl. oben p. 57. ff), andererseits daraus, daß das uns so unentbehrlich scheinende Mineral weder bei den ältesten Iraniern (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 149) noch auch bei den Indern des Rigveda (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 51) auch nur dem Namen nach erwähnt wird. Erst im Atharvaveda kommt die Bezeichnung *lavaṇá* „das feuchte“ (Seesalz) auf. Dem gegenübber hat neuerdings J. Schmidt Die Pluralbildungen der idg. Neutra p. 182 f. geltend gemacht, daß die idg. Salznamen auf ein urzeitliches Paradigma *sâ'ld*, *saln-és* zurückführten, und da Stammwechsel wie der zwischen dem Nom. **sâ'l-d*, **sal-i* (lat. *sale*) und dem Gen. **saln-és* sich sonst nur bei Neutren fänden, welche aus der Ursprache stammen, sei die Existenz des Wortes in der Urzeit, trotz seines Fehlens in den arischen Sprachen (die es dann wie auch das Litauische verloren hätten), sehr wahrscheinlich.“ Wir lassen unter diesen Umständen die Frage, ob das Salz schon den ungetrennten Indogermanen bekannt gewesen ist oder erst den Europäern bekannt wurde, zunächst offen, zumal wir in einem anderen Zusammenhang auf dieselbe zurückkommen werden (Kap. XIV).

Bemerkt sei aber hier noch, daß die gleiche Benennung des Salzes wie im Indogermanischen in unermeßlicher Ausdehnung bei den finnisch-ugrischen Völkern wiederkehrt (finn. *suola*, weps. *sola*, mordw. *sal* u. s. w.) und die Frage nach dem historischen Verhältnis solcher Entsprechungen auch hier dem Forscher nahelegt (vgl. Ahlqvist p. 54).

Als unter den idg. Völkern jedenfalls zu einer Zeit, wo sich dieselben ganz oder teilweise noch sehr nahe standen, die Kenntnis des Salzes aufgekommen war, mochte man sich desselben, wie es Patroklos in der Ilias (IX, 212) thut, besonders bedienen, um das am Spieß gebratene Fleisch damit zu bestreuen und zu würzen. Mit den Gaben der Ceres vereint, wird der θεῖος ἅλς (vgl. die *mola salsa* des Numa) bald eine beliebte Spende an die Unsterblichen.

Indem wir nunmehr zu den Getränken der Indogermanen

---

*) Nur das Armenische (*al*) stellt sich auch hier zu den europäischen Sprachen.

übergehen, sprechen wir zuerst von der Milch und ihrer Verwendung in der Urzeit. Die gruppenweisen Übereinstimmungen ihrer Namen, von denen nur eine einzige (altpr. *dada-n* = skrt. *dádhi*) Europa und Asien verbindet, sind bereits oben (p. 175) aufgeführt. Auch ist es merkwürdig, daß der Begriff des Melkens bei den europäischen (griech. *ἀμέλγω*, lat. *mulgeo*, ir. *bligim* (*mligim*), ahd. *milchu*, altsl. *mlŭzą*) und asiatischen (*duh*) Indogermanen verschieden benannt ist. Trotzdem wird man indes nicht zweifeln, daß diesen Völkern, welche sämtlich als *γαλακτοτροφοῦντες* in der Geschichte erscheinen, schon in der Urzeit die Milch ihrer Herden, ihrer Kühe, Schafe und Ziegen (bei einzelnen — wie schon bei den Iraniern des Avesta (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 228) — auch ihrer Stuten) zur Nahrung diente. Für die weitere Verwertung der Milch in der Urzeit scheinen zwei Gleichungen von Wichtigkeit zu sein: einmal skrt. *sâ'ra* „geronnene Milch", griech. *ὀρός*, lat. *serum* „Molken", altsl. *syrŭ* „Käse", lit. *súris*, das andere Mal skrt. *añjana*, lat. *unguentum* „Salbe", ahd. *ancho*, *anco*, alem. *anke* „Butter" (J. Grimm Gesch. d. d. Spr. p. 1003), ir. *imb* (aus **ing*) „Butter", daneben skrt. *sarpís* „ausgelassene Butter", griech. cypr. *ἔλφος* „Butter", *ἔλπος· ἔλαιον, στέαρ* Hes. agls. *sealf* „Salbe" (J. Schmidt), alb. *g'alp* „Butter" (G. Meyer B. B. VIII). Es frägt sich: was haben wir in der Urzeit sachlich unter diesen Gleichungen zu verstehen?

Die primitivste Form der Käsebereitung ist bei den turkotatarischen Stämmen der sogenannte *kurut* „eine Art in Säuerung übergegangene kondensierte Milch, welche in runden Küchelchen an der Sonne getrocknet, zumeist auf längerer Reise gebraucht wird; alsdann aufgeweicht und zerrieben giebt das *kurut* eine Art von *Airan* = saure Milch" (H. Vámbéry). In der That scheint nun bei den Germanen diese erste Art der Käsebereitung noch in historischer Zeit üblich gewesen zu sein. Entgegen dem Bericht des Cäsar VI, 22, welcher den *câseus* — aber was verstand er unter diesem Wort in Anwendung auf die Barbaren? — als germanische Speise nennt, spricht Tacitus *Germ. cap.* 23 nur von *lac concretum* „kondensierter Milch" und Plinius *Hist. nat.* XI, 41, 96 sagt ausdrücklich: *mirum barbaras gentes quae lacte vivant ignorare aut spernere tot saeculis casei dotem, densantes id alioqui in acorem iucundum et pingue butyrum.* Auch die

einzige echt germanische Bezeichnung des Käses, altn. *ostr* (finn. *juusto* „Käse") weist als zu lat. *jûs* „Brühe" (vgl. oben p. 456) gehörig, auf ein flüssiges Gericht, eben auf die aus dem *ḳurut* hergestellte saure Milch.

Selbst im Rigveda wird nur ein Schlauch mit saurer Milch, kein eigentlicher Käse genannt (Zimmer Altind. Leben p. 227), und auch im Avesta kann *payôfshûta* : *payanh* „Milch" = Pamird. *pái, pâi, pôi* „geronnene Milch", „Quark" sehr wohl von *lac concretum* verstanden werden.

Einen Einblick in die homerische Milchwirtschaft bietet die Höhle des Kyklopen (Od. IX). Der Käse heißt hier *τυρός*, ein Wort, das aus idg. Sprachgut unerklärbar, jedenfalls unerklärt ist. Vielleicht ist es unter diesen Umständen nicht zu kühn, in demselben einen frühen Eindringling aus nordpontischen Nomadensprachen zu erblicken und *τυρός* aus dem turko-tatarischen, auch ins Slavische (altsl. *tvarogŭ*) übergegangene *turaḳ*, magy. *turó* „Käse" (Vámbéry a. a. O. p. 94, Miklosich Et. W.) herzuleiten. Vielleicht hielt Plinius *Hist. nat.* XXVIII, 9 die Zusammensetzung *βού-τυρον* für ein scythisches Wort. Ganz unklar ist das lat. *câseus*, das mit einer verbesserten Art der Käsebereitung bekanntlich frühzeitig in die germanischen Sprachen (ahd. *châsi*, agls. *čŷse*, vgl. auch ir. *caise*) eingedrungen ist.

Aber die oben angeführten Gleichungen weisen auch darauf hin, daß man schon in der Urzeit die fetten Bestandteile der Milch auszuscheiden verstand, weniger wohl zum Genuß, der in dem Trinken der Buttermilch besteht, als vielmehr zum Schmieren (skrt. *lip*, griech. *ἀλοιφή* = altsl. *prilěpŭ* „Salbe") des Hares und Salben des Körpers. Für diesen Gebrauch der Butter wie auch des Tierfettes kann ich mich in sachlicher Hinsicht auf V. Hehns Ausführungen p. 138 ff. beziehn, in sprachlicher auf die schon angeführten Bedeutungsübergänge zwischen Butter und Salbe. Hierher gehört auch altsl. *maslo* „Butter" und „Salbe" (*mazĭ* „Salbe", *mazati* „schmieren": griech. *με-μαγ-μένη*, *μαγεύς* ꝛc.), und ahd. *seifa*, agls. *sâpe* „die bei den nördlichen Völkern zum Färben der Hare ursprünglich verwendete Seife" = lat. *sêbum**) (**saeb-um*) „Fett, Talg". Die südlichen Völker, Griechen und Römer haben also

*) Über lat. *sâpo* vgl. Vf. Handelsgeschichte u. Warenkunde I, 88.

ihre Vorliebe für das Salben des Körpers aus der Urzeit mitgebracht, nur daß bei ihnen das edlere Öl und kostbare ausländische Spezereien den urzeitlichen Schmalz- und Fettgebrauch frühzeitig verdrängten. Doch hat auch hier die Urzeit ihre deutlichen Spuren hinterlassen. Ein altes Wort für die Salbe ist im Griechischen *μύρον*. Es kann kein Zweifel sein, daß dies zunächst dem hebr. *môr*, aram. *murrâh* „Saft der arabischen Myrrhe" entspricht, aus welchem es entlehnt ist. Aber der griechische Ausdruck kommt auch mit anlautendem *σ* (*σμύρον*) vor, das keinen Anhalt in den semitischen Sprachen findet. Ich nehme daher an, daß im Griechischen zwei verschiedenartige Bestandteile mit einander verschmolzen sind, ein phönicisch-semitischer und ein einheimischer, und daß im Griechischen von Alters her ein *σμύρον* oder **σμέρον* „Salbe", „Schmiere" vorhanden war, das dem ahd. *smero* „Fett, Schmiere", got. *smaírþra* „Fett", altn. *smjör*, ir. *smir* „Mark" entsprach. Während dann die nordischen*) und auch die arischen Völker (sskrt. *ghṛtá*, zend. *raoghna* „Butter", parsi *raogan*, pers. *rôghan*, Pamird. *rúghn*, *róghün* rc.) die primitive Kunst der Urzeit bis zur eigentlichen Butterbereitung vervollkommneten, gaben sie Griechen und Römer, in ihren neuen Wohnsitzen mit dem semitischen Ölbaum und seiner Frucht bekannt geworden, ganz auf.

In jedem Falle müssen wir uns also die Verarbeitung der Milch in der Urzeit auf einer sehr tiefen Stufe befindlich vorstellen; wie ein Blick auch auf benachbarte Völkergebiete lehrt, ist die Herstellung von Butter und Käse dem wandernden Nomaden eine zu umständliche und zeitraubende Beschäftigung, und auch beim Schmelzen bedient er sich lieber des Fettes der Schafe, Schweine und Pferde. So bedeutet auch das finnische Wort für „Butter" *voi* eigentlich „Fett", und für den Käse finden sich in den Sprachen dieses Stammes lauter aus dem Deutschen oder Slavischen entlehnte Benennungen (vgl. Ahlqvist a. a. O p. 5 f.).

Allein die sanfte Labung der Milch genügte dem Durst unserer vorzeitlichen Ahnen keineswegs, und wie wir bei den meisten, selbst bei den rohsten Naturvölkern dem Bestreben be-

---

*) Ein gemeingerman. Ausdruck der Butterbereitung ist noch altn. *kirna*, engl. *churn* „Butterfaß", aglſ. *čyrnan*, nhd. *kernen* „buttern", unbekannten Ursprungs. Erst im X. Jahrh. kommt ahd. *butera* rc. auf. (Kluge Et. W. s. v.)

gegnen, durch die Herstellung eines berauschenden Getränkes aus Wurzeln, Kräutern, Blumen u. dergl. sich die Möglichkeit eines kurzen Entrückens aus dem irdischen Jammerthale zu verschaffen, so kann auch unseren indog. Vorfahren die Poesie des Rausches nicht verborgen gewesen sein. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Nationalfehler des Trunkes, den Tacitus bei den Germanen fand, ein Erbe indog. Vorzeit sei (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 229). Das Getränk, in welchem sich die Urzeit berauschte, war der Met: skrt. *mádhu* „Süßigkeit, süßer Trank und Speise, Met", später auch „Honig", zend. *madhu* „süßer Trank" (vielleicht der *hauma*, W. Geiger p. 231 f.), griech. *μέϑυ* „Wein" (vgl. *μέϑη* „Trunkenheit"), ahd. *metu*, altsl. *medŭ* „Honig, Wein", lit. *midùs* „Met", *medùs* „Honig" (Kurschat), altir. *mid* „Met" (*mesce* = **medce* „*ebrietas*"). Die Bedeutung „Honig", welche diese Wortreihe in zahlreichen Sprachen annehmen kann, sowie der Begriff der Trunkenheit, welchen dieselbe entwickelt, zeigen, daß wir es hier mit einem berauschenden Getränk zu thun haben, dessen wesentlichster Bestandteil Honig gewesen sein muß. Die idg. Grundform dieser Sippe lautete **médhu*, ein Wort, für das nur dann im Indogermanischen selbst eine Wurzel gefunden werden kann, wenn man neben *medh*, auf welches **medhu* führt, ein *med* annimmt, welches dann dem skrt. *mad* „sich freuen", *máda* „Rausch" entspricht. Eigentliche Ausdrücke für den Honig*) (griech. *μέλι*, *βλίττω* „zeidele", lat. *mel*, got. *miliþ*, altir. *mil*, armen. *meḷr*), für Wachs (griech. *κηρός*, lat. *cêra*, lit. *kóris*; altsl. *voskŭ*, lit. *wãszkas*, ahd. *wahs*) und für die Biene (altsl. *čapŭ* = griech. *κηφήν*; ahd. *trëno* = griech. *τεν-ϑρήνη*, *τεν-ϑρηδών*, lac. *ϑρῶναξ*; ahd. *bini* : lit. *bìtis*, altir. *bech*; ahd. *imbi* : lat. *apis*?) werden erst innerhalb der europäischen Völkergruppe gefunden, deren Wohnsitze wir uns auf waldigem Terrain denken müssen (Kap. IV), wo ihnen Bienen und wilder Honig begegnete. Den ungetrennten Indogermanen könnte der zu ihrem **medhu* nötige Honig auf dem Wege des Tauschhandels (Kap. X) von benachbarten Völkern zugekommen sein. Vielleicht auch das Wort?

---

*) Einen zweiten europäischen Ausdruck für den Honig glaube ich in ahd. *seim* : griech. *αἱμύλιος* „honigsüß" annehmen zu dürfen. K. Z. XXX, 463.

Neben idg. ***medhu** liegt die gemeinsame finnisch-ugrische Benennung des Honigs: estn. *mesi*, wot., weps. *mezi*, liv. *mož*, mordv. *med*, tscher. *mü*, syrj. *ma*, ostj. *mavi̯* in bemerkenswerter lautlicher Nähe, eine Sippe, die nicht auf Entlehnung aus einer einzelnen idg. Sprache zu beruhen scheint (vgl. Ahlqvist a. a. O. p. 43, Tomaschek Ausland 1883 p. 703). Mehr als diese Vermutung wird man jedoch bei dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens nicht wagen dürfen. Mit dem allmählichen Übergang der Indogermanen zum Ackerbau und zu stabileren Wohnsitzen wird der Met, welcher sich am längsten in den zur Bienenzucht vortrefflich geeigneten Wohnsitzen der slavischen Völker erhielt, dann immer mehr durch vollkommnere Getränke, schon bei den vereinigten Ariern durch Soma (zend. *haoma*) und Sura (zend. *hura*), bei den Europäern durch Bier und Wein in den Hintergrund gedrängt.

Weit in die Vorgeschichte geht bei den nordeuropäischen Völkern der braune Trank des Bieres zurück, und die griechisch-römischen Schriftsteller haben uns zahlreiche barbarische Namen desselben überliefert. So das thrakische *βρῦτον*, päonische *παραβίη* (Hecat. Frg. 123 M.), das illyrische *sabaja*, das keltische *κόρμα* (= ir. *cuirm*) u. a. Über die Geschichte dieses Gegenstandes hat V. Hehn mit gewohnter Meisterschaft gehandelt. Nur was die Germanen anbetrifft, sind mancherlei Irrtümer des genannten Gelehrten aufzuklären. Trotz der Nachricht des Tacitus Germ. 23: *potui humor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus* hält nämlich V. Hehn den Biergenuß bei den Germanen für verhältnismäßig jung, von den Kelten überkommen. Er schließt sich hierbei der von J. Grimm und Wackernagel aufgestellten Ansicht an, nach welcher sowohl das deutsche *bier* aus dem mlat. *bibere* als auch das nordgermanische *ale* aus dem lat. *oleum* entlehnt sei. Ich brauche kaum hervorzuheben, daß es heute kaum einen Sprachforscher noch geben wird, der eine solche Erklärung billigt.

Das urgermanische ahd. *bior*, agls. *beór*, altn. *bjórr* ist nach R. Kögels (Beitr. IX, 537) ansprechender Deutung als „Gerstensaft" zu erklären: agls. *beó*, altn. *bygg* „Gerste, Getreide". Die germ. Grundform des letzteren ist **bevo*, mit der das obengenannte thrakisch-päonische (*παρα*)-*βί(F)η* vereinigt werden zu können scheint. Ebenso

ist vielleicht das altgallische *brace* (Plin. *Hist. nat.* 18,7,11) „Spelz“, „Malz“, „Bier“ (russ. *braga* „Getränk von Gerste und Hirse“) zu der oben besprochenen Gleichung lat. *far* „Spelt“ (p. 411, 424) ꝛc. zu stellen, und auch für altgallisch *κόρ-μα*, span. *cer-ea* (Plin. 22, 25, 82), *cervesia, cervisia* ist offenbar von einem Primitivum *cer-* „Gerste“ auszugehen, das auch dem griechischen *κρ-ῖθή* zu Grunde liegt (vgl. oben p. 423).

Die nordgermanischen altn. *öl*, aglſ. *ealu* aber führen auf einen alten *t*-Stamm **alut-* (aglſ. *ealoð, ealeða*) zurück, der auch im finnischen *olut* vorliegt und jeden Gedanken an Entlehnung aus *oleum* ausschließt. Derselbe macht es zugleich wahrscheinlich, daß das litauische *alùs* „Bier“, altpr. *alu* „Met“, altſl. *olŭ* Entlehnungen aus dem Germanischen sind, dem auch das altſl. *mlato*, finn. *mallas* „Malz“ (aglſ. *malz*, altn. *malt*, aglſ. *mealt*) entstammt.

Eine ansprechende Deutung von **alut-* wie **mald-* steht noch aus. Auch der Ausdruck für brauen (ahd. *briuwan*, altn. *brugga*, aglſ. *breóvan*) ist gemeingermanisch. An denselben schließt sich vielleicht das obengenannte thrakische *βρῦτον* an. Endlich scheint ein gemeinsamer Name der Hefe (altpr. *dragios*, altſl. *droždiję*, altn. *dregg*, J. Schmidt Verwandtschaftsverh. p. 37) Litauer, Germanen und Slaven zu verbinden.*)

Während also bei den nordeuropäischen Indogermanen, namentlich bei Kelten und Germanen, frühzeitig das Bier zu dem urzeitlichen Getränk des Metes hinzutrat, waren inzwischen die südeuropäischen Völker in den Besitz einer Kulturpflanze gekommen, welche, zunächst für ihr eigenes Volksleben, dann auch für das des übrigen Europa von unermeßlicher Bedeutung werden sollte, der *vitis vinifera*, des Weinstockes.

Bezüglich der Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Weine waren bisher zwei sich entgegengesetzte Meinungen vertreten. Nach der einen wurden die europäischen Namen des Weines lat. *vinum* ꝛc. für urverwandt unter einander und mit dem skrt. *vênás*

---

*) Ein bisher unerklärtes germanisches Wort für ein Getränk (Obstwein ꝛc.) ist ahd. *lîd*, aglſ. *lîð*, got. *leiþu*), das auch mit *poculum*, *fiala* ꝛc. erklärt wird (vgl. Schade Ahd. W.). Ich vergleiche griech. *ἄ-λεισ-ον* (aus **ἀ-λειτ-jο-ν*) „Becher“.

„lieb“, einem Beiwort des bei den Indern vergötterten Somatrankes, gehalten und hierauf die Ansicht von dem Vorhandensein des Weines in der indog. Urzeit gegründet. Diese Hypothese vertraten besonders A. Kuhn und A. Pictet, der Verfasser der *Origines Indoeuropéennes.*

Nach der anderen Meinung seien die sämtlichen europäischen Wörter in letzter Instanz aus dem Semitischen, äthiop. *wain*, hebr. *jain* abzuleiten, woraus dann folge, daß die Semiten den Indogermanen die Bekanntschaft mit dem Weinstock und dem Weine gebracht oder vermittelt hätten. Dies ist unter anderen auch die Anschauung V. Hehns.

Ich glaube nun aber, daß weder die eine noch die andere Auffassung der Dinge den linguistisch-historischen Thatsachen ganz entspricht, und werde mir daher erlauben, eine dritte Ansicht über diesen für die ganze Kulturgeschichte hochwichtigen Gegenstand aufzustellen, welche in gewissem Sinne eine Vermittlung zwischen den zwei schon angeführten genannt werden kann.

Zunächst ist hervorzuheben, daß für die nordeuropäischen Namen des Weines: altir. *fín*, got. *vein*, altsl. *vino* allerdings kein zwingendes lautliches Kriterium besteht, nach welchem dieselben als entlehnt aus dem lat. *vinum* angesehen werden müßten. Da aber an der Hand geschichtlicher und anderer Zeugnisse das allmähliche Vordringen des Weines und seiner Kultur von dem Süden nach dem Norden unseres Erdteils bewiesen werden kann, so bin ich mit wohl allen Sprachforschern der Meinung, daß die genannten nordeuropäischen Namen des Weines in der That auf Entlehnung aus dem Süden beruhen, und mithin das keltische *fín**) dem lat. *vînum* ebenso wie das germanische**) *vein* entstammt, und aus letzterem wieder das slavische *vino* hervorgegangen ist.

---

*) In die keltische Wandersage bei Liv. V, 33 ff. ist aufs engste die Nachricht verflochten, daß die Kelten besonders durch den aus Italien bei ihnen eingeführten Wein zum Aufbruch nach dem gelobten Land verlockt worden seien.

**) Vgl. auch ahd. *windemôn* aus lat. *vindemiâre*, ahd. *lûrwein* aus lat. *lôra*, *most* aus lat. *mustum*, *behhari* aus lat. **bicarium*, *chelih* aus lat. *calix*, *lâgella* aus mlat. *lagellum*, *calcatura* „Kelter“ aus lat. *calcatûra*, *pressôn* aus lat. *pressa*, *torcul* aus lat. *torculum* (Franz Lat.-rom. Elem. im Ahd. p. 72).

Ganz anders stehen die Dinge, sobald wir uns der Balkan- und Apenninhalbinsel zuwenden. Nirgends entdecken wir hier eine Zeit, welche die Unbekanntschaft mit der *vitis vinifera* voraussetzt. Die homerischen Gedichte zeigen in ihren ältesten Teilen bereits volle Vertrautheit mit dem Weine und seiner Kultur. Überaus häufig wird der Stamm *οἰνο-* zur Bildung von Eigennamen (Orts- und Personennamen) verwendet. Vor allem aber hat niemand die Frage beantwortet, wie sich denn das anlautende *F* von *Fοῖνος* aus dem *j* des hebr. *ja'in* erklären soll; denn an dieses und nicht an das arabisch-äthiopische *wain* müßte man bei der Annahme einer Entlehnung des griech. *Fοῖνος* aus dem Semitischen denken. Auch fehlt es für die semitischen Formen an einer befriedigenden Wurzel innerhalb des semit. Sprachkreises (A. Müller B. B. I, 294).

In Italien ist das lat. *vîno-* über alle Mundarten verbreitet. Vgl. umbr. *vinu*, osc. *Viinikiís* = *Vinicius*, volsk. *vinu*. Die Rebe selbst ist bereits in den vor aller griechischen Einwanderung liegenden Pfahlbauten der Poebne (Helbig a. a. O. p. 16) mit Sicherheit nachgewiesen worden, und wenn bei alten Opfergebräuchen mit Milch, nicht mit Wein gespendet wird (Hehn p. 65), so beweist dies nur die Priorität der Milch als eines Getränkes vor dem Weine, die auch nach unserer Meinung unzweifelhaft ist.

Wenn somit die Annahme, daß der Wein den Italern erst durch die Griechen bekannt geworden sei, durch keine kulturhistorischen Gründe gefordert wird, so wird dieselbe, sprachlich betrachtet, keineswegs annehmbarer. Im Gegenteil stehen der Vermutung, daß lat. *vînum* eine Entlehnung aus dem griech. *Fοῖνος* sei, die gewichtigsten lautlichen Bedenken entgegen, welche O. Weise Die griech. W. im Lat. p. 127 richtig hervorgehoben hat.

Vî-num (aus **vî-no* oder **vei-no*) schließt sich vielmehr mit *vî-tis, vî-men, vî-tex* und dem griech. *Fοῖ-νος* durchaus ansprechend an die indog. W. *vei* „winden" an, so daß *vî-no* zuerst „Ranke", dann „Frucht der Ranke", schließlich „Trank aus der Frucht der Ranke" bezeichnet. Was V. Hehn p. 467 gegen die Möglichkeit dieser Bedeutungsentwicklung anführt, scheitert schon an

griech. *οἴνη*, das bei Hesiod „Weinstock“ bedeutet, in der späteren Sprache aber = *οἶνος**) ist.

Sind wir so einerseits zu der Meinung berechtigt, daß die Gleichung *vinum* -*Ϝοῖνος* auf Urverwandtschaft beruhe, so teilen wir doch andererseits die Bedenken, welche V. Hehn gegen die Annahme der Weinkultur in irgend einer vorhistorischen Epoche der indogermanischen Geschichte äußert. Auch wir sind der Meinung, daß die Pflege des Weinstocks einen Grad von Seßhaftigkeit voraussetzt, wie er bei den in vorgeschichtlichen ebenso als in den ersten geschichtlichen Zeiten ein halbnomadisches Leben führenden Indogermanen nicht angenommen werden darf. Bei so bewandten Dingen aber scheint mir logischer Weise nur eine Möglichkeit übrig zu bleiben: Die Griechen und Italer müssen den Wein in wildem Zustand, also in seiner ursprünglichen Heimat kennen gelernt haben.

Sehen wir aber näher zu, so beschränkt sich die Gleichung *vinum* = *Ϝοῖνος* keineswegs auf Italer und Griechen, es nehmen vielmehr an ihr alle diejenigen Völker teil, welche ihre Wurzeln in dem Norden der Balkanhalbinsel haben oder gehabt haben. Dies gilt von dem letzten Sprachrest des Illyrischen, dem Albanesischen, wo der Wein *venę, verę* heißt, ein Wort, das nicht auf Entlehnung aus dem Lateinischen beruht (G. Meyer Alb. Gr. p. 104, Gröber Grundriß d. rom. Phil. I, 810), dies gilt ferner von dem armenischen *gini* (= **vini*, Hübschmann A. Stud. p. 25); es wird aber von den Alten (Herodot VII, 73 und Eudoxus b. Eustath., vgl. Zeuß Die Deutschen und die Nachbarst. p. 259) ausdrücklich Verwandtschaft zwischen Armeniern und den wiederum als *ἄποικοι τῶν Θρᾳκῶν* bezeichneten Phrygern angenommen (vgl. Kap. XIV). Hierher gehört aber wahrscheinlich auch das thrakische *γάνος* (Suid. I, 1, 1071), wenn wir dasselbe als eine Verschreibung für **γίνος* (**Ϝίνος*) betrachten dürfen.

Und noch eine zweite Bezeichnung des Weines und zwar des ungemischten ist es, welche an dem Norden der Balkanhalbinsel zu haften scheint: das griech. *χάλις* (zuerst bei Archilochos, Bergk frgm. 78), dem sich das makedonische *κάλιθος*,

---

*) Vgl. noch bei Hesych *ὑιήν, ὑιόν* (*Ϝι-j-ή*, *Ϝι-j-ό*) · *τὴν ἄμπελον* und *ὑιόν* (*Ϝι-j-ό*) · *ἀναδενδράδα* (wilder Wein).

das thrak. ζίλαι (Orient. u. Occid. II, 721 und P. de Lagarde Ges. Abh. p. 279) und vielleicht ein aus dem lat. *Falernus ager**), dem altberühmten Weinland, erschliessbares sabin. **fali* „Wein" zugesellt (Bf. K. Z. XXX, 484).

Wie die Sprache, so führt aber auch die Überlieferung in die dem eigentlichen Hellas nördlich vorgelagerten Landschaften als nach dem Ausgangspunkt der antiken Weinkultur. Schon im frühesten Altertum (Il. IX, 72, Od. IX, 196) wird Thrakien als ein Hauptausfuhrland des Weines bezeichnet, und nach der Überlieferung der Alten war der Kult des Dionysos auf der ganzen nördlichen Balkanhalbinsel, selbst bei den wildesten thrakischen Völkerschaften, verbreitet.

Endlich können wir uns in der Frage nach der Urheimat des Weinstocks auch auf die rein naturwissenschaftliche Forschung berufen. Es ist der in pflanzengeographischen Dingen wohl angesehenste Beurteiler, A. Grisebach, welcher in seinem Werke Die Vegetation der Erde I, 323, — bei seiner bekannten Abneigung gegen linguistisch-historische Forschung sicher ohne Hinblick auf dieselbe, — ausdrücklich die dichten Waldungen des Pontus und Thrakiens bis hinauf zur Donau eine an Schlinggewächsen besonders reiche Gegend, als die ursprüngliche Heimat der *vitis vinifera* bezeichnet. Ich führe indessen dieses Argument als das letzte an, weil es mir wohl bekannt ist, daß andere namhafte Naturforscher den Wein in anderen Gegenden, namentlich im Süden des Kaukasus und zwischen Kaukasus und Schwarzem Meer oder zwischen Kaukasus und Hindukusch spontan sein lassen (vgl. De Candolle Kulturpflanzen p. 236 ff. und Ferd. Cohn Die Pflanze p. 298), und weil, soweit ich dies beurteilen kann, ein zwingender Beweis weder für die eine noch für die andere Annahme seitens der Naturforscher beigebracht worden ist. Allein auch abgesehen hiervon, sind wir, wie ich glaube, durch die angeführten Thatsachen zu folgenden Schlüssen berechtigt:

Die Griechen und Italer lernten den Wein in vorgeschicht-

*) W. Deecke Die Falisker Straßburg 1888 p. 22 ff. deutet die Namen *Falerii* und *Falisci* als Turm- oder Pfahlbautenbewohner (lat. *fala* „hölzernes Gerüst").

licher Zeit in einer Epoche kennen, in welcher sie noch mit den nördlichen Balkanvölkern, mit Illyriern, Thrakern, Makedonen und mit den später nach Asien eingewanderten Armeniern zusammensaßen. Sie benannten ihn mit einer *-no*-Bildung von der auch bei anderen Indogermanen vorhandenen Wurzel *vei* „winden“ (**voi-no*, **vei-no*). Der Schauplatz dieses Vorgangs ist mit Wahrscheinlichkeit in den Norden der Balkanhalbinsel zu verlegen, wo der Kult des Dionysos seit der ältesten Zeit bezeugt ist. Als Griechen und Italer sich allmählich von den im Norden verharrenden Brudervölkern loslösten, konnte der Weinstock, aus dessen Reben man, je mehr man zu seßhafter Lebensweise überging, ein immer edleres Getränk bereiten lernte, auf dem Weg der bestehenden Völkerzusammenhänge sich immer mehr über die Balkan- und Apenninhalbinsel verbreiten. Auf beiden fanden ihn einerseits die phönicischen Handelsleute, andererseits die griechischen Kolonisten schon vor, wenn sie auch den Eingeborenen manches neue in der Pflege der Pflanze und der Herstellung des Trankes lehren konnten.

Wann und wo die semitischen Völker zuerst mit dem Weinstock in Berührung gekommen sind, wie sich das hebr. *jaîn*: arabisch-äthiop. *wain* verhält, eine Sippe, an welcher das Assyrisch-Babylonische*) keinen Anteil hat, welches das Verhältnis der uralten ägyptischen zu der semitischen Weinkultur ist, das und anderes sind noch offene Fragen, deren Erörterung nicht in den Rahmen dieses Buches gehört. Vgl. F. Hommel oben p. 136.

Wir haben nun noch mit wenigen Worten bei den beiden schon genannten Getränken zu verweilen, welche die arischen Völker mit einander gemein haben, dem *súrâ* (*hura*) und dem *sô'ma* (*haoma*). Über die Zusammensetzung des ersteren wissen wir nichts bestimmtes. Das Petersburger Wörterbuch giebt als Bedeutung „geistiges Getränk“, „Branntwein“ an. Bemerkenswert

---

*) Assyr. *inu* „Wein“ wäre nach einer Mitteilung F. Hommels nur in den späten Nationallexicis belegt und wohl sicher erst aram.-hebr. Lehnwort. Der Wein heißt im Assyrischen *karânu* (griech. *κάροινον*). Die semitischen *karmu* „Weingarten“, *gupnu* „Weinrebe“, *'inabu* „Weintraube“ haben im Assyrisch-Babylonischen noch die allgemeinen Bedeutungen von „Ackerland“, „Stamm“, „Frucht“. Vgl. F. Hommel Die sprachgeschichtl. Stellung des Babylonisch-Assyrischen.

ist, daß sowohl die tatarischen wie die ostfinnischen Sprachen eine sehr ähnlich klingende Bezeichnung des Bieres: wog. *sara*, wotj. und syrj. *sur*, ung. *ser*, tscher. *sra*, tatar. *sra* (Ahlqvist p. 51) aufweisen.

Was den Soma betrifft, der bei beiden Völkern als Gott wie als Trank gedacht wird, beiden Völkern Reichtum an Vieh und Nachkommenschaft verleiht, bei beiden Völkern auf das engste in den Kultus verwebt ist (vgl. Spiegel Die Arische Periode p. 168 ff.), so sind, namentlich auf R. Roths Betrieb (Z. d. D. M. G. XXXV, 680—692), sowohl russischer wie englischerseits, sorgfältige botanische Nachforschungen angestellt worden, um den irdischen Repräsentanten der göttlichen Somapflanze (*yam bramânaḥ viduḥ* „die die Priester kennen"), für die die heutigen Inder und Parsen aber allerlei Surrogate verwenden, in den Gebirgen des Hindukush oder den Thälern des Oxus wieder zu entdecken. So hoffte man einen festen Punkt in der Frage nach der arischen Urheimat zu gewinnen. Leider haben alle angestellten Untersuchungen bis jetzt kein greifbares Resultat ergeben. Vgl. über dieselben M. Müller *Biographies of words and the home of the Aryas* p. 222 ff.

VIII. Kapitel.

Die Kleidung.

Felltracht. Die *renónes*. Das Gerben, das Flechten. Terminologie des Webens und Spinnens. Das Material dieser beiden Künste. Vergleichung der germanischen Tracht nach Tacitus mit der griechischen nach Homer. Haartracht. Tätowierung. Schmuck.

Daß die Indogermanen schon vor ihrer Trennung, wo auch immer ihre Heimat gewesen ist, nicht mehr in paradiesischer Nacktheit wandelten, beweist die durch fast alle Sprachen unseres Stammes sich hindurchziehende Wurzel *ves* „ankleiden“, welcher überaus zahlreiche Benennungen des Kleides und des sich Kleidens in diesen Sprachen entstammen (skrt. *vásman*, *vásana*, *vástra*, *vâsâna*, zend. *vañh*, *vañhana*, *vastra*, griech. ἕννυμι, εἶμα, ἐσθής, lat. *vestis*, *vestio*, got. *gavasjan* u. s. w.). Den entgegengesetzten Begriff der Nacktheit bezeichnet die Gleichung: skrt. *nagná*, altsl. *nagŭ*, lit. *nů'gas*, lat. *nûdus* (**nogv-ido*), got. *naqaþs*, altir. *nocht*.

Daß ein viehzüchtendes Volk, wie es die Indogermanen waren, zu ihrer Bekleidung sich nicht die Felle der geschlachteten Herdentiere sowie auch die der erlegten Jagdbeute entgehen ließen, ist an sich selbstverständlich und wird für die nördlichen Indogermanen, für Britten und Germanen ausdrücklich von Cäsar (*de bell. Gall.* V, 14, VI, 21) und von Tacitus (Germ. Kap. 17) bezeugt. Die Goten hatten sich an diese Felltracht so gewöhnt, daß sie vom römischen Hofe, wo sie nicht in ihrer Nationalkleidung erscheinen durften, zurückgekehrt, sich alsbald wieder in ihre Schaffelle

hüllten (*αὖθις ἐν τοῖς κωδίοις εἰσί*, Beckmann Beitr. z. G. d. Erf. V, 1, 26). Diese für die Goten hier ausdrücklich bezeugte Tracht aus Schafpelzen läßt sich bis in die ersten Zeiten der germanischen Überlieferung zurückverfolgen. In Übereinstimmung mit Cäsar (*Germani... pellibus aut parvis renonum tegimentis utuntur*) spricht auch Sallustius (*Germani intutum renonibus corpus tegunt* und *Vestes de pellibus renones vocantur*) die *renones* als ein nationales Kleidungsstück den Germanen zu. Daß dieses Wort nichts mit altn. *hreinn* „Renntier" zu thun haben kann, ist bekannt. Ich nehme *renones* für **vren-ôn-es* — denn in lateinischem Mund konnte oder mußte sich der in dieser Sprache ungefüge Anlaut *vr* wohl zu *r* vereinfachen — und stelle es dem griech. *vren-* in *πολύρρηνες*, skrt. *úraṇa* und *vr̥n-* in *ἀρήν, ἀρνός, ἀρνειός* gleich. Auch in Griechenland werden *ἀρνακίδες* „Schafpelze" genannt.*)

Denn ebenso verharrten hier die in ihrer Kulturentwicklung zurückgebliebenen Stämme oder die niedrigeren Bevölkerungsschichten noch lange bei der ursprünglichen Felltracht. So trug man in Phokis und Euböa Röcke aus Schweinsleder (Paus. VIII, 1, 5), die ozolischen Lokrer hüllten sich in ungegerbte Tierhäute (Paus. X, 38, 3), Hirten, Heloten und Sklaven trugen die sogenannte *διφθέρα* (J. Müller Privataltert. p. 396).

Auch die Sprache bietet noch zahlreiche Belege für das Vorhandensein der ursprünglichen Felltracht: got. *snaga* „Gewand" ist von A. Bezzenberger ansprechend mit griech. *νάκος* „Vließ" (*κατω-νάκη* „ein Sklavenkleid") verglichen worden, die germanische Sippe got. *paida* (*ga-paidôn ἐνδύειν*), ahd. *pheit*, altſ. *pêda* stimmt genau zu griech. *βαίτη* „Kleid aus Ziegenfell", das griech. *σί-συ-ς, σι-σύ-ρα* „*ἡ ἀπὸ δερμάτων συρραπτομένη χλανίς*" gehört offenbar als reduplicierte Bildung (vgl. *τι-θή-νη*): *σῦς* „Schwein" (vgl. die oben angeführte Stelle des Pausanias), griech. *σκευή* „Kleidung" gehört zu der gleichen Wurzel wie griech. *σκῦ-τος*, lat. *scū-tum* „Leder", ja wir brauchen kein Bedenken zu tragen, selbst das griech. *πέ-πλ-ο-ς* und das lat. *pallium* (**pl̥-njo*) an die gemeineuropäische Gleichung lat. *pellis* = ahd. *fel* anzuschließen.

Daß man sich hierbei frühzeitig darauf verstanden haben wird, das spröde Leder durch allerhand Manipulationen für den

---

*) Auf einen Stamm **vren-en-* weist auch griech. *ἀρν-ά-σι*.

Gebrauch geschmeidig zu machen, ist an sich wahrscheinlich; doch gehen die Bezeichnungen des Gerbens in den einzelnen Sprachen (skrt. *mlâ,* griech. *δέψειν,* lat. *depsere* — entlehnt —, deutsch *gerben**) auseinander. Die primitive Technik einer ursprünglichen Gerberei schildert Homer Il. XVII, 389 ff.:

> *ὡς δ' ὅτ' ἀνὴρ ταύροιο βοὸς μεγάλοιο βοείην*
> *λαοῖσιν δώῃ τι νύειν, μεθύουσαν ἀλοιφῇ·*
> *δεξάμενοι δ'ἄρα τοίγε διαστάντες τανύουσι*
> *κυκλόσ', ἄφαρ δέ τε ἰκμὰς ἔβη, δύνει δέ τ'ἀλοιφή,*
> *πολλῶν ἑλκόντων. τάνυται δέ τε πᾶσα διαπρό.*

Eine gemeinsame Bezeichnung des Leders haben noch die keltischen und germanischen Sprachen: ahd. *ledar* = altir. *lethar* (**le-tro:* lat. *al-ûta?*).

Indessen brauchten sich die Indogermanen für die Herstellung ihrer Kleidungsstücke keineswegs mehr auf die Felle der Tiere zu beschränken.

Neben dem Gerben des Leders lassen sich noch zwei andere uralte Formen der Stoffgewinnung, das Filzen und Flechten, unterscheiden. Ersteres, die Kunst, die aufgeschichtete Wolle des Schafes oder anderer wolletragender Tiere mit Wasser zu besprengen, mit Hilfe des klebrigen Fettes in eine feste Masse zu verwandeln, dann zu pressen und zu walken, ist namentlich bei den nomadischen Völkern turko-tatarischen Stammes zu Hause. Daß sie jedoch auch den Indogermanen bekannt gewesen ist, darauf weist die allerdings auf Europa beschränkte Gleichung:

griech. *πῖλος* „Filz", lat. *pilleus*, ahd. *filz*, altsl. *plŭstĭ* deutlich hin.**)

Bedeutungsvoller und folgenreicher erweist sich auf indog. Sprach- und Völkergebiet die Kunst des Flechtens, in welcher die Natur selbst als Lehrerin des Menschen gelten kann; denn

---

*) Aus dem „Treten" entwickelte sich der Begriff des Gerbens in skrt. *carma-mnâ,* lit. *minti* „treten, gerben" (Fick B. B. III, 165).

**) Die Lautverhältnisse dieser Reihe sind noch nicht vollkommen aufgeklärt. Altsl. *plŭstĭ* weist auf *pel-d-ti,* ahd. *filz* auf *pel-do,* lat. *pilleus* (so in den besten Mss.) kann aus *pil-deus* (*sallere* aus **saldere,* vgl. oben p. 424) erklärt werden.

Schlingpflanzen und in einander gewachsene Baumzweige mußten von selbst den primitiven Menschen auf diese wichtige Technik hinweisen. Die indog. Wurzel für dieselbe ist *prek̑*, wie folgende Zusammenstellung deutlich macht:

griech. *πλέκω*, lat. *plecto*, ahd. *flihtu*, altsl. *pletą*, *plesti*, *(plekt- W. preq?)*, skrt. *praçna* „Geflecht, Korb".

Vgl. auch skrt. *rájju* „Strick, Seil": lit. *rezgù* „flechte".

Embryonisch ist aber, wie ich dies Handelsgeschichte und Warenkunde I, 161 ff. weiter ausgeführt habe, in der Kunst des Flechtens bereits die des Webens und ebenso die des Spinnens enthalten: „Entspringt die letztere aus der Fertigkeit, ohne Benutzung eines Querfadens Haargeflechte, Bänder und dergleichen Dinge durch einfaches Drehen herzustellen, so ähnelt erstere am meisten der Kunst des Korbflechters, welcher in seinem Handwerk den Querfaden anzuwenden gelernt hat. In der That läßt sich eine scharfe Grenzscheide zwischen Spinnen einer-, Weben andererseits und Flechten weder sachlich noch historisch ziehn." „Auch setzt die Weberei keineswegs, wie wir wohl meinen, durchaus und überall das Spinnen voraus. Die Bewohner der meisten Südseeinseln wissen den Webstuhl geschickt zu gebrauchen, spinnen aber nicht, sondern stellen ihre Webstücke aus Baststreifen her."

Nach diesen sachlichen Vorbemerkungen wenden wir uns zu der Terminologie des Webens und Spinnens in den indog. Sprachen, in der Hoffnung, einige Anhaltepunkte zu finden, um die Frage zu beantworten, wie weit die Indogermanen vor ihrer Trennung es in beiden Techniken gebracht haben.*)

A. Das Weben.

Folgende Gruppen etymologischer Entsprechungen lassen sich, nach der Häufigkeit ihrer Vertretungen geordnet, unterscheiden:

---

*) Über Flechten, Spinnen und Weben handelt V. Hehn p. 460 f., p. 480—83. Außer den schon oben p. 425 Anm. bemerkten sprachlichen Irrtümern dieses Gelehrten sind noch richtig zu stellen: altsl. *ą-tŭkŭ* „Einschlag": griech. *ἄντιον*, ahd. *repa* „Rebe": got. *skauda-raip*, altsl. *lipa*, lit. *lëpa* „Linde": griech. *λέπειν*, ahd. *louft* „Rinde", lat. *licium* („ohne Zweifel"): russ. poln. *lyko* „Bast" u. andere. Dieselben verursachen mit die niedere Auffassung, welche Hehn von der indog. Weberei hat.

1. Indog. *vê* (*vei*): skrt. *vâ* „weben" (vgl. Whitney Ind. Gr. p. 266), *ó'tu* „Einschlag", *úmâ* „Flachs", griech. *ἤ-τριον* „Aufzug" („Mittel zum Weben", vgl. *νῆ-τρο-ν* „Rocken": *νέω*), *ἀ-Fω-τός* „Wolle" („web-bar", vgl. *λυ-τό-ς* „lösbar"), lit. *wó-ras* „Spinne", ahd. *wâ-t*, altn. *vá-đ* (gewebtes) „Gewand", lat. *vê-lum* „Hülle, Tuch". Daneben indog. **véjeti*, skrt. *váy-ati* „er webt", altsl. *sŭ-vi-to* „Leinwand", *svila* „Seide", *na-voj* „*liciatorium*", altir. *fi-g-im* „webe" (?). —

2. Indog. *vebh*: skrt. *ûrṇa-vâbhi* „Wollweberin" = „Spinne", zend. *ubda* „gewoben", Pamird. *waf*, npers. *bâfam*, osset. *wafun* „weben" (Tomaschek Pamird. II, 124 f.), griech. *ὑφαίνω*, *ὑφή*, *ὑφαντική*, *ὑφασία*, *ὕφασις*, *ἐφυφή*, ahd. *weban*, agls. *wefan*, altn. *vefa* „weben", altn. *veftr*, *veptr* „Einschlag", agls. *weft* desgl., mhd. *wift* „feiner Faden", agls. *wefl*, ahd. *wefel* „Einschlag". —

3. griech. *κρέκω* „webe", *Κίρκη* „Weberin", *κρόκη* „Einschlag", *κερκίς* „Schiffchen", altsl. *krosno* „Weberstuhl" (Benfey G. W. II, 315). —

4. griech. *ἄττομαι* „webe" (**n̥t-jομαι*), *ἀντίον* „ein Teil des Webstuhls" (*διάζομαι*, unorganisch wie *σφάζω* neben *σφάττω*, *δίασμα*, *ἆσμα*), skrt. *átka* (ausdrücklich im Rgv. als „gewoben", *vyutá* bezeichnet) = zend. *adhka* (**n̥t-ká*) „Gewand". Das alb. *end*, *ind* „weben" hält G. Meyer (Berl. Phil. W. 1887 No. 7) für frühzeitig aus griech. *ἀντίον*, ngr. *ἀντί* entlehnt. Ich hatte es — wohl irrtümlich — mit lit. *áusti* „weben", *audìmas* „Gewebe" (*aud-* aus **and?*) verglichen.

5. Lat. *texo*, *textor*, *textura*, *textrinum*, *têla* „Aufzug", *subtêmen* „Einschlag", altsl. *tŭkati* „weben", *q-tŭkŭ* „Aufzug" *tŭkalij* „Weber"; doch ist es lautlich wahrscheinlicher, daß das lat. *texo*: skrt. *taksh* „künstlich verfertigen" (F. Miklosich Lex palaeosl.[2] 1016) zu stellen ist, während die Grundbedeutung von altsl. *tŭkati* weben in *tŭk-nąti* „einstecken" (Miklosich Et. W. p. 368) bewahrt wurde. —

6. griech. *τάπης*, *ητ-* „Decke, gewebtes", neuiran. *tab* „spinnen, weben" (npers. *tâftah*, *tâftik*, *tiftik*); vgl. Tomaschek II, 142. Indessen wäre es möglich, daß in *τάπης* ein schon homerisches Lehnwort aus iranischem Kulturkreis vorliegt (vgl. *ῥόδον*: altp. **varda*, *λείριον*: np. *lâleh*, *σάνδαλον*: np. *sandal*).

Blicken wir auf diese eben erörterten Gleichungen zurück, so scheint sich mir, namentlich aus den Nummern 1—4, mit großer Wahrscheinlichkeit zu ergeben, daß bereits in der Ursprache ausgebildete *termini* für das Weben — in Unterschied zu dem Flechten — vorhanden waren, welche auf gewisse Fortschritte in dieser Kunst schließen lassen. Diese Fortschritte, welche zu einer Differenzierung der sprachlichen Ausdrücke für Flechten und Weben führten, können nur in der Erfindung eines primitiven Apparates bestanden haben, um die Herstellung kunstloser Stoffe für den Weber oder die Weberin zu erleichtern. Prüfen wir die Terminologie des Webstuhls in den idg. Sprachen, die ich in ihren Grundzügen Handelsgeschichte und Warenkunde I, 172 ff. mitgeteilt habe, so fällt die häufige Verwendung der W. *stâ* zur Benennung sowohl des ganzen Webstuhls als auch des Aufzugs, als auch endlich des Webers selbst in die Augen (vgl. griech. *ἱστός* „Webstuhl“, *στήμων* „Aufzug“, lat. *stamen*, lit. *stãklės* „Webstuhl“, altn. *vefstaðr*, skrt. *sthávi* „Weber“). Es läßt dies daraus schließen, daß der älteste indog. Webeapparat aufrecht stand, und der Webende stehend vor demselben thätig war (*ἱστὸν ἐποίχεσθαι*), ein Ergebnis, zu welchem Ahrens durch eine Vergleichung des gräco-italischen und altnordischen Webstuhls (Philologus XXXV, 385 ff.) auch auf rein sachlichem Wege gekommen ist.

Weiteres möchte ich für die Einrichtung des ältesten Webeapparats an der Hand der Sprache vor der Hand nicht zu erschließen wagen. Dürfen wir den weiteren Resultaten des genannten Gelehrten trauen, so würde zu den Charakteristicis des ältesten Webstuhls noch die Spannung der Kette durch Webesteine, das Weben nach aufwärts und das Dichtschlagen des Gewebes mit der *σπάθη* gehören. Bemerkt sei noch, daß in den finnischen Sprachen die notwendigsten Bestandteile auch des primitivsten Webeapparats, der Aufzug und Einschlag, sowie eine Art Weberspule (eigentl. ein Stecken, womit der Einschlag zwischen die Nähte des Aufzuges geschoben wird) genuine Benennungen haben. Ahlqvist a. a. O. p. 86.

B. Das Spinnen.

1. griech. *νέω* (*νήθω*, *νηθίς*, *χερνῆτις*, *νῆμα*, *νῆσις*, *νῆτρον*), lat. *neo* (*nêmen*, *nêtus*) „spinne“, altir. *snímaire* „Spindel“, *snim*

„spinning“ (B. B. XI, 91) — ahd. *nâan* „nähen“, got. *nêþla* „Nadel“ 2c. Der gleiche Bedeutungsübergang liegt in lit. *werpù* „spinne“, *warpstė* „Spindel“ : griech. *ῥάπτω* (**Fr̥π-jω*) „nähe“ vor.*) Die indog. Wurzel des griech. *νέω*, *ἔννη* 2c. lautete *snê* (*nê*) und bedeutete, wie got. *snôrjô* „Korb“, ahd. *snuor* „Schnur, Band“, altir. *snáthe* „Faden“ und andere zeigen, eigentlich „flechten“. Daneben lag (wie oben *vei* neben *vê*) eine Wurzel *snei* (*nei*), die in altsl. *ni-tĭ*, *ništa* „Faden“ und skrt. *nî-ví* „Schurz“ („gesponnenes“) erhalten ist. Vgl. W. Schulze K. Z. XXVII, 426.

2. skrt. *kart* „spinnen“, npers. *kartînah* „Spinnengewebe“, Pamird. *čr̥t* (Tomaschek II, 77), ir. *certle* *„glomus“* (B. B. IX, 88). — Die ursprüngliche Bedeutung „flechten“ scheint in skrt. *káṭa* „Geflecht“ (vgl. auch *cr̥tâ'mi* „hefte zus.“), lat. *crâtês*, griech. *κάρταλος*, *κύρτος*, got. *haúrds*, lit. *krãtai* „Gitter“, preuß. *korto* „Gehege“ erhalten.

3. altsl. *pręsti prędeno* „*νῆμα*“, *pręslica* „Spindel“, lett. *prêst* „mit der Spindel spinnen“. — Als Grundbedeutung sieht Fick (II[3], 689) „drehen“ an, von dem lit. *sprándas* „Nacken“ ausgehe.

4. Obgleich als Verbum und in dem Sinne von *neo* nur im Germanischen got. *spinnan* 2c. erhalten, wird doch dieses Verbum von einer größeren Wortsippe vorausgesetzt, die von der Grundbedeutung „gesponnener Faden“ ausgehen muß. Es sind griech. *πηνίον* „der auf die Spule gewickelte Faden des Einschlags“ (**pn̥-njo*), lat. *pannus* „Tuch“ (**pn̥-no*), got. *fana* „Tuch“, altsl. *o-pona* (**pon-*). So ergiebt sich eine Wurzelform *spen* : *pen*, deren älteste Bedeutung „flechten“ das lit. *pinù*, *pìnti* bewahrt.

5. Endlich scheint sich mir eine verbal nicht erhaltene Wurzel *req* oder *rek̑* „spinnen“ zu erschließen aus dem griech. *ἀρκάνη· τὸ ῥάμμα, ᾧ τὸν στήμονα ἐγκαταπλέκουσι διαζόμεναι* (Hes.), *ἄρκυς* „Netz“ und *ἀράχνη* „Spinne“, die ich mit der germanischen Bezeichnung des Rockens altn. *rokkr*, ahd. *roccho* (**rukka* aus **ruk-na*, **rug-na* = *ἀρκάνη*) verknüpfe. Hierher gehört natürlich

---

*) Im Sanskrit gehört *várpas* „List, Kunstgriff“ hierher (vgl. *φόνον* 2c. *ῥάπτειν*). Ein Analogon ist griech. *κάττυμα*, *κάσσυμα* „lederne Sohle“, „Anzettlung, Intrigue“: *suo* „nähe“ Osthoff M. U. IV, 139.

auch ahd. *rocch* „Rock" 2c. (vgl. *pannus* : *πηνίον*). Vgl. noch *κλ-ώθω* „spinne" : lat. *colus* „Rocken".

Überblicken wir diese Terminologie des Spinnens in den indog. Sprachen, namentlich in Vergleich mit der oben erörterten des Webens, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß Reihen, welche in Form und Bedeutung gleichmäßig durch das ganze oder fast ganze Sprachgebiet übereinstimmen, wie die Bildungen von den Wurzeln *vê* und *vebh*, hier nicht gefunden werden. Neben der Bedeutung „spinnen" ist hier überall noch die Bedeutung „flechten" weit lebendiger, als dies bei den Ausdrücken für „Weben" der Fall war. Man kann hieraus schließen, daß das Bedürfnis, die Kunst des Spinnens von der des Flechtens zu unterscheiden, später erwachte als der Wunsch, weben und flechten sprachlich von einander zu trennen.

Nichtsdestoweniger dürfte schon in der Urzeit dasjenige Instrument erfunden gewesen sein, welches die erste Stufe des Übergangs vom Flechten zum Spinnen begründet, die **Spindel**. Es scheint dies aus der Gleichung:

> skrt. *tarkú* (vedisch), iran. *s-tarkh* (Pamird. Tomaschek Centralas. Stud. II, 77), griech. *ἄτρακτος*, alb. *tiér* „spinne"

zu folgen. In jedem Falle sind die in derselben enthaltenen Namen der Spindel sehr hohen Alters. Die ihnen zu Grunde liegende Wurzel *terq* (= lat. *torqueo* „drehe") ist im Arischen ganz erloschen und im Griechischen nur mit labialem Auslaut (*τρέπω* „wende") erhalten. Auch die Bedeutung des Suffixes *-το* in griech. *ἄ-τρακ-τος* (aus **sm̥-tr̥q-to*), das nicht „zusammengedreht" — was keinen Sinn ergiebt, sondern nur „zusammendrehend" (vgl. *τλη-τό-ς* „duldend", Brugmann Grundriß II, 205 ff.) bedeuten kann, ist altertümlich.*)

Bemerkenswert, wenn auch von geringerer Tragweite, ist der Umstand, daß der Name des **Wirtels** in vielen Sprachen einhellig von der W. *vert* „drehen" gebildet wird: skrt. *vartana*, *vartulâ*, lat. *verticillus*, altsl. *vrěteno*, mhd. *wirtil*, ir. *fertas*.

---

*) Ganz analog wäre nach Bezzenberger in seinen Beiträgen (IV, 330) die Grundbedeutung von griech. *ἠλακάτη* (lit. *lenktuvė* „Haspel", *lènkti* „beugen, neigen, biegen").

Über das **Material** der Technik des Spinnens und Webens, die wir also in ihren Grundzügen bis in die Urzeit der indog. Völkerwelt zurückverfolgen können, ist kein Zweifel möglich. Da das **Schaf**:

> skrt. *ávi*, griech. *ὄϊς*, lat. *ovis*, lit. *awis*, altsl. *ovica*, got. *avi-*, ahd. *ouwi*

den Indogermanen bekannt war, da seine Wolle gleichmäßig in allen indog. Sprachen benannt ist:

> skrt. *ū́rṇâ* (**vl̥-nâ*), griech. *λᾶνος*, lat. *lâna* (*vl̥nâ*), *vellus* (**vel-no*), lit. *wìlna*, altsl. *vlŭna*, got. *vulla*, cym. *gulan*, armen. *geλ-man* *),

da endlich alle indog. Völker mit der Verarbeitung der Wolle vertraut in die Geschichte eintreten, so ist kein Grund vorhanden, diesen Textilstoff trotz gewisser technischer Schwierigkeiten, welche seine Verarbeitung verursacht, der indog. Urzeit abzusprechen. Über die Geschichte des Flachses und Hanfes ist bereits oben (Kap. V) gehandelt worden. Das auf Urverwandtschaft beruhende Wort für Flachs zieht sich gleichmäßig durch alle indog. Sprachen Europas hin. Linnene Gewandung kennt schon Tacitus Germ. Kap. XVII bei den germanischen Frauen, eine Nachricht, die durch Plinius hist. nat. XVIII, 1, 2 bestätigt wird.

Ebenso hebt Cäsar (*de bell. Gall.* III, 13), als er von den aus Tierfellen bestehenden Segeln der Veneter erzählt, ausdrücklich hervor, daß dies **nicht** geschehe *propter lini inopiam atque eius usus inscientiam.*

Auch bei Homer werden die Parzen, die den Faden des Schicksals spinnen, als Flachs-, nicht wie später als Wollenspinnerinnen gedacht:

---

*) Die Wurzel ist *vel*, und ich will nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie dieselbe vom Standpunkt der Wurzeldeterminativlehre aus sich mit bedeutungsverwandten Wurzeln gruppieren würde:

> *vei* „weben", skrt. *vâ, vâyati*
> *ve-bh* „weben", ahd. *weban* rc.
> *ve-s* „bekleiden", skrt. *vas* rc.
> *ve-l* „Wolle", lit. *wilna* rc.

In umgekehrter Reihenfolge mit Steigerung würde der Lautcomplex *ve, vo* in

> *ov-i* „Schaf", lat. *ovis* rc. erscheinen.

ὕστερον αὖτε τὰ πείσεται ἅσσα οἱ Αἶσα
γεινομένῳ ἐπένησε λίνῳ, ὅτε μιν τέκε μήτηρ.

Es scheint mir daher eine willkürliche Annahme V. Hehns zu sein, daß dieses *λίνον* erst von Asien her eingeführt werden mußte, oder daß *λίνον* eigentlich nicht Flachs, sondern nur Bast bedeutet habe (Kulturpflanzen p. 141, vgl. oben p. 425 Anm). Doch kann zugegeben werden, daß die Griechen in ihrer neuen, zu Flachsbau wenig geeigneten Heimat die Benutzung des Flachses hinter der der Wolle zurücktreten ließen (Handelsgeschichte und Warenkunde I, 191).

Ich denke also, wir haben ein Recht, uns die Gewandstoffe der Indogermanen, für deren Bezeichnung wir schon mehrere Gleichungen*) kennen gelernt haben, wenigstens was die europäischen Indogermanen betrifft, ebensowohl aus Linnen wie aus Wolle verfertigt uns vorzustellen.

Es bleibt uns nun noch die Frage zu erörtern, ob sich über die Form und Art der indog. Kleidungsstücke etwas ermitteln lasse. Da anzunehmen ist, daß dieselben je nach den verschiedenen Wohnorten und ihren Klimaten sich rasch verändert und neue Ausdrücke notwendig gemacht haben, da ferner unzweifelhaft auf diesem Gebiete in sachlicher wie sprachlicher Hinsicht eine ungeheure Entlehnung von Volk zu Volk stattgefunden — denn die Mode war in alter wie neuer Zeit zu Wanderungen geneigt —, so könnte eine Erforschung des Ursprünglichen im Einzelnen unmöglich erscheinen.

Nichtsdestoweniger glaube ich, daß wenigstens die Grundzüge der indog. Tracht noch erkennbar sind.

Der *locus classicus* über die germanische Tracht ist bekanntlich das vielumstrittene und leider auch viel umstreitbare XVII. Kapitel der Germania.**) Die wichtigsten Sätze lauten: *Tegumen omni-*

---

*) Ich füge noch hinzu skrt. *drâpí* „Mantel“: lit. *drapanà* „Kleid“ (bemerkenswert, aber unerklärt ist frz. *drap*), skrt. *mála* (Rgv.) „Gewand“ (n. B. R.: *mlâ* „gerben“?), lit. *mìlas* „feines Tuch“ (griech. *μαλλός* „Vließ“), griech. *λώπη* „Gewand“: lit. *lõpas* „Stück Tuch, Lappen“, altsl. *platŭno* „Leinwand“: altn. *faldr* „Mantel“ (J. Schmidt).

**) Vgl. die Literatur über dieses Kapitel bei Baumstark Ausführl. Erläuterung ꝛc. p 584 ff.

bus sagum fibula aut, si desit, spina consertum: cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt. locupletissimi veste distinguuntur, non fluitante sicut Sarmatae ac Parthi, sed stricta et singulos artus exprimente . . . . Nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur eosque purpura variant partemque vestitus superioris in manicas non extendunt, nudae brachia ac lacertos; sed et proxima pars pectoris patet.

Aus dieser Stelle lernen wir folgendes: Zunächst war allen Germanen das *sagum*, ein wollenes, mit Fibula oder Dorn genesteltes Stück Zeug, gemeinsam. Das gallo-germanische (vgl. Diefenbach *O. E.*) Wort hat noch keine Erklärung gefunden. Ist es germanischen Ursprungs, so könnte es zu dem nur auf anderer Ablautsstufe befindlichen gemeingermanischen altn. *segl*, agls. *segel*, ahd. *segal* (**seg-la*) gehören. Für den Bedeutungswandel wichtig wäre dann die Nachricht bei Tacitus *Hist.* V, 23: *et simul aptae lintres sagulis versicoloribus haud indecore pro velis iuvabantur.* Daß das *sagum*, das übrigens auch in Rom getragen wurde, meist aus Wolle bestand, geht auch aus seinen romanischen &c. Verzweigungen hervor: sp. pr. *saya*, it. *saja*, frz. *saie*, mhd. *sei*, altir. *sái* (Diez p. 280), die sämtlich Wollenstoffe bezeichnen.

Zweitens: Während das *sagum* von allen getragen wurde, befanden sich nur die *locupletissimi* im Besitz eines Leibrocks (*vestis*), welcher eng am Körper anlag. Wenn Müllenhoff *vestis* durch „Stoff des Unterkleides“ übersetzt, damit also allen Germanen ein solches zuspricht, so ist dies eine durch anderweitige, nicht in der Sprache oder in unserem Kapitel begründete Rücksichten veranlaßte Annahme des berühmten Germanisten, welcher ich mich nicht anschließen kann.

Drittens: Die Frauen haben dieselbe Tracht wie die Männer, das kann nur heißen: *tegumen omnibus sagum fibula aut, si desit, spina consertum,* nur mit dem Unterschied, daß bei ihnen häufiger wie bei den Männern an Stelle des wollenen *sagum* die *linei amictus* traten. Das übrige entzieht sich durch die Dunkelheit und Vieldeutigkeit des Ausdrucks wohl auf immer einer unzweifelhaften Erklärung. Gewöhnlich faßt man die Stelle so auf, daß man, indem man *partem vestitus superioris* gleich *partem vestitus superiorem* nimmt, den Frauen ein ärmelloses

Unterkleid, eine Art Leibchen, zuschreibt. Dem gegenüber fragt schon Baumstark a. a. O. p. 589, „ob denn *vestitus superior* ohne weiteres die Kleidung des Oberkörpers ist, und nicht auch die Oberkleidung bedeuten könnte; endlich ob denn *vestitus* (*superior*) durchaus etwas von dem *amictus* verschiedenes sein muß"? Folgen wir dieser Anregung aber und nehmen *vestitus superior* nur als sprachliche Variante für das kurz vorhergehende *amictus*, so ergiebt sich ein ganz anderer Sinn. Es ist dann überhaupt nicht bei den Frauen von einem Unterkleid die Rede, sondern nur gesagt, daß dieselben den betreffenden Teil (*partem*) der Oberkleidung (*vestitus superioris*) nicht (wie die römischen Frauen)*) in Ärmel verlängern. In jedem Falle erklärt sich so die Nacktheit der Unter- und Oberarme sowie des anliegenden Teiles des Busens besser als bei der Annahme eines wenn auch ausgeschnittenen Unterkleides, über dem wir uns noch das *sagum* oder die *linei amictus* denken müssen. Eine wie starke Entblößung weiblicher Reize aber der Schriftsteller im Auge hat, zeigt die Hinzufügung der bedeutungsvollen Worte: *quamquam severa illic matrimonia*.

Aber mag es sich nun mit dem Unterkleid der Frauen verhalten, wie immer es will, in jedem Fall lernen wir aus den Worten des Tacitus, daß die große Masse der männlichen Germanen sich mit dem wollenen *sagum* begnügte, im übrigen nackt**) *cetera intecti* war.

Mit diesem Bericht des Tacitus stimmt nun in allem wesentlichen überein, was neuere Untersuchungen, namentlich die scharfsinnigen Beobachtungen F. Studniczka's (Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht Wien 1886), über die älteste Tracht der Hellenen ermittelt haben. Nach denselben bestand die Tracht der ältesten Griechen aus weiter nichts als aus den im wesentlichen gleichen wollenen Obergewändern, der *χλαῖνα* (: *χλαμύς*, kaum urverwandt mit lat. *laena*) der Männer und

---

*) „War nun die Tunika mit Ärmeln versehn, so wurde über dieselbe die ärmellose Stola angelegt; war das Untergewand hingegen ärmellos, so pflegte man über demselben eine Ärmelstola zu tragen" Guhl und Koner Leben der Griechen und Römer" p. 615.

**) Die antiken Kunstdenkmäler bieten für die Frage der germanischen Bekleidung in der Zeit des Cäsar und Tacitus leider nur geringe Aufschlüsse.

dem *πέπλος* (vgl. oben 474) der Frauen. „Beide bestanden aus einfachen, auf dem primitiven Webeapparat angefertigten Wollenzeugen, welche ganz ohne Zuschnitt und Näherei blieben und durch bloßes Umlegen und Festheften mittelst Fibulae zu Kleidern wurden". Am längsten haben an dieser höchst primitiven Tracht die griechischen Frauen fest gehalten. Noch bei Homer ist das Weib nur mit dem *πέπλος* (*φᾶρος*) bekleidet. Dies geht z. B. aufs deutlichste aus der Toilette der Kalypso Od. V, 228 ff. hervor:

> *ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος Ἠώς,*
> *αὐτίχ' ὁ μὲν χλαῖνάν τε χιτῶνά τε ἕννυτ' Ὀδυσσεύς,*
> *αὐτὴ δ' ἀργύφεον φᾶρος μέγα ἕννυτο νύμφη*
> *λεπτὸν καὶ χαρίεν, περὶ δὲ ζώνην βάλετ' ἰξυῖ*
> *καλὴν χρυσείην, κεφαλῇ δ' ἐφύπερθε καλύπτρην.*

Bis in die historische Zeit hat sich diese Tracht in dem lakonischen Mädchenkleid erhalten, von dem Studniczka a. a. O. p. 7 Fig. 2 und 3 Abbildungen giebt. Das bis an die Füße reichende Obergewand ist von links nach rechts um den Körper gelegt und zu beiden Seiten des Halses genestelt. So ist die linke Seite des Körpers bedeckt, doch so, daß ein Durchschlupf für den linken Arm bleibt, rechts hängen die beiden Kanten offen auseinander. Unter- und Oberarm sind völlig nackt, aber auch *proxima pars pectoris patet* (Fig. 3). Ist unsere oben ausgesprochene Vermutung hinsichtlich des *vestitus superior* der Germaninnen richtig, so würde dies lakonische Mädchenkleid die Illustration dazu bieten. Erst seit ihrer Berührung mit der orientalischen Kultur haben die Hellenen den zunächst nur von den Männern getragenen leinenen Leibrock kennen gelernt, den sie mit dem semitischen Wort *χιτών* (= hebr. *ketonet,* Vf. Handelsgeschichte u. Warenkunde I, 193) benannten. Auch andere Benennungen ägyptisch-semitischer Linnenstoffe, wie die *ὀθόναι* (= hebr. *'ethûn*), vielleicht auch *φᾶρος* : ägypt. *pāār* „Linnen" (Studniczka a. a. O. p. 89 oder zu *φάραι**) „weben" Hesych) begannen sich allmählich in Griechenland einzubürgern.

---

*) Man könnte zu *φάραι · ὑφαίνειν, πλέκειν* usf. *brdo* „licium" b. *brŭdo,* klr. *berdo* „Weberkamm" (**ber-do*), ahd. *bor-to* „Saum, Besatz"

Schließlich aber bietet auch das alte Italien äußerst conforme Verhältnisse. Zunächst wurde auch hier die *toga* (: *tego* „decke"), die der *χλαῖνα* (resp. dem *πέπλος*) und dem *sagum* der Nordvölker entspricht, ursprünglich ohne Unterschied von Männern und Frauen getragen (*Non* p. 540, 31: *toga non solum viri sed etiam feminae utebantur*). Ferner aber entstammt die *tunica* (**ctunica: ketonet*) ebenfalls dem semitischen Kulturkreis und wurde in alter Zeit ebenfalls nicht notwendig getragen (*Gell. N. A.* VII, 12, 3: *viri autem Romani primo quidem sine tunicis toga sola amicti fuerunt*). Vgl. weiteres bei Baumeister Denkmäler unter *toga*.

Überblicken wir diese Verhältnisse, so gewinnt es einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß die ursprüngliche Gewandung wenigstens der europäischen Indogermanen ein von beiden Geschlechtern gleichmäßig getragenes (eine auch sonst auf primitiven Kulturstufen vielfach bezeugte Sitte), aus Wolle oder Linnen bestehendes Zeugstück gewesen ist, welches dem Fell der Tiere, der primitivsten Menschentracht, nachgebildet, wie ein Mantel über die Schulter geworfen, hier mit Fibulae oder Dornen festgenestelt, und unter dem ein eigentliches Unterkleid ursprünglich nicht getragen wurde. Möglich ist, daß letzteres in der Urzeit durch den um die Lenden zur Bedeckung der Scham geschlungenen Schurz ersetzt wurde, wie ihn altgriechische Denkmäler zeigen (Studniczka p. 31), wie er im alten Rom statt der Tunika getragen wurde (*cinctus*, *subligaculum*, *campestre*), von dem Tacitus freilich nichts berichtet. Es ist aber eine ansprechende Vermutung Studniczka's p. 31 Anm. 10, daß an ihn der Gebrauch der Beinlinge anknüpfte, welche die Nordvölker immer mehr praktisch verwendeten. Ihre Erfindung scheint, was wenigstens Europa anlangt, von den Kelten ausgegangen zu sein, worauf die auf Entlehnung von West nach Ost beruhende Reihe

kelt. *braccae*, altn. *brókr*, ahd. *bruoh*, russ. *braki*

hinweist.

Für die Ausbildung des Begriffes der Gürtung in der Urzeit ist die Gleichung: griech. *ζώννυμι*, *ζώνη*, *ζῶμα*, lit. *jù'sta*

(„gewebtes") stellen. Schon Bezzenberger hat lett. *buras*, *burvas* „kleines Segel" (Fick Vergl. W. II [4], 165) verglichen.

„Gürtel“, altsl. *po-jasŭ* „ζώνη“, zend. *yâstô* „gegürtet“ von Wichtigkeit.

Auch für Schutz der Füße ward frühzeitig gesorgt. Vgl. griech. κρηπίς, lat. *carpisculum*, lit. *kùrpė*, agls. *hrifeling* (Kluge). Eine wichtige Gleichung in dieser Beziehung ist auch lit. *aũklė* „Fußbinde“ (neben *aũtas*): zend. *aothra* „Schuh“, *aothrava* „Gamasche“ (**au-tlo*: lat. *ind-uo, ex-uo*). Über Kopfbedeckungen ist schon Abh. III, Kap. X gesprochen worden.

Wir haben uns bei diesem Versuch, die Grundzüge der indog. Tracht festzustellen, auf die Vergleichung der wichtigsten Völker Europas beschränkt, weil die einschlagenden Verhältnisse hier klarer liegen und besser durchforscht sind als auf dem arischen Völkergebiet. Vgl. über die Iranier W. Geiger Ostiran. Kultur p. 224 ff., über die Inder Zimmer Altindisches Leben p. 261 ff. Wie es scheint, haben wir es hier mit vorgeschritteneren Kostümverhältnissen zu thun, insofern hier Unter- und Oberkleid überall vereinigt auftreten. Doch muß erst von der Zukunft eine genaue Darstellung der ältesten Geschichte namentlich der indischen Tracht erwartet werden.

Dieses Kapital bot noch zu mancherlei Erörterungen Anlaß. Es hätte über die auch für Sitten und Anschauungen höchst wichtige Geschichte der Haartracht gesprochen werden können, die Frage der bei mehreren indog. Völkern bezeugten Tätowierung (vgl. V. Hehn p. 18 f. und oben p. 122) konnte erörtert werden und anderes. Leider müssen wir uns versagen, auf diese Punkte des näheren einzugehn.

Bemerkt sei zum Schluß, daß auch allerhand Zierat zum Schmuck des Körpers schon in der Urzeit erfunden sein mag. Eine wichtige Gleichung hierfür ist zend. *minu* (skrt. *maṇí?*), griech. μάννος, lat. *monile*, altkelt. μανιάκης, ir. *muince*, altsl. *monisto*, ahd. *menni*, die zu ahd. *mana* „Mähne“, skrt. *mányâ*, ir. *muin* „Nacken“ gehören, wie altsl. *grivĭna* „Halsschmuck“ : *griva* = skrt. *grîvâ'* „Nacken“. Das wichtigste Material derartiger primitiver Kunsterzeugnisse mag das Kupfer gewesen sein.

IX. Kapitel.

Die Wohnung.

Die Wagenwohnung. Terminologie der Wagenbaukunst. Die unterirdische Wohnung. Die indog. Hütte. Das Material derselben. Ihre älteste Form. Thür. Fenster. Herd. Stall.

Die Alten wußten, daß ein großer Teil des nördlichen Europa von einer halbnomadischen Bevölkerung inne gehalten wurde, welche als einzige Wohnungsstätte den Wagen benutzte, der Hab' und Gut, Kind und Kegel zu neuen Weideplätzen und Ansiedelungen führte. Am übereinstimmendsten wird dies aus dem Osten unseres Erdteils, von Scythen und Sarmaten berichtet, zu deren bedeutsamsten Charakterzügen das Leben auf dem Wagen gehört:

> *Campestres melius Scythae,*
> *quorum plaustra vagas rite trahunt domos,*
> *vivunt et rigidi Getae.* Horaz, III, 24.

Aber auch bei unzweifelhaft indog. Völkern kehrt der gleiche Brauch wieder. So führen die Bastarnen, das erste germanische Volk, welches auf dem Schauplatz der Geschichte (um 200 v. Chr.) erscheint, ihre Weiber und Kinder auf Wagen mit sich (Müllenhoff D. A. II, 104 f.). Ebenso konnten die Sueben (Strabo c. 291) leichtlich ihre Wohnungen auf die Wagen setzen und mit ihren Herden wandern, wohin es ihnen gefiel. Die Wohnungen der Cimbern, die sich gleichfalls auf den Wagen befanden (*domus*

plaustris impositae) wurden, als die Herren gefallen waren, noch von den Hunden verteidigt (Plin. *hist. nat.* VIII, 40, 61), u. s. w.*)

Es kann aber nach dem, was wir oben (Kap. V) über die ursprünglich wenig stabile Lebensweise auch der übrigen Indogermanen und ihr lockeres Verhältnis zu der Scholle, auf welcher sie saßen, berichtet haben, keinem Zweifel unterliegen, daß der Gebrauch der Wagenwohnungen ein von den Nordstämmen bewahrter Zug der Urzeit ist, und so kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir schon in der Ursprache eine ziemlich weitgehende Terminologie der Wagenbaukunst finden. Davon abgesehn, daß fast alle indog. Sprachen sich zur Bezeichnung des Wagens einhellig der Wurzel *veĝh* bedienen: sskrt. *vâ'hana*, griech. *ὄχημα*, *ὄχος*, ahd. *wagan*, altsl. *vozŭ*, lit. *weżìmas*, altir. *fén* (**veg-n*) finden sich folgende Teile des Wagens übereinstimmend benannt:

Das Rad: lat. *rota*, lit. *rãtas*, ahd. *rad*, altir. *rath*, sskrt. *rátha* („Wagen").

„ : sskrt. *cakrá*, griech. *κύκλος*, agls. *hweol* (**qe-qló*) — ohne Reduplication: altsl. *kolo*, altn. *hvĕl.***)

Die Achse: sskrt. *áksha*, griech. *ἄξων*, *ἅμ-αξα*, lat. *axis*, ahd. *ahsa*, altsl. *osĭ*, lit. *aszìs*.

Die Nabe: sskrt. *nâ'bhi*, agls. *nafu*, ahd. *naba*, altpr. *nabis*.

Die Lünse: sskrt. *âṇí*, ahd. *lun*, agls. *lynes*, alts. *lunisa* (Fick B. B. VII, 95).

Die Deichsel: lat. *têmô* (**teicsmô*), ahd. *dîhsala*, altn. *þísl*, agls. *thîxl* (?).

Das Joch: sskrt. *yugá*, griech. *ζυγόν*, lat. *iugum*, got. *juk*, altsl. *igo*, lit. *jùngas*, cymr. *iou*.

In dieser Zusammenstellung fehlt, wie man sieht, eine einheitliche Benennung der Radspeiche (sskrt. *ará*, griech. *κνήμη*, lat. *radius*, ahd. *speihha*). Auch die Benennungen des Radkranzes

---

*) Die häufigste Benennung des nordischen Wanderwagens ist das lat. *carrus*, wahrscheinlich selbst ein barbarisches Wort (oben p 382). Vgl. altir. *carr*, ahd. *charro*, auch *καράμα· ἡ ἐπὶ τῆς ἁμάξης σκηνή* und *καραρύες· οἱ Σκυθικοὶ οἶκοι* (Diefenbach O. E.). Im Kriege werden diese *carri* als Wagenburg, *carrâgô* gebraucht.

**) Die Kürze ist metrisch gesichert.

gehen auseinander bis auf griech. ἴτυς, welches genau dem lat. *vitus* entspricht (eigentl. „Weide“). Vielleicht gehört auch ahd. *felga* „Radkranz“: ahd. *felawa* „Weide“ (oben p. 394).

Dies weist darauf hin, daß wir uns das Rad der Urzeit noch als ein speichenloses denken müssen. In der ältesten Zeit wußte man zwei Räder nur dadurch herzustellen, daß man sie zusammen mit der sie verbindenden Axe aus dem Stück eines Baumstammes heraushackte, und es muß schon als ein Fortschritt bezeichnet werden, daß man sich, offenbar schon vor der Trennung der Völker, darauf verstand, die Axe als ein besonderes Stück herzustellen und sie mit Hilfe der Lünse im *tympanum* zu befestigen.

Dem so gewonnenen Bilde entspricht die Schilderung, welche die Alten von dem römischen *plaustrum* entwerfen: „Die Räder an dem Plaustrum sind nicht gespeicht, sondern es sind *tympana*, die mit der Axe zusammenhängen und mit einer eisernen Schiene umlegt sind. Die Achse wird mit den Rädern umgedreht; denn die Räder werden an den Spindeln oder hervorragenden äußersten Teilen des Rades befestigt“ (Probus z. *Verg. Georg.* I.). Ganz ähnlich muß auch der von Rindern gezogene germanische Wagen gewesen sein, welcher auf der Siegessäule des Marc Aurel abgebildet ist (vgl. z. B. Felix Dahn Urgeschichte der germ. und roman. Völker II, 161).

Die uralte Bekanntschaft der Indogermanen mit der Kunst des Wagenbaus kann aber als eine charakteristische Eigentümlichkeit dieser Völkersippe betrachtet werden, durch welche sich dieselbe ebenso von den umwohnenden Stämmen finnischer wie turko-tatarischer Herkunft unterscheidet. Alles, was sich in den finnischen Sprachen auf die Kunst des Wagenbaues bezieht, ist slavischer oder germanischer Herkunft (Ahlqvist Kulturwörter p. 125). Ebenso ist nach Vámbéry (Primitive Kultur p. 128) den Türken der Wagen zu allen Zeiten eine fremde Erfindung gewesen. Dafür ist den Bewohnern der asiatischen Steppen seit Uralters das Kamel dienstbar gewesen, welches Zelt und Weib und Kind auf seinem geduldigen Rücken trägt. Die Indogermanen aber, denen, wie wir oben p. 387 sahen, die Bekanntschaft mit diesem wertvollen Transporttier abging, welches gleichsam Zugtier und Wagen vereinigt, waren frühzeitig auf die Erfindung des letzteren, einer Hauptbedingung ihres Wanderlebens, angewiesen.

Dürfen wir uns somit die Indogermanen in den Zeiten der Wanderungen als ἁμαξόβιοι, wie die Zigeuner oder anderes fahrendes Volk vorstellen, so erhebt sich weiter die Frage, wie beschaffen ihre Wohnungen in den Epochen der Niederlassungen waren, welche sich, je mehr die Indogermanen sich dem Ackerbau zuwandten, über immer größere Zeiträume ausdehnten.

Zunächst ist hier von den unterirdischen, d. h. in die Erde eingegrabenen Wohnungen zu sprechen, deren Vorhandensein bei zahlreichen indog. Völkern überliefert ist, und die ebenso gegen die Kälte des Winters wie gegen die Hitze des Sommers Schutz boten. Noch im Avesta werden derartige Wohnungen unter dem Namen *kata**) (: *kan* „graben") genannt. Aus diesem Wort ist dann die gewöhnliche Benennung des Hauses im Neupersischen (*kad*, *kadah*) und in den Pamirdialekten (*ket*, *čéd* ꝛc.) hervorgegangen. Vgl. Tomaschek Pamird. II, 77. Über ähnliches wird bei den Phrygern von Vitruv (II, 1, 5) berichtet. Auch bei den Armeniern fand Xenophon (*Anab.* IV, 5, 24) *κατάγειοι οἰκίαι*. Ihr Eingang war wie die Öffnung eines Brunnens, nach unten sich erweiternd. Für das Zugvieh, das also mit unter die Erde genommen wurde, waren Zugänge gegraben. Die Menschen stiegen auf einer Leiter hinab.

Von den Germanen berichtet Tacitus *Germ.* Kap. 16: *solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, subfugium hiemis et receptaculum frugibus, quia rigorem frigorum eius modi locis molliunt, et si quando hostis advenit, aperta populatur, abdita autem et defossa aut ignorantur aut eo ipso fallunt quod quaerenda sunt.* Diese Nachricht erhält ihre weitere Bestätigung durch Plinius *hist. nat.* XIX, 1, 2: *In Germania autem defossi atque sub terra id opus* (*texendi*) *agunt* (oben p. 481).

Der altgermanische Name solcher unterirdischer Wohn- und

*) Vielleicht gehört auch altsl. *kąšta* „Haus, Hütte, Zelt" aus **kont-ja* hierher.

Bemerkt sei, daß im Finnischen das Haus ganz wie im Iranischen benannt ist: finn. *kota*, estn. *koda*, mordv. *kud*, tscherem. *kuda*. Liegt hier Entlehnung vor? Ahlqvist p. 103 ff., vgl. auch oben p. 64, bemerkt diesen Zusammenhang nicht.

Echt finnisch ist jedenfalls finn. *sauna*, estn. *saun* ꝛc. „die unterirdische Wohnung".

Webestätten war ahd. *tunc*, wie noch jetzt in Nürnberg eine kellerartige Weberwerkstätte eine *tung*, in Augsburg eine *dung* heißt. Da nun Tacitus ausdrücklich von einem Bedecken dieser Wohnungen durch *fimus* spricht, so scheint nichts näher zu liegen, als *tunc* „*textrina*" mit ahd. *tunga* „*stercoratio*" „Düngung" für identisch zu halten (Wackernagel Haupts Z. VII, 128 ff.). Allein bei näherem Zusehn erscheint es doch sehr bedenklich, daß die Germanen eine Wohnungsart mit einem Worte benannt haben sollen, welches ursprünglich einfach „Mist" bedeutete — das Düngen war übrigens zur Zeit des Tacitus wahrscheinlich noch unbekannt (Rautenberg Progr. Hamburg 1880 p. 15 f.) —, und zwar ohne eine sprachliche Ableitung von demselben. Es scheint mir daher geratener, wie es schon Graff (Sprachschatz) wollte, die beiden althochdeutschen Wörter *tunga* „Düngung" und *tunc* „in die Erde gegrabene Wohnung" von einander zu trennen. Letzteres kann nun auf ein indog. *dhn̥gh-* zurückgehen. Hierzu aber würde die bisher unerklärte*) Sippe von griech *τάφ-ρος* „Graben", *τάφος* „Grab", *θάπτω* „(be)graben" (**dhn̥gh-jô*) sich sinn- und lautgerecht stellen. Ahd. *tunc* wäre dann soviel wie *gruobe*, mit welchem es zuweilen synonym ist (Wackernagel a. a. O. p. 131).

Sehr häufig wird die unterirdische Bauweise von scythischen**) Stämmen berichtet, deren gemütliches Winterleben der Dichter höchst idyllisch schildert:

> *Ipsi in defossis specubus secura sub alta*
> *otia agunt terra, congestaque robora totasque*
> *advolvere focis ulmos ignique dedere.*
> *Hic noctem ludo ducunt et pocula laeti*
> *fermento atque acidis imitantur vitea sorbis.*

Verg. Georg III, 376 ff. Natürlich hat der hauptstädtische Dichter derartige Behausungen, von deren Schattenseiten nach

---

*) Vgl. Curtius Grdz.[4] p. 502, J. Schmidt Voc. I, 164. Schade Ahd. W. stellt *tunc* und *dünger* : lit. *deñkti* „decken", was lautlich wohl angeht, aber für *tunc* „unterirdische Wohnung" durchaus nicht den charakteristischen Sinn wie unsere Erklärung ergiebt.

**) *Ἔφορος δὲ τοῖς Κιμμερίοις προσοικῶν φησι αὐτοὺς ἐν καταγείοις οἰκίαις οἰκεῖν, ἃς καλοῦσιν ἀργίλλας* Strabo p. 351.
Ἄργελλα· οἴκημα Μακεδονικὸν, ὅπερ θερμαίνοντες λούονται Suidas. Vgl. L. Diefenbach O. E. p. 91, 233 f.

neueren Analogieen V. Hehn (p. 471 f.) ein anschauliches Bild giebt, niemals betreten. Vielmehr ist auch dies ein Zug jener Romantik, welche die klassischen Schriftsteller so oft über das nördliche Barbarentum ausgegossen haben.

Auch von den Griechen werden mehrere Benennungen solcher höhlenartiger Wohnungen überliefert (J. Müller Privataltertümer p. 339): *γύπαι*, *γυπάρια*, *φωλεοί* (: *fallo* „Schlupfwinkel"), *τρῶγλαι*, *σπήλαια*. Von diesen findet sich *γύπα*, das mit *καλύβη* „Hütte", *θαλάμη* „Gemach" und mit *ἡ κατὰ γῆν οἴκησις* von Hesych glossiert wird, im Germanischen wieder. Ich stelle hierher altn. *kofi* „Hütte", agls. *cofa* „Gemach", mhd. *kobe* „Stall", „Kofen", ahd. *chubisi* „Hütte" (**gupa*). Als Grundbedeutung ergiebt sich alsdann „unterirdische Höhle". Vgl. oben zend. *kata*: npers. *kad* „Haus". Altsl. *župište* „*cumulus, sepulcrum*" ꝛc. ist wohl fern zu halten.

Soviel über die unterirdischen Wohnungen der Indogermanen. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß denselben auch die Anfänge eines eigentlichen Haus- und Hüttenbaus bereits bekannt waren. Hierauf weisen Gleichungen direkt hin wie skrt. *damá*, armen. *tun*, griech. *δόμος*, lat. *domus*, altsl. *domŭ*, altir. *aur-dam* „*prodomus*" : *δέμω*, got. *timrjan* „zimmern" (doch oben p. 395); skrt. *çâ'lâ* „Hütte", griech. *καλιά*, lat. *cella*, germ. *halla* (: *celâre*, ahd. *helan*); zend. *dvarem* „Thor", armen. *durn*, griech. *θύρα*, lat. *fores* (auch *forum*), altsl. *dvĭrĭ* „Thüre" (*dvorŭ* = *forum*), lit. *dùrys*, got. *daúr*, altir. *dorus* (skrt. *dvár-* ?); vgl. oben p. 152 f.; skrt. *â'ta*, zend. *āithya*, lat. *antae* „Thürpfosten". Auch zwei gemeinschaftliche Wurzeln in dem ursprünglichen Sinn von „bedecken" sind übereinstimmend benutzt worden, um Bezeichnungen des Hauses (und Daches) zu schaffen. So W. *steg*, *teg*, lat. *tego* : griech. *στέγος*, *τέγος*, altir. *teg*, lat. *tectum*, altn. *þak*, lit. *stógas*, so auch eine W. *qleit*, *qlit* = alts. *hlîdan* „bedecken", „verschließen": got. *hleiþra* „Hütte" (altn. *hliþ* „Thor"), altsl. *klětĭ* „*domus, cavea*", ir. *cléthe* „Dach" (*cliath* „*crâtês*"). Vielleicht gehört auch griech. *κλισίη*, *κλίσιον*, *κλισιάς* „Hütte, Zelt" hierher.*)

Da es aber auf der Hand liegt, daß die meisten dieser Ausdrücke ebenso von dem marmornen Palast wie von der hölzernen

*) Anders Feist Grundriß der gotischen Etym., welcher got. *hlija* und *hleiþra* nebst *κλισίη* nach Curtius : *κλίνω* stellt.

Hütte gebraucht werden können, und dieselben demnach unmittelbar nichts über die Beschaffenheit der indog. Wohnung aussagen, so werden wir uns, um dieselbe zu bestimmen, nach weiteren Anhaltepunkten umsehen müssen.

Ich glaube nun, daß sich für die ältesten Häuser der Indogermanen zweierlei feststellen läßt: erstens daß das Material zu denselben lediglich aus Holz, Flechtwerk, Lehm, nicht aus Stein bestand, und zweitens daß die gewöhnliche, vielleicht älteste Form, wenigstens der europäischen Hütte, der Kreis gewesen ist.

Wenden wir uns zunächst zu dem ersten Punkte, so liegen die Verhältnisse naturgemäß am durchsichtigsten und einfachsten bei den nördlichen Völkern. Nach dem Bericht des Tacitus *Germ. cap. 16* war den Germanen der Gebrauch des Mörtels und der Ziegeln unbekannt: *materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem.* Desgleichen sagt Herodian VII, 2 von Maximinus „er brannte (*anno 234*) die ganze Gegend (der Alamannen, Chatten, Hermunduren) nieder ..... denn auf das leichteste erfaßt das Feuer sämtliche Wohnungen; denn aus Mangel an Steinen und Ziegeln sind dieselben ganz aus Holz" u. s. w. Vgl. Baumstark Ausf. Erl. I, 566. Auch Flechtwerk wird, worauf sprachliche Gesichtspunkte hindeuten, in Anwendung gekommen sein. So steht im Althochd. *want* „die Wand" neben got. *vandus* „Rute", im Gotischen selbst wird die Wand *vaddjus* (altn. *veggr*) genannt, das aus **voj-u-s* hervorgegangen, zu der im vorigen Kapitel p. 477 besprochenen Wurzel *vei* (**véj-eti*) gehören dürfte, die dann hier ursprünglich so viel wie „flechten" bedeuten würde.*) Auch ist es vielleicht nicht richtig, das ahd. *louba* „Hütte, Zelt, Zimmer", das ins Mittellateinische (*laupia*) sowie in die romanischen Sprachen (lomb. *lobia*, it. *loggia*) eingedrungen ist, wie es Kluge (Et. W.[4]) thut, von got. *laufs* „Laub' 2c.

---

*) Got. *baúrgs-vaddjus* τεῖχος, *grundu-vaddjus* θεμέλιον. Zu der angeführten Erklärung stimmt, daß die germanischen Befestigungen auf der Siegessäule Marc Aurels (F. Dahn Urgeschichte II, 172) sichtlich am oberen Ende aus Flechtwerk hergestellt sind. In demselben Sinn, in welchem hier die W. *vei* gebraucht wäre, kommt auch lat. *texo* vor. Vgl. Ovid Fast VI, 261 vom ältesten Tempel der Vesta:

quae nunc aere vides, stipula tum tecta videres,
et paries lento vimine textus erat.

zu trennen (vgl. Rautenberg a. a. O. p. 11). Als gemeinsame Eigentümlichkeit der nordischen Völker wird von Plinius *hist. nat.* XVI, 36, 64 das Strohdach angegeben: *Tegulo earum harundinum domus suas septentrionales populi operiunt, durantque aevis tecta talia.*

Der indirekte Beweis aber dafür, daß Steinbauten den Germanen fremd waren, wird durch den Umstand geliefert, daß fast alle auf diese neue Kunst bezüglichen Ausdrücke dem Lateinischen entstammen. Es genügt in dieser Hinsicht auf die Zusammenstellungen von W. Franz Lat.-rom. Elemente im Althochd. Straßburg 1884 zu verweisen. Man vgl. ahd. *mûra* = *mûrus*, *ziegal* = *tegula**), *mortere* = *mortarium*, *pfost* = *postis*, *phîlari* = *pilarius*, *turri* = *turris*, *scintala* = *scandula*, *pforzih* = *porticus*, *chalch* = *calx* und andere. Schon im Jahre 356 fand Julian bei den Alemannen zwischen Rhein und Main ganze Dörfer nach dem Muster römischer Villen erbaut (F. Dahn Urgeschichte I, 56 nach Amm. Marc.)

Schon vor diesem römischen Einfluß hatten die Germanen vielleicht einiges im Bauwesen den Kelten abgesehn, worauf die Entlehnung des got. *kêlikn* „Turm, oberes Stockwerk, Speisesaal" aus gall. *celicnon* „Turm" (Stokes Beiträge II, 100, 108) hinweist.

Ähnlich liegen die Dinge bei den Slaven. Daß die Veneti schon im I. Jahrhundert nach Chr. im Gegensatz zu den Sarmaten *in plaustro equoque viventibus* Häuser bauten, sagt Tacitus Germ. Kap. 46. Wie elend dieselben noch nach Jahrhunderten beschaffen gewesen sein müssen, lehrt der Bericht des Prokop B. G. III, 14 von den *Σκλαβηνοὶ* und *Ἄνται* (*οἰκοῦσι δὲ ἐν καλύβαις οἰκτραῖς διεσκημένοι πολλῷ μὲν ἀπ' ἀλλήλων*). Auch hier zeigt die Sprache, daß wir nur an Holzbauten denken dürfen, da „es an gemeinslavischen Ausdrücken fehlt, die zur Annahme berechtigen, daß die Slaven der Urzeit auf die Steinbaukunst sich verstanden" (Krek Einleitung[2] p. 145). Vielmehr sind die Slaven auf diesem Gebiet Schüler einerseits der klassischen Völker, andererseits ihrer germanischen Nachbarn, was hier nicht weiter

---

*) Die Goten hatten hierfür ein eignes Wort *skalja*, das wohl statt mit Feist a. a. O.: *σκάλλω* „grabe" eher: *σκέλλω* „trockne, dörre" zu stellen ist. Vgl. lat. *coctile* : *coquo*.

ausgeführt werden soll. So entstammt z. B. dem griechischen *πλίνθος* altsl. *plinŭta*, dem mgriech. *ἄσβεστος* altsl. *izvistŭ*, dem griech. *τέρεμνον* altsl. *trĕmŭ* „Turm", dem deutschen *chalch* altsl. *klakŭ*, dem deutschen *ziegal* russ. *cigelĭ* u. s. w.

Sehr bemerkenswert ist, daß eine in allen Slavinen wiederkehrende Benennung des ganzen Hauses (altsl. *hyzŭ* u. s. w.), und zwar schon in sehr früher Zeit, dem Germanischen entnommen wurde (ahd. *hûs* ꝛc., ungewissen Ursprungs.*) Auch altsl. *hlĕvŭ* „Stall", *hlĕvina* „Haus" sind wahrscheinlich gleicher Herkunft (altsl. *hleo*, altn. *hlé*, got. *hlija*).

Aber auch im Süden Europas haben sich trotz der Pracht des Marmors, die uns hier blendet, unzweifelhafte Spuren des Hüttenbaus erhalten. „Griechen und Italiker kannten, als sie in die beiden klassischen Halbinseln einwanderten, keine andere Wohnstätte als die aus Stroh, Reisig oder Lehm errichtete Hütte." Den archäologischen Nachweis für diese Behauptung hat namentlich für das alte Italien W. Helbig Die Italiker in der Poebne p 45 ff. geführt. Dieselbe läßt sich auch durch sprachliche Beobachtungen stützen. So weist das griech. *τεῖχος* „Mauer", *τοῖχος* „Wand" durch seine Verwandtschaft mit skrt. *dêhî́* „Aufwurf", „Wall" und mit altn. *deig* „Teig", got. *deigan* „aus Thon bilden", lat. *fingere*, *figulus* „Töpfer" deutlich auf Lehm — nicht auf Steinwände hin. Das griech. *ὀροφή* „Dach" (: *ἐρέφω* „bedecke", altn. *ráf*, *ráfr* „Dach", ahd. *râfo*, *râvo* „Balken") ist identisch mit *ὄροφος* „Rohr", ebenso wie im lat. *culmen* „Dach" eins mit *culmus* „Halm" ist, und anderes.

Mitten zwischen diesen stroh- und rohrbedeckten Lehm- und Holzhütten der Balkanhalbinsel erhoben sich dann, von phönicischen Steinmetzen aufgeführt, die steinernen Paläste der griechischen Fürstengeschlechter, wie sie die Ausgrabungen von Tiryns dem staunenden Blick gezeigt haben, und die auch für die folgenden

---

*) Die gewöhnliche Herleitung von ahd. *hûs* und *hütte* ist von griech. *κεύθω* (*ὅταν σε δόμοι κεκύθωσι καὶ αὐλαὶ* Od. VI, 303). Vgl. auch *καλύβη* : *καλύπτω*, griech. *καλιά*, lat. *cella* : *celare* u. a. Die Grundform wäre alsdann **kût-to*. Feist a. a. O. p. 58 wendet dagegen ein, daß „ein *-to*-Particip nie aktiven Sinn hatte". Dies ist aber nicht richtig. Vgl. Brugmann Grundriß II, 206 und oben p. 480. Ich halte also die angegebene Deutung von *hûs* immerhin für möglich.

Jahrhunderte und für das homerische Zeitalter das freilich unerreichte Vorbild des griechischen Anaktenhauses waren. Bei der unzweifelhaften Abhängigkeit der Griechen aber von orientalischer Baukunst ist es charakteristisch für ihr sprachliches Verhältnis fremden Kultureindringlingen gegenüber (vgl. oben p. 103, 208), daß sie auch auf dem Gebiete des Bauwesens fast ausschließlich die Terminologie aus dem Borne der eignen Sprache schöpften. Entweder wurden die alten indog. Ausdrücke auf die neuen Begriffe übertragen (*θύραι, πρόθυραι, δῶμα, δόμος, πρόδομος*) oder mit einfachen Mitteln neue aus dem einheimischen Sprachstoff geschaffen (so *μέγαρον* „Männersaal“ eigentl. „das große“, *ὑπερῷον* „Oberstock“, eigentl. „das obere“). Nur wenige Ausdrücke sind semitischen Ursprungs verdächtig, wie etwa *κίων**) „Säule“ = hebr. *kijjûn* „Statue“ und *λέσχη* „eine Art öffentliche Herberge“ = hebr. *lishĕkâh* „Zelle am Tempel“, „Zimmer im Schloß“, „Speisesaal“.**)

Anders wie die Griechen der semitischen, haben sich auch hier die Römer der griechischen Kultur gegenüber in sprachlicher Hinsicht verhalten, und eine sehr große Zahl griechischer, dem Gebiet einer verfeinerten Baukunst angehörigen *termini* ist im Laufe der Zeit in das Lateinische übernommen worden (O. Weise a. a. O. p. 193 ff.).

Endlich sind auch den arischen Indogermanen in der ältesten Zeit Steinbauten noch völlig unbekannt gewesen. In der Epoche des Atharvaveda war das indische Haus ein reiner Holzbau, der von Zimmer (Altind. Leben p. 153) folgendermaßen geschildert wird: „Strebepfeiler — wohl vier — wurden auf festem Grunde

---

*) Doch fehlt es auch nicht an einer indog. Etymologie : griech. *κίων* = armen. *siun* (Hübschmann A. St. p. 49).

**) Auch die einzig mögliche Herleitung von *λέσχη* aus dem Griechischen : *λέσχη* aus **λεχ-σκη* : *λέχος* „Bett“, got. *ligan* führt auf die Grundbedeutung „Herberge“ (vgl. *πάσχω* aus **παθ-σκω* Meister Die griech. Dialekte II, 50). Leist (Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 119 ff.) faßt *λέσχη* von Anfang an als „Gemeindehaus“ = skrt. *sábhâ*, ohne zu bedenken, daß gerade die ältesten Erwähnungen der *λέσχη* bei Homer und Hesiod hierzu nicht passen. Denn ein Bettler ist doch sicherlich nicht in das „Gemeindehaus“ gegangen, um dort zu übernachten (Od. XVIII, 327). Ich betrachte die politische Bedeutung der *λέσχη* daher als eine spätere. Vgl. Vf. Handelsgeschichte und Warenkunde I, 29 ff.

errichtet, Stützbalken lehnten sich schräg wider dieselben; Deckbalken verbanden die Grund- und Eckpfeiler des Hauses; lange Bambusstäbe lagen auf ihnen und bildeten als Sparren das hohe Dach. Zwischen den Eckpfeilern wurden je nach Größe des Baues verschiedene Pfosten noch aufgerichtet. Mit Stroh oder Rohr, in Bündel gebunden, füllte man die Zwischenräume in den Wänden aus und überzog gewissermaßen das Ganze damit. Riegel, Klammern, Stricke, Riemen hielten die einzelnen Teile zusammen".

Ganz ähnlich mag das Haus des Avesta, über welches wir leider sehr wenig erfahren (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 216 f.), ausgesehen haben; doch verstanden die alten Iranier sich bereits darauf, Ziegeln (zend. *ishtya*) zu brennen. Wie leichtgebaut und zeltartig jedenfalls das Haus des Avestavolkes war, geht aus einer Stelle des Vendidâd hervor, auf welche Geiger a. a. O. aufmerksam macht, wo die Möglichkeit offen gehalten wird, hinsichtlich eines außerhalb seiner Wohnung Verstorbenen die Leiche entweder zur Wohnung oder die Wohnung zur Leiche zu transportieren.

Kürzer können wir uns über den zweiten der beiden oben aufgestellten Sätze fassen, daß nämlich die gewöhnliche Form, wenigstens der europäischen Hütte, der Kreis gewesen sei. Ist das richtig, so wird man nicht mit der Vermutung irren, daß dies als eine Nachahmung des filzbedeckten, kreisförmigen Zeltes des Nomaden aufzufassen sei.

Die germanischen Hütten, welche die Reliefs der Siegessäule Marc Aurels darstellen, sind rund. Ebenso beschreibt Strabo p. 197 die Wohnungen der Belgen: *τοὺς δ᾽ οἴκους ἐκ σανίδων καὶ γέῤῥων ἔχουσι μεγάλους θολοειδεῖς, ὄροφον πολὺν ἐπιβάλλοντες.* Auch die Urform der italischen Hütte ist durch Helbig als eine runde erwiesen worden, und wie die Aschenurnen der Nekropole von Alba Longa offenbar die rundlichen Hütten der Lebenden darstellen sollen, so sind auch die vorhistorischen Kuppelgräber von Mykenae, Menidi, Orchomenos nur als die Nachbildungen der menschlichen Wohnungen, des „Kreiszeltes" und „halbunterirdischer Erdhütten" zu betrachten (Helbig a. a. O. p. 50, J. Müller Privataltert. p. 341). Vielleicht hat sich auch eine gräco-italische Benennung jenes ursprünglichen hölzernen Rundbaus erhalten Ich stelle nämlich lat. *fala* „hölzerner

Turm, hölzernes Gerüst" (vgl. über dieses Wort W. Deecke Die Falisker p. 24 und oben p. 470 Anm.) dem griech. *θόλος* „Rundbau und Kuppeldach" gleich, dessen eigentliche Bedeutung im homerischen Anaktenhaus allerdings nicht völlig klar ist (J. Müller a. a. O. p. 352), das aber in jedem Fall immer ein rundes Gebäude, auch runde Tempel (Guhl und Koner Das Leben der Griechen und Römer[4] p. 48) bezeichnet, wie ja auch gerade dieses Wort (*θολοειδής*) von Strabo zur Schilderung der kreisförmigen keltischen Hütten gewählt wurde. Übrigens dürfte mit *θόλος*, wie schon bei Vaniček (Et. W. p. 395) vermutet wird, auch *θάλαμος* zusammenhängen. Zu einer höheren Vorstellung von dem indogermanischen Hause ist R. Henning in seiner gediegenen Schrift Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung (Straßburg 1882) gekommen. Er sieht den Typus der Urzeit in dem „ostgermanischen" Haus bewahrt, das vollständig dem griechischen Wohnhaus entspreche. „Auch das ostgermanische Haus hat eine vorn am Giebel gelegene, offene und geräumige Vorhalle, deren nordischer Name fast bei allen arischen Stämmen seine Entsprechung findet (vgl. oben p. 493 über *halla*, dessen indog. Entsprechungen freilich andere Bedeutungen haben). Hinter derselben liegt ebenfalls nur noch der eine ziemlich quadratische, bis unter das Dach offene Raum mit dem Herd in der Mitte und dem Rauchloch oben in der Decke. Selbst die innere Einrichtung ist eine übereinstimmende: die Sitzplätze werden an den beiden Langwänden angebracht und das Bett steht im hinteren Winkel des Gemaches" (p. 108). So ansprechend diese Übereinstimmungen sind, so liegt doch gerade auf diesem Gebiete die Möglichkeit gleichartiger, aber von einander unabhängiger Entwicklung besonders nahe.

Vielleicht dürfen wir der Urzeit auch nicht nur einen einzigen Typus des Häuserbaues zuschreiben. Man könnte sich denken, daß die runde Hütte die Wohnung des gemeinen Mannes war, während für die Könige und Vornehmen schon geräumigere Blockhäuser in der von Henning geschilderten Form gebaut wurden.

Wir werden übrigens auf diesen Gegenstand in Kap. XI noch einmal zurückkommen.

Wir schließen dieses Kapitel mit einigen zerstreuten Bemerkungen über die innere Einrichtung der indog. Hütte.

Ebenso übereinstimmend wie die Benennungen der Thür (vgl. oben p. 493) in den indog. Sprachen sind — über ihre Beschaffenheit berichtet das got. *haúrds*, altn. *hurđ* „Thür" = lat. *crâtês* „Flechtwerk"*) —, ebenso auseinandergehend sind die Namen des Fensters, das daher nicht zu den integrierenden Bestandteilen der indog. Wohnung gehört haben dürfte. Als die Nordstämme diesen Begriff, vielleicht erst bei ihrer Berührung mit dem Süden kennen lernten (vgl. die Entlehnung des lat. *fenestra* in das Hochdeutsche), benannten sie ihn mit Wörtern, welche ursprünglich so viel wie Auge, Öffnung bezeichneten: altn. *vindauga*, got. *auga-daúrô*, altsl. *okno*. Natürlich war auch ein eigentlicher Schornstein zum Abzug des Rauches des Herdfeuers nicht vorhanden; derselbe mochte sich seinen Weg durch die natürlichen oder künstlichen Spalten des Daches selbst suchen, das durch keinen Boden getrennt, den Hüttenraum deckte. Nach alemannischem Recht hat das Neugeborene gelebt, wenn es die Augen geöffnet und das Dach und die vier Wände erblickt hat. Es erinnert an diese Zeiten, wenn in einigen Sprachen (got. *hrôt* „Dach": ahd. *ruoz*, griech. *μέλαθρον* : *μέλας*, vgl. auch lat. *atrium* : *ater*, nach anderen von zend. *âtar* „Feuer") das Dach als das rußige, schwarze aufgefaßt zu sein scheint.

Frühzeitig mußten Vorkehrungen getroffen sein, um das Feuer an einem bestimmten Teil der Hütte zu concentrieren. Vielleicht bezieht sich hierauf die allerdings zweifelhafte Gleichung got. *aúhns*, ahd. *ofan* = griech. *ἰπνός* „Ofen" : skrt. *ukhâ'* „Topf". Vgl. noch got. *azgô* „Asche" = griech. *ἐσχάρη* „Herd", wie skrt. *â'sa* „Asche" (skrt. *âshṭrî* „Feuerplatz") = lat. *âra*, umbr. *asa* (ahd. *essa*).**) Über *Vesta* — *Ἑστία* oben p. 182 f.

Wie fremd im ganzen Norden aber ursprünglich der Begriff eines „regelrecht geheizten Zimmers" war, zeigt der Umstand, daß die in der Herkunft noch nicht ermittelte Bezeichnung eines solchen gleichmäßig von der germanischen (ahd. *stuba*), romanischen (it. *stufa*), litu-slavischen (lit. *stubà*, altsl. *istŭba*) Sprachenwelt übernommen wurde.

---

*) Eine gräco-italische Gleichung für den Thürverschluß ist griech. *κλῄς* = lat. *clâvis* „Schlüssel". Die ursprüngliche Beschaffenheit desselben zeigt das genau entsprechende ir. *clói* „Nägel" an. Vgl. auch lat. *clâvus* „Nagel".

**) Teilweis anders Osthoff Beitr. v. Paul u. Braune XIII, 396 ff.

Ob man schon in der Urzeit besondere Stallungen zum Winterobdach für das Vieh errichtete, mag dahin gestellt bleiben. Einige Gleichungen wie griech. *μάνδρα* = skrt. *mandirá*, agls. *bôs*, altn. *bás*, got. *bans-ts* = griech. (*συ*)*φειός* (Bf. K. Z. XXX, 483) scheinen darauf hinzudeuten. Im allgemeinen aber wird man die Haustiere, entweder wie es die Armenier (vgl. oben p. 491) thaten, im Winter mit in die Wohnungen der Menschen hinabgenommen haben, oder man ließ die Herden an geschützten Orten, von Hürden geborgen, im Freien überwintern, wobei aus Mangel an Nahrung, durch reißende Tiere und durch Kälte zahlreiche Stücke Viehs, manchmal ganze Herden zu Grunde gehen mochten.

X. Kapitel.

Handel und Wandel. *)

Tauschen. Kaufen und Verkaufen. Der Fremde. Ursprung der Gastfreundschaft. Stummer Tauschhandel und Marktverkehr. Handel und Wandel in der Sprache. Furten und Wege. Wohnten die Indogermanen am Meere? Die Schiffahrt.

Der Gedanke, ein fremdes Gut gegen einen Teil der eigenen Habe einzutauschen, ist ein so naheliegender, daß wir denselben auf jeder Kulturstufe voraussetzen dürfen. Ein solcher Tausch ist aber von einem regelrechten Kaufgeschäft, welches deutlich in die beiden Seiten des Kaufens und Verkaufens zerfällt und diesen Namen eigentlich erst bei dem Vorhandensein des metallischen Wertmessers, des Geldes, verdient, noch weit entfernt. Bei dem Tausch ist der Käufer zugleich Verkäufer und umgekehrt, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die kaufmännische Terminologie der indog. Sprachen noch deutliche Spuren des primitiven Zustandes verrät.

Der Begriff des Tauschens wird in den indog. Sprachen durch die W. *mei* ausgedrückt, welche in skrt. *mê*, *máyatê*, *desid. mitsatê*, im lat. *mûnus* „(Gegen)gabe," *mûtare* (: **moi-ta*), im

---

*) Dieses Kapitel stützt sich auf die ausführlichere Behandlung dieses Gegenstandes in meinem Buche Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde I (Die Ursprünge des Handels und Wandels in Europa) Jena 1886. Ich gebe hier eine Übersicht über die dort gewonnenen Ergebnisse, soweit sie die Urzeit anbetreffen, und benutze die Gelegenheit, einige neuere Beobachtungen hinzuzufügen.

litu-slavischen *maīnas-mĕna* „Tausch“ 2c. vorliegt. Der Gegenstand, für welchen ein anderer eingetauscht wird, später „der Kaufpreis“ ward in der Grundsprache durch **vesno* (skrt. *vasná*, griech. *ὦνος*, lat. *vênum*, altsl. *vĕno* „Mitgift“, urspr. „Kaufpreis“, armen. *gin*) bezeichnet. Die von diesem Substantiv abgeleiteten Verben (skrt. *vasnay* „feilschen“) verteilen sich gleichmäßig auf den Begriff des Kaufens (griech. *ὠνέομαι*, arm. *gnem*) und Verkaufens (lat. *vênire*, *vênumdare*, altsl. *vĕniti*). Einheitlicher scheint die Bedeutung in der Reihe: skrt. *krî-ṇâ'-mi*, ir. *crenim*, griech. *πρίαμαι* „kaufe“, vgl. auch lett. *kreens*, *kreena náuda* „Geschenk an die Braut“ (eigentlich „Kaufpreis“, wie altsl. *vĕno*, Bezzenberger in s. B. XII, 78); doch liegt auch hier neben dem ir. *crenim* „kaufe“ das verwandte (Windisch Beiträge VIII, 38) *creccaim* „verkaufe“.

Wie spät namentlich im Norden Europas das Bedürfnis auftrat, Käufer und Verkäufer sprachlich auseinander zu halten, zeigt am besten die germanische Sippe von got. *kaupôn*, altn. *kaupa*, ahd. *choufan*, agls. *ceápian*, welche „das Wesen des Handels nach allen Seiten“ (kaufen, verkaufen, Handel treiben u. s. w.) sprachlich umfaßt. Daß wir es hier mit frühzeitigen Entlehnungen aus dem Lateinischen zu thun haben, und daß die älteste Bedeutung der germanischen Wörter war „mit einem *caupo* Handelsgeschäfte treiben“, glaube ich an dem angegebenen Orte p. 88 ff. namentlich durch Hinweis auf die ganz analoge Erscheinungen darbietenden, aus lat. *mango* entlehnten ahd. *mangâri*, agls. *mangere*, altn. *mangari* „*mercator*“, agls. *mangian*, altn. *manga* „*negotiari*“ 2c. erwiesen zu haben. Aber auch das einheimische, noch nicht sicher erklärte*) got. *bugjan*, agls. *bycgan* hat neben der regelmäßigen

---

*) Zuletzt hat sich mit diesen Wörtern M. Müller *Biographies* p. 76 ff. beschäftigt. Er sieht als Grundbedeutung des agls. *bycgan* an *to bend or break off a piece from a coil of gold* (altn. *baugr* : got *biugan* „biegen“). Da aber „biegen“, nicht „brechen“ ist, und bei der Bezahlung mit Ringstücken alles auf letzteres ankommt, so scheint mir diese Erklärung nicht annehmbar. Wahrscheinlicher dünkt mir immer noch, daß got. *bugjan* „kaufen“ (*baúhta*) in demselben Sinne zu *bugjan* (*báug*) „biegen“ gehört, in welchem sich griech. *πωλέω*, *ἐμπολάω*, *πωλέομαι* : *πέλω* „drehen“, lit. *werczių̃s* „verkehre im Handel“ : lit. *wertù* = lat. *verto* „wende“ stellt, so daß die Bedeutungsentwicklung war: „ausbiegen“, „sich wenden“, „verkehren“, „im Handel verkehren“. Vgl. unten!

Bedeutung von „kaufen“ auch die von „verkaufen“ (vgl. das Glossar zu Ulphilas von Gabelentz-Löbe).

Naturgemäß vervollständigt sich die Terminologie des Kaufs auch durch Ausdrücke, welche auf die Grundbegriffe „Geben“ und „Nehmen“ zurückgehen. So einerseits im skrt. *parâ-dâ* „umtauschen“, lit. *pardů'ti* „verkaufen“, griech. *ἀποδίδοσθαι*, altsl. *prodati* „verkaufen“, andererseits im lat. *emo* „kaufe“ = got. *nima* „nehme“, lit. *imù*, altsl *imą*, ir. *-em* (Bezzenberger).

Es ist aber eine natürliche Folge jeglichen Tauschverkehrs, daß mit der Zeit auf den verschiedenen Handelsgebieten solche Gegenstände im Handel besonders hervortreten, welche, von allen in gleicher Weise begehrt, zugleich geeignet sind, für alle übrigen Waren einen Wertmesser abzugeben. Es kann aber nach dem schon oben p. 377 erwähnten und „Handelsgeschichte und Warenkunde“ p. 113 ff. ausführlich dargestellten kein Zweifel darüber obwalten, daß schon in der Urzeit und noch in den ältesten geschichtlichen Perioden das Vieh der eigentliche Wertmesser der Indogermanen gewesen sei, wie dies auch bei einem von dem Ertrage seiner Herden fast ausschließlich lebenden Hirtenvolk nicht anders von vornherein zu erwarten ist. Nehmen wir hierzu, daß schon in der Urzeit ein auf decimaler Rechnung beruhendes Zahlensystem, mindestens bis Hundert — die Benennungen der Zahl Tausend gehen gruppenweis auseinander (skrt. *sahásra*, zend. *hazaṅra*, griech. *χίλιοι*; got. *þusundi*, altsl. *tysąšta*, lit. *túkstantis*, vgl. oben p. 176; lat. *mille*, ir. *míl*) — ausgebildet war, bedenken wir ferner, daß auch der Begriff des „messens“ und des „Maßes“ einheitlich in den indog. Sprachen benannt ist (skrt. *mâ'mi*, *mi-mê*, griech. *μέτρον*, lat. *me-tior*, lit. *mierà*, altsl. *měra*, vgl. auch got. *mitan*, griech. *μέδιμνος*, lat. *modius* rc.), wobei der urzeitliche Mensch unzweifelhaft von den ihm von der Natur verliehenen Körpermaßen, Finger und Fingerspanne, Arm- und Armspanne („Elle“ und „Klafter“), Fuß und Fußspanne ausging, so wird man zugeben müssen, daß alle Vorbedingungen eines primitiven Tauschhandels schon in der Urzeit gegeben waren.

Hierbei haben wir zunächst den Handelsverkehr im Auge, welcher sich zwischen den Mitgliedern eines und desselben Stammes entwickelte, und es erhebt sich nunmehr die Frage, ob denn auch zwischen den Angehörigen fremder Stämme, mochten dieselben nun

indogermanischem Blute angehören oder nicht, schon in der Urzeit geordnete Handelsbeziehungen denkbar sind.

Der primitive Mensch betrachtet nur denjenigen als sich durch Rechtsgemeinschaft verbunden, welcher demselben Stamme wie er angehört: der Fremde ist schutzlos und rechtlos, ja, da Fremder und Feind in der Anschauung der Urzeit identisch sind, so ist es ein verdienstliches Werk den Fremden zu töten, ihn den Göttern zu opfern oder zum Sklaven zu machen. Diese primitive Ethik ist in den indog. Sprachen noch ziemlich deutlich erkennbar.

Freund ist, wer der Sippe oder dem Stamme angehört: ahd. *wini* „Freund" stellt sich zu altir. *coibnes* „*affinitas*", *fine* „der Stamm", lat. *cîvis* „der Mitbürger" (*cîvis hostisque* „Freund und Feind") gehört zu dem germanischen Stamm **heiwa* (got. *heiva-frauja* „Hausherr", agls. *hîwan* ꝛc.), dessen Grundbedeutung offenbar „Sippe", „*familia*" ist, und hat im skrt. *çê'va* die Bedeutung von „lieb, hold, wert, teuer" angenommen, griech. *φίλος* „Freund" endlich ist von Baunack (Studien auf dem Gebiete des Griechischen und der arischen Sprachen von J. u. Th. Baunack Leipzig 1886 I, 25) in scharfsinniger, wenn auch sehr kühner Weise, zu skrt. *sabhâ'* „Versammlung", got. *sibja* „Sippe" (**σφίλος*) gestellt worden.

Umgekehrt zeigen eine Reihe von Wörtern, welche in milderen Zeiten die Bedeutung „Gast", „Gastfreund" angenommen haben, in der Urzeit unzweifelhaft noch einen finsteren und bedrohlichen Sinn. So bedeutet griech. *ξέννος* (*ξέν-Fο-ς*) „der Gastfreund" ursprünglich den Feind, den Kriegsfeind und ist wahrscheinlich von skrt. *kshan*, *kshaṇô'ti* „er verletzt" abzuleiten, die slavo-germanischen altsl. *gostĭ*, got. *gasts* sind identisch mit lat. *hostis*, *fostis* „Fremder", „Feind", erst *hospes* (**hosti-pets*) „Fremdenschützer" bezeichnet den „Gastfreund". Bedenkt man dazu, daß noch in altgermanischer Zeit der Totschläger des Fremden nicht friedlos und landflüchtig wird, und der Ausländer kein Wergeld beanspruchen kann (Grimm Rechtsaltertümer p. 397 ff.), erwägt man ferner, wie oft in den indog. Sprachen Namen für die Begriffe „unglücklich, gottvergessen" ꝛc. aus Benennungen für „heimat- sippelos" hervorgehen (vgl. ahd. *elilento*, engl. *wretch* = agls. *vrecca* „Verbannter", got. *unsibjis*, griech. *ἀφρήτωρ* ꝛc.), so wird man zugeben müssen, daß die schon früher von mir empfohlene

Zusammenstellung des ir. *oegi, oegid* „Gast“ (*poig-) mit ahd. *feigi*, altn. *feigr* 2c., deren Grundbedeutung „*moribundus*“ ist, Beachtung verdient.

Diese Anschauung der Urzeit von der Rechtlosigkeit des Fremden, welche principiell erst durch die Lehren des Christentums überwunden worden ist, wurde nun schon im frühen Altertum gemildert durch die allmählich aufkommende Überzeugung, daß der Fremde als solcher zwar immer *exlex* bleibe, daß es aber eine Pflicht des göttlichen Rechtes *(fas)*, das nach und nach auch als menschliche Satzung (*ius*) anerkannt wurde, sei, Leben und Gut des Fremden zu schützen und ihn als Gast an das heilige Feuer des Herdes aufzunehmen. Wie verhalten sich nun die beiden Weltanschauungen der Fremdenverfolgung und der Fremdenverehrung historisch zu einander? Aus welchen Motiven ist die *εὐξενία* der historischen aus der *ἀξενία* der urgeschichtlichen Epochen entsprungen?

Die Antwort auf diese Fragen habe ich in meinem Buche Handelsgeschichte und Warenkunde I (1886) zu geben und es daselbst wahrscheinlich zu machen versucht, daß es lediglich die Bedürfnisse des Handels waren, welche die gastfreundschaftlichen Gesinnungen in der Brust der Menschen erweckt haben. In dem Austausch von Geschenken, welcher als eine Pflicht der *θέμις* unauflöslich mit der Gastfreundschaft verbunden ist, habe ich ebendaselbst die symbolische Erinnerung an den Austausch der Waren erkannt, welcher die Veranlassung und den eigentlichen Zweck gastfreundschaftlicher Bündnisse bildete.

Kurze Zeit nach mir hat Rudolf von Jhering in der Deutschen Rundschau (1886/87 Band III April-Juni 1887) über den gleichen Gegenstand (Die Gastfreundschaft im Altertum p. 357 ff., p. 420 ff.) gehandelt.

Es ist mir erfreulich, im wesentlichen in der Beurteilung des Ursprungs dieses für das alte Völkerleben so überaus wichtigen Faktors mit diesem Gelehrten zusammen getroffen zu sein. Auch R. v. Jhering giebt als ein Hauptergebnis seiner Untersuchung p. 412 an: „Das Motiv, welches die Gastfreundschaft im Altertum ins Leben gerufen und sie zu dem gemacht hat, was sie ward, war nicht ethischer, sondern praktischer Art, nicht das uneigennützige der Menschenliebe, sondern das egoistische der Er-

möglichung eines gesicherten Handelsverkehrs; ohne den gesicherten Rechtsschutz wäre ein internationaler Handelsverkehr zur Zeit der Rechtlosigkeit des Fremden unmöglich gewesen." Auch darin stimme ich mit Ihering überein, daß auf die Form und Gestaltung der Gastfreundschaft in den klassischen Ländern unzweifelhaft das Vorbild der Phönicier — man denke an das *σύμβολον* der Griechen, die *tessera hospitalis* der Römer, *chirs aëlychoth* „Scherbe der Gastfreundschaft" der Punier — eingewirkt hat. Nur soweit möchte ich nicht mit Ihering gehen, die Gastfreundschaft geradezu oder ausschließlich als eine Erfindung des phönicischen Handels aufzufassen. Das Institut der Gastfreundschaft begegnet keineswegs nur in Europa, sondern wird auf dem ganzen Erdball und auf den verschiedensten Kulturstufen gefunden (C. Haberland Die Gastfreundschaft auf niederen Kulturstufen Ausland 1878 p. 281 ff.), fast überall auch hier mit dem Austauschen von Geschenken zwischen Gast und Gastgeber verbunden. Es scheint mir daher sehr wohl möglich, daß die Phönicier schon bei ihrer Ankunft in Griechenland die Bewohner wenigstens teilweis zugänglich gegen Fremde, mit denen sie Handel zu treiben ein Interesse hatten, vorfanden.*)

Der indog. Urzeit hat jedenfalls der Fremdling noch als ein rechtloser Mann und als ein Feind gegolten. Dies folgt nicht nur aus den oben angeführten sprachlichen Zeugnissen, sondern auch aus zahlreichen geschichtlichen Spuren, welche die *ἀξενία* unserer Vorfahren namentlich bei den nördlichen Stämmen hinterlassen hat (vgl. darüber a. a. O. p. 6 f.).

Somit könnte es scheinen, als ob von einem Handelsverkehr der Indogermanen mit fremden Stämmen in der Urzeit überhaupt keine Rede sein könne. Allein dieser Schluß würde ein falscher sein. Neben dem durch die Gastfreundschaft vermittelten Handel giebt es noch zwei primitivere Formen des Warenaustausches, die wir als den stummen Tauschhandel und als die Anfänge des Marktverkehrs bezeichnen können. Der erstere findet

---

*) Ganz anders ist, wie wir schon oben p. 202 sahen, die Auffassung Leists, welcher auch in seinem neuen Buche Altarisches *jus gentium* die bei Indern, Griechen und Italikern „so eigentümlich gestalteten Humanitätsvorschriften gegenüber den Gästen, Bettlern, Bittflehenden für unzweifelhaft geschichtlich zusammenhängend hält". Die Beurteilung Iherings ist uns daher doppelt wertvoll.

statt, wenn die eine Partei an einem dazu bestimmten Orte ihre Waren niederlegt und sich in ihr Versteck zurückzieht, wenn hierauf der Käufer erscheint, um sein Äquivalent neben den ausgestellten Waren auszubreiten und sich ebenfalls schleunigst zu entfernen. Wird dasselbe abgeholt, so ist das Geschäft geschlossen, wenn nicht, ist der Käufer genötigt, Zulagen an Tauschgütern zu machen (Kulischer Der Handel auf primitiven Kulturstufen Z. f. Völkerpsych. u. Sprachw. X, 378 ff.). Eine Stufe höher steht der Marktverkehr. Zwei Stämme einigen sich, daß zu bestimmter Zeit an neutralem Ort der Waffenlärm im Interesse des Handels schweigen soll. Die Waffen werden abgelegt, und unter dem Schutze des Marktfriedens nähern sich die Handelnden.

Wenn somit trotz des Fremdenhasses und der Rechtlosigkeit des Fremden die Indogermanen schon in der Urzeit auch mit anderen Stämmen Handel, wenn auch in primitiver und unbequemer Weise, getrieben und auf diesem Wege fremde Kulturgüter erhalten haben können, so wird es auch sprachlich betrachtet wahrscheinlich, daß schon in der Urzeit ein gewisser Verkehr zu Handelszwecken stattgefunden hat. Wenigstens ist es beachtenswert, daß in der indog. W. *per* schon in der Ursprache Wandel und Handel zusammengeflossen sein müssen. Und zwar dienen dem ersteren das skr. *par*, *píparti* „hinübersetzen“, zend. *par* „hinüberbringen“, griech. *περάω* „durchreisen“, ebenso *περήσω* (Od. IX, 491) = **περη-jω*, got. *faran*, *farjan*, dem letzteren skrt. *paṇ*, *paṇatê* „kaufen“ (aus *par-n* Brugmann Grundriß I, 213), griech. *περάω*, *πέρνημι*, *πιπράσκω*, irisch *renim* (**per-nim*), *reccim* „verkaufe“, lit. *pir̃-kti* „kaufen“ rc. Es ist daher wahrscheinlich, daß die indog. Bedeutung dieser Wurzel war „(hinüber)reisen, um ein Tauschgeschäft zu machen“.

Späteren Epochen gehören die gleichartigen ahd. *wantalôn* „verkehren“ : *wantalôd* „*vendit*“, *uuandelunga* „*negotium*“, griech. *ἀμείβεσθαι* : lat. *mîgrare* und andere (vgl. oben p. 503 Anm.) an.

Wir haben oben Kap. V gesehen, daß das Leben der ungetrennten Indogermanen sich vermutlich auf der Steppe abspielte. Die Schwierigkeiten des Verkehrs bestanden somit damals noch nicht in der Notwendigkeit, durch dichten Urwald sich mühsam Bahn zu brechen, sondern vor allem wohl darin, die Flüsse, von denen wir uns das Urland

durchzogen denken dürfen, an bestimmten Stellen sicher überschreiten zu können.

Es ist daher vielleicht nicht zufällig, daß das indog. Wort für die Furt: ahd. *vurt*, kelt. *-ritum*, zend. *peretu* „Brücke" (lat. *portus*), griech. *πόρος* von der eben besprochenen Wurzel *per* abgeleitet ist. Furt war somit ursprünglich wohl „der Ort, wo man (meist in Handelsgeschäften) hinübersetzte". Auch das verbreitetste indog. Wort für den Weg skrt. *pánthâs, pâ'thas* ꝛc., zend. *pathan*, griech. *πάτος*, lat. *pons*, osk. *pont-tram*, altsl. *pątĭ*, arm. *hun* nimmt öfters, wie im Armenischen und Italischen, die Bedeutung von „Furt", resp. von „Steg" an*); denn die Richtungen der Straßen, auf denen sich das Urvolk bewegte, mochten eben in erster Linie durch die Lage der Furten bestimmt werden.

Es liegt nahe, in diesem Zusammenhang noch eine andere, auch für das Verkehrsleben der Indogermanen wichtige Frage zu berühren, nämlich die, ob wir uns das Urvolk schon vor seiner Trennung am Meere angesessen denken dürfen.

Sicher ist jedenfalls, daß urverwandte Namen für diesen Begriff erst innerhalb der europäischen Sprachen auftreten. So lat. *mare*, gall. *more*, ir. *muir*, altsl. *morje*, got. *marei*, lit. *mãres***) und lat. *lacus*, ir. *loch*, alts. *lagu;* beidemal versagt das Griechisch. Vgl. noch griechisch *ἅλς*, lat. *sălum*, ir. *sál*, eigentlich „Salz" (vgl. oben p. 459 f.).

Es liegt also von dieser Seite her die Annahme nahe, daß die ungetrennten Indogermanen noch nicht mit dem Meere in Berührung standen. Dazu stimmt nun, daß wir uns auch die Schiffahrt der Indogermanen noch als eine sehr primitive vorstellen müssen; denn es sind nur zwei Begriffe, welche auf diesem Gebiet zwischen Europa und Asien gleichmäßig benannt sind: das Rudern (skrt. *arítras, arítram*, griech. *ἐρέτης, ἐρετμός, τριήρης*, lit. *ìr-ti, ìr-klas*, ir. *rám*, lat. *rêmus, trirêmis, ratis*, ahd. *ruodar* ꝛc.) und das Fahrzeug, welches gerudert wurde (skrt. *nâú*, altp. *nâvi*, zend. *âpô nâvayâo* „schiffbare Flüsse", griech. *ναῦς*,

*) Wie die genannte Sippe zu W. *pent* „gehen" (ahd. *fendo* „Fußgänger"), dann „finden" (got. *finþan*, ir. *étaim*) gehört, so wird ir. *áth* „Furt" zu skrt. *at, át-ati* (*â : a*) „gehen" zu stellen sein.

**) Die Heranziehung von skrt. *árṇa, arṇavá* „Woge, Flut" (Bury B. B. VII, 341) ist sehr unsicher.

lat. *navis*, altir. *nói*, armen. *nav*, mhd. *naue*, altn. *naust* „Schiffs-station“. Ich habe oben p. 403 f. nachzuweisen versucht, daß diese letztgenannte Sippe in der Urzeit nichts als einen ausgehöhlten Baumstamm, einen sogenannten Einbaum bezeichnet hat. Erinnern wir uns aber, wie ausgebildet schon in der Urzeit die Terminologie der dem Schiffsbau nahverwandten Technik des Wagenbaus gewesen ist (oben p. 489), so wird man dem Schweigen der Etymologie auch in diesem Falle ein gewisses Gewicht zuschreiben müssen. Die einheitliche Benennung eines neuen Teiles des Schiffes findet sich wiederum erst in den europäischen Sprachen: es ist die des Mastes: ahd. *mast*, altn. *mastr* = lat. *mâlus* (**mazdo-*). Im übrigen aber gehen auch hier die Namen für Begriffe wie Segel, Rahe, Anker, Steuer, Kiel ꝛc. weit auseinander. Mit den Anfängen der Schiffahrt pflegt ferner die Fischerei im Bunde aufzutreten, ja häufig der Ausgangspunkt der ersteren zu sein. Es muß daher hier noch einmal hervorgehoben werden, daß in dem Wortschatz der indog. Grundsprache weder ein Gattungsname für den Begriff Fisch, noch ein Einzelname für eine bestimmte Art sich findet *) (vgl. oben p. 165 f., 458). Auch urzeitliche Benennungen der Windrichtungen, deren sorgsame Unterscheidung die Schiffahrt voraussetzen würde, sind, von dem unsicheren lat. *Caurus* = lit. *sziaurỹs*, altsl. *sěverŭ* „Nordwind“ abgesehn, nicht nachweisbar.

Dazu kommt nun, daß sich an der Hand sprachlicher Zeugnisse, die ich Handelsgeschichte und Warenkunde I, 43 ff. eingehend erörtert habe, nachweisen läßt, daß bei den Indogermanen Europas eine höhere Entwicklung der Seefahrtskunst erst in historischer Zeit und zwar von zwei Punkten unseres Erdteils aus, deren geographische Beschaffenheit gleichsam von selbst ein Emporblühen der Schiffahrt bedingte, stattgefunden hat: es sind dies einmal die von Griechen besetzte Ostküste der Balkanhalbinsel und die Inselwelt des ägäischen Meeres, das andere Mal die Gestade, welche die Ostküste umschließen, die alte Heimat germanischer Stämme. Wie in der Terminologie der Nautik die Griechen die

---

*) Auch hier begegnen erst im Europäischen: lat. *piscis*, ir. *íasc*, got. *fisks*, griech. ἰχθύς = lit. *żuwìs*, aber auch im Arischen skrt. *mátsya* = zend. *masya*. Vgl. auch got. *nati* = lat. *nassa* „Netz“.

Lehrmeister des südlichen Europa gewesen sind, so gehen im Norden auf diesem Gebiet die mächtigsten Anregungen von der germanischen Welt einerseits auf die romanischen, andererseits auf die finnischen, litauischen und slavischen Stämme aus, welche in anderer Richtung wiederum den Einfluß der griechisch-byzantinischen Nautik zeigen und so gewissermaßen den Kreis schließen.

XI. Kapitel.

Die Kultur der Indogermanen und die prähistorischen Denkmäler Europas, besonders die Pfahlbauten der Schweiz.

Allg. Charakter der Schweizer Pfahlbauten. Älteste Stationen. Metalle und Waffen. Viehzucht, Haustiere. Ackerbau. Nahrung. Kleidung. Wohnung. Töpferei. Wagen- und Schiffsbaukunst. Ethnologische Schlüsse.

Nachdem wir in den bisherigen Kapiteln die materielle Kultur der Indogermanen nach ihren wichtigsten Seiten dargestellt haben, wollen wir, bevor wir zu der in Familie, Staat und Religion sich offenbarenden sittlichen Civilisation derselben übergehen, eine kurze Zeit verweilen, um von den bisher auf linguistisch-historischem Wege erreichten Ergebnissen aus einen vergleichenden Blick auf diejenige Art menschlicher Gesittung zu werfen, welche in unserem heimatlichen Erdteil unter der Hacke und Schaufel des Archäologen zu Tage getreten ist. Unter den prähistorischen Denkmälern Europas bieten aber, darüber kann kein Zweifel sein, den umfangreichsten, alle Seiten einer ursprünglichen Kultur umfassenden Stoff zu einer solchen Vergleichung in erster Linie diejenigen Niederlassungen, welche man nach der Bauart ihrer Bewohner als „Pfahlbauten" bezeichnet, und die seit dem Jahre 1853, wo der niedrige Wasserstand der Seeen zuerst die Aufmerksamkeit auf sie lenkte, in der Ost- und Westschweiz in immer größerer Anzahl entdeckt worden sind, ohne sich indessen auf diese Länder zu beschränken. Nach dem Urteil der

besten Pfahlbautenkenner ist nicht zu erwarten, daß das Bild, welches wir uns bisher von diesen alten Ansiedelungen zu machen berechtigt sind, durch neue, nach den seither gemachten Anstrengungen unwahrscheinliche Funde im wesentlichen verändert werden werde, und so können wir dieses abgeschlossene Stück alter Kulturgeschichte als in seinem objektiven Bestand im großen und ganzen bloßgelegt betrachten.

Indessen bieten sich auch für unsere Zwecke Schwierigkeiten nach einer anderen Seite hin dar. Es ist niemals bezweifelt worden, daß die allmählich auf mehrere Hundert angewachsene Zahl Schweizer Pfahlbauten in sich verschiedene Kulturstufen birgt, welche man früher mit einem häufigeren Bevölkerungswechsel dieser Niederlassungen in Zusammenhang brachte, jetzt aber mehr aus der an derselben Bevölkerung sich vollziehenden, zeitlichen Weiterentwicklung ihrer Kulturverhältnisse zu erklären geneigt ist. Die Verschiedenheit dieser Kulturstufen zeigt sich auf verschiedenen Gebieten, am deutlichsten aber in dem Verhältnis, in welchem sich die Pfahlbauern zu der Benutzung der Metalle befinden: es giebt Niederlassungen, deren Bewohner noch durchaus auf vormetallischer Stufe sich befinden, welche, in denen das unvermischte Kupfer, welche, in denen die Bronze — und zwar beide Metalle mit den deutlichen Spuren ihrer Verarbeitung an Ort und Stelle — auftritt, und endlich fehlt es auch nicht an Ansiedelungen, welche eine ausgebildete Eisentechnik verraten.

Unter diesen Umständen liegt es auf der Hand, daß wir bei unserer Aufgabe von denjenigen Niederlassungen ausgehn müssen, welche sich durch die in ihnen gefundenen Artefakte ebenso wie durch die erhaltenen Reste der Tier- und Pflanzenwelt als die ältesten Repräsentanten der in den Pfahlbauten niedergelegten Kultur darstellen. Von diesem Gesichtspunkt aus schmilzt aber die große Zahl der Pfahlbauten um ein beträchtliches zusammen, und es bleiben als die wichtigsten Vertreter der bezeichneten Gattung nur übrig die Pfahlbauten im Moosseedorf-See, der Pfahlbau im Bodensee bei Wangen, und die Packwerkbauten bei Wauwyl, wozu dann noch, als vielleicht etwas jüngeren Datums, der Pfahlbau im Pfäffikon See bei Robenhausen und die Ansiedelung von Niederwyl kommen. Die Kulturzustände dieser Denkmäler werden daher die Grundlage unserer

Untersuchung bilden. Ihre wissenschaftliche Darstellung findet man in den Pfahlbauberichten F. Kellers (I—VII, Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich), des ersten Entdeckers der Pfahlbauten und sorgfältigen Bearbeiters ihrer Funde. Den eifrigsten und glücklichsten Genossen hat derselbe, besonders für das Gebiet der westlichen Schweiz, in V. Groß gefunden (*Les Protohelvètes ou les premiers colons sur les bords des lacs de Bienne et Neuchatel* Berlin 1883). Für die Beurteilung der Tierreste in den Pfahlbauten kommt namentlich in Betracht das Buch Rütimeyers „Die Fauna in den Pfahlbauten der Schweiz Zürich 1865“, für die der Pflanzenreste die Schrift Heers „Die Pflanzen der Pfahlbauten Zürich 1861“. Der Gang unserer Darstellung wird sich am besten an die bisher von uns in der Schilderung der indog. Kultur innegehaltene Reihenfolge anschließen.

a) Metalle und Waffen (vgl. Abh. III, Kap. X).

Wir sind oben p. 345 ff. zu dem Ergebnis gekommen, daß die indog. Urzeit im wesentlichen noch dem Steinzeitalter angehörte, und daß das einzige derselben bekannte Metall das unvermischte Rohkupfer gewesen ist. Ob und in wie weit daneben eine Benutzung dieses letzteren Metalls außer zu Schmuckgegenständen auch zu vereinzelten Waffen (Schwertern) und Gerätschaften stattfand, war eine Frage, auf welche von linguistisch-historischem Gesichtspunkt aus kaum eine entscheidende Antwort gegeben werden konnte.

Entsprechend ist in den drei oben zuerst genannten Pfahlbauten keine Spur irgend welchen Metalles gefunden worden. Dagegen lieferte an steinernen und knöchernen Artefakten der Pfahlbau von Wauwyl ungefähr 500, der von Moosseedorf mehr als 3300, der von Wangen nicht weniger als 5800 Stück (Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit p. 185). Während man nun früher der Ansicht war, daß an die hier vorliegende Steinzeit sich unmittelbar der Gebrauch teils *in loco* hergestellter, teils aus der Fremde eingeführter Bronzegegenstände anschlösse, haben neuere Funde, wie wir dies hier wiederholen müssen, immer deutlicher gezeigt, daß sich zwischen

Stein und Bronze die Verwendung des unvermischten Rohkupfers einschiebt. So ist in Robenhausen, welches im übrigen der Steinzeit angehört, ein kupfernes Beil und ein Schmelztiegel aufgefunden worden, und derartige kupferne Artefakte wie Beile, Dolche, Fischhaken, Pfeilspitzen, Hämmer u. s. w. haben sich sowohl in den Pfahlbauten der Schweiz wie auch in denen Ober- und Niederösterreichs, wie auch in Böhmen, Mähren, Ungarn (für das eine Kupferperiode schon früher angenommen wurde), in Norddeutschland, am Rhein u. s. w. in solcher Anzahl gefunden, daß, M. Much in seinem schon genannten Buche Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen Wien 1886 das Vorhandensein einer reinen neolithischen Steinzeit in Europa überhaupt leugnet (p. 183) und die Benutzung des Kupfers nicht nur zu Schmuckgegenständen, sondern auch zu Waffen und Werkzeugen als in dem sogenannten jüngeren Steinalter neben dem Gebrauch von Stein- und Knochengerät hergehend ansieht (p. 181).

Ich bin nicht in der Lage, ein sachverständiges Urteil über die Richtigkeit dieser Anschauung abzugeben. Ich kann nur hervorheben, daß, sollte sich dieselbe bestätigen, sie nicht in Widerspruch stände mit dem über die Urzeit der Indogermanen ermittelten; denn in jedem Fall ist die Zahl der innerhalb der Grenzen der Steinzeit gemachten Kupferfunde verhältnismäßig so gering, daß der Grundcharakter eines unmetallischen Zeitalters durch sie nicht wesentlich alteriert würde.

Auf dem Gebiet der W a f f e n, zu welchem wir übergehen, fanden wir, daß die indog. Urzeit noch gänzlich der Schutzwaffen (vielleicht mit Ausnahme des hölzernen oder ledernen Schildes) entbehrte, als Angriffswaffen dagegen Pfeil und Bogen, Keule, Hammer, Axt, Schleudersteine, Lanze und Beil, sowie ein kurzes Schlachtmesser führte.

Ganz analog sind die Verhältnisse in den ältesten Pfahlbauten. Von Schutzwaffen, wie Helm und Brünne, zeigt sich natürlich keine Spur; aber auch die Erwähnung eines Schildes ist mir nirgends begegnet, dessen Abhandensein indessen bei der leichten Zerstörbarkeit des Holzes auf Zufall beruhen kann. An Angriffswaffen lieferte allein Wauwyl 43 Steinäxte, meistens aus Serpentin, 86 kleine Feuerstein-Pfeilspitzen, 200 Feuersteinspäne (als Lanzenspitzen oder Schlachtmesser), 20 rohe als

Hammer benutzte Steine, 85 Schleudersteine (Lubbock a. a. O. p. 187, vgl. auch p. 12). Desgleichen bietet Moosseedorf zahlreiche Messer, Sägen, Lanzen und Pfeilspitzen aus Feuerstein (B. II, 119). Keulen aus Eichenholz sind in mehreren Exemplaren in Wangen (B. II, 146), Robenhausen (B. V, 169), Meilen (B. I, 78) gefunden worden. 2 Bogen aus Eibenholz von 5 und $3^1/_2$' Länge sind in Robenhausen entdeckt worden (B. V, 169). Lanzenschäfte aus Eichenholz von 6—8' Länge habe ich dagegen nur in Nidau (Bronzezeit) erwähnt gefunden (B. II, 146).

Und noch auf eine vielbesprochene Erscheinung der Pfahlbauten bleibt hier hinzuweisen. Unter den steinernen Artefakten derselben haben seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit der Geologen und Kulturhistoriker in gleicher Weise eine nicht unbedeutende Anzahl von Gegenständen (Steinkeile, Steinbeile, auch eine Messerklinge) in Anspruch genommen, welche nicht aus in der Schweiz oder in benachbarten Gegenden einheimischen Steinarten gefertigt sind, sondern aus den unter einander nahe verwandten Mineralien des Nephrit, Jadeit und Chloromelanit bestehen, Steinarten, welche nach der Meinung zahlreicher Geologen in Europa überhaupt nicht vorkommen, sondern vielmehr ihre Hauptfundstätten in Asien haben. Die Richtigkeit dieser Meinung vorausgesetzt, ließen sich alsdann diese merkwürdigen Funde in einer doppelten Weise erklären. Entweder sah man in ihnen die Zeugnisse eines uralten und weit ausgedehnten Handelsverkehrs zwischen den Pfahlbauten und den östlichen Fundstätten des Nephrit, wofür man, freilich kaum ausreichende, Analogieen in dem Umstand fand, daß auch der in der Schweiz verarbeitete Feuerstein vielfach aus ziemlich entlegenen (süd- und mittelfranzösischen) Bezugsquellen herrührt. Oder man sah die Nephritobjekte als Begleiter eines aus dem Inneren Asiens nach Europa eingewanderten Menschenstammes an. Letztere Ansicht wird namentlich von H. Fischer vertreten, welcher ein umfangreiches Werk (Nephrit und Jadeit nach ihren mineralogischen Eigenschaften sowie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung. 2. Aufl. Stuttgart 1880) diesem Gegenstand gewidmet hat. Auch M. Müller in seinen *Biographies of words* (Appendix II: *the original home of Jade*) steht auf gleichem Standpunkt.

Allein in neuerer Zeit ist man, namentlich durch die Unter-

suchungen A. B. Meiers (Die Jadeit- und Nephritobjekte aus Asien, Oceanien und Afrika 1883), zu wesentlich anderen Anschauungen gekommen. Es zeigt sich immer mehr, daß Nephritgegenstände fast über die ganze Erde verbreitet sind, daß das Rohmaterial zu denselben ebensowohl in Europa (in der „Leipziger Sandgrube" ist ein Stück von 38 ko gefunden worden) als in Amerika vorkommt, und daß der asiatische Nephrit in seiner Struktur nicht einmal mit dem europäischen völlig übereinstimmt. Es ist mit einem Wort der polytropische Ursprung der in Rede stehenden Mineralien wahrscheinlicher geworden.*) Auch hierbei ist dem Philologen ein abschließendes Urteil nicht gestattet; er kann nur hervorheben, daß in dem gegenwärtigen Stadium der Frage das Vorkommen des Nephrit in den Pfahlbauten zu irgend welchen ethnologischen Schlüssen, wie sie zuletzt M. Müller versucht hat, nicht verwertet werden darf.

b) Viehzucht. Haustiere.

Die Grundlage der indog. Volkswirtschaft bildete die Viehzucht. Der älteste Bestand an Haustieren setzte sich zusammen aus Rind, Schaf, Ziege und Hund. Auch Schwein und Pferd waren bekannt; doch ist es wahrscheinlich, daß die Zähmung des Schweines, an der die Arier ursprünglich keinen Anteil hatten, erst nach Auflösung des indog. Völkerverbandes erfolgte, nachdem noch während des engeren Zusammenhangs der europäischen Völker gewisse Fortschritte hinsichtlich des Ackerbaues und der Stabilität der Wohnungen gemacht waren. Was das Pferd anbetrifft, so ist es das wahrscheinlichste, daß es in halbwildem Zustand in Hürden und Herden gehalten wurde. Noch fehlte Esel, Maultier, die Katze und sämtliches Geflügel.

Überraschend conform sind die Verhältnisse, welche uns auf diesem Gebiet in den Pfahlbauten begegnen. Den sicheren Bestand an Haustieren der ältesten Zeit bilden auch hier die Kuh, das Schaf, die Ziege, der Hund. Das wilde Schwein kennt Rütimeyer (a a. O. p. 119 ff.) in 2 Varietäten, in der des

---

*) Eine kurze Übersicht über die Nephritfrage findet sich bei A. Rauber Urgeschichte des Menschen I, 34 ff. (1884).

Die Haustiere in den ältesten Kulturepochen der

	Linguistisch erschlossene Epochen.				
	Die Finnen bei ihrem Eintreffen an der Ostsee.	Die Turko-Tataren	Die Ursemiten	Die Urindogermanen	Die Sumerer
Rindvieh	bekannt	alt. *oj*, uig. *öt* 2c.	*bakaru* *tauru*	idg.	*gud*
Ziege	—	—	*inzu*	idg.	*uz*
Schaf	—	türk. *kojun*, čag. *koj* 2c.	*kabšu* *rahilu*	idg.	*udu*
Hund	finn. *penikka*, estn. *peni* 2c.	*it*, *et*, *üt*	*kalbu*	idg.	*likku*
Schwein	—	—	—	europ.	—
Pferd	bekannt	*at*	*parašu* *sûsu?*	idg.	—
Esel	—	*ešek*, *ešik*, *esik*	*himâru* *atânu*	—	*anšu*
Maultier	—	türk. *katir?*	—	—	—
Kamel	—	uig. *töbe*, čag. *töve* 2c.	*gamalu*	—	—
Katze	—	—	—	—	—
Huhn	—	?	—	—	—
Gans	—	?	—	—	—
Ente	—	?	—	—	—
Taube	—	?	—	—	*tu*
? drückt einen Zweifel an der Domestikation des betreffenden Tieres aus.	Vgl. Ahlqvist Die Kulturwörter in den westfinnischen Sprachen. Kap. I.	Vgl. H. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tatar. Volkes p. 188 f. Sehr unsicher, vgl. oben p. 65 f.	Vgl. A. v. Kremer Sem. Kulturentlehnungen Ausl. 1875 p. 1 f. F. Hommel Die Namen d. Säugetiere b. d. Südsemiten p. 401 f.	Vgl. oben Kap. III.	Vgl. F. Hommel Die vorsem. Kulturen p. 400 f. An Hausvögeln nennt H. außer der Taube noch Rabe und Schwalbe.

...dogermanen und benachbarter Völkerstämme.

...istorische Epochen			Pfahldörfler in der Poebne	Pfahldörfler in der Schweiz			Erstes Auftreten der nicht urind. Haustiere in Europa
...ie Inder des Rigveda	Die Iranier des Avesta	Die Griechen des Homer		Steinzeit		Bronze	
				Wauwyl	Moosseedorf	Ribau	
gô, vaçâ', hênú etc.	*gâo*	βοῦς	sehr häufig	sehr häufig	sehr häufig	sehr häufig	—
ajá	*bûza*	αἴξ	bekannt	bekannt	bekannt	häufig	—
ávi, úrṇâ	*maêsha*	ὄϊς	weniger bekannt	vereinzelt	bekannt	häufig	—
çván	*spâ*	κύων	2 Species	bekannt	bekannt	bekannt	—
—	—	σῦς	häufig	fraglich	—	häufig	Vorhistorisch
áçva	*aspa*	ἵππος	2 Species	bekannt	fraglich	häufig	
gardabhá râ'sabha	*khara*	ὄνος?	sehr fraglich	—	—	—	Nach Homer und Hesiod
—	—	ἡμίονος	—	—	—	—	Vor Homer
—	*ushtra*	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	Um 450 nach Chr. in Italien
ṛkavâ'ku	*paródars*	—	—	—	—	—	Zur Zeit des Theognis (2. Hälfte d. VI. Jahrh.)
—	—	χήν	—	—	—	—	?
—	—	—	—	—	—	—	?
—	—	—	—	—	—	—	Anfang des V. Jahrh. bei den Griechen.
Vgl. H. Zimmer ltind. Leben p. 221. *shṭra* ist ein Büffelochse, *açvatará* „Maultier" ommt im R. och nicht vor.	Vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 343 f.		Vgl. W. Helbig Die Italiker in d. Poebne p. 14. Die Unterscheidung geschieht nach der Menge der Knochenreste, welche sich von den einzelnen Gattungen gefunden haben.	Vgl. Sir John Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit. 3. Auflage, übersetzt von A. Passow p. 206, 195. Dazu Rütimeyer Die Fauna der Pfahlbauten.			Vgl. V. Hehn Kulturpflanzen und Haustiere. 3. Auflage.

gewöhnlichen Wildschweins und der von ihm sogenannten Torfrasse. Spuren eines zahmen Schweines fehlten in Wangen und Moosseedorf, die ersten Anzeichen der Domesticität des Schweines, und zwar des Torfschweines, zeigen sich, in späteren Pfahlbauten in immer größerer Anzahl, zuerst in Wauwyl und Robenhausen. Rütimeyer glaubt aus diesen Verhältnissen den Schluß ziehen zu dürfen, „daß in den ältesten Pfahlbauten das Schwein als Haustier fehlt, daß es aber in den späteren Perioden des Steinalters als Haustier auftritt und zwar in immer steigender Menge.“

Überreste des Pferdes, und zwar unseres heutigen Haustiers, sind in den ältesten Pfahlbauten unzweifelhaft nachgewiesen worden; auffallend ist nur der Häufigkeit der Knochen anderer Haustiere gegenüber die ungemeine Seltenheit derselben. Die Deutung dieser Thatsache ist unsicher (vgl. Rütimeyer a. a. O. p. 123). Auf jeden Fall erhellt, daß das Pferd in der Volkswirtschaft der Pfahlbauern eine andere Stellung als Rind, Schaf und Ziege eingenommen haben muß.

Der Esel (bis auf einen ganz vereinzelten Fund B. VII, 56), das Maultier, die Hauskatze*) (Wildkatze bekannt Rütimeyer a. a. O. p. 23), das Hausgeflügel haben mit Sicherheit noch nicht zu dem Bestand der ältesten Viehzucht der Pfahlbauern gehört. Vgl. die Tabellen p. 518, 519.

c) Ackerbau (oben Kap. V).

Während sich für die älteste Epoche der indog. Urzeit entweder keine oder nur sehr geringe Spuren eines neben der Viehzucht betriebenen Ackerbaues nachweisen lassen, ist es unzweifelhaft, daß die europäischen Indogermanen sich ethnisch noch sehr nahe standen, als von ihnen gemeinsam bedeutende Fortschritte auf dem Felde des Ackerbaus gemacht sein müssen. Gebaut wurden mit einiger Wahrscheinlichkeit von Getreidearten Weizen, Gerste und Hirse, nicht Roggen und Hafer, von Lineen der Flachs, nicht der Hanf, von Hülsenfrüchten vielleicht Erbse und Bohne, von Liliaceen vielleicht die Zwiebel; doch können die beiden zu-

*) Die Maus, aber nicht unsere Hausmaus, sondern die Waldmaus ist nachgewiesen Rütimeyer Fauna p. 24.

letzt genannten Punkte als keineswegs gesichert angesehen werden. Obstbau war der Urzeit unbekannt.

Ebenso ist schon in den ältesten Pfahlbauten die Bebauung des Ackers in gewisser Ausdehnung betrieben worden. Die vorhandenen Getreidearten sollen indessen noch in der Bronzezeit (Möringen) mageren, noch nicht lange Zeit gereutet gewesenen Waldboden bekunden (B. VII, 65). Gebaut wurden schon in der ältesten Zeit 3 Weizenarten, sowie 2 Gerste- und Hirsearten. Es fehlte gänzlich der Roggen und der Hafer, welcher erst in den späteren Pfahlbauten der Bronzezeit, z. B. in Möringen (B. VII, 63) auftritt. Während der Hanf überall unbekannt ist (Christ in Rütimeyers Fauna der Pfahlbauten p. 226, B. VII, 65), wurde die Kultur des Flachses schon in der ältesten Zeit gepflegt. Der Ansicht Heers, daß die Gattung des gebauten Flachses die des *linum angustifolium* sei und somit auf einen Import von Flachssamen aus den Ländern des Mittelmeeres hinweise, steht die des Botanikers Christ (a. a. O. p. 226) gegenüber, welcher vielmehr den Flachs der Schweizer Pfahlbauten für eine in dem mittleren Europa einheimische Gattung hält (vgl. auch W. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 67). Von den übrigen Feld- und Gartenfrüchten kommt nur die Erbse in der Steinzeit (Mooseedorf) vor, die Bohne, Linse und der Gartenmohn treten in der Bronzezeit auf (B. VII, 63, 64). Die vorhandenen Getreidearten sind ausschließlich Sommersaaten (B. VII, 65). Die Kultur der Rübe und der Zwiebel habe ich nirgends erwähnt gefunden. Der Weinstock fehlt, an seiner Stelle kommt die sogenannte Waldrebe (*Clematis vitalba*) als zu Flechtwerk benutzt vor (a. a. O. p. 64).

„Die einzig vorhandene Obstsorte, der wilde Holzapfel, lehrt uns, daß von Obstkultur noch keine Spur vorhanden war“ (B. VII, 65). Deutliche dem Ackerbau dienende Gerätschaften sind nicht zu Tage getreten. Die Archäologen (vgl. z. B. B. III, 112) vermuten daher, daß noch krumme Baumäste die Stelle des Pfluges versehen haben. Vgl. dazu das oben über den indog. Pflug bemerkte p. 416 ff.

d) Nahrung (oben Kap. VII).

Die Nahrung wenigstens der europäischen Indogermanen war schon in der Urzeit, entsprechend den beiden Basen ihrer Volkswirtschaft, der Viehzucht und dem Ackerbau, eine Vereinigung animalischer und vegetabilischer Kost. Genossen wurde das Fleisch der Herdentiere und, vielleicht in zweiter Linie, das der Jagdtiere. Man verstand es am Spieße zu braten. Gemeinsame Namen sind für die ausbrodelnde Fettbrühe und für das Mark der Knochen, das noch bei Homer als Leckerspeise gilt, vorhanden. Fischkost scheint man verschmäht zu haben.

Von wildwachsenden vegetabilischen Stoffen genossen die alten Germanen die Früchte unveredelter Obstbäume. In Griechenland ist Eichelkost bezeugt.

Mit zunehmendem Ackerbau tritt die Halmfrucht immer mehr als Nahrungsmittel auf. Man verstand das Getreide auszustampfen und auf Handmühlen zu mahlen. Die Kunst des Röstens und Backens war erfunden; bis zu welchem Grade ist zweifelhaft.

Auch auf diesem Gebiet entspricht das Kulturbild der ältesten Pfahlbauten bis auf eine, gleich zu nennende, bemerkenswerte Ausnahme mit vollkommener Treue. In erster Linie ist auch hier das Fleisch der Jagd- und Herdentiere (hier in dieser Reihenfolge) zu nennen. „Ein durchgehendes Merkmal seines (des Pfahlbauern) Küchenmoders ist, daß alle Knochen, die Mark oder anderen eßbaren Inhalt haben, geizig bis auf diesen ärmlichen Inhalt ausgebeutet sind" (Rütimeyer B. III, VII Anm. 1). Zu dem Fleisch, über dessen Zubereitung ich keine Nachricht gefunden habe, kommt aber als unzweifelhafter Bestandteil der pfahlbäuerlichen Kost noch der Fisch hinzu, und hier treffen wir zum ersten Mal auf einen nicht unerheblichen Punkt, der nach unserer Auffassung keine Entsprechung in der indog. Urgeschichte findet. An Vegetabilien haben sich verkohlte wilde Äpfel (auch Birnen) massenhaft in den Schweizer Pfahlbauten gefunden. Sie waren in mehrere Teile zerschnitten und scheinbar für den Winterbedarf zurückgelegt (Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit I, 207). Auch verkohlte, geschälte Hälften von Eicheln fanden sich in Möringen (B. III, 63). In den Pfahlbauten der Poebne fanden sich eben-

falls Eicheln in großer Menge, und zwar in Thongefäßen aufbewahrt, so daß es wahrscheinlich ist, „daß sie nicht nur zur Mast für die Schweine, sondern auch den Menschen zur Speise dienten“ (Helbig a. a. O. p. 17).

Die Nachrichten endlich über die Verwendung der Halmfrucht, die man auf steinernen Kornquetschern zu mahlen verstand, faßt Lubbock in folgender Weise (a. a. O. p. 207) zusammen: „Noch unerwarteter war die Auffindung von Brot oder richtiger Zwieback; denn seine Beschaffenheit ist so dicht, daß es scheint, als ob keine Hefe dazu benutzt worden ist. Die Brote waren rund und flach, hatten eine Dicke von 1 Zoll bis zu 15 Linien und besaßen einen Durchmesser von 4—5 Zoll (nach Heer war die zerquetschte Masse zu einem Teige angemacht und zwischen heißen Steinen gebacken). In anderen Fällen scheint man die Körner geröstet, grob zwischen Steinen zerstampft und dann entweder in großen irdenen Töpfen aufbewahrt oder leicht angefeuchtet genossen zu haben“. Vgl. auch Heer Bemerkungen über die Landwirtschaft der Ureinwohner unseres Landes B. III, 111 ff.

e) Kleidung (vgl. oben Kap. VIII).

Die Indogermanen waren hinsichtlich ihrer Kleidung nicht mehr allein auf die Felle der Tiere angewiesen, so sehr dieselben auch noch in die Tracht der historischen Zeiten hineinragen. Die Künste des Flechtens, Spinnens und Webens waren bekannt, wenngleich bis zu welchem Grade, zweifelhaft erscheint. Doch mag ein Ausdruck für die Spindel schon in der Ursprache vorhanden gewesen sein, auch weist die Sprache auf die Bekanntschaft der Indogermanen mit einer primitiven Webevorrichtung hin. Als Material diente die Wolle des Schafes und der Flachs, der zugleich mit anderen Kulturpflanzen den Indogermanen Europas bekannt wurde.

Die Form der ursprünglichen Kleidung war eine äußerst primitive. Dieselbe bestand wahrscheinlich aus nichts als einem wollenen oder linnenen, dem Fell der Tiere nachgebildeten Stück Zeug, welches an der Achsel mit einem Dorn genestelt wurde und um die Lenden gegürtet werden konnte.

Auf das Nähen*) verstand man sich. Schuhe waren vorhanden. Schmuck wurde getragen.

Wenden wir uns zu der Kultur der Pfahlbauern, so waren auch hier die Künste des Drehens, Flechtens, Spinnens und Webens bis zu einem gewissen Grade entwickelt. Von der Ausübung der beiden ersteren Thätigkeiten zeigen zahlreiche Stricke und Seile, die durch das Zusammendrehen von dünnen Zweigen, Binsen, Rohr, Stroh u. s. w. entstanden sind. Auch aus Baststreifen hergestellte Matten wurden aufgefunden. Von der größten Bedeutung ist aber für die Industrie der Pfahlbauten der in ihnen gebaute Flachs geworden, der sich in noch unverarbeitetem Zustand in Wangen und Robenhausen fand. Daß man die Kunst verstand, ihn zu einem Faden zusammenzudrehen, wird einerseits durch die in Menge gefundenen thönernen Spinnwirtel**) wahrscheinlich gemacht, andererseits durch die in Robenhausen aufgefundenen Bündel von Garn und Faden direkt bewiesen. Diese bildeten das Material für die Herstellung der keineswegs seltenen Linnenzeuge, welche wiederum in Robenhausen zu Tage getreten sind. Einige derselben überschreiten die Kunst des Korbflechtens nicht. „Es besteht," so lautet die Schilderung eines derselben (B. III, 116), „aus parallel neben einander liegenden, dünnen Schnüren von Flachs (Zettel), die aus zwei Fäden zusammengedreht sind. Quer durch diese Schnüre schlingen sich ähnliche Schnüre von Flachs (Eintrag), je eine von der anderen in einem Abstande von 1/2 Zoll. Das Ganze bildet zwar nicht ein dichtes, straffes, aber dessenungeachtet sehr zähes Geflecht". Andere Zeugstücke wiederum verraten größere Kunstfertigkeit und können, nach dem Urteil der Sachverständigen, nicht ohne einen einfachen Webeapparat verfertigt worden sein, wie einen solchen versuchsweise der Züricher Bandfabrikant Paur konstruiert hat. Vgl. über die ganze Frage den Aufsatz Flachsindustrie auf den Pfahlbauten (B. IV, 14 ff.).

---

*) skrt. *siv*, griech. *κασσύω*, lat. *suo*, got. *siuja*, altsl. *šiją*, lit. *siuwù*.

**) In einzelnen staken noch die Spindeln. V. Groß Les Protohelvètes p. 101.

Wollenzeuge sind bis jetzt in den Pfahlbauten nicht gefunden worden, obgleich das Schaf zu den ältesten Haustieren derselben gehörte (Rütimeyer Fauna p. 127 Anm.) — ein zweiter Fall der Diskrepanz zu der hypothetischen Kultur der Indogermanen.*) Über die Form der Kleidung erfahren wir aus jenen Zeugfetzen naturgemäß nichts. Nur findet sich bei Keller a. a. O. p. 20 die Bemerkung, „daß er bei genauer Betrachtung der Weberei-Produkte nur an einem einzigen Stücke einen vermittelst einer Nadel verfertigten Saum, aber nie eine Naht oder eine Spur von einem Zuschnitt des Zeuges habe bemerken können, und die Vermutung hege, daß diese Gewebe eher als Umhüllungen im allgemeinen, denn als eine den verschiedenen Teilen des Körpers angepaßte Bedeckung verwendet wurden."

Die Beschaffenheit der Lederreste, die nur auf ihre künstliche Zubereitung mit Sicherheit schließen lassen, gestattet hinsichtlich der ursprünglichen Verwendung derselben keine Vermutung (B. IV, 23).

f) Wohnung (vgl. oben Kap. IX).

Während in den Zeiten der Wanderungen den Indogermanen der Wagen Fahrzeug und Haus zugleich war, lassen sich während

---

*) Indessen schreibt mir Herr M. Much über diesen Gegenstand: „Wolle gehört zu jenen Stoffen, die sich nur unter gewissen Umständen dauernd erhalten, sonst aber in der Regel und meist sehr rasch vergehen. Wollte man auf Grund der Funde, bezw. des Mangels derselben im hallstädter Grabfelde die damalige Webekunst beurteilen, so würde man zu einem sehr dürftigen Ergebnisse kommen; nun fand sich aber „im alten Mann" des hallstädter Salzberges eine nicht unbedeutende Menge von Wollstoffen. Die Erhaltung derselben ist durch die Durchtränkung mit Salz und völlige Abschließung im Salzthone erzielt worden, so zwar, daß diese Wollstoffreste wie rezent aussehen und selbst die Farbe bis zu einem gewissen Maße erhalten haben. Alle diese Stoffe sind aus Schafwolle. In den Gräbern waren sie gänzlich vergangen, obwohl man aus der Lage der Fibeln am Skelett schließen kann, daß die Leichen bekleidet begraben wurden. Eine Vergleichung mit Abdrücken auf dem Roste eiserner Gegenstände zeigte dann auch, daß die Kleidung wirklich aus ganz gleichen Wollstoffen, wie sie in den wieder zugewachsenen Stollen und Schächten des alten Mannes zum Vorschein kamen, bestanden hat."

der Dauer der Niederlassungen, die sich, je mehr man sich von der Viehzucht dem Ackerbau zuwendete, über immer längere Zeiträume erstreckten, zwei Wohnungsarten bis in die Urzeit verfolgen: die Hütte und die in die Erde eingegrabene unterirdische Behausung. Was die erstere betrifft, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir uns allen Steinbau noch fern von ihr denken müssen, daß sie lediglich aus Flechtwerk, Holz und Lehm bestand. Hinsichtlich ihrer Form scheint der Kreis die ursprüngliche Anlage der indog. Hütte gewesen zu sein, ohne daß vielleicht schon in der Urzeit viereckige, blockhausartige Bauten ausgeschlossen waren. Der Eingang zu dieser Behausung geschah durch eine Thür. Fenster waren nicht vorhanden.

Die vergleichende Heranziehung der Pfahlbauten stößt hier auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten, aus dem einfachen Grund, weil das Feuer, welches die meisten der Pfahlbauten zerstört hat, oder andere elementare Ereignisse, welche ihren Untergang herbeiführten, nur den Pfahlrost, auf dem die Hütten dieser Ansiedelungen standen, übrig ließen. In dem 2. Bericht p. 135 giebt F. Keller folgende mutmaßliche Beschreibung der Pfahlhütten: „So viel ist gewiß, daß die Wände derselben aus senkrecht gestellten, mit Ruten durchflochtenen Stangen bestanden, und daß zur Abhaltung von Wind und Regen die Innen- und Außenseite dieses Flechtwerks mit einer 2—3 Zoll dicken Schicht von Letten beschlagen wurde. Daß der Kreis die Grundform vieler Hütten war, ist unzweifelhaft... Auf dem Wohnboden innerhalb der Hütte wurde ebenfalls Letten ausgebreitet, welcher eine Art Estrich und einen guten Verschlag nach unten bildete. In der Mitte der Hütte befand sich ein aus rohen Sandsteinplatten verfertigter Herd. Das Dach, welches bei den runden Hütten eine konische Form hatte, bestand ohne Zweifel aus Baumrinde, Stroh und Binsen, wovon sich Überreste an mehreren Orten im Schlamme erhalten haben.“ Allein neuere Nachforschungen scheinen die Annahme einer kreisförmigen Gestalt der Pfahlbauernhütte ins Wanken gebracht zu haben, und der 8. Bericht p. VI spricht sich für eine geradlinige Anordnung der Wände als durch die Konstruktion der Wohnböden bedingt aus.

Unter solchen Umständen wird es gestattet sein, für einen Augenblick die Pfahlbauten zu verlassen und den Blick auf eine

Reihe anderer Denkmäler zu richten, welche für die Geschichte des europäischen Hauses von unzweifelhafter Wichtigkeit sind. Es sind dies die sogenannten Hausurnen, welche man in Italien, Deutschland*) und Dänemark gefunden hat, und die trotz vieler Verschiedenheiten im einzelnen doch im großen mit einander gemein haben, „daß zur Aufnahme der aus dem Leichenbrande gesammelten Überreste des Toten ein Thongefäß in Form eines Hauses benutzt wurde, und daß dieses Haus stets eine große, durch eine versetzbare und vermittelst einer queren Verschlußstange von außen zu schließende Thür besaß“ (Virchow Über die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen Sitzungsberichte d. Akad. d. W. zu Berlin 1883 p. 1008).

Hinsichtlich ihrer Gestalt schildert Helbig (Die Italiker in der Poebne p. 50) die latinischen Hausurnen der Nekropole von Alba longa folgendermaßen: „Die Urnen stellen rundliche Hütten dar, deren Wände man sich aus Lehm, Reisig oder anderen vergänglichen Stoffen aufgeführt zu denken hat. Das Dach scheint aus Lagen von Stroh oder Rohr bestanden zu haben und wirk durch Rippen zusammengehalten, die in der Wirklichkeit offenbar aus Holz gearbeitet waren. Es entbehrt des für das spätere italische Wohnhaus bezeichnenden Compluviums. Vielmehr diente, um das Licht in den inneren Raum herein- und den Rauch aus demselben herauszulassen, die Thüröffnung und außerdem bisweilen eine kleine dreieckige Luke, welche einige dieser Aschengefäße an dem vorderen, wie an dem hinteren Abfalle des Daches erkennen lassen.“

Auch für die deutschen Urnen, sowohl für die bienenkorbartigen oder backofenähnlichen als auch für die eigentlichen Hausurnen kommt Lisch, der erste wissenschaftliche Bearbeiter dieser Denkmäler (Jahrb. d. Vereins f. Mecklenburg. Geschichte XXI, 249), zu der Ansicht, daß die rundliche Form die ursprüngliche Gestalt dieser Urnen gewesen sei. „Wirft man einen vergleichenden Blick auf die Gestalt dieser Urnen, so drängt es sich unwillkürlich auf, daß sie die Entwicklung des alten Wohnhauses darstellen. Die älteste Form des Hauses geben ohne Zweifel die

---

*) Die letzte im Frühjahr 1887 zu Unseburg. Vgl. Magdeburgische Zeitung (Beiblatt) vom 7. Jan. 1889.

Urnen von Burg-Chemnitz und Rönne, welche die Thür im Dache haben, wie die Wohnungen ungebildeter Völker oft die Thür im Dache haben, zum Schutz gegen wilde Tiere*); man stieg auf Leitern hinein, welche man nach sich zog, und so war man durch die steilen glatten Wände mehr gesichert. Jünger sind sicher diejenigen runden Häuser, wie die Urnen von Kiekindemark und Klus, welche die Thür in der Seitenwand haben**). Das jüngste Haus wird wohl durch die Urne von Aschersleben dargestellt; dieses Haus war viereckig, mit hohem, steilem Strohdache, ein überraschendes Vorbild der jetzigen geringen Landhäuser." Verschiedene Hypothesen sind aufgestellt worden, um einen direkten Zusammenhang zwischen den italischen und germanischen Hausurnen zu erweisen: man hat ebenso an eine Einführung aus Italien wie umgekehrt an germanischen Ursprung der italischen Denkmäler gedacht. Ich halte indessen die Ansicht Lischs, daß jene Hausurnen selbständige Schöpfungen der beiden Völker sind und den aus der Urzeit ererbten Typus der europäischen Hütte zum Ausdruck bringen, immer noch für die wahrscheinlichste.

Kehren wir zu den Pfahlbauten zurück, so kann die Sitte, Pfahlroste als Grundlage des Hüttenbaus zu benutzen, bekanntlich keineswegs als eine auf diese prähistorischen Bauten beschränkte angesehen werden. Ich will die oft erörterten, auf den verschiedensten Völkergebieten wiederkehrenden Analogien (vgl. z. B. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit p. 171 ff.) für diese Bauart nicht wiederholen. Ich will nur darauf hinweisen, daß R. Henning in seinem schon genannten Buch Das deutsche Haus nachweist, daß Pfahlkonstruktionen als Unterbau des Hauses namentlich auf fränkisch-oberdeutschem Boden sehr verbreitet gewesen sind. „Diese hohen Holzgerüste unter dem Hause liefern eine interessante Parallele zu den Pfahlbauten der Moore und der Schweizer Seen" (p. 170).

---

*) Vielleicht ist es aber wahrscheinlicher, daß der unter der im Dache befindlichen Thür liegende Teil des Hauses als in die Erde eingegraben zu denken ist. Vgl. unten über die Mardellen.

**) Am nächsten stehen diesem Typus (Lisch p. 247) die Barbarenhäuser auf der Siegessäule Mark Aurels, nur daß die Thüren — Fenster fehlen auch hier durchaus — bei ihnen länger und schmäler als dort sind.

Endlich neigt man sich auch immer mehr dazu, die oben erwähnten unterirdischen Wohnungen, von deren Vorhandensein bei idg. Völkern zahlreiche litterarische Zeugnisse berichten, in gewissen Denkmälern unseres Erdteils, nämlich in den sogenannten Trichtergruben oder Mardellen wiederzuerkennen, über deren Charakter als Wohnungen, namentlich mit Rücksicht auf Südbayern, zuletzt F. S. Hartmann (Zeitschrift für Ethnologie 1881 XIII, 237 ff.) gehandelt hat. Dieselben zeigen nach Hartmann in der Regel **kreisrunde** Form und haben bei einer Tiefe von 2 bis 4 Meter einen Durchmesser von 11—15 Meter. Nach der Tiefe verlaufen sie seltner in Trichterform, sondern zeigen gewöhnlich kesselartige Ausbuchtungen. Dieselben dienten in der Regel nur als Unterbau der Wohnungen, und über ihnen erhob sich eine dann natürlich gleichfalls runde Hütte, deren Konstruktion aber nicht weiter zu erkennen ist. Ein sehr interessanter Fund dieser Art ist, wie mir Herr M. Much mitteilt, in der vorgeschichtlichen Ansiedlung innerhalb der sogenannten Türkenschanze bei Lengyel unfern von Fünfkirchen (Ungarn) gemacht worden. Es zeigten sich hier unterirdische, in den festen Löß gegrabene Wohnungen. „Dieselben sind kreisrund, nicht viel höher, als daß ein Mann stehen kann, durch eine kleine Öffnung fand der Zugang wahrscheinlich auf einem senkrecht angebrachten Steigbaum statt. Am Grunde der Höhlungen fanden sich Reste von Thongeschirr, Webstuhlgewichte und Überbleibsel der Herde."

Solche Mardellen sind wie in Deutschland, Frankreich und England auch in der Schweiz (Hartmann a. a. O. p. 242) gefunden worden, und da es zum mindesten als sehr wahrscheinlich betrachtet werden kann, daß zu derselben Zeit, in welcher die Seen der Schweiz durch Pfahlbauern bevölkert waren, auch das trockene Land bewohnt war, so können wir uns hier die Pfahlbauten im See und die Mardellen auf dem Land sehr wohl neben einander denken.

g) Töpferei, Wagen- und Schiffbaukunst.

Daß die Töpferkunst, freilich noch ohne Gebrauch der Drehscheibe, schon in den ältesten Pfahlbauten ausgeübt wurde, ist bekannt. Ebenso muß dieselbe für die älteste Kultur der Indo=

germanen vorausgesetzt werden. Allerdings ist ein primitives Verbum für die Ausübung der Thätigkeit des Töpfers nur noch in Trümmern vorhanden (got. *deigan* „aus Thon bilden“ = lat. *figulus* Töpfer, *fingere*, *term. techn.* für die Töpferarbeit: skrt. *dih* „bestreichen, verkitten, beschmieren“); aber die Bekanntschaft der Indogermanen mit ihr wird auch durch eine nicht geringe Anzahl gemeinsamer Gefäßnamen bezeugt. Die wichtigsten sind: skrt. *carú*, altn. *hverr*, ir. *core* „Kessel“, skrt. *kumbhá* „Topf“ = griech. *κύμβος*, skrt. *gôla* „kugelförmiger Wasserkrug“ = griech. *γαυλός* „Melkeimer“, zend. *tashta* = lat. *testa*, lat. *vas* = got. *kas*, *kasja* „Töpfer“, altn. *bida*, lat. *fidelia*, griech. *πίθος* (B. B. III, 97), ir. *cilornn* (**kelpurno*), lat. *calpar*, griech. *κάλπη*, *κάλπις* (Stokes K. Z. XXX, 558). Auch geht bei allen indog. Völkern, von Sage und Mythus umgeben, die Töpferkunst bis in die grauste Vorzeit zurück, und namentlich im Kultus hat man sowohl in Griechenland wie Italien lange Zeit an der ausschließlichen Verwendung von Thongefäßen festgehalten.

Auf dem Gebiete des Wagenbaus, der schon in der indog. Urzeit bis zu einem gewissen Grade vervollkommnet war, fehlen in den Pfahlbauten die Analogieen; es sind in den älteren Stationen nur sehr wenig Gegenstände (z. B. ein Joch in Fenil, Groß, Proto-helvètes p. 19) gefunden worden, welche auf die Benutzung des Wagens seitens der Pfahlbauern mit Bestimmtheit hindeuten.*) Indessen ist hierbei zu bedenken, daß einmal Gegenstände aus Holz im Vergleich zu solchen aus andern Materialien überhaupt selten noch in den Kulturschichten der Pfahlbauten sich finden, und daß das andere Mal die Pfahlbauern, auch wenn sie den Wagen kannten, zu seiner Verwendung nur sehr geringe Gelegenheit hatten, da der Verkehr sich ohne Zweifel und naturgemäß auf den Bahnen des Wassers hauptsächlich bewegte.

Daß die Pfahlbauern auf diesen sich, wie die Indogermanen, mittelst gewaltiger „Einbäume“, die nicht durch Segel, sondern nur durch Ruder getrieben wurden, fortzubewegen verstanden,

---

*) Bronzene, auf etrurischen Import deutende Wagenteile 2c. sind in den Pfahlbauten im Neuburger See gefunden worden. Vgl. Bericht VIII, 43 ff.: Etruskische Streitwagen aus Bronze in den Pfahlbauten.

zeigen die Einbäume selbst, die aus den Tiefen der Seen emporgehoben worden sind (Bericht VII, 57).

Wer die hier gezogenen Parallelen überschaut, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß es trotz einiger Abweichungen und Unklarheiten im einzelnen im großen und ganzen dieselbe Gesittung ist, welche uns in jenen ältesten Denkmälern der Schweiz entgegentritt, und die wir auf linguistisch-historischem Weg als die der noch ungetrennten europäischen Indogermanen erschlossen haben. Hieraus ergiebt sich zugleich der weitere Schluß, daß jene ältesten Bewohner der Schweiz in ethnologischer Beziehung dem indog. Stamme angehört haben können, was, wie wir schon oben sahen, von früheren wie Misteli (oben p. 40) und Schleicher (ebend.) bestritten wurde und damals bestritten werden mußte.

Wenn aber die Pfahlbauern Indogermanen gewesen sein können, so folgt daraus noch nicht, daß sie es gewesen sein müssen; denn der an sich mögliche Einwand, daß die hier in ethnographischem Sinne als indogermanisch in Anspruch genommmene Kultur einstmals über große Teile Europas und auch über allophyle Völker verbreitet gewesen sein könne, läßt sich nur teilweis widerlegen. Dies gilt rücksichtlich der Finnen, welche man sich besonders gern als Ureinwohner Europas denkt, und von denen man sich bis in die neueste Zeit (vgl. F. Dahn Urgeschichte d. germ. und rom. Völker I, 6) auch die Schweizer Pfahlbauten bevölkert gedacht hat. Eine solche Annahme ist aber nach dem, was wir durch sprachliche (vgl. oben p. 64) und geschichtliche Zeugnisse (vgl. Müllenhoff D. A. II, 39) über die ursprüngliche Kultur der Finnen wissen, ganz hinfällig. Diese Völker können somit die Indogermanen im mittleren Europa, namentlich aber in den Schweizer Pfahlbauten in keinem Fall angetroffen haben (vgl. K. Müllenhoff a. a. O. II, 54).

Anders steht es mit denjenigen vor- oder nichtindogermanischen Völkern, von denen man sich wohl mit Recht den Süden Europas in einst weiter Ausdehnung besetzt gehalten vorstellt, mit Iberern, Ligurern, Rätern u. a. Was wir über die ursprüngliche Kultur

dieser Stämme wissen (vgl. L. Diefenbach *O. E.* und H. Kiepert Lehrbuch der alten Geographie *passim*), ist so ungemein weniges und zweifelhaftes, daß es unmöglich erscheint, den Nachweis zu führen, daß die Kultur der Schweizer Pfahlbauten nicht auch bei ihnen ihre Entsprechung gefunden haben könne, wenn einzelne Thatsachen auch eher dagegen als dafür zu sprechen scheinen.

Diese Ungewißheit nötigt uns, die Ergebnisse dieses Kapitels dahin zusammenzufassen, daß erstens die Kultur der Schweizer Pfahlbauten im wesentlichen identisch ist mit derjenigen der europäischen Kulturgemeinschaft der Indogermanen (oben p. 185 und unten Kap. XIV), und daß zweitens also von dieser Seite her der Annahme nichts im Wege steht, daß die ältesten Bewohner der Schweiz ein Teil jener europäischen Indogermanen gewesen sein.

Im schroffen Gegensatz zu der in den Pfahlbauten zutage getretenen „neolithischen“ Kultur stehen die „paläolithischen“ Funde in den Höhlen Frankreichs, Belgiens, Deutschlands u. s. w., deren Fauna (Höhlenbär, Mammut, Rhinoceros) einer entschwundenen Erdepoche Europas angehört. Die Anfänge einer primitiven Gesittung des Menschen, welche uns hier begegnen, stehen tief unter jenem Zustand, den wir als den ältesten indogermanischen erreichen können. Hier allein liegt in archäologischer Beziehung eine unzweifelhaft nicht-indogermanische Kulturschicht vor.

XII. Kapitel.

Familie und Staat.

Hypothesen über die Entwicklung der menschlichen Familie. Unsere Aufgabe. I. Die indog. Verwandtschaftsnamen: 1. Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester. 2. Geschwister des Vaters und der Mutter, Neffe, Vetter, Großeltern, Enkel. 3. Die Verschwägerung. Erklärung der gefundenen Verhältnisse. Die indog. Familie agnatisch. II. Die indog. Ehe, die Stellung der indog. Frau. Kauf. Raub. Hochzeitszeremoniell. Mann und Weib. Opfergemeinschaft beider. Polygamie. Levirat. Ehebruch bei Mann und Weib. Aussetzungsrecht des Vaters. Die Witwe. III. Familie und Staat: *Joint family*. Das *bratstvo* und die Sippe. Blutrache. Der Stamm. Königsgewalt. Hatten die Indogermanen einen einheitlichen Namen?

Schon an der Schwelle europäischer Überlieferung, bei Homeros, tritt uns eine Auffassung der Ehe entgegen, wie sie inniger und reiner auch auf modernen Kulturstufen nicht gedacht werden kann.

Ἕκτορ, sagt Andromache Il. VI, 429, *ἀτὰρ σύ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ, ἠδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης* und Odyssee VI, 182 fügt hinzu:

οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε κρεῖσσον καὶ ἄρειον ἢ ὅθ' ὁμοφρονέοντε νοήμασι οἶκον ἔχητον ἀνὴρ ἠδὲ γυνή

„Denn nichts ist besser und wünschenswerter auf Erden,
„Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
„Ruhig ihr Haus verwalten."

Und dennoch muß, wie jede menschliche Einrichtung, auch dieses Verhältnis des Mannes zum Weibe, von niederen, noch im Leben der Tiere halbversteckten Anfängen seinen Ausgang

genommen haben. Es fragt sich, ob wir noch imstande sind, die hier waltenden Entwicklungsreihen mit einiger Deutlichkeit zu bestimmen.

Die gewöhnliche Auffassung dieses Entwicklungsganges geht auch für die Geschichte der menschlichen Familie von der Promiscuität der Geschlechtsverhältnisse, d. h. von einem Zustand aus, in welchem innerhalb einer gewissen Gemeinschaft jedem mit jeder der Geschlechtsverkehr freistand. Bei der hieraus sich ergebenden Unsicherheit der Vaterschaft eines Kindes sei es natürlich gewesen, die Verwandtschaft desselben nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter zu bestimmen, und so wurzele hier derjenige Zustand der Familie, welchen man als den des Mutterrechts oder der Weiberlinie bezeichnet. Auf der anderen Seite stelle die Polyandrie, d. h. die eheliche Gemeinschaft eines gewöhnlich durch Verwandtschaft verbundenen Kreises von Männern mit einem Weibe, die noch in dem sogenannten Levirat auch bei höher stehenden Völkern ihre Spuren hinterlassen habe, einen Übergang zu monogamischer Ehe und zu der Vaterlinie dar. Das nunmehr allmählich erkannte Verwandtschaftsverhältnis des Kindes zum Vater habe zunächst das zur Mutter vollständig verdrängt, und erst ganz zuletzt seien die gleichen verwandtschaftlichen Beziehungen des Kindes zu beiden Eltern anerkannt worden.*)

Gegen diese oder ähnliche Auffassungen der Dinge sind neuerdings namentlich von C. N. Starcke Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwicklung Leipzig 1888 vielfach nicht unbegründete Bedenken erhoben worden. Starcke sucht die verschiedenen Formen der menschlichen Ehe überhaupt weniger aus geschlechtlichen (die nach seiner Meinung nie zur Ehe geführt hätten) als aus national-ökonomischen Bedürfnissen des primitiven Menschen zu verstehen. Derselbe habe eine Sklavin, eine Wirtschafterin gebraucht, die ihm das Erworbene zusammenhalte. Hierzu sei dann aus praktischen und religiösen Gründen der Wunsch hinzugekommen, Kinder zu erhalten. Daß dieselben auch von ihm gezeugt seien, darauf habe der Mann von Haus aus

*) Vgl. unter anderen Lubbock Die Entstehung der Civilisation 1875 p. 59—167, neuerdings F. v. Hellwald Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwicklung Leipzig 1889.

kein Gewicht gelegt, da alles, was das ihm gehörige Weib hervorgebracht habe, ihm zu eigen gewesen sei. Erst ganz allmählich sei die Ehe zunächst für das Weib, dann auch für den Mann zugleich auch der Mittelpunkt des geschlechtlichen Lebens geworden. Das Mutterrecht oder die Weiberlinie sieht Starcke vielfach als eine spätere Bildung an, die jedenfalls nichts mit Reflexionen über die angebliche Unsicherheit der Vaterschaft zu thun habe.

Es ist glücklicherweise nicht unsere Aufgabe, eine bestimmte Stellung zu den hier gestreiften weittragenden Problemen einzunehmen. Unser Ziel ist ein viel bescheidneres und beschränkteres: es gilt für uns ein Bild der Ehe und Familienorganisation in der Urzeit der indog. Völker zu entwerfen, und nur deswegen war es nötig, der Streitfragen, welche sich an den Ursprung der menschlichen Ehe überhaupt knüpfen, auch hier mit einigen Worten zu gedenken, weil, wie wir noch sehen werden, dieselben auch in das von uns zu behandelnde Gebiet an einigen Stellen hereinragen, das wir im übrigen von allen Spekulationen über die Urzustände der Menschheit loszulösen und auf den Boden rein historischer, namentlich sprach-historischer Forschung zu stellen bemüht sein werden.

Wenn somit der Umfang unserer Aufgabe ein geringerer ist, so ist doch der Inhalt derselben ein so ungemein reicher, daß wir von vornherein darauf verzichten müssen, denselben in dem Rahmen dieses Buches auch nur annähernd zu erschöpfen. Wir werden uns daher darauf beschränken, auf einige für die Beurteilung der indog. Familie und ihre Weiterentwicklung besonders wichtigen Punkte hier näher einzugehn*), und beginnen mit einer Betrachtung der indog. Verwandtschaftsnamen, in der Hoffnung, daß wir bereits durch diese etwas näheres über die Organisation der indog. Familie erfahren werden.

---

*) Ich kann dies umsomehr, als ich durch H. Prof. B. Delbrück erfahre, daß derselbe demnächst eine ausführliche Studie über die indog. Familie veröffentlichen wird. In einem Gespräch über diesen Gegenstand stellte sich heraus, daß wir sicherlich in einem für die Beurteilung der indog. Familienorganisation sehr wichtigen Punkte, dem der ursprünglichen Bedeutung der Verschwägerungsbezeichnungen, miteinander zusammengetroffen sind, wodurch

I. Die indog. Verwandtschaftsnamen.

Wir eröffnen die Erörterung der indog. Verwandtschaftsnamen mit einer Gruppe von Personen, deren Benennungen sich in Form und Bedeutung besonders zäh erwiesen haben, nämlich mit den Namen

1. des Vaters, der Mutter, des Sohnes, der Tochter, des Bruders, der Schwester.

Vater: skrt. *pitár*, zend. *pitar*, armen. *hair*, griech. *πατήρ*, lat. *pater*, ir. *athir*, got. *fadar*.

Mutter: skrt. *mâtár**), zend. *mâtar*, armen. *mair*, griech. *μήτηρ*, lat. *mâter*, ir. *máthir*, ahd. *muotar*, altsl. *mati* — lit. *motė́* „Weib" (*mótyna* „Mutter), alb. *motrę* „Schwester".

Neben diesen organischen Bildungen ziehen sich durch die indog. Sprachen noch Vater- und Mutternamen mehr onomatopoetischen Charakters. So für:

Vater: skrt. *tâtás*, griech. *τέττα*, lat. *tata*, ahd. *toto* 2c. (Grimm W. II, 1312), lit. *tė̃tis* (neben *tė́was*), alb. *tatε***),

griech. *ἄττα*, lat. *atta*, got. *atta*, altsl. *otĭcĭ*, alb. *at*, für:

Mutter: skrt. *nanâ'* (griech. *νάννα, νέννα* „Tante" des Vaters und der Mutter Schwester), alb. *nęnę*,

ahd. *ama* (lat. *am-ita* „Tante", des Vaters Schwester?), span., port. *ama*, alb. *ęmę*,

lat. *mamma*, alb. *męmę* (griech. *μάμμη*, meist „Großmutter"); auch altn. *móna*, ahd. *muoma* „*matertera*", ndd. *moeme*, lit. *momà*; ahd. *muoia* = griech. *μαῖα*.

---

die Richtigkeit unserer beiderseitigen Beobachtungen eine erwünschte Bestätigung erhält.

*) Die alte Sprache hat noch *bhartrî'* „Mutter" (Av.). Dies läßt sich mit dem syrac. *ἀντι-φάρα · μητρυιά* Hes. vergleichen, da sich aus demselben ein **φάρα* „Mutter" ergiebt.

**) J. Schmidt K. Z. XXV, 34 läßt diese Reihe aus **pt-atá* (: *p(e)tér*) entstanden sein.

Es stimmt mit dem zu Diminutivbildungen geneigten Charakter der osteuropäischen Sprachen überein, daß gerade in ihnen die alten Vater- und Mutternamen durch solche Lallwörter verdrängt oder in ihrer Bedeutung verschoben sind.

Eine gemeinsame Benennung des Elternpaares ist in den indog. Sprachen nicht nachweisbar. Dieser Begriff wird in den Einzelsprachen ausgedrückt durch Wörter wie griech. *τοκῆες, γονεῖς*, lat. *parentes*, lit. *gimdýtojei* „die Erzeuger", got. *bêrusjôs* (vgl. skrt. *bhartrí*, griech. *ἀντιφάρα*), ahd. *eltiron* „die älteren" und ähnliches. Nicht ohne Interesse ist das got. *fadrein* n. „Eltern", eigentlich „Vaterschaft". Auch agls. *fe þgen* „Eltern" ist kollektiv.

Sohn: skrt. *sû'nus*, zend. *hunu*, griech. *υἱύς* (*υ-ju*), got. *sunus*, lit. *sunùs*, altsl. *synŭ*,

skrt. *putrá*, zend. *puthra*, osk. *puklo*.

Tochter: skrt. *duhitár*, zend. *dughdhar*, armen. *dustr* (*ustr* „Sohn" Hübschmann A. St. 47), griech. *θυγάτηρ*, got. *daúhtar*, lit. *duktė'*, altsl. *dŭšti*.

Bruder: skrt. *bhrâ'tar*, zend. *brâtar*, arm. *ελbair*, (griech. *φρήτηρ· ἀδελφός* Hes.), lat. *frâter*, ir. *bráthir*, got. *brôþar*, lit. *broterė'lis*, altsl. *bratrŭ*.

Schwester: skrt. *svásar*, zend. *qaṅhar*, armen. *k'oir* (griech. *ἔορ* siehe unten), lat. *soror*, ir. *siur*, got. *svistar*, lit. *sesů*, altsl. *sestra*.

Während die Lateiner das indog. Wort für Sohn und Tochter spurlos verloren haben, wofür sie *filius, filia* „Säugling" (nach G. Meyer aber = alb. *bir, bil'ę*) gebrauchen, haben die Griechen die alten Ausdrücke für Bruder und Schwester bis auf gewisse Überreste eingebüßt. Den Ersatz bilden *ἀδελφός* (lac. *ἀδελιφήρ* im Suffix nach den übrigen Verwandtschaftsnamen), *ἀδελφή* „der (die) demselben Mutterleib entsprossene" (vgl. auch *ὁμογάστωρ, ἀγάστορες· ἀδελφοὶ δίδυμοι, ὀγάστωρ*, skrt. *sôdara* = *sa* + *udará* „Bauch", osset. dig. *änsuwär* = *än* + *suwär* „Mutterleib") und das dunkle*) *κασίγνητος*, auch bloß *κάσις*.

---

*) *Κασι-* scheint auf **kn̥-ti* zurückzuführen und könnte zu ir. *cétne* „der erste" (von altsl. *ken* „anfangen" Miklosich Et. W.) gehören, so daß *κασίγνητος, κασιγνήτη* „Erstgeborner", „Erstgeborne" = Bruder und

Über das in seiner ursprünglichen Bedeutung fast ganz verblaßte *φρήτηρ* wird unten zu handeln sein. Hier noch ein Wort über das schon vorhin genannte *ἔορες* = lat. *sorôres!*

Hesych erklärt *ἔορ* mit *θυγάτηρ* und *ἀνεψιός*, *ἔορες* mit *προσήκοντες*, *συγγενεῖς*. Die Erklärung der drei letztgenannten Bedeutungen scheint mir in dem Vergleich mit dem lat. *consobrini* (**con-sosr-îni*) zu liegen. Dieses Wort bezeichnete ursprünglich die Kinder eines Geschwister —, d. h. ursprünglich Schwesternpaares (ahd. *gi-swistar*, altndd. *gisustruon*), dann aber auch die Kinder zweier Brüder *(fratres patrueles, sorores patrueles)* und eines Bruders und einer Schwester (*amitini, amitinae*). Vgl. *corp. iur. civ.* XXXVIII, X, 1. Ebenso, meine ich nun, bedeutete *ἔορες* ursprünglich „Schwestern", dann „Schwesternkinder", „Geschwisterkinder" (*ἀνεψιοί*). Bezüglich des Mangels einer sprachlichen Ableitung wäre auf hom. *κασίγνητος*, urspr. *„frater"*, dann auch *„fratris liberi"* (*consobrini, ἀνεψιοί*) zu verweisen. Dieser Verwandtenkreis ist also bei *ἔορες* unter *προσήκοντες, συγγενεῖς* gemeint.

Auf die etwaigen Wurzelbedeutungen der bisher besprochenen Verwandtschaftswörter gehen wir hier aus schon früher (p. 196 f.) angegebenen Gründen nicht weiter ein. Das einzig sichere scheint mir zu sein, daß die indog. Benennung des Sohnes aus der Wurzel *sû* „zeugen, gebären" (skrt. *sû* „Erzeuger" und „Erzeugerin") hervorgegangen ist.

Wenigstens nicht unwahrscheinlich erscheint mir, daß der indog. Vatername* *p(ĕ)-tér* auf dieselbe Wurzel zurückführt oder doch schon sehr frühzeitig an dieselbe angelehnt ist, wie der später zu betrachtende Name des Gatten und Eheherrn skrt. *pá-ti*, griech. *πό-σι-ς* u. s. w. Diese Wurzel ist vielleicht im skrt. *pâ* „schützen" erhalten, so daß die *patria potestas* des Vaters und Ehemannes schon rein sprachlich als ein Mundium über die Seinen erschiene.

Schwester wäre. Vgl. hom. *γνωτός* „geborner" = „Bruder" und Redewendungen wie „mein ältester", „meine älteste". Doch weist innerhalb des Griechischen keine Spur auf eine Grundbedeutung „Erstgeborner", weshalb diese Zusammenstellung nur *faut de mieux* gegeben ist; denn die Vergleichung mit aengl. *hyse* „Knabe" rc. ist inhaltlich noch weniger einleuchtend.

2. Die Geschwister des Vaters und der Mutter, Neffe, Vetter, die Großeltern, die Enkel.

Die in dem vorigen Abschnitt besprochenen Verwandtschaftsnamen waren durch die große Konformität ihrer Bildung, die mit Ausnahme des indog. Sohnesnamens überall die Suffixe *-ter*, resp. *-er* aufwies, ausgezeichnet. Auch die Festigkeit ihrer Bedeutungen wurde nur durch vereinzelte Fälle des Ausweichens derselben durchbrochen.

Ganz anders stehen die Dinge bei dem Kreis von Personen, zu deren Terminologie wir uns nunmehr wenden. Innerhalb derselben ist von einer Einheit der Wortbildung keine Rede und die Bedeutungen der hier zu nennenden Verwandtschaftswörter scheinen in einem fortgesetzten Fluß begriffen. Wir wollen uns zunächst einen Überblick über die einschlagenden Verhältnisse zu verschaffen suchen und erst später zusehn, ob sich vielleicht eine Erklärung derselben finden läßt.

Als die in Form und Bedeutung am meisten übereinstimmende Reihe ist hier der Name des Vaterbruders zu nennen:

sskrt. *pítṛvya*, zend. *tûiryô* (Bartholomae B. B. X, 271), griech. *πάτρως*, lat. *patruus*, ahd. *fatureo*, agls. *faedera*.

Eine indog. Bezeichnung des Mutterbruders fehlt. Im Sanskrit begegnet *mâtulá* (vielleicht = **mâta-tulya*, vgl. *tâta-tulya* „vaterähnlich", „Oheim väterl. Seits"), im Griechischen *μήτρως* (nach *πάτρως*, später auch „Großvater mütterl. Seits"), im Armenischen *kʿeri* (: *kʿoir* „Schwester").

Besonders häufig wird aber in den europäischen Sprachen der Name des Mutterbruders von einem Stamme gebildet, welcher zugleich den Großvater, resp. die Großmutter bezeichnet. Hierher gehören:

lat. *avus* „Großvater": *avunculus*, got. *avô* „Großmutter", altn. *áe* „Urgroßvater": ahd. *ôheim*, agls. *eám*, altfr. *êm* (dunkel in der Wortbildung) — lit. *awýnas*, preuß. *awis*, altsl. *uj*, *ujka*, sämtlich „*avunculus*" — mcymr. *ewi-thr*, acorn. *eui-ter* „Onkel", ir. *aue* „Enkel", das jedoch Stokes B. B. IX, 87 zu griech. *πάFις* stellt.

Eine Parallele findet dieser Bedeutungsübergang von Großvater — Mutterbruder in dem von Großvater — **Vaterbruder**, wie er in folgender Reihe vorliegt:

altsl. *dědŭ* „*avus*", griech. *τήθη* „Großmutter" — lit. *dědis* „Vaters Bruder" (*dėdė*, *dėdzius* „Vetter", vgl. ahd. *fatureo* „Oheim", dann „Vetter"), griech. *θεῖος* (aus **θη-jo*) „Vater- und Mutterbruder".

Vgl. noch lit. *strujus* „Greis": altsl. *stryj*, *stryjcĭ* „*patruus*" (Miklosich Et. W.).

In mancher Beziehung eine Ergänzung zu dem in den vorigen beiden Gruppen geschilderten Bedeutungswandel bildet dasjenige Verwandtschafswort, welches von den in dieser ganzen Abteilung zu behandelnden Benennungen die weiteste Verbreitung innerhalb der indog. Sprachen zeigt und in sich die Bedeutungen „Enkel" und „Neffe" vereinigt, daneben aber auch eine allgemeine Bedeutung „Abkömmling" aufweist*): Das lat. *nepos* mit seiner Sippe:

Sanskrit: *nápât*, *náptar* „Abkömmling überhaupt, Sohn, im bes. Enkel", in der älteren Sprache vorzugsweise in der allgemeinen, in der späteren nur in der Bed. „Enkel" gebraucht (B. R.). — *naptí* „Tochter", „Enkelin" (zend. *napti*). —

Iranisch: zend. *napât* „Enkel", npers. *navâda* „Enkel", *napti* „Verwandtschaft". —

Griechisch: *νέποδες* (an *πούς* angelehnt) „Brut", *ἀ-νεψιός* „Geschwisterkind" (*ἀ-νεπ-σ-*, *s* wie in altsl. *nestera* aus **nep-s-tera* oder = *ἀ-νεπτ-jo*), *νεόπτραι · υἱῶν θυγατέρες* Hes. „Enkelinnen" (für **νεποτ-ραι*?). —

Lateinisch: *nepôt-* „Enkel", später auch „Neffe".

Germanisch: aglſ. *nefa* „Enkel", „Neffe", altn. *nefe* „Verwandter", ahd. *nefo*, mhd. *neve* „Schwestersohn, auch seltener Brudersohn, auch Oheim, dann allgemein Verwandter" (Kluge),
altn. *nipt* „Schwestertochter, Nichte", ahd. *nift*, mhd. *niftel*,

*) Wenig einleuchtend ist der Versuch E. Leumanns (Festgruß an O. v. Böhtlingk 1888 p. 77), als Grundbedeutung von *ne-pôt-* „Waise" („unbeschütztes") nachzuweisen.

got. *niþjis* „Vetter“, altn. *niðr* „Abkömmling“ (**niptjo*) u. s. w.

Altslov.: *netiji* „Neffe“, *nestera* „Nichte“.

Altirisch: *nia* „Schwestersohn“.

Ein Blick auf das Angeführte zeigt, daß sich die Bedeutungen „Neffe“, „Vetter“ 2c. nur innerhalb der europäischen Sprachen finden, auf welche auch der Bedeutungswandel von Großvater — Oheim beschränkt ist.

Die arischen Sprachen haben für den Brudersohn einen eigenen Ausdruck ausgebildet:

skrt. *bhrâ'tṛvya* = zend. *brâtuirya* (vgl. Bartholomae B. B. X, 271).

Hiermit sind meines Erachtens im wesentlichen die Übereinstimmungen erschöpft, welche sich in den Benennungen des hier in Frage stehenden Kreises von Verwandten finden. Doch bleiben noch einige Worte über die Schwestern von Vater und Mutter, über die Großeltern und Enkel zu sagen.

Die Namen der Schwestern *πρὸς πατρὸς* werden von denen *πρὸς μητρὸς* in den Einzelsprachen meist scharf geschieden. So im lat. *amita* : *matertera*, im germanischen ahd. *basa*, agls. *faþu*, altfr. *fethe* : ahd. *muoma*, agls. *môdrie*, ndd. *mödder**), altsl. *strina* (: *stryj*) : *teta*, *tetka*. Im Griechischen scheint kein deutlicher Unterschied zwischen Wörtern wie *θεία*, *τηθίς*, *νάννη* gemacht worden zu sein.

Die Namen der Großeltern weisen, abgesehen von den oben angeführten Übereinstimmungen, auf keine ursprünglichen Bildungen hin. Man nennt den Großvater, resp. die Großmutter entweder schlechthin die Alten: ahd. *ano*, *ana* = lat. *anus* „alte Frau“, altsl. *baba* „Großmutter“ oder man hilft sich mit Zusammensetzungen wie skrt. *mâtamaha*, griech. *μεγαλομήτηρ*, *μητροπάτωρ*, ir. *senmáthir* 2c. Ein Lallwort ist griech. *πάππος*, dunkel zend. *nyâka* = apers. *nyâka*, npers. *niyâ*, vgl. altpers. *apa-nyâka* „Ahnherr“. Dagegen ist für den Enkel noch auf eine specielle Übereinstimmung des Deutschen, Slavischen und Litauischen hinzuweisen:

*) Letztere beiden zeigen zusammen mit cymr. *modryb* Übereinstimmung in der Wortbildung mit griech. *μητρυιά*, armen. *mauru*. Letztere beiden bedeuten aber „Stiefmutter“.

ahd. *eninchilî*, altsl. *vŭnukŭ*, lit. *anukas*, die wohl richtig als „kleiner Ahn“ (ahd. *ano*) gedeutet werden. Ahd. *diehter* „Enkel“ ist mit dem Verwandtschaftssuffix *-ter* von skrt. *túc* „Nachkommenschaft“ abgeleitet (Kluge). Vgl. **nepôt* „Abkömmling“ — „Enkel“. Die übrigen Namen des Enkels und Urenkels wie skrt. *pôtra, prapôtra*, ahd. *fernevo*, griech. *υἱωνός* u. s. w. bieten nichts von Interesse. Altsl. *šturŭ* „Urenkel“ wird von Miklosich Et. W. mit lit. *prakurėjis* „Ahn“ verglichen.

3. Die Verschwägerung (*affinitas*).

Ich stelle an die Spitze dieses Abschnitts einen Satz, dessen Richtigkeit ich im folgenden zu erweisen hoffe, und der, wenn er richtig ist, mir einen höchst wichtigen Schlüssel für das Verständnis der altindog. Familie zu enthalten scheint. Ich bin nämlich der Meinung, daß sich durch indog. Gleichungen **nur** die Verschwägerung der Schwiegertochter mit den Verwandten des Mannes, **nicht** aber die des Schwiegersohnes mit den Verwandten der Frau belegen läßt.*)

Das junge Paar, durch welches die Verschwägerung zweier Sippen erfolgt, besteht aus Schwiegertochter (den Eltern des Mannes gegenüber) und aus dem Schwiegersohn (den Eltern der Frau gegenüber). Wir finden, daß nur der Name der ersteren ein begründetes Anrecht auf indog. Altertum hat. Die **Schwiegertochter** heißt:

skrt. *snushâ'*, npers. *sunâr* (Spiegel A. Per. 88?), osset. *nosťä* (vgl. Hübschmann Osset. Spr. p. 52), armen. *nu*, griech. *νυός*, lat. *nurus*, ahd. *snura*, altsl. *snŭcha*, alb. *nuse*.

Nur im Keltischen und Litauischen (*marti*) scheint das Wort nicht zu belegen. Obgleich es sich nicht beweisen läßt, so ist es doch wahrscheinlich, daß die althergebrachte Deutung des indog. **snusâ* als „Söhnin“ (**sunu-sâ*) das richtige trifft.

Dem Namen der Schwiegertochter gegenüber stimmt der Name des Schwiegersohnes nur in denjenigen Sprachen überein, welche durch eine nähere Verwandtschaft unter sich verbunden

*) Eine Ahnung dieses Verhältnisses hatte bereits A. Fick Spracheinheit p. 270 f.

werden, im Arischen: sskrt. *jā'mâtar* = zend. *zâmâtar* (wohl zu *jâmí* „verwandt") und im Litu-Slavischen lit. *z'éntas* = altsl. *zętĭ*, wozu vielleicht auch alb. *δεnder* „Bräutigam" (: *nuse* „Braut") gehört. Die Wurzel der letzteren Sippe ist *ĝen*, sskrt. *jánati*, zend. *zîzananti* „erzeugen", zu welcher (vgl. *gen-us*, *gigno*) auch das lat. *gener**), wohl nach *socer* und **lêv-er* gebildet (das später unter dem Einfluß von *vir* zu *lêvir* wurde), gehört. Griech. *γαμβρός* (**γαμ-ρό*) ist der „Hochzeiter" (*γαμέω*), germ. agls. *âđum*, ahd. *eidum* am wahrscheinlichsten = *sponsus* (von agls. *âþ*, ahd. *eid*), da auch got. *liugan* „heiraten" : ir. *luge* „Eid" sich zu stellen scheint. Ausdrücke wie Verwandter, Zeuger, Versprochener sind also verwendet worden, um den verhältnismäßig neuen Begriff „Schwiegersohn" zu benennen.

Von den Kindern wenden wir uns zu den Schwiegereltern:

der Schwiegervater: sskrt. *çváçura*, zend. *qasura*, armen. *skesr-air* („Mann der Schwiegermutter"), griech. *ἑκυρός*, lat. *socer*, got. *svaihra*, altsl. *svekrŭ***), lit. *szészuras*, alb. *viéhεr̃*, corn. *hveger*.

die Schwiegermutter: sskrt. *çvaçrū'*, armen. *skesur*, lat. *socrus*, altsl. *svekry*, griech. *ἑκυρά*, got. *svaihrô*, alb. *viéhεr̃ε*, corn. *hvigeren*.

Dieses Wort, das sich demnach in allen indog. Sprachen belegen läßt und deutlich in den Pronominalstamm *sve* und *k̑uro-* zerfällt, das man immerhin mit griech. *κύριος* vergleichen kann, so daß sich, wie Curtius Grdz.[4] p. 136 will, der Sinn von *ἴδιος κύριος* (nämlich der **snusâ*) ergäbe***), — dieses Wort wird nun in mehreren Einzelsprachen unterschiedlos von den Eltern des Mannes wie von denen der Frau gebraucht; allein es fehlt nicht an deutlichen Spuren, welche beweisen, daß dieser Zustand kein altertümlicher oder wenigstens kein urzeitlicher ist.

In der homerischen Sprache wird *ἑκυρός*, *ἑκυρή* lediglich von den Eltern des Mannes gebraucht, während für den Vater

---

*) Für die Annahme, daß *gener* aus **gemro* (= *γαμβρός*) entstanden sei, fehlt es an Analogieen.

**) Das *k* statt *s* in den slavischen Wörtern ist auffallend.

***) Jedes Weib bedarf im griech. Recht eines *κύριος*; dieser ist für eine unverheiratete Person der Vater oder nächste Blutsverwandte, für eine verheiratete der Mann.

der Frau ein besonderes Wort *πενθερός* (: skrt. *bándhu* „Verwandtschaft, Genossenschaft, Verwandter") besteht. Der gleiche Zustand herrscht oder herrschte im Litauischen, wo das veraltende *szészuras* nur für den Vater des Mannes, für den der Frau aber *ů'szwis* (: lat. *ūxor?*) gilt oder galt. Endlich aber weisen auch die von F. Krauß (Sitte und Brauch der Südslaven Wien 1885 p. 3 ff.) mitgeteilten Tabellen der südslavischen Verwandtschaftsnamen deutlich darauf hin, daß die Wörter *svekrŭ*, *svekry* ausschließlich zur Bezeichnung der Manneseltern verwendet wurden (vgl. p. 8 : 12,13). Des Gatten Verwandtschaft nennt die Frau *svekrbina*, der Gatte die Verwandten der Frau *tazbina* (p. 3).

In dieser Übereinstimmung dreier Sprachzweige muß aber der ursprüngliche Zustand sich abspiegeln; denn wollte man etwa annehmen, daß *ἑκυρός* von Haus aus den Vater des Mannes wie der Frau bezeichnet habe, und erst später einzelne Sprachen den Luxus einer gesonderten Benennung sich gestattet hätten, so würde man es als einen ganz unerklärlichen Zufall bezeichnen müssen, daß drei ganz verschiedene Sprachgebiete (Griechisch, Litauisch, Slavisch) darauf verfielen, *ἑκυρός* gerade in dem beschränkten Sinne von „Vater des Mannes" zu gebrauchen. Der Einwand aber, daß schon in der Urzeit zwei verschiedene Benennungen vorhanden gewesen sein könnten, *ἑκυρός* für den Vater des Mannes, ein uns unbekanntes, verlorenes x für den der Frau, wird durch das frühere wie durch das folgende entkräftet.

Denn auch die noch ausstehenden indog. Gleichungen für Grade der Verschwägerung beziehen sich lediglich auf das Verhältnis der Frau zu den Mannesverwandten. Es sind:

der Bruder des Mannes: skrt. *dêvár*, armen. *taigr*, griech. *δαήρ*, lat. *lêvir*, lit. *dëwerìs*, altsl. *děverŭ*, agls. *tâcor*, ahd. *zeihhur*,

die Schwester des Mannes: griech. *γάλως*, *γαλόως*, lat. *glôs*, altsl. *zlŭva*; vgl. phrygisch: *γάλλαρος · Φρυγικὸν ὄνομα* (sc. *συγγενικόν*), *γέλαρος · ἀδελφοῦ γυνή* Hes. Im Sanskrit ist das Wort nicht zu belegen; hier heißt die Schwester des Mannes *nánândar*, *nanandar* (ir. *ander* „junges Weib"?). Vgl. auch litu-preuß. *mósza*, *moazo*,

Frauen von Brüdern des Gatten: skrt. *yâtaras* (*yâtar* „die Frau des *dêvár*"); griech. *εἰνάτερες*, lat. *janitrîces*, altſ. *jętry* „*fratria*"; die Frau des Bruders des Gatten: serb.-kroat. *jetrva*,

bulg. *jetorva*, die Frauen der Brüder sind einander *jetrve* (Krauß a. a. O. p. 9), lit. *intė* „Frau des Bruders", lett. *jentere*.

Somit halte ich den Eingangs dieses Abschnittes aufgestellten Satz für erwiesen.*)

Wir haben nach demselben von einem Zustand der altindog. Familienorganisation auszugehen, in welchem der Begriff der Verschwägerung lediglich hinsichtlich der Verwandten des Mannes gegenüber der Frau ausgebildet war. Die Sippe der Frau mochte schon damals als eine „befreundete" (griech. κηδεστής „Jeder durch Heirat Verwandte", „Schwiegersohn, Schwiegervater, Schwager", Hesych: πενθεροί, οἱ τῆς κόρης γονεῖς ꝛc., kret. Gortyn. καδισταί „Blutsfreunde", namentlich von Frauen, κηδεμόνες· οἱ κατὰ ἐπιγαμίαν οἰκεῖοι, Hes., κῆδευμα „Verschwägerung ꝛc.: κήδειος, κήδιστος „lieb", südsl. *prijateljština* „die ganze Verwandtschaft der Frau": altsl. *prijatelĭ* „Freund", vgl. auch unser *freundschaft* = Verwandtschaft, wie schon mhd. *vriuntschaft* „Verschwägerung", Nibelungen XXXVII, 2160) gelten; aber als durch Verwandtschaft betrachtete man sich noch nicht mit ihr verbunden. Mit der Ehe trat ein Weib aus dem Kreis ihrer Anverwandten in den des Mannes über, was sie aber mit diesem vereinigte, zerriß zugleich ihre bisherigen Familienbande, knüpfte nicht neue zwischen ihrer und des Mannes Sippe an. Das Weib verschwand, so zu sagen, in dem Hause des Ehegatten.

Im engsten Zusammenhang aber hiermit steht es, wenn, ebenso wenig wie durch die Braut und junge Frau verwandtschaftliche Be-

---

*) Gegen die Richtigkeit desselben könnte man meines Wissens nur auf die an sich keineswegs sichere Gleichung

griech. ἀέλιοι· οἱ ἀδελφὰς γυναῖκας ἐσχηκότες, αἴλιοι· σύγγαμβροι (Hesych) = altn. *svilar* „*the husbands of two sisters*" (Vigfusson, Kluge K. Z. XXVI, 86) hinweisen, insofern durch sie eine verwandtschaftliche, durch ihre Frauen vermittelte Beziehung von Männern ausgedrückt würde. Aber einmal beschränkt sich diese Gleichung auf Europa und kann somit für die älteste Urzeit nicht beweisend sein, das andere Mal aber kann man sich einen solchen Verwandtschaftsgrad auch sehr wohl innerhalb des Rahmens einer und derselben Familie entstanden denken, namentlich wenn man von der *joint family* oder der Hausgenossenschaft ausgeht (worüber unten!) Die ἀέλιοι könnten z. B. Brüder ursprünglich gewesen sein, welche Schwestern zu Frauen hatten. M. Müller vergleicht übrigens mit ἀέλιοι skrt. *syâlá* „Bruder der Frau" (doch vgl. *çyâlá*).

zu den Angehörigen derselben angeknüpft wurden, eine ebenso geringe Beachtung auch die durch das zur Mutter gewordene Weib vermittelte Blutsverwandtschaft zwischen ihren Verwandten und ihren und ihres Mannes Kindern, wenigstens zunächst, bei den Indogermanen fand. Es ist somit nach meiner Auffassung kein Zufall, daß wohl des Vaters, nicht aber der Mutter Bruder übereinstimmend in den indog. Sprachen benannt ist, und überhaupt lediglich cognatische Verwandtschaftsgrade sich durch urzeitliche Gleichungen nicht belegen lassen.

Diese Annahme aber einer auf streng agnatischer Grundlage beruhenden urindog. Familienorganisation, zu welcher wir auf rein sprachlichem Wege gekommen sind, richtet sich sowohl gegen die gänzlich unbegründeten, namentlich durch Bachofen (Antiquarische*) Briefe und sonst) verbreiteten Behauptungen, daß die Arier noch in Promiscuität gelebt und nur die Verwandtschaft durch die Mutter anerkannt hätten, wie auch gegen die Ausführungen Leists (Gräco-italische Rechtsgeschichte), welcher den „aus dem Obsequium gegen die Parentes erzeugten cognatischen Familienbegriff für uralt arisch" erklärt, und die auf diesen gegründete Vorstellung eines engeren, den lat. Consobrinen, griech. Ἀγχιστεῖς (von Leist cognatisch**) gefaßt), den ind. Sapinda's entsprechenden Verwandtenkreises für „das älteste des alten" hält, was die Griechen und Italer von ihren Vorfahren erhalten hätten. Durch seine Überschätzung des Alters des cognatischen Familienbegriffs bei den Indogermanen sieht sich Leist dahin geführt, eine Reihe römischer, auf streng agnatischer Grundlage beruhender römischer Rechtsinstitutionen, wie namentlich das altrömische Erbrecht, als Neubildungen des römischen Rechts aufzufassen, was zur Charakterisierung der Leistschen Grundanschauung hier nur erwähnt sein möge, da wir nicht die Absicht haben können, dem Juristen auf dieses juristische Gebiet weiter zu folgen.

Wenn demnach die Vorstellung einer Verschwägerung mit den Angehörigen der Frau und der damit zusammenhängende cognatische Familienbegriff der Urzeit noch fremd waren, so kann

*) Vgl. dagegen schon Vf. Deutsche Litz. 1886 Nr. 27.

**) Vgl. dagegen F. B. Jevons *Kin and Custom Journal of philology* XVI, 99.

man doch die Frage aufwerfen, ob nicht die Ansätze und Anfänge beider, wenn auch nicht in indogermanische, so doch in proethnische Zeiten zurückgehn. Man könnte sich hierfür auf die gruppenweis übereinstimmenden Benennungen des Schwiegersohns (oben p. 543) berufen, durch welchen die Verschmelzung der Mannes- und Frauensippe vor sich ging. Im Litauischen und Slavischen wird zur Bezeichnung der Affinität von dem Pronomialstamm *svoi-* gemeinsamer Gebrauch gemacht.*) Eine slavo-preußische Übereinstimmung ist

altsl. *tĭstĭ* „*socer*" = preuß. *tisties*,

ursprünglich wohl = *πενθερός*, nicht = *ἑκυρός* (vgl. Krauß a. a. O. p. 12, 13, doch auch p. 8).

Vor allem aber könnte man sich für das Alter des Cognationsgedankens darauf berufen, daß die meisten europäischen Sprachen aus demselben Stamme **avo-*, freilich in ganz verschiedener Ableitung (lat. *av-unculus*, mcymr. *ew-ither*, ahd. *ô-heim*, lit. *awýnas*, altsl. **av-jo = uj*) sich eine Bezeichnung des Mutterbruders geschaffen haben.

Als die ursprüngliche Bedeutung dieses Stammes **avo-* oder **av-n* (lat. *avun-culus*, got. *avôn-*, cymr. **aven-tr = ewithr*) wird man nicht speciell „Großvater", sondern „Vorfahr", „Ahn", „Alter" ansetzen müssen.

Wenigstens läßt sich, wie wir schon oben gesehen haben (p. 541), eine genauer unterscheidende Terminologie für die Ascendenten des Vaters und der Mutter in der Ursprache nicht nachweisen. Dies könnte wiederum eine Folge der Stellung sein, welche die Alten offenbar in der Familie einnahmen. Wenn Vater und Mutter alt und schwach, für Krieg und Arbeit untauglich geworden waren, wenn die Herrschaft und der Besitz auf den Sohn übergegangen waren, entsprach es der rohen und harten Denkart primitiver Menschen, diese Alten als ziemlich überflüssige Teilnehmer am allgemeinen Hausstand zu betrachten. Die Pflicht der Pietät gegen die Eltern, die in dem schönen Satze der heiligen

---

*) Vgl. lit. *swaĩnė* „Gattinschwester" (*laigonas* „Gattinbruder"), *swainius* „Schwestermann", altsl. *svoĭtĭ* „*affinis*", *svatŭ* (**svojatŭ*) desgl., vgl. Miklosich Et. W. p. 332. Aus dem Germanischen gehört vielleicht ahd. *ga-swio* (**swei-*) „*levir*" hierher.

Schrift gipfelt: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden“ hat erst auf hohen Kulturstufen die Furcht, welche die Alten vor dem „drückenden“, „fürchterlichen“, „traurigen“, „verderblichen“ Greisenalter hegen, und welche ihnen selbst eine Erlösung von demselben wünschenswert machte, gelindert.

Aus der Urzeit ragt bis in die geschichtlichen Zeiten der indog. Völker in nicht seltenen Fällen der Brauch, den Alten und Gebrechlichen ein gewaltsames Ende zu bereiten (vgl. Diefenbach Völkerkunde und Bildungsgeschichte p. 247 f.). Er ist zu belegen aus dem vedischen Altertum (Zimmer p. 328), bei den Iraniern (baktrischen*) und kaspischen Völkern), bei den alten Germanen, bei Slaven und Preußen (Grimm D. R. p. 486 ff., Weinhold Altn. Leben p. 473).

Wir folgern aus derartigen Nachrichten nicht, daß die gewaltsame Beseitigung der Alten ein allgemeiner indog. Brauch gewesen sei; aber wir würden eine solche Ansicht (vgl. Hehn oben p. 50) der Wahrheit immer noch für näher kommend erachten als die schon oben kurz berührte Anschauung Leists (Gräco-italische Rechtsgeschichte), nach welcher das Obsequiumsverhältnis eines bestimmten Verwandtschaftskreises gegen die *parentes* eine uralte Satzung des indog. Urvolks gewesen sei.**)

Wenn der Stamm *avo-* aber ursprünglich „Vorfahr überhaupt“ bezeichnete, so würde dem entsprechen, daß für **nepôt-* aus der obigen Zusammenstellung (p. 540 f.) als Urbedeutung „Nachkomme überhaupt“ am wahrscheinlichsten wird. Vielleicht bezeichnete das Wort in der agnatischen Familie jeden Descendenten,

---

*) Vgl. Strabo c. 517: τοὺς γὰρ ἀπειρηκότας διὰ γῆρας ἢ νόσον ζῶντας παραβάλλεσθαι τρεφομένοις κυσὶν ἐπίτηδες πρὸς τοῦτο, οὓς ἐνταφιαστὰς καλεῖσθαι τῇ πατρῴᾳ γλώττῃ. Die Nachricht in dieser Form ist kaum glaublich; es scheint mir daher nicht unwahrscheinlich, daß Strabo hier mißverständlich von der bei iranischen Leichenbegängnissen althergebrachten Zeremonie des *Sagdid* (npers. *sag* „Hund“, *did* „schauen“) berichtet, nach welcher man einen Hund zu dem Toten hinführt, so daß seine Blicke den Leichnam treffen (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 264 f.).

**) Über die hiermit zusammenhängende Frage der Totenverehrung und der Totenopfer vgl Kap. XIII.

der nicht *filius* war, also Enkel, Urenkel, auch wohl den Neffen (dem *patruus* gegenüber). Als nun innerhalb gewisser europäischer Sprachen Ableitungen von *avo-* den Mutterbruder zu bezeichnen anfingen, folgte **nepôt-* diesem Zuge und bezeichnete nun auch das Verhältnis dem Mutterbruder und der Mutterschwester gegenüber (vgl. oben p. 540, 541).

Bernhöft in einem Aufsatz Germanische und moderne Rechtsideen im recipierten römischen Recht II. (Z. f. vergl. Rechtsw. IV, 227 ff.) hat aus dem in den zuletzt besprochenen Wörtern *avus* und *nepos* vorliegenden Bedeutungswandel richtig gefolgert, „daß die Verwandtschaft von der Mutterseite bei der europäischen Völkergruppe sehr viel mehr in den Vordergrund getreten sei". Er fügt hinzu: „Vermutlich hat sich der Einfluß unterworfener Ureinwohner geltend gemacht. Es giebt noch heute weit zerstreute Völker, welche nur die Verwandtschaft mit der Mutter und deren Verwandten berücksichtigen, und viele Spuren deuten darauf hin, daß die Ureinwohner, welche die Indogermanen bei ihrem Eindringen in Europa allmählich unterjochten, solchen Anschauungen huldigten (?)".

Ich bin der Meinung, daß wir nicht zu einer solchen Annahme unsere Zuflucht zu nehmen brauchen, welche namentlich für die Nordvölker unbeweisbar ist. Mir scheint das Zusammenrücken der Verwandtschaft des Mannesstammes mit der des Weiberstammes sich eher einmal aus der Verfeinerung des Gefühlslebens im allgemeinen und durch die Veränderung kulturhistorischer Verhältnisse im besonderen zu erklären. Ich kann mir eine kulturgeschichtliche Stufe, auf welcher der Gedanke an Verwandtschaft, resp. Verschwägerung mit den Angehörigen der Mutter, resp. des Weibes noch nicht aufgegangen ist, am ehesten unter nomadischen Verhältnissen denken, wie sie der ältesten Epoche der indog. Urzeit zuzuschreiben sind (Kap. III). Die örtliche Entfernung der Weideplätze und der dauernde Wechsel der Wohnsitze verhinderten die verwandtschaftliche Verschmelzung der agnatisch aufgebauten Familien.

Die Sachen ändern sich, sobald die Völker sich dem Ackerbau zugewendet haben und zu stabileren Wohnsitzen übergegangen sind. Dies ist (vgl. Kap. V) in der indog. Völkerwelt geschehen, als sich noch die europäischen Völker einer-, die arischen andererseits

ethnisch sehr nahe standen. Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß im Lateinischen der Begriff der Verschwägerung durch *affinis*, *affinitas* ausgedrückt ist, was doch nur „Grenznachbar", „Nachbarschaft" bedeuten kann. Auch Hesiod Werke und Tage v. 700 giebt den Rat:

τὴν δὲ μάλιστα γαμεῖν ἥτις σέθεν ἐγγύθι ναίει.

Sollten auch die *προσήκοντες* ursprünglich Affinen „die angrenzenden" gewesen sein (vgl. schon Leists Gräco-it. Rechtsgesch. p. 103)? Ich möchte meinen, daß gerade unter den auf derselben Scholle, wenn auch zunächst nur vorübergehend, vereinigten Familien sich am ehesten der Begriff der Verwandtschaft im Weiberstamme ausbilden konnte.

Es ist also meines Erachtens möglich, daß Ansätze zur Ausbildung des cognatischen Familienbegriffs und zu der Vorstellung einer Verschwägerung mit den Verwandten der Frau in Europa in vorhistorische Zeiten zurückgehn, ohne daß indessen dadurch der aus der Urzeit ererbte agnatische Grundcharakter der indog. Familie wesentlich beeinträchtigt wurde (vgl. weiteres unter Abschn. III).

II. Die indog. Ehe, die Stellung der indog. Frau.

Die indog. Ehe beruht auf dem Kaufe des Weibes. Dieser Zustand liegt bei den meisten indog. Völkern noch klar und deutlich vor und wirkt bei einigen bis an die Schwelle der Gegenwart fort.

Von dem alten Griechenland sagt Aristoteles Polit. II, 5, 11 (II, 8 p. 1268 b, 39) ausdrücklich *τοὺς γὰρ ἀρχαίους νόμους λίαν ἁπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικούς· ἐσιδηροφοροῦντό τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο.* Eine Jungfrau wird im homerischen Zeitalter *ἀλφεσίβοια* genannt „ein Mädchen, das seinen Eltern einen guten Preis einträgt", und mit Recht; denn zuweilen werden namhafte, *ἀπειρέσια ἕδνα* dem Vater des Mädchens dargebracht. Vgl. z. B. Il. XI, 244 f:

πρῶθ' ἑκατὸν βοῦς δῶκεν, ἔπειτα δὲ χίλι' ὑπέστη,
αἶγας ὁμοῦ καὶ ὄις, τά οἱ ἄσπετα ποιμαίνοντο.

Die Sitte des Brautkaufs beherrscht das ganze germanische Altertum, und nur sie kann Tacitus an der bekannten Stelle der Germania Kap. 18 *dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert, . . . munera . . . boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque* im Auge gehabt haben. Nicht so sicher läßt sich der Kauf als älteste Form der Ehe auf römischem Boden nachweisen. Die ursprüngliche Sitte, an welche die symbolische Handlung der *coemptio* eine Erinnerung bewahrt hat, ist bei den Römern schon in frühester Zeit der rein religiösen, von Kauf nichts wissenden *confarreatio* gewichen. Hingegen treffen wir die Ehe durch Kauf mit Sicherheit bei den (indog.) Thrakern wieder (Herod. V, Kap. 6), bei denen noch Fürst Seuthes dem Xenophon (*Anab.* VII, 2) sagen konnte: *Σοὶ δὲ, ὦ Ξενοφῶν, καὶ θυγατέρα δώσω καὶ εἴ τις σοὶ ἔστι θυγάτηρ, ὠνήσομαι Θρᾳκίῳ νόμῳ.*

Dasselbe ist bei den alten Litauern der Fall, wie wir aus *Michalonis Lituani De moribus Tartarorum, Lituanorum et Moschorum fragmina ed. Grasser Basiliae* 1615 erfahren, wo es p. 28 heißt: *quemadmodum et in nostra olim gente solvebatur parentibus pro sponsis pretium, quod krieno* („Kaufpreis“: sskrt. *krî-ṇâ'-mi*, lett. *kreens*, *kreena náuda* „ein Geschenk an die Braut“) *a Samagitis vocatur* (oben p. 503). Ebenso herrschte oder herrscht teilweis noch der Brauch des Brautkaufs bei den Südslaven, wo in Serbien die Mädchenpreise im Anfang dieses Jahrhunderts eine solche Höhe erreicht hatten, daß der Schwarze Georg den Preis für ein Mädchen auf 1 Dukaten herabsetzte (Krauß a. a. O. p. 272 ff.).

Aber auch in Indien war die Ehe durch Kauf keineswegs unbekannt, wie schon Strabo wußte, welcher c. 709 berichtet: „Sie heiraten viele den Eltern abgekaufte Frauen, indem sie beim Empfang ein Gespann Ochsen dafür geben.“ Strabo meint hier die vierte der acht indischen Eheformen, die *Ârsha*-form, bei welcher der Bräutigam an den Vater der Braut ein oder zwei Rinderpare entrichtet, eine Gabe, die von Manu und andere nGesetzgebern symbolisch aufgefaßt wurde, weswegen sie die *Ârsha*-Ehe noch zu den rechtmäßigen Eheformen zählten (Jolly Über die rechtliche Stellung der Frauen bei den alten Indern, Sitzungsberichte d. phil.-hist. Kl. d. Münchner Akademie 1876 p. 420 ff.).

Mit reichen Geschenken an den zukünftigen Schwiegervater mußte im vedischen Altertum die Braut erworben werden (Zimmer Altind. L. p. 310).

Wenn demnach die Braut in der Urzeit dem Vater abgekauft wurde, so liegt auf der Hand, daß die Begriffe der **Mitgift** oder **Aussteuer** damals überhaupt noch nicht dem Menschen aufgegangen sein konnten. Der sprachliche Ausdruck für dieselben entwickelt sich häufig in der Weise, daß Wörter, welche ursprünglich den Kaufpreis des Mädchens bezeichneten, allmählich in dem Sinne von Mitgift verwendet werden; denn der Gang der kulturgeschichtlichen Entwicklung ist offenbar der, daß der gezahlte Kaufpreis zunächst von dem Vater behalten wird, dann in milderen Zeiten aber dem Mädchen als Brautschatz folgt, bis endlich die Leistungen der Eltern an die Braut die Leistung des Bräutigams entweder aufheben oder zur bloßen Form herabsinken lassen.

Hierfür ist auf das homerische *ἕδνον, ἔεδνον* zu verweisen, welches dem westgerm. **wetmo* (agls. *weotuma*, ahd *widamo*, Kluge Nomin. Stammb. X) wahrscheinlich genau entspricht. In der homerischen Sprache sind die *ἕδνα* fast noch ausschließlich die Geschenke an die Braut oder an ihre Eltern. *Μνάεσθαι* und *ἕδνα* gehören zusammen. Od VIII, 318 fordert Hephästos seine *ἕδνα* zurück, weil seine Frau ihn betrogen habe. Der Vater und die Brüder der Penelope wünschen (XV, 18), daß letztere den Eurymachos heiratet:

ὃ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας
μνηστῆρας δώροισι καὶ ἐξώφελλεν ἔεδνα.

Nur an einer, resp. 2 Stellen der Odyssee (I, 278, II, 196) wird das Wort von der Mitgift verstanden (vgl. Kirchhoff Die hom. Odyssee p. 243). Ebenso sind die germ. burgund. *wittimo*, fries. *witma*, agls. *weotuma*, ahd. *widumo*, unser „*wittum*“ ursprünglich alte Namen für den Kaufpreis des Mädchens, also synonym mit longob. *mêta*, altn. *mundr* u. a. und haben erst später teilweis andere Bedeutungen angenommen*) (Grimm R. A. p. 424, Schade Altd. W.).

---

*) Sprachliche Zeugnisse für den Brautkauf auf germanischem Boden sind ferner: altſ. *byggean* (engl. *buy*) *ti brûdi*, altn. *kona mundi keypt* „die rechtmäßig erworbene Frau“, mlat. *mundium*, altn. *mundr* „Kaufpreis“.

Im Slavischen ist dem vorigen entsprechend häufig *věno* = skrt. *vásna* „Kaufpreis“ zur Bezeichnung der in älteren Epochen unbekannten *dôs* verwendet worden, oder man hat sich mit Fremdwörtern wie griech. *προικιόν* (= altsl. *prikija*), ital. *dota* (Dalmatien), türk. *miraz* (Bosnien) u. s. w. beholfen (Krauß a. a. O. p. 272 f.).

Auch für das irische *tindscra* giebt Windisch I. Texte die Bedeutungsentwickelung an: „1) der Kaufpreis für die Braut, von seiten der Eltern gefordert, von seiten des Mädchens selbst, 2) die dem Manne zugebrachte Mitgift.“

Neben der Sitte des Brautkaufs zieht sich aber durch das indog. Altertum noch eine zweite, höchst primitive Form der Eheschießung, welche sich noch heute bei zahlreichen Völkern als ernste Wirklichkeit oder symbolische Scheinhandlung erhalten hat (vgl. Lubbock Die Entstehung der Civilisation p. 98 ff.), die Ehe durch Raub (*δι' ἁρπαγῆς*). Nach Dionys von Halicarnaß (II, 30) war dieselbe einstmals in dem gesamten Alt-Griechenland gebräuchlich und wurde von den konservativen Doriern, wie allgemein bekannt ist (vgl. Roßbach Die römische Ehe p. 213), als wichtiger Akt des Hochzeitszeremoniells bis in späte Zeiten festgehalten. Noch bei den heutigen Albanesen stürzt sich, wie I. G. v. Hahn (Albanesische Studien p. 146) erzählt, beim Hochzeitstanz der Bräutigam plötzlich auf die Braut, ergreift sie bei der Hand, tanzt mit ihr, und man singt:

> Ein Rabe raubte ein Rebhuhn.
> Was will er mit diesem Rebhuhn?
> Um mit ihr zu spielen und zu scherzen,
> Um mit ihr das Leben zu verbringen.

Ebenso sind die Spuren des Frauenraubes bei den alten Preußen und bei slavischen Stämmen bezeugt. Endlich hatten auch die Inder für den Eheritus durch die Entführung des Mädchens einen besonderen Namen: die *Râkshasa*ehe, welche auf die *Kshatriya*- (Krieger-, Adels-) Kaste beschränkt war.

Wenn somit, wie es scheint, sowohl der Brautkauf als auch die Ehe *δι' ἁρπαγῆς* bis in die indog. Urzeit zurückgeht, so erhebt sich die Frage, wie sich diese beiden Formen der Eheschließung historisch zu einander verhalten. Natürlich sind hier nur Ver-

mutungen möglich. Man könnte sich denken, daß die Ehe durch Kauf innerhalb desselben und zwischen befreundeten Stämmen galt, während der Frauenraub gegenüber feindlichen Stämmen ausgeübt wurde. Wahrscheinlicher aber scheint mir, daß schon vor der Trennung der Völker der Raub sich zu einer lediglich symbolischen Form der Hochzeitsfeier verflüchtet hatte, als welche er (im Gegensatz zu dem Frauenkauf) auch in historischen Zeiten nur bezeugt ist.*) Die Ehe durch Raub ginge dann in die frühste Epoche der indog. Urzeit zurück, in welcher wir uns die Gau- und Stammverbände noch lockerer und die nomadisch ihre Herden weidenden, patriarchalisch regierten Familiengruppen noch feindlicher gegen einander uns gesinnt denken dürfen. Jedenfalls findet in einem Zeitalter des Frauenraubs der oben geschilderte agnatische Aufbau der indog. Familie, welcher keine Verschwägerung mit den Verwandten der Frau noch kennt, am ehesten seine Erklärung. Die Vorbedingungen zu einer solchen Verschwägerung sind erst in der Zeit vorhanden, in welcher der Raub durch den Kauf des Mädchens verdrängt ward. —

Die indog. Wurzel, durch welche der Begriff des Heiratens ausgedrückt wird, ist *vedh* : :*ved* (über den Wechsel der *media* und *media aspirata* im Auslaut vgl. Brugmann Grundriß I, 348). Zu ihr gehören einerseits die schon genannten griech. *ἕδνον*, agls. *weotuma*, andererseits lit. *wedù*, altsl. *vedą*, zend. *upa-vâdhayaêta* „er möge heiraten", skrt. *vadhû'* „junge Ehefrau". Die Grundbedeutung ist in dem irischen *fedaim* „ich führe" (*fedan* „Gespann") erhalten. Vgl. auch skrt. *váhatê* „er führt sich ein Weib heim", *vahatú* „Hochzeit", lat. *uxorem ducere*, griech. *γυναῖκα ἄγεσθαι*. Ebenso wird altsl. *sag-ati* „*γαμεῖν*" (Miklosich Et. W.) zu griech. *ἡγεῖσθαι* „führen" (lat. *sâgire*), got. *sôkjan* zu stellen sein.

Scheinen diese sprachlichen Zeugnisse somit auf eine schon in der Urzeit übliche feierliche Heimführung der Braut (auf ochsenbespanntem Wagen, wie sie ein berühmter Hochzeitshymnus des Rigveda X, 85 schildert) hinzuweisen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich aus der Fülle indog. Hochzeitsgebräuche, über welche wir teilweis bereits sehr ausführliche Sammlungen**) be-

*) Vgl. Leist Altarisches *jus gentium* p. 126, 130.

**) Vgl. z. B. für die Inder E. Haas Die Heiratsgebräuche der alten Inder nach den *Gṛhyasûtra* (Weber Ind. Stud. V, 267 ff.).

sitzen, noch eine Reihe anderer Momente zusammenstellen ließen, welche mit überraschender Genauigkeit bei Ariern und Europäern wiederkehren, daß sich mit einem Wort ein indog. Hochzeitszeremoniell ermitteln ließe. Solche Versuche sind in jüngster Zeit von zwei Gelehrten gemacht worden, einmal von B. W. Leist Alt-Arisches *jus gentium*, Jena 1889 p. 144 ff. und von L. v. Schröder Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker, Berlin 1888.

Leist ist der Meinung, daß sich in der Schließung einer indog. Ehe übereinstimmend bei den Einzelvölkern drei Stufen unterscheiden lassen, innerhalb deren er wieder eine weltliche und gemäß seiner Anschauung, daß die Vorfahren der Inder, Griechen und Römer „ihren Rechtsgedanken schon in der Urzeit ein sacrales Kleid" gegeben hätten, eine sacrale Seite unterscheidet. Diese drei Stufen bezeichnet Leist als 1) die Ehegründung (indische Werbung, german. Verlobung*), griech. *ἐγγύησις*, ferner stehend lat. *sponsio;* griech. *νύμφη* : lat. *nupta*, *nubo* beweise gräco-italische Sitte der Brautverschleierung; indisches Kuhopfer), 2) die Eheeinsetzung (indisch: *pâṇigrahana* „Handergreifung", dreimalige Herumführung rechtshin um Wasser und Feuer, Opfer aus Butter und Reis auf dem Herde des Brautvaters, Sitzen auf dem Stierfell, latinisch: *dextrarum coniunctio*, *manus mancipiumque*, Verbindung *aqua et igni*, Herumtragen von Feuer und Wasser rechtsumher, *panis farreus*, *confarreatio*, Sitzen auf dem

---

*) Es ist freilich unrichtig, wenn Leist p. 130 Anm. 7 sagt: „Der Begriff (!) des Freiens ist sprachlich bis in die altarische Zeit zurück verfolgbar" und sich hierbei auf unser *freien* = sskrt. *prî* „erfreuen" beruft. Man kann natürlich nur sagen, es gab in der Ursprache ein Zeitwort für „lieben, erfreuen, sich ergötzen", aus dem sich im Germanischen, und zwar nur im Niederdeutschen (Kluge[4] p. 94) die Bedeutung „freien" entwickelt hat. Vgl. oben p. 202.

Eher könnte man vermuten, daß in vorhistorischer Zeit die W. *perk̂*, eigentl. „fragen" für das Werben um ein Mädchen gebraucht wäre: vgl. armen. *harsn* „Braut", lat. *procus* „Freier", lit. *pirszlýs*, südsl. *prosci* „Werber".

Übrigens wird ein Unterschied zwischen „Braut" und „junger Frau" sprachlich ursprünglich nicht gemacht: vgl. sskrt. *vadhú'*, griech. *νύμφη*, ahd. *brût*, lit. *marti*, altsl. *nevěsta*.

Tierfell), 3) die Ehevollziehung (indisch: Entzündung des Hochzeitsfeuers, das im Brautzug vom Brautvaterhause in die neue Wohnung übertragen wird, Speiseopfer, latinisch: *domum deductio*, sitzgründendes Schweinsopfer).

Wir haben uns bei den beiden letzten Punkten auf die Wiedergabe der indisch-italischen Parallelen beschränkt, weil wir die von Leist aus dem griechischen Kulturgebiet beigebrachten, sicherlich in sakraler Beziehung, für durchaus nicht überzeugend halten können. In dem griechischen Hochzeitszeremoniell wird aus der homerischen Zeit gar kein, aus späterer Zeit nur ein einziges Opfer, die *προγάμια, προτέλεια* genannt, das am Tage der Hochzeit selbst stattfand, und an das sich im Hause des Brautvaters ein Festmahl anreihte.

Was die indisch-italischen Übereinstimmungen betrifft, so wird, soweit dieselben sakraler Natur sind, die Entscheidung darüber, in wie weit dieselben auf historischem Zusammenhang oder auf späterer gleichartiger Entwicklung beruhen, davon abhängen, ob und in welchem Maße gefestete sakrale Institutionen überhaupt der Urzeit, innerhalb welcher wir keine indisch-römische oder indisch-griechisch-römische Sonderentwicklung annehmen können (oben p. 352), zugeschrieben werden dürfen. Was z. B. die Parallele etwa zwischen dem *panis farreus* der Römer und dem indischen Reisopfer (Stufe II) anbetrifft, so dürfte dieselbe schon deswegen nicht auf einem historischen Zusammenhang beruhen, weil ein derartiges Fruchtopfer doch sicherlich auf eine Epoche des gefesteten Ackerbaues, nicht der Viehzucht hindeutet, und nur die letztere als volkswirtschaftliche Grundlage derjenigen Zeit erwiesen werden kann, in welcher Inder und Römer noch mit einander vereinigt waren.

In eine ganz andere Richtung erstrecken sich, wie schon der Titel des genannten Buches zeigt, die Untersuchungen Leopold v. Schröders. Derselbe nimmt eine Vergleichung der indog. mit den finnisch-ugrischen, namentlich den estnischen Hochzeitsgebräuchen vor, und findet in denselben eine fast vollständige Übereinstimmung. Dabei verhehlt sich der Verfasser nicht, daß mehrere der bei Indogermanen und Finnen übereinstimmenden Gebräuche auch noch bei anderen, ganz fernstehenden Völkern wiederkehren und somit auf zufällige, parallele Entwicklung hin-

weisen. Allein er kommt doch p. 202 zu dem Ergebnis, „daß wir allerdings den einen und den anderen Brauch **vereinzelt** bei diesem oder jenem Volke wiederfinden; nirgends aber begegnet uns die ganze Serie der oben besprochenen Bräuche oder auch nur ein größerer Teil derselben, — mit Ausnahme eben der indogermanischen und finnisch-ugrischen Völker".

Die Erklärung dieser Thatsachen findet Schröder, da er an eine genealogische Verwandtschaft beider Sprachgebiete mit Recht nicht glaubt (vgl. oben p. 146), in der Annahme, daß Indogermanen und Ugro-Finnen in der Urzeit benachbarte Wohnsitze inne gehabt hätten. Hierzu sei dann noch in späterer Zeit die Beeinflussung einzelner finnischer durch einzelne indog. Völker gekommen.

Wir sind der Ansicht, daß Schröder eine gewisse Wahrscheinlichkeit für seine Aufstellungen erreicht habe, und zwar um so mehr, als auch wir im Laufe unserer Darstellung auf kulturhistorische, auch sprachlich wahrscheinliche Zusammenhänge zwischen Finnen und Indogermanen gestoßen sind (vgl. oben p. 443, 460, 465).

Der Begriff des Gatten ward in der Ursprache durch ein Wort ausgedrückt, welches den Ehemann als den Herrn und Gebieter bezeichnete: skrt. *páti* „Herr, Gebieter, Gatte", *dámpati* „Hausherr", zend. *paiti*, griech. *πόσις* „Gatte", *δεσπότης* *) = skrt. *dámpati* „Hausherr" (lat. *potestas* u. s. w.), got. *-faþs*, *brûþ-faþs* „Herr der Braut oder jungen Frau", lit. *pàts* „Gatte, Ehemann".

Dem gegenüber ist das Weib wahrscheinlich real-sinnlich als „Gebärerin" gefaßt: skrt. *gnâ*, zend. *ghena*, griech. *γυνή*, *βανά* (auch *μνάομαι* „ich beweibe mich" und das noch unbeachtete Hesychische *ἀ-μνά-μους· τοὺς ἐγγόνους* = „von demselben Weibe"), ir. *ben*, gen. *mná*, armen. *kanai-k'* „Frauen", altsl. *žena*, preuß. *genno*, got. *qinô*. Eine Trennung dieser Sippe von der Wurzel *ĝen* „*gigno*" scheint mir wenigstens, trotz Brugmann Grundriß I, 345, unwahrscheinlich, wenn eine befriedigende Erklärung der Gutturalverhältnisse in diesen Wörtern auch noch aussteht. Vgl.

*) Andere stellen *δεσπότης* : skrt. *jâspati*, altsl. *gospodĭ* und deuten es als „Herr der Nachkommenschaft" (*jâs-*). Vgl. J. Schmidt K. Z. XXV, 15 f.

J. Schmidt K. Z. XXV, 129. Eine speciell arische Bildung ist skrt. *strî* = zend. *stri* (*s-tr-i*), wahrscheinlich zu lat. *sero, sa-tor* „Erzeuger“ gehörig.

Der Schoß des Weibes, in welchen der Herr des Hauses zur Erzeugung ehelicher Nachkommenschaft seinen Samen legt, ist in der derben Auffassungsweise der Urzeit identisch mit dem Weibe selbst, und es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß der bemerkenswerte Umstand, daß mehrfach die Benennungen des Mutterleibs (griech. *γασ-τήρ*, lat. *ven-ter*) ihrer Wortbildung nach in die Analogie der Verwandtschaftswörter gehören, mit dieser Auffassung zusammenhänge. Vgl. oben auch griech. *ἀδελφός, ὁμογάστωρ* etc. und homerische Ausdrucksweisen wie *ἐννεακαίδεκα μέν μοι ἰῆς ἐκ νηδύος* (= *ἰῆς ἐκ γυναικός*) *ἦσαν* (Il. XXIV, 495).

Wenn so das Verhältnis von Mann und Weib als das von „Herr“ und „Gebärerin“ durch die Sprache charakterisiert wird, so fragt es sich, ob wir über das Verhältnis der beiden Ehegatten zu einander aus Sprache und Überlieferung etwas näheres in Erfahrung bringen können.

Man scheint sich neuerdings der Annahme zuzuneigen, daß die Stellung der indog. Frau bereits eine verhältnismäßig hohe gewesen sei, und zwar gehe dies einmal aus der vielbesprochenen Gleichung skrt. *pátnî* „Herrin, Frau“ = griech. *πότνια* (auch *δέσποινα*, dem aber kein skrt. **dampatnî* entspricht), das andere Mal aus dem Umstand hervor, daß das Weib bereits in dem höchsten Altertum der Inder und Römer als Opfergenossin des Mannes auftrete. Auf die geringe Tragweite der genannten Gleichung habe ich schon oben (p. 199) hingewiesen*), was aber die Opfergemeinschaft der Ehegatten anbetrifft, so sollte man einerseits nicht vergessen, daß auch auf diesem Punkte die nordeuropäischen Parallelen versagen, was Schlüsse auf die Urzeit sehr verdächtig macht, andererseits aber sollte man sich die Frage vorlegen, ob nicht Spuren vorhanden sind, daß die Opfergemeinschaft von Mann und Frau sich erst während der Sonderentwicklung

*) Wie *pátnî* ursprünglich bedeutungslose Feminінbildung zu *pátis* sein konnte, so stellt sich got. **fraujôn* (ahd. *frouwa*) : *fráuja* „Herr“ (vgl. *svaíhrô* : *svaíhra*, *arbjô*, *niþjô*). Got. *frauja* möchte ich, einer Anregung Kluges folgend, zu skrt. *pû́rva* (**pr̥̄-vo*) stellen. Die Grundbedeutung wäre also der „vordere, erste“.

der genannten Völker ausgebildet hat. Jedenfalls giebt es sowohl auf latinischem wie auch auf indischem Boden, wie es scheint, besonders feierliche Opfer, bei denen die Anwesenheit der Frau streng untersagt ist.

Dies gilt in Italien von dem Marsopfer *pro boum valetudine* (*mulier ad eam rem divinam ne adsit neve videat quomodo fiat, Cato de re rust.* Kap. 83), in Indien von der Pravargya-Zeremonie, wie schon das Çatapatha-Brâhmaṇa vorschreibt: „wenn die Pravargya-Zeremonie vollzogen wird, verhüllt die Gattin (des Opferveranstalters) ihr Haupt". Vgl. *Henrici Jordani vindiciae sermonis latini antiquisimi. Regimontii* 1882 (darin die Mitteilungen R. Garbes).

Ich glaube also, daß dergleichen Dinge nicht hinreichen, um die Meinung zu begründen, daß die indog. Frau, wenn auch unter der *potestas* des Mannes stehend, demselben ebenbürtig gewesen sei. Ich bin vielmehr der Meinung, daß alles, was wir über primitive Eheverhältnisse bei indog. Völkern wissen, wenn wir unseren Blick nicht gewaltsam auf die fortgeschrittenen Anschauungen beschränken, die sich im Homer, in den indischen Sûtras, in der zum Teil idealisierenden Germania u. s. w. finden, darauf hinweist, daß das durch Kauf oder Raub erworbene Gewaltverhältnis das Mannes über das Weib in der Urzeit nicht eine abgeblaßte Rechtsformel, sondern eine harte, rauhe, unser modernes Gefühl empörende Wirklichkeit gewesen ist, daß die schon oben berührte Thatsache des Mangels eines indog. Namens für das Eltern**paar** sich ungezwungen aus dem Umstand erklärt, daß die moderne Auffassung, welche in der Ehe eine durch Recht, Kirche, Liebe und Sitte begründete Gemeinschaft aller Interessen erblickt, der Urzeit noch fremd war, welcher der Mann vielmehr als der unumschränkte Herr, sein geraubtes oder gekauftes Weib aber lediglich als die Gebärerin und die Dienerin galt.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß sich erst nach der Trennung der einzelnen Völker die reinere Form der Monogamie aus der Polygamie der Urzeit entwickelt hat. Treffen wir doch unzweideutige Spuren der Vielweiberei noch in den Hymnen des Rigveda*), namentlich bei Königen und Vornehmen,

*) Auch später ist in Indien die Zahl der Weiber nicht gesetzmäßig beschränkt gewesen; doch begnügt man sich mehr und mehr mit einer legi-

an (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 324 f., auch Geldner B. B. IX, 327 über skrt. *kshôṇi* „Weib"), berichtet Herodot I, Kap. 115 von den alten Persern doch ausdrücklich: *γαμέουσι δ' ἕκαστος αὐτῶν πολλὰς μὲν κουριδίας γυναῖκας, πολλῷ δ' ἔτι πλεῦνας παλλακὰς κτῶνται*, und tritt doch bei unserem eigenen Volk im Anbeginn seiner Geschichte die Vielweiberei im Westen noch als Ausnahme (Tac. Germ. Kap. 18), im Norden aber als Regel (Weinhold Altn. Leben p. 219) uns entgegen. Auch für die Gallier läßt der Bericht des Caesar *de bello gall.* VI, Kap. 19: *et cum paterfamiliae inlustriore loco natus decessit, propinqui conveniunt et, ejus de morte si res in suspicionem venit, de u x o r i b u s in servilem modum quaestionem habent* auf Vielweiberei schließen. Oder wie sollte man den Plural *uxoribus* anders verstehen?

In der That ist nicht abzusehen, wenn nach altindog. Brauch die Frau durch Kauf in den Besitz des Mannes überging, warum ein Bedenken dagegen hätte obwalten sollen, sei es, wenn die eine Gattin dem Hauptzwecke antiker Ehe, der Erzeugung männlicher Nachkommenschaft nicht genügte, sei es, wenn der vermehrte Reichtum des Besitzers vermehrte Arbeit und Beaufsichtigung nötig machte, sei es, wenn es wünschenswert war, neue Familienverbindungen anzuknüpfen, sich auf dem gleichen Wege eine zweite und dritte Frau zu erwerben.

Indessen wird man gut thun, der Polygamie der Urzeit keine zu große Ausdehnung zuzuschreiben; denn es liegt auf der Hand, daß der Wunsch nach dem Besitz mehrerer durch Kauf zu erwerbender und dann zu erhaltender Weiber nur dem Reichen ausführbar gewesen ist. Für gewöhnlich mochte man daher nur im Falle der Kinder-, namentlich der Sohnlosigkeit der Frau zu einer zweiten Heirat greifen. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie von diesem Gesichtspunkt aus bei den Südslaven noch gegenwärtig Bigamie in Gestalt einer Stellvertreterin (*namiestnica*) gestattet ist. In höchst anschaulicher Weise erzählt Krauß a. a. O. p. 228 ff., wie es in einem solchen Fall hergeht. Über Vielweiberei bei slavischen Großen vgl. Krek Litg.[2] 362.

---

timen Gattin. Es scheint, daß die sakrale Gemeinschaft von Mann und Frau hierauf von Einfluß gewesen ist. Vgl. Jolly a. a. O. § 13.

Aber auch, wenn der Mann als die Ursache der Kinderlosigkeit galt, scheint der Urzeit ein Ausweg zu Gebote gestanden zu haben, rechtmäßige Kinder dem Hause zu verschaffen. Bei Indern, Griechen und Germanen findet sich der rohe Brauch, daß der Eheherr sich durch einen Stellvertreter, der ursprünglich vielleicht der Mannesbruder war (*levir*, daher *Levirat*), sich bei seiner Frau Nachkommen erzeugen lassen kann (vgl. Leist Altarisches *jus gentium* p. 105, Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 46, Grimm R. A. p. 443). Jedenfalls scheint mir ein solcher Brauch in die indog. Auffassungsweise des Eheverhältnisses sich aufs beste zu fügen. Die Frau gehört dem Manne mit Leib und Leben, und was sie hervorbringt, ist sein Eigentum, wie das Kalb seiner Kuh oder die Frucht seines Ackers. Der Mann sieht daher auch das von der Frau geborene, von einem anderen gezeugte Kind als das seine an, wenn die Zeugung nur mit seinem Willen geschehen ist. Es ist im Grunde derselbe Gedanke des unbedingten Eigentumrechtes über die Frau, wenn der Skandinavier sich nicht scheut, das Bett der Ehefrau dem Gastfreund anzubieten (Weinhold Altnord. Leben p. 447).

In denselben Ideenkreis gehört es, wenn der naive Sinn des frühen Altertums in dem geschlechtlichen Umgang des verheirateten Mannes mit anderen Weibern nichts sittlich anstößiges erblickt, während der Ehebruch der Frau mit den härtesten Strafen geahndet wird, weil er in das Eigentumsrecht des Mannes eingreift. Der homerische Held spricht ohne Scheu von seinen Kebsweibern, wie Agamemnon (Il. IX, 128 ff.) dem zürnenden Achill außer der Briseïs, deren Bett er aber nicht bestiegen zu haben feierlich versichert, seine sieben lesbischen Weiber und nach der Einnahme Trojas zwanzig der schönsten Troerinnen und schließlich als Eheweib eine seiner Töchter (*ἀνάεδνον*) zusichert. Die *ὠνητή* oder *δουρικτητὴ παλλακίς* steht im allgemeinen unbeanstandet neben der *κουριδίη ἄλοχος*. Die Tötung der im Ehebruch betroffenen Frau ist in Griechenland zwar nicht mehr zu belegen; dafür trifft sie der moralische Tod, die Atimie (*ἀτιμῶν τὴν τοιαύτην γυναῖκα καὶ τὸν βίον ἀβίωτον αὐτῇ παρασκευάζων*). In Kyme ward die Ehebrecherin auf einem Esel durch die Stadt geführt und auf einem Stein zur Schau gestellt (K. F. Hermann Lehrbuch der griech. R. A., herausg. v. Th. Thalheim p. 18). Der Mann fordert die

ἕδνα zurück (oben p. 552) und darf den *in flagranti* ertappten Buhlen erschlagen*) (Hermann a. a. O. p. 37 Anm. 5).

Genau den urzeitlichen Standpunkt stellt die altrömische Rechtsauffassung dar, wie sie Cato bei Gell. 10, 23 äußert: *In adulterio uxorem tuam si prehendisses, sine iudicio impune necares* (bis auf die *lex Julia de adulteriis*)*: illa te, si adulterares sive tu adulterarere, digito non auderet contingere, neque ius est* (Marquardt Privatleben p. 65).

Ebenso ist es bei den Nordgermanen (Weinhold Altn. Leben p. 248, 250). Dem Manne ist das ausgedehnteste Konkubinat gestattet, die Frau, im Ehebruch ergriffen, darf samt ihrem Buhlen erschlagen werden. Etwas milder, auf den Begriff der griechischen Atimie hinauslaufend ist die Bestrafung der Ehebrecherin bei den Westgermanen des Tacitus (Germ. Kap. XIX): *paucissima in tam numerosa gente adulteria, quorum poena praesens et maritis permissa: accisis crinibus, nudatam, coram propinquis expellit domo maritus ac per omnem vicum verbere agit.* Dagegen bestimmt wieder *lex Visig.* III, 4, 4 (Grimm R. A. p. 450): *si adulterum cum adultera maritus vel sponsus occiderit, pro homicida non teneatur.*

Auch nach südslavischem Gewohnheitsrecht darf der gekränkte Mann den Buhlen und die Ehebrecherin auf der Stelle töten. Zuweilen kommt es in den Volksliedern vor, daß die Frau erst später von Pferden zu Tode geschleift wird (Krauß a. a. O. 511, 566).

Im alten Indien lassen sich Konkubinat und Polygamie selten scharf von einander scheiden. Über die Behandlung der Ehebrecherin stehen mir aus den älteren Quellen keine Nachrichten zu Gebote. In den späteren Rechtsbüchern (Jolly a. a. O. § 12) ist der Ehebruch der Frau natürlich ein legitimer Grund für ihre Verstoßung. Dazu soll man einer Ehebrecherin nur die notdürftigste Nahrung reichen, ihr das Haar scheeren (vgl. oben die Nachricht des Tacitus), sie schlecht kleiden und zur niedrigsten Sklavenarbeit anhalten.

Aber fast noch deutlicher tritt uns die Gewaltherrschaft des

---

*) Vgl. über die sehr lehrreichen Verhältnisse des Gortynischen Rechts F. Bücheler und E. Zitelmann Das Recht von Gortyn 1885 p. 101 ff.

Gatten über das Eheweib in dem Umstand entgegen, daß hinsichtlich der Kinder, welche das Weib gebiert, der Vater durch die bei Indern, Römern und Germanen gemeinsame Sitte des Aufhebens (*tollere*, *suscipere*) des Kindes zu entscheiden hat, ob dasselbe leben oder sterben, d. h. ausgesetzt werden soll. Bei den Germanen kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß in dieser Angelegenheit lediglich der Wille des Vaters entscheidet*) (Grimm R. A. p. 455 ff., Weinhold Altn. Leben p. 260). Im alten Rom ist das Verkaufs- und Tötungsrecht des Kindes nur als der konsequente Ausfluß der väterlichen Gewalt zu betrachten (Marquardt Privatleben p. 3, 81).

Etwas weniger klar liegen die Dinge bei den Indern. Eine Stelle im Rigveda (V, 2, 1) könnte nach Ludwig (Rigveda VI, 142) darauf bezogen werden, daß auch in Indien die Mutter das Kind dem Vater „giebt"**), eine Stelle der *Taittirîya-Saṁhitâ* (Zimmer Altind. Leben p. 319, Ludwig Rigveda V, 568) berichtet von dem Aussetzen von Töchtern und deutet auf die schon oben genannte Sitte des Aufhebens des Kindes durch den Vater hin. Wenn dagegen in den Sûtras ausdrücklich Vater und Mutter als diejenigen genannt werden, welche die Macht haben, ihre Söhne zu geben, zu verkaufen und zu verstoßen (vgl. bei Leist Altar. *jus gent.* p. 115), so werden wir kaum irren, diese Auffassung nicht als etwas ursprüngliches, sondern lediglich als die Folge der immer mehr aufkommenden Anschauung zu betrachten, daß Mann und Weib die beiden Hälften eines und desselben Körpers seien (vgl. Jolly a. a. O. p. 437).

Auch in Griechenland war der ἐγχυτρισμός „das Aussetzen in thönernen Gefäßen" sehr verbreitet. Ebenso der Verkauf der Kinder, den noch zu Solons Zeit kein Gesetz verhinderte (Plutarch Solon 23, 13). Nur in Theben war die Aussetzung durch ein strenges Gesetz verboten, dafür aber der Verkauf im Falle höchster Armut gesetzlich geregelt (Aelian *V. H.*

*) Sehr auffallend und im schroffen Widerspruch zu unseren sonstigen Nachrichten steht der Satz in der Germania cap. 19: *numerum liberorum finire ..... flagitium habetur.*

**) *kumârám mâtâ' yuvatíḥ sámubdham*
gúhâ bibharti ná dádâti pitrê'.

II, 7). Daß hierbei überall der Wille des Vaters (nicht der beiden Eltern) als oberste Instanz über Leben oder Tod des Kindes anzusehn ist, kann kaum bezweifelt werden, wenn derselbe auch frühzeitig durch Hinzuziehung eines Familien- oder Sippenrates begrenzt wurde. In Sparta, wo das Kind von einem gewissen Alter an nicht mehr den Eltern, sondern dem Staate gehört, *τὸ γεννηθὲν οὐκ ἦν κύριος ὁ γεννήσας* (also wie anderwärts) *τρέφειν*, sondern *τῶν φυλετῶν οἱ πρεσβύτατοι* entscheiden über die Aufnahme des Kindes (Plutarch Lycurg XVI), wie dasselbe auch in Rom *πέντε ἀνδράσι τοῖς ἔγγιστα οἰκοῦσι* (Dion. Hal. II, 15) vor der Aussetzung vorgezeigt werden mußte.

Betroffen wurden von der Aussetzung außer kranken, schwächlichen und hinsichtlich ihres Ursprungs verdächtigen Kindern zumeist Töchter, deren Besitz der vedischen Welt ein „Jammer" ist (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 320). Dieselbe Anschauung durchzieht auch das griechische (Hermann-Blümner Privatalt. p. 282), römische (Marquardt Privatleben p. 3) und germanische (Weinhold Altnord. Leben p. 260) Altertum und ist nicht ungeeignet, ebenfalls ein Streiflicht auf die Auffassung des Weibes in der Urzeit zu werfen.

Daß schließlich dasselbe Verkaufs- und Tötungsrecht wie über die Kinder dem Hausherrn auch über das Weib selbst von Haus aus zugestanden habe (vgl. über die Gallier Caesar VI, 19 *viri in uxores, sicut in liberos, vitae necisque habent potestatem*, über die Nordgermanen Weinhold Altn. Leben p. 249, über Rom Roßbach Röm. Ehe p. 20), ist nicht minder in dem Charakter der indog. Ehe begründet, wenn auch gerade diese Härten am frühsten durch die Anteilnahme der weiblichen Sippe an den Geschicken ihrer Blutsverwandten gemildert wurden.

In genauestem Zusammenhang mit dem unumschränkten Besitzrecht des Hausherren über die Gattin stehen aber meiner Meinung nach auch die grausamen Bestimmungen, welche das frühe indog. Altertum über die überlebende Frau, die Witwe (skrt. *vidhávâ*, lat. *vidua*, ir. *fedb*, altsl. *vĭdova*, got. *viduvô*)*) ver-

---

*) Aus dem Griechischen pflegt man *ἤϊθεος* „Jüngling" (verwitweter?) hierher zu stellen (?).

Wenn Krek Einleitung [2] p. 55 gegen unsere Annahme der Witwenverbrennnng in der indog. Urzeit einwendet, daß in diesem Falle ein indog.

hängt. Es kann kaum einem Zweifel mehr unterliegen, daß die Sitte des gemeinschaftlichen Todes der Frau mit dem Manne eine altindogermanische Einrichtung ist, die einerseits aus dem Wunsche hervorgeht, dem Manne in sein Grab alles dasjenige mitzugeben, was im Leben ihm teuer gewesen ist, andererseits den Zweck hat, das Leben des Hausherren nach allen Seiten sicher zu stellen (vgl. *Caesar de bell. gall.* VI, *cap.* 19) und zu einem Gegenstand steter Angst und Fürsorge der Seinen zu gestalten. Über den Brauch der Witwenverbrennung bei den nördlichen Indogermanen hat bereits V. Hehn (p. 473 f.) erschöpfend gehandelt.

Bei den Indern herrschen bereits im Rigveda mildere Sitten, wie ein Hymnus (X, 18, 7) zeigt, wo dem an der Seite ihres Gatten trauernden Weibe die tröstenden Worte zugerufen werden:

> Erhebe Dich, o Weib, zur Welt des Lebens:
> Des Odem ist entflohn, bei dem Du sitzest,
> Der Deine Hand einst faßte und Dich freite,
> Mit ihm ist Deine Ehe nun vollendet.
> (Geldner-Kaegi 70 Lieder.)

Doch hebt Zimmer (Altind. Leben p. 329) mit Recht hervor, daß die angeführte Stelle nur beweise, daß in der Heimat des betreffenden Dichters die Witwenverbrennung ungebräuchlich war. Im Atharvaveda wird dieselbe dagegen als uralte Sitte (*dhárma purâṇá*) bezeichnet. Auch beweist das Festhalten derselben durch die Brahmanen viel eher, daß wir es hier mit einer durch das Alter geheiligten Institution als mit einer willkürlichen Neuerung der Priesterkaste zu thun haben. Vgl. über die spätere Stellung der Witwe in Indien Jolly a. a. O. § 14—17.

Name für die Witwe nicht möglich sei, so ist dagegen zu bemerken, daß erstens für die Zeit von dem Tode bis zur feierlichen Beerdigung des Mannes ein Name für sein hinterlassenes Weib oder seine hinterlassenen Weiber notwendig war, und daß zweitens wir uns den Brauch der Witwentötung schon in der Urzeit nicht notwendig als einen ausnahmslosen denken müssen. Man könnte sich z. B. vorstellen, daß es der Witwe eines kinderlos verstorbenen Mannes gestattet war, eine „Leviratehe“ einzugehen (oben p. 561), um dem Toten Samen zu erwecken. Vgl. schon Rigveda X, 40: „Wer schafft Euch zu Bette wie die Witwe den Schwager, die Frau den Mann an gemeinsamer Stätte“?

Nachdem die Anschauungen menschlicher geworden sind, zeigen sich die Spuren des alten Verhältnisses noch in dem Verbot, welches gegen die Wiederverheiratung der Witwe erlassen wird. So fand es Tacitus (*Germ. cap.* 19) in westgermanischen Staaten (*in quibus tantum virgines nubunt*), und auch im alten Griechenland *πρότερον δὲ καθεστήκει ταῖς γυναιξὶν ἐπ' ἀνδρὶ ἀποθανόντι χηρεύειν* (Paus. II, 21, 7).

Gegenüber dieser unserer Anschauung von der ursprünglichen Stellung der indog. Frau könnte man die Frage aufwerfen, was denn, wenn dieselbe richtig ist, noch der Unterschied zwischen dem indog. Weib und den Sklavinnen gewesen sei, die wir uns doch wohl, nicht aus speciell sprachlichen Gründen, doch aus allgemeinen Erwägungen, in der indog. Familie vorhanden denken müssen. Wir möchten darauf antworten, daß der Unterschied zwischen beiden zugleich ein sehr geringer und ein sehr bedeutender gewesen sein muß: ein sehr geringer, insofern wir uns den Wirkungskreis der indog. Frau von dem der Sklavin nicht wesentlich verschieden denken können, ein sehr bedeutender, insofern die Erzeugung rechtmäßiger Nachkommen offenbar nur mit einer rechtmäßigen Gattin möglich war, eine solche aber nach der bei allen altindog. Völkern sich findenden Anschauung nur dem freien Stande der durch Sprache, Glauben und Sitte verbundenen Volksgenossen entstammen durfte. Hierdurch ergab sich schon in der ältesten Zeit ein Übergewicht des Weibes über die Sklavinnen und Kebsinnen des Hauses und damit die Basis, auf welcher sich jene edlere Anschauung von der Stellung des Weibes entwickeln konnte, welche den meisten Indogermanen schon in frühen Kulturepochen eigen ist.

Wir brechen hier, so nahe es läge, noch eine Reihe anderer für die Geschichte der indog. Familie wichtigen Momente, wie die ältesten Erbbestimmungen oder die Frage nach den Ehehindernissen durch Blutsverwandtschaft*) u. a. hier zu erörtern,

*) Doch seien anmerkungsweise einige Daten über die betreffenden Verhältnisse mitgeteilt: Im Avesta wird die Verwandtenehe als verdienstliches und frommes Werk gepriesen: „Der Frömmste unter den Frommen ist der, welcher verbleibt bei der guten Religion der Mazdaverehrer, und welcher die heilige Pflicht der Verwandtenehe in seiner Familie pflegt"

unsere Bemerkungen ab, um uns zu den über den Begriff des Familienzusammenhangs hinausgehenden socialen und politischen Vereinigungen der Indogermanen zu wenden.

(W. Geiger Ostiran. Kultur p. 246). Kambyses und andere Perserkönige heiraten ihre Schwestern.

In dem bekannten Lied des Rigveda (X, 10) erscheint die Anhängerin der Geschwisterehe in Yamî, der Verwerfer derselben in Yama verkörpert. Budhistische Legenden erzählen mehrfach von Geschwisterehe. In der älteren Literatur ist die Heirat mit Mutterbruder-Töchtern und Vaterschwester-Söhnen, sowie auch die Verbindung der Kinder von Vaterbrüdern gestattet (Weber Indische Stud. X, 75). Später verschärfen sich die Verbote namentlich gegen die Ehen der Sapiṇḍa's (Jolly a. a. O. § 5, 2).

Bei Homer ist eigentliche Geschwisterehe nur im Mythus nachzuweisen. Vgl. das Beispiel von Zeus und Here. Diomedes heiratet seine Mutter-Schwester, Alkinoos seines Bruders Tochter (Buchholz Realien II, 2; 19). Die Ehe mit der Halbschwester väterlicher-, nicht mütterlicherseits (Hermann-Blümner Privataltert. p. 261) ist auch später erlaubt.

Anders pflegt bei den Römern die Frau zwar in der Regel nicht aus der *gens* herauszuheiraten (*enubere*); aber Eheverbindungen zwischen den unter einer *patria potestas* stehenden Personen gelten bis zu der Sobrinen-grenze als *nefariae et incestae nuptiae*. Später tritt Lockerung dieser Verhältnisse ein (Marquardt Privatleben p. 29).

Bei den Nordindogermanen sind die ursprünglichen Zustände wegen des frühzeitigen Eindringens der kirchlichen Eheverbote schwer zu ermitteln.

Bemerkenswert ist ferner, daß die antiken Verbote gegen Ehen innerhalb bestimmter Verwandtschaftsgrade nicht aus Beobachtungen schädlicher, von heutigen Irrenärzten behaupteter Folgen derselben ausgegangen zu sein scheinen. Lehrreich ist in dieser Beziehung eine Stelle des Plutarch (Qu. R. 108 *Διά τι δὲ τὰς ἐγγὺς γένους οὐ γαμοῦσι; πότερον αὔξειν τοῖς γάμοις βουλόμενοι τὰς οἰκειότητας, καὶ συγγενεῖς πολλοὺς ἐπικτᾶσθαι, διδόντες ἑτέροις καὶ λαμβάνοντες παρ᾽ ἑτέρων γυναῖκας; ἢ φοβούμενοι τὰς ἐν τοῖς γάμοις τῶν συγγενῶν διαφορὰς, ὡς καὶ τὰ φύσει δίκαια προσαπολλυούσας; ἢ πολλῶν βοηθῶν τὰς γυναῖκας ὁρῶντες δι᾽ ἀσθένειαν δεομένας, οὐκ ἐβούλοντο τὰς ἐγγὺς γένους συνοικίζειν, ὅπως ἂν οἱ ἄνδρες ἀδικῶσιν αὐτὰς, οἱ συγγενεῖς βοηθῶσιν*), welcher die verschiedensten Vermutungen über die Erklärung der von den griechischen in diesem Punkte so augenscheinlich abweichenden Anschauungen der Römer aufstellt, ohne physiologischen Gesichtspunkten dabei irgend welche Rücksicht zu tragen.

II. Familie und Staat.

Daß die ältesten Staatenbildungen der indog. Völker auf der Organisation der Familie beruhen, ist eine bekannte Thatsache. Es ist indessen hier nicht sowohl unsere Aufgabe, den Entwicklungsgang, welcher von der Familie zum Staate geführt hat, im einzelnen festzustellen, als vielmehr zu erörtern, wie weit dieser Proceß vermutlich schon in der Urzeit gediehen war. Dies ist aber gerade in sprachlicher Hinsicht nicht leicht, denn, wie wir schon oben p. 199 bemerkten, besitzen alle auf das politische Leben der Indogermanen bezüglichen Gleichungen eine solche Dehnbarkeit der Bedeutung, daß es schwer ist, den ursprünglichen Sinn einer solchen Gleichung festzustellen.

Wir fassen die indog. Familie nach den bisherigen Ausführungen wohl am richtigsten in dem Sinne der römischen *familia* auf, also als alles, was an Weibern, Kindern, Sklaven unter der *potestas* eines Hausherrn vereinigt ist. Das Weib ist durch Raub oder Kauf in die „Hände" des Hausherrn gekommen, *in manus venit*, ein römischer Terminus, der vielleicht etymologisch und historisch mit dem germ. *mundium* (aus ahd. *munt* „Schutz", „Hand", *munt-boro*) zusammenhängt, welches das gleiche Verhältnis bezeichnet. Die agnatische Abgeschlossenheit der indog. Familie nach außen, sowie innerhalb derselben das Machtverhältnis des Mannes gegen Weiber und Kinder sind oben charakterisiert worden.

Es fragt sich nunmehr aber, wie weit sich in der Urzeit der Begriff der Familie in der Descendenz πρὸς πατρός ausdehnte. Bei mehreren indog. Völkern, namentlich bei den Indern, Griechen, wohl auch Germanen findet sich schon in der ältesten Zeit der Zustand, daß der Sohn mit seiner Verheiratung aus dem väterlichen Haus austritt, ein eigenes Herdfeuer entzündet und ein neues Heim gründet. Leist (Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 64, Altar. ius gent. p. 34) hält dies für den ursprünglichen Zustand, wie er denn überhaupt der Urzeit jeden „patriarchalischen Charakter" abspricht. Ich muß aber gestehen, daß ich mir ein solches rasches örtliches Auseinanderfallen der indog. Familie wohl auf höheren Kulturstufen, bei stabilem Ackerbau und per-

sönlichem Eigentum an Grundbesitz, nicht aber in nomadischen und halbnomadischen Zuständen vorstellen kann. Ich bin daher vielmehr geneigt, den Urtypus der indog. Familie in einer anderen, auf indog. Boden vielfältig bezeugten, von Leist gänzlich ignorierten Organisation derselben, nämlich in der *joint family* der Hindus, in dem irischen *sept* (*Maine Lectures on the early history of institutions*[4] p. 79 f.), vor allem aber in der slavischen „Hausgemeinschaft" zu suchen.

Eine solche Hausgenossenschaft (unter anderem *zadruga* genannt) besteht nach der Schilderung von Krauß (Sitte und Brauch bei den Südslaven p. 64 ff.) aus einer Vereinigung von an Anzahl bis zu 60—70 Mitgliedern, die untereinander Blutsverwandte 2. bis 3. Grads „selbstverständlich nur in männlicher Linie" sind. An ihrer Spitze steht ein Hausverweser (gewöhnlich *domaćin*), dem zwar die größen Ehren erwiesen werden, der aber nicht, wie der römische *pater familias*, als Herr und Eigentümer des Familienvermögens zu betrachten ist. Das letztere gehört vielmehr den sämtlichen männlichen erwachsenen Hausgenossen gemeinschaftlich.

Die Hausgenossenschaft wohnt vereinigt, doch so, daß das eigentliche Haus (*ognište* „die Feuerstätte") allein von dem Hausverweser und seiner Familie bewohnt wird, um das sich dann in hufeisenförmigem Halbkreis die Wohnungen der übrigen Mitglieder, die nur Schlafkammern sind, herumgruppieren. Die Mahlzeiten, für welche die *domaćica* zu sorgen hat, werden gemeinsam eingenommen. Erst essen die Männer, dann, was übrig bleibt, die Frauen.*)

Daß wir aber in derartigen Verhältnissen wirklich die ursprünglichen indog. Zustände zu erblicken ein Recht haben, geht daraus hervor, daß die mehr oder minder deutlich erhaltenen Spuren derselben auch im römischen und griechischen Alter-

*) Das getrennte Speisen beider Geschlechter scheint, jedenfalls bei festlichen Gelegenheiten, das ursprüngliche zu sein. Auch in der germanischen Welt herrschte diese Sitte. Vgl. noch im Nibelungenlied (B.) V. 1771:

nâch gewonnheite dô scieden si sich dâ:
ritter unde frouwen die giengen anderswâ.

Auch bei Homer nehmen die Frauen ihre Mahlzeiten in der Regel in ihren Gemächern ein.

tum erhalten sind. In Rom scheint das räumliche Zusammenleben von Blutsverwandten keineswegs selten gewesen zu sein. Von M. Crassus wird erzählt, daß er in einem kleinen Haus mit zwei Brüdern erzogen wurde. Die Brüder hatten Frauen, während noch die Eltern lebten. Und alle gingen zu einem und demselben Tisch (Plut. M. Crass. 1). Bekannt sind die 16 *Aelii, quibus una domuncula erat — et unus in agro Veiente fundus* (vgl. dies und weiteres b. Marquardt Privatleben p. 56).

Auf griechischem Boden bietet das Haus des Nestor ein homerisches Beispiel der *joint family*. Zahlreiche Fälle dieser Art bringt aus dem attischen Recht Jevons in dem schon genannten Aufsatz *Kin and custom* (*Journ. of philology* XVI, 102 ff.) zusammen. Besonders deutlich aber spiegeln sich die ursprünglichen Zustände in den dorischen Verhältnissen wieder. In Sparta zwang die Unteilbarkeit des *κλῆρος*, die nicht als eine neue Bestimmung, sondern als die uralte Art des Eigentums an Land aufzufassen ist, mehrere Brüder vereinigt in dem ungeteilten Erbe sitzen zu bleiben. Wohl der älteste war der eigentliche Erbe, *ἑστιοπάμων*, die übrigen mit oder ohne Frauen Teilnehmer und Mitgenießer des Familiengutes (vgl. Leist Gräco-it. R. p. 78). Wenn Polybius XX, 6 hierbei von Polyandrie und Weibergemeinschaft berichtet, so scheint mir dies eine mißverständliche Auffassung der alten Hausgemeinschaft zu sein. Vielleicht beruht seine Mitteilung aber auch auf der Beobachtung, „daß wo mehrere Geschlechtsfolgen und Haushaltungen beisammen wohnen, leicht eine Art geschlechtlicher Ungebundenheit und Vermischung entsteht", wie dies von der russischen *izbá* ausdrücklich berichtet wird (vgl. F. v. Hellwald Die menschliche Familie p. 509). Dasselbe, möchte ich vermuten, wird von den übrigen Nachrichten zu halten sein, welche von Polyandrie bei indog. Völkern berichten, so von der des Cäsar (V, 14) von den alten Britten: *uxores habent deni duodenique inter se communes et maxime fratres cum fratribus parentesque cum liberis*, so von der des Herodot über die (thrakischen?) Agathyrsen (IV, 103): *ἐπίκοινον δὲ τῶν γυναικῶν τὴν μῖξιν ποιεῦνται, ἵνα κασίγνητοί τε ἀλλήλων ἔωσι καὶ οἰκήϊοι ἐόντες πάντες μήτε φθόνῳ μήτ᾽ ἔχθεϊ χρέωνται ἐς ἀλλήλους*.

Ich bin also der Meinung, daß wir der Wahrheit näher

kommen, wenn wir die indog. Familie mehr nach Art der slavischen Hausgenossenschaften als in der Weise der späteren Separatfamilie uns vorstellen, nur mit der Einschränkung, daß wir an Stelle des südslavischen Hausverwesers uns die strenge *potestas* des römischen Hausvaters denken müssen, wie sie übrigens in dem russischen Hausältesten schon bei weitem mehr als in dem südslavischen *domaćin* hervortritt.

Wenn der Herr des Hauses gestorben ist, gehen die Rechte desselben auf den ältesten Sohn über; vor allem stehen die Frauen der Familie, Mutter und Schwestern unter seiner Vormundschaft. Das scheint altindogermanisches Recht gewesen zu sein. So heißt es schon in einem vedischen Lied: „*Ushâs* (die Morgenröte) entblößt den Menschen ihren Busen, gleichwie ein Mädchen, dem der Bruder fehlt, dem Manne dreister sich ergiebt“. So steht auf germanischem Boden Kriemhilt nicht unter dem Schutze ihrer Mutter, sondern ihrer Brüder:

> *Ir pflâgen drî künege edel unde rîch —*
> *diu frowe was ir swester: die helde hêtens in ir pflegen,*

ebenso wie auch in der römischen Familie die *tutela* über Mutter und Schwestern nach dem Tode des Vaters bei den Söhnen des Hauses bleibt (Mommsen Römische Geschichte I [7] p. 59). Auch in Griechenland waren die mündigen Söhne *κύριοι* der Schwester und verwitweten Mutter.

Hieraus ergiebt sich, nachdem der Begriff der Verwandtschaft im Weiberstamm mehr und mehr Beachtung gefunden hatte, ein besonders nahes Verhältnis der Schwesterkinder zu dem Mutterbruder, dem Oheim: *Sororum filiis*, sagt Tacitus *Germ. cap.* 20, *idem apud avunculum qui ad patrem honor.* Eine Spur ursprünglicher Weibergemeinschaft und der damit verbundenen Zugehörigkeit der Kinder zu den mütterlichen Verwandten vermag ich in diesem aus der angesehenen Stellung des Bruders im Kreise der Familie sich leicht erklärenden Verhältnis nicht zu erkennen. Trotz dieser bevorzugten Stellung des Mutterbruders in der altgermanischen Familie geht in der Erbfolge der *patruus* dem *avunculus*, der Agnate dem Kognaten, entschieden vor (*si liberi non sunt, proximus gradus in possessione fratres, patrui, avunculi* Germ. cap. 20), was wiederum unsere Annahme

einer ursprünglich agnatisch aufgebauten Familienorganisation der Urzeit bestätigt und ebenso laut gegen die Bachofenschen Theorieen zeugt (vgl. Brunner a. a. O. p. 89).

Fraglich ist, mit welchem Worte etwa in der Ursprache der bisher sachlich bestimmte Familienbegriff bezeichnet worden sei. Die Einzelsprachen scheinen weit auseinanderzugehen. Das italische umbr. *famedias*, osk. *famelo (famel „servus“)*, lat. *famelia (famul)* dürfte sich an das skrt. *dhâ'man* „Wohnstätte, Heimat, bes. die Stätte des heiligen Feuers, die Angehörigen, überh. zusammengehörige Schaar“ u. s. w. (B. R.) anschliessen (vgl. auch osk. *faamat* „*habitat*“). Im Germanischen wird, um die Angehörigen des Hauses zu bezeichnen, hauptsächlich der Stamm *hîw-*, *hîwa-* gebraucht: got. *heiva-frauja* „Hausherr“, agls. *hîrêd*, *hîwrǽden* „Familie“, ahd. *hîrât* „Vermählung“, altn. *hjú*, *hjún* „Mann und Weib“, „Hausdienerschaft“, *hyske* „Familie“, agls. *hîwan* Pl. „Diener“, ahd. *hîwiski* „Familie, Hausgesinde“, ahd. *hîun* „beide Gatten“, „Dienstboten“ u. s. w. Dieser germanische Stamm *hîw-*, *hîwa**) entspricht genau dem lat. *cîvi-s*, dessen ursprüngliche Bedeutung „der einzelne *pater familias*“ im Verhältnis zur *civitas* gewesen sein mag.**)

Im Griechischen wird der Familienbegriff durch *οἶκος*, *οἰκετεία*, *ὁμοσίπυοι* „Speisegenossen“, *ὁμόκᾱποι* : *κῆπος* „Hufegenossen“ (Aristoteles Polit. 1, 2), auch durch *πάτρα* bezeichnet = „die unter der Gewalt des *πατήρ* stehende Vereinigung“ (vgl. Gilbert Griech. Staatsaltertümer II, 302). Sowohl *πάτρα* wie auch das lat. *familia* zeigen das Bestreben, ihre Bedeutung bis zum Geschlecht zu erweitern (Mommsen Röm. Staatsrecht III, 1, p. 10 Anm. 2).

Im Veda wird für die einzelne Familie das schon genannte

---

*) Zu der Bedeutungsentfaltung des germ. *hîwa-* vgl. die Stelle der Germ. cap. 20: *dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas: inter eadem pecora, in eadem humo degunt, donec aetas separet ingenuos, virtus agnoscat.*

) Ähnlich scheint lat. *quĭris* und *cûria* ursprünglich „Hausherr“, „Hausherrenverband“ bedeutet zu haben. Letzteres (aus **qoi-ria*) stellt sich zu griech. *κοί-ρανος*, ahd. *hê-r*, *hê-rero*, *quiris* (qi-ro*) aber könnte in Ablautsverhältnis zu **qoi-ro* stehen. Vgl. Mommsen Röm. Staatsrecht III, 1 p. 5 ff., 89 ff.

dhâ'man sowie *gṛhá* „Haus", im Avesta *nmâna*, bei den Altpersern *mâniya* gebraucht.

So scheint es fast unmöglich, eine urzeitliche Benennung des Familienbegriffes festzustellen. Bedenkt man jedoch die schon oben genannte, uralte Gleichung:

skrt. *dám̐pati* = griech. *δεσπότης*, idg. **dem-s-poti* „*pater familias*",

und erwägt man, daß der Stamm *dem, domo* bei fast allen Indogermanen, im skrt. *damá*,*) im lat. *domus*, im griech. *δόμος* (namentlich im Plural) zugleich das Hauswesen, die Familie bezeichnet, so scheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß im Indogermanischen die Hausgenossenschaft mit **dem-, *domo-*, und der an ihrer Spitze stehende *pater familias* mit **dem-s-poti-s* bezeichnet wurde.

Wir haben nunmehr die Weiterentwicklung der Familie in der Urzeit zu verfolgen, wobei wir wiederum von den südslavischen Verhältnissen ausgehen werden; denn wir sind der im folgenden näher zu begründenden Ansicht, daß sich hier in den Bergen der Hercegovina und Crnagora die ursprünglichen indog. Stamm- und Familienzustände fast mit völliger Treue erhalten haben.

Die Mittelstufe zwischen der oben besprochenen Hausgemeinschaft und dem Stamm (*pleme*) ist hier das *bratstvo* die „Brüderschaft".**)

---

*) Zu diesem Wort bemerken B. R.: „Das Wort hat im Sanskrit keine andere Ableitung als von 1. *dam* („bezwingen"), bezeichnet demnach den Ort, wo der Mann unumschränkt waltet, Gebiet, Bann des Hauses und Hofes. Daß nicht die Wohnung als Gebäude verstanden ist, zeigt der Gebrauch des Wortes. Ist diese Ableitung richtig, und, wie sich kaum zweifeln läßt, das griech. *δόμος* gleicher Abstammung mit *damá*, so darf jenes nicht mehr auf *δέμω* zurückgeführt werden". Man behält, wie mir scheint, die Wahl, indog. *domo-* entweder zuerst als Gebäude (vgl. oben p. 493) und dann als Rechtssphäre des Mannes oder umgekehrt zuerst als Rechtssphäre des Mannes und dann als Gebäude aufzufassen, eine Wahl, bei der es keine Entscheidung geben dürfte.

Bezüglich des merkwürdigen *δόμοι* in der Bedeutung von „Familie" vgl. das oben über die Wohnungsart der südslavischen Hausgemeinschaft Bemerkte.

**) Vgl. Krauß a. a. O. p. 32 ff.

Ein *bratstvo* entsteht, wenn blutsverwandte Brüder aus einer Hausgemeinschaft ausscheiden, aber noch unter einander eine politische (territoriale) und sakrale (gemeinsamer Schutzheiliger) Vereinigung mit gemeinschaftlichem Grundbesitz bilden. Jedes *bratstvo* weist eine Stammsage auf, die den Urahn verherrlicht.

Die Zahl der Mitglieder eines *br.* schwankt zwischen 30—800, wobei jedoch nur die waffentüchtigen Männer gezählt werden. Diese kämpfen in der Schlacht unter einander vereinigt. Das Haupt des *br.* wird von den *bratstvenici* gewählt. Er ist Anführer des *br.*-Kontingents im Kriege, im Frieden der politische Vertreter, teilweis Richter, Leiter der öffentlichen Versammlungen. In diesen haben nur die Hausvorstände Sitz und Stimme, die übrigen schreien bloß mit. Das *br.* bewohnt, je nach seiner Seelenzahl, ein oder mehrere Dörfer, in der Regel ausschließlich.

Die *bratstvenici* betrachten sich in jeder Weise als zusammengehörig. Dies tritt besonders in der Ausübung der Blutrache hervor. Heiraten innerhalb eines *br.* scheinen ursprünglich nicht üblich gewesen zu sein. Durch eine Heirat werden alle *bratstvenici* des jungen Weibes *prijatelji* „Freunde“ des *bratstvo* des Mannes.

Der Name des *bratstvo* ist von dem Ahnherrn desselben abgeleitet und wird dem vollständigen Namen des einzelnen Individuums beigefügt. Es kann also einer heißen: *Jovo Petra* (Vater) *Markova* (Großvater) *Jankovića* (Hausgemeinschaft) *Kovačevića* (*bratstvo*).

Es kann nun nach meiner Meinung keinem Zweifel unterliegen, das auf gleicher Stufe mit diesem südslavischen *brastvo* zunächst die griech. *φρήτρη* und die lat. *gens* stehen oder ursprünglich gestanden haben.

Den ursprünglichen Begriff der griech. *φρατρία* hat bereits Gilbert (Griechische Staatsaltertümer II, 303) richtig erkannt, wenn er gegenüber der von Dikäarch (Müller *fr. h. g.* II, 238) geäußerten Ansicht, daß *φρατρία* eine kultliche Vereinigung derjenigen Geschlechter gewesen sei, welche unter einander verschwägert waren, sehr richtig sagt: „Indessen stimmt mit dieser Erklärung die Wortbedeutung von *φρατρία* nicht überein, die als Brüderschaft die Vereinigung der durch gemeinsame Abstammung verbundenen Brüder und im Verlaufe fortschreitender

Entwicklung ihrer männlichen Descendenten darstellt. *Φρατρία* kann deshalb ursprünglich kaum etwas anders als *πάτρα* („Familie") in seiner erweiterten Bedeutung, nämlich das Geschlecht bedeutet haben. Und in der That geht eine verwandtschaftliche Verzweigung der Familie, wie auch Aristoteles andeutet, über das Geschlecht nicht hinaus, da Heiraten aus einem Geschlechte in das andere nach der ursprünglichen Form dieser Eheschließungen, die durch Raub oder Kauf erfolgten, zu urteilen, schwerlich ein näheres Verhältnis zwischen den beteiligten Geschlechtern begründeten."

Bei Homer ist die *φρήτρη* (*bratstvo*) die Unterabteilung des *φῦλον* (*pleme*). Die *φρήτορες* kämpfen wie die *bratstvenici* in der Schlacht neben einander:

κρῖν' ἄνδρας κατὰ φῦλα, κατὰ φρήτρας, Ἀγάμεμνον, —
ὡς φρήτρη φρήτρηφι ἀρήγῃ, φῦλα δὲ φύλοις
Il. II, 362.

Ἀφρήτωρ (vgl. got. *unsibjis*) ist ursprünglich, wer keinem Geschlecht, *ἀνέστιος*, wer keiner Familie angehört (Il. IX, 63 u. oben p. 505). Leider erfahren wir aus Homer nichts weiter über den wichtigen und uralten Begriff der *φρήτρη*. Später ist derselbe in verschiedener Weise dem Staatsorganismus eingegliedert worden (vgl. (Busolt Griech. Staats- und Rechtsaltert. in J. Müllers Handbuch IV, 1, 20).

Der gemeinsame Ahn des *bratstvo*, resp. des *pleme* erinnert an den *ἥρως ἐπώνυμος* der kleisthenischen Phylen.

Dem südl. *bratstvo* und der griech. *φρήτρη* in ihrer ursprünglichen Bedeutung entspricht die lat. *gens*.*) „Das seiner Ableitung nach durchsichtige Grundwort ruht auf dem Begriff der Erzeugung, und zwar in dem rechtlichen Sinne der die Gewalt des Vaters über den Sohn begründenden Zeugung. Daraus gehen die beiden Begriffe des Hauses und des Geschlechtes hervor: jenes sind die in der Gewalt eines lebenden Ascendenten vereinigten Freien, dieses die Freien, welche in einer solchen vereinigt sein würden, wenn keine Todesfälle eingetreten wären." Das Kennzeichen des Geschlechts ist das *nomen gentile*, der Name des gemeinsamen Ahnherrn, der ebenso wie der Name des *bratstvo* dem Individuum

---

*) Vgl. Th. Mommsen Römisches Staatsrecht III, 1 p. 9 ff.

anhaftet: *Qu. Fabius Quinti* = Quintus aus der Fabischen *gens*, in des *Qu. potestas*.*) Die Geschlechtsgenossen heißen *gentiles*, auch *patres* „Hausväter", *patricii*. Innerhalb derselben unterscheidet das römische Erbrecht die *sui*, *adgnati* (mit nachweisbaren *gradus*) und die übrigen *gentiles*. Die alte politische Bedeutung der *gens* ist im Staate aufgegangen. Ihre Rechtssphäre ist nur noch die private, in sakraler und vermögensrechtlicher Beziehung. In letzterer Hinsicht ist die *gens* in ihrer Gesamtheit Trägerin des Bodenrechtes gewesen (Mommsen).

Auf germanischem Boden ist an die *gentes cognationesque* und an die *familiae et propinquitates* zu erinnern (vgl. oben p. 419), welchen nach Caesar (VI, 22) von den *principes* und *magistratus* gemeinsames Ackerland zugewiesen wird, und die nach Tacitus (Germ. 7) wie die slavischen *bratstvenici* und die homerischen *φρήτορες* in der Schlacht *turmam* oder *cuneum* bilden.

Daß die germanische Sippe (got. *sibja*, *knôþs*, auch *slahta*, *fara*, *chunni*, ꝛc.), so lange sie eine agrarische und militärische Einheit bildete, lediglich agnatisch gedacht werden muß, scheint mir geradezu selbstverständlich. Denn wie konnte sich die Einheit der Sippe erhalten, wenn die Verwandtschaft im Weiberstamm als maßgebend für den Sippenverband gegolten hätte? Mit Recht macht auch Brunner (D. R. p. 80) auf den agnatischen Charakter der germanischen Stammsage (Manus und die Nachkommen seiner drei Söhne, Ingväonen, Istväonen, Herminonen) aufmerksam. Ich stimme daher voll und ganz der klaren Bestimmung der germanischen Magschaft bei, wie sie Rosin Der Begriff der Schwertmagen Breslau 1877 p. 50 ff. giebt. Nach dem gleichen Gelehrten bedeutete in der rein agnatischen und erst allmählich durch

---

*) Im Indogermanischen wurde das einzelne Individuum bekanntlich durch eine gewöhnlich sehr vollklingende Zusammensetzung (skrt. *Kshêmarâja* = ahd. *Heimrich*, skrt. *Satyaçravas* = griech. *Ἐτεοκλῆς*, skrt. *Dêvadatta* = griech. *Διόδοτος*) bezeichnet. Vgl. A. Fick Die griech. Personennamen Göttingen 1874. Dem Vaternamen wurde, worauf die Übereinstimmung des Griechischen und Germanischen hinweist, vielleicht in der Weise Rechnung getragen, daß in den Kindesnamen eines der Kompositionsglieder aufgenommen wurde, welche im Namen des Vaters vorhanden waren: z. B. *Δινο-κράτης*, Sohn des *Δινο-κλῆς*, *Walt-bert*, Sohn des *Wald-ram*. Vgl. Brugmann Grundriß II, 1, 32.

die „mehr und mehr sich steigernde Beachtung der auch durch Weiber vermittelten Verwandtschaft" in ihrem Charakter verdunkelten Magschaft Schwert-, Ger- oder Speermagen einfach die männlichen, Spindel-, Spiel- und Kunkelmagen die weiblichen Mitglieder der Sippe.

Das urgermanische Suffix für die Zugehörigkeit des Einzelnen zu einer Sippe war *-inga*: z. B. altn. *Ylfingar*, agls. *Wylfingas*, mhd. *Wülfinge*. Sehr charakteristisch für den Übergang der Sippenverbände (*gentes cognationesque*) in territoriale Begriffe ist die Verwendung desselben Suffixes, um die Insassen eines Landes oder einer Stadt zu bezeichnen: z. B. agls. *Centingas*, *Idumingas* rc. (Kluge Nominale Stammb. § 26). Es ist dies derselbe Fall, wie wenn attische Gemeinden nach einem Geschlecht (*Philaidai*, *Paionidai*, *Butadai* wie *Ἀτρεΐδαι* u. s. w.) benannt sind; denn die Dorfgemeinde (*κώμη*) ist eben nichts anderes als das seßhaft gewordene Geschlecht oder die *φρήτρη* (vgl. weiteres unten!).

In Asien läßt Herodot die Perser in zahlreiche *γένη* zerfallen, wie die *Πασαργάδαι*, *Μαράφιοι*, *Μάσπιοι*. Diese *γένη* teilen sich wieder in den uns nunmehr wohl bekannten Begriff der *φρήτρη*. Eine solche *φρήτρη* der *Πασαργάδαι* waren die *Ἀχαιμενίδαι*, denen die Persischen Könige entstammen (I, 125). In der Sprache der Keilinschriften heißt eine solche *φρήτρη* *v'ith*, in der des Avesta *vîs* „das Geschlecht, Dorf", in nomadischen Verhältnissen der Clan, auf dessen Grundlage noch die heutige Organisation der Afghanen beruht (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 425 ff.). Im Rigveda bedeutet *viç*, wie es scheint, öfters eine Vereinigung mehrerer Geschlechter, die einzelne Sippe heißt als Ansiedelung *grâ'ma* und *vṛjána*, als Verwandtschaft *jánman*. Sowohl der weitere wie der engere Begriff werden auch in militärischem Sinne verwendet (Zimmer Altind. Leben p. 158 ff.).

Es fragt sich nun, welche Bezeichnung sich bereits in der Ursprache für den Begriff des Geschlechtes und der Sippe festgesetzt haben mochte. Das in den indog. Sprachen am weitesten verbreitete und am zähsten festgehaltne Wort für eine verwandtschaftliche oder örtliche Vereinigung von Personen ist das teilweis schon genannte:

skrt. *viç*, altp. *vîth*, zend. *vîs*, griech. *Fοικ-* in *τριχάϊκες**) (dazu *οἶκος* = skrt. *vêçá*), lat. *vîcus*, altsl. *vĭsĭ*, lit. *wiẽsz-* (in *wiẽszpats*), got. *veihs*, ir. *fích* (corn. *gwic*), alb. *vise*.

Ich bin der Meinung, daß dies die urzeitliche Benennung der Sippe war, insofern sie als Niederlassung (skrt. *viç* „eintreten, sich niederlassen") auf gemeinsamen Weideplätzen bezeichnet werden sollte. Diese ursprünglichste Bedeutung ist am treusten im Iranischen bewahrt. Im Sanskrit wie auch im Griechischen *Fοικ-* hat sie sich bis zur Bezeichnung des Gaues erweitert. Im lat. *vîcus*, dem got. *veihs*, dem altsl. *vĭsĭ*, corn. *gwic*, welche im wesentlichen das Dorf bezeichnen, hat sich der naturgemäße und fast notwendige Bedeutungswandel vollzogen. Aus der Niederlassung auf gemeinsamen Weideplätzen ist eine Niederlassung auf gemeinsamem Ackerboden, das Geschlechtsdorf: skrt. *grâ'ma*, griech. *κώμη* (nach Aristoteles die Mittelstufe zwischen *οἶκος* und *πόλις*) = got. *haims*, lit. *kẽmas*, altpr. *caymis* geworden.**)

Ist dies richtig, so erhalten wir für die Urzeit folgende Entwicklungsstufen:

dem-, *domo-* „Familie" (*joint family*)
dem-s-poti „*pater familias*"
vik-, *vîk-* „Geschlecht" (als Niederlassung)

---

*) Od. XIX, 177:

Δωριέες τε τριχάϊκες δῖοί τε Πελασγοί.

Hesiod *frgm.* VII:

πάντες δὲ τριχάϊκες καλέονται
οὕνεκα τρισσὴν γαῖαν ἑκὰς πάτρης ἐδάσαντο.

Waren vielleicht auch die **Θρή-Fικες*, *Θρήϊκες* die „vierclanigen"? *ˏθρᾰ* = „vier": die Aspiration könnte von dem inlautenden Spiritus ' herrühren (vgl. G. Meyer Gr. Gr.[2] p. 209). Über *τρᾰ* = „vier" (*τράπεζα*) vgl. J. Schmidt K. Z. XXV, 43 ff.

**) Dieser Bedeutungsübergang wiederholt sich naturgemäß oft. So in den germanischen *fara*, *mægð* &c., ursprünglich Namen für Sippenverbände, dann in territorialer Anwendung gebraucht. Vgl. Brunner R. G. p. 84.

Umgekehrt geht vom Lande aus das germ. ahd. *dorf*, agls. *þorp* : got. *þaúrp* „Acker". Vgl. auch cymr. *tref* „Dorf" (*Attrebates*), auch wohl lat. *tribus*, umbr. *trifu* „Teil der Gemeindeflur, Gemeindeflur" („Gemeinde"). Vgl. über dieses Wort Mommsen Röm. Staatsrecht III, 1, 95.

vik-poti „Geschlechtsherr“ (skrt. *viç-páti*, zend. *vîspaiti*, lit. *wíëszpats*).

Neben dieser zuletzt besprochenen Gleichung, welche, wie schon gesagt, die Sippe als Niederlassung faßt, mögen in der Urzeit noch andere Namen vorhanden gewesen sein, welche mehr auf das Verwandtschaftsverhältnis der Sippe gingen. In diesem Sinne mögen Wörter wie skrt. *jána*, griech. *γένος*, lat. *genus*, ahd. *chunni* oder wie got. *knôþs*, ahd. *chnuot*, *chnuosli* = griech. *γνωτός* „*consanguineus*“, „Bruder“ (vgl. *φρήτρη* : *frater*) gebraucht worden sein.

Die Versammlung der Sippe bezeichnete vielleicht ursprünglich das got. *sibja*, altn. *Sif* „Göttin der Familie und Ehe“ = skrt. *sabhâ'* „Versammlungs-, Gemeindehaus“ *) (vgl. oben p. 497). Endlich bleibt noch eine letzte hierher gehörige Gleichung zu nennen:

longob. *fara* „Geschlecht“ (Paul. Diac. II, 9, auch „Heeresabteilung“, ahd. *fara kisez* = *castrum*, burg. *faramanni*), das ich aus **pazá* entstanden sein lasse und zu griech. *πάός*, *πηός* „Verwandter“, *παῶται* „*συγγενεῖς, οἰκεῖοι*“ (Hes.) und zu lat. *pâricîda*, *parricîda (pâzá : pazá)* stelle, so daß ich letzteres mit Brunnenmeister (Das Tötungsverbrechen im altröm. Recht, Leipzig 1887) als „Sippenmörder“ fasse.**)

---

*) Einige stellen noch altsl. *sebrŭ* „freier Bauer“ hierher. Grundbedeutung wäre dann „Sippengenosse innerhalb der ackerbauenden Dorfgemeinschaft“, vgl. noch oben p. 505.

**) Die Einwendungen R. Loenings Z. f. d. gesamte Strafrechtsw. VII, 655 gegen die von Froehde (B. B. VIII, 164) zuerst aufgestellte Gleichung von *πηός* und *pâricida*, der ich das germ. *fara* hinzufüge, sind nicht stichhaltig. Allerdings bedeutet *πηός* den Verwandten überhaupt und namentlich den *affinis*. Aus unseren Erörterungen geht aber hervor, daß, wenn auf indog. Boden eine urverwandte Gleichung für den Sippenbegriff vorhanden ist, derselbe nur in agnatischem Sinne gefaßt werden kann, daß also, wenn ein Glied einer solchen Gleichung in einer Einzelsprache den nicht agnatischen Kognaten oder den *affinis* bezeichnet, diese Bedeutungsentfaltung eine sekundäre sein muß, mit anderen Worten, daß auch griech. *πηός* einmal gleichbedeutend mit lat. *gentilis* gewesen sein muß.

Ganz ähnliches gilt von dem germ. ahd. *mâg*, agls. *mæg*. Die agls. *mægđ*, welche vereinigt kämpft und für das Verhalten des *mæg* im Kampfe einzustehen hat (Beóvulf ed. Heyne 4. Aufl. v. 2887) kann nur im Sinne

Wenn wir somit in den *vik-es* die älteste und zäheste politische Organisation der Indogermanen kennen gelernt haben, so dürfen wir dieselben zugleich als die Rechtssphäre betrachten, innerhalb welcher der einzelne Schutz für Leib und Leben fand. Die Solidarität der Sippe zeigt sich, worauf schon oben hingewiesen wurde, nicht am wenigsten in der Verpflichtung zur Blutrache, welche an dem Begriff der Sippe anderen Sippen gegenüber haftet. Diese primitivste Gestaltung des Strafrechtes läßt sich noch bei allen indog. Völkern nachweisen*), bei den einen wie bei Indern und Römern nur noch in Spuren vorhanden, bei den andern, wie dem Zendvolk, den Griechen, Germanen, Slaven in der früheren Überlieferung in voller Blüte erhalten, bei den dritten wie Afghanen, Albanesen, einigen slavischen Völkern noch bis in die Gegenwart hereinragend. Überall aber wo dieses Institut begegnet, treffen wir zugleich die Möglichkeit an, die Rache der geschädigten Sippe durch das Wergeld abzukaufen und damit die Konsequenzen der sonst von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden Fehde zu mildern. So heißt es schon bei Homer:

καὶ μέν τις τε κασιγνήτοιο φονῆος
ποινὴν ἢ οὗ παιδὸς ἐδέξατο τεθνηῶτος·
καὶ ῥ' ὁ μὲν ἐν δήμῳ μένει αὐτοῦ πόλλ' ἀποτίσας,
τοῦ δὲ τ' ἐρητύεται κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ
ποινὴν δεξαμένου Il. IX, 631.

Für die Germanen gilt der Satz des Tacitus Germ. Kap. 21: *suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui quam amicitias*

---

der röm. *gens* ursprünglich gedacht werden, worüber ich wieder auf die Schrift von Rosin (oben p. 576) verweise. Dennoch hat got. *mêgs* die Bedeutung von „Schwiegersohn", altn. *mágr* die von „Schwager, Schwiegersohn" angenommen.

Dazu kommt, daß die von Mommsen (Röm. Staatsrecht II, 1 [3] p. 528) vertretene und von Loening (a. a. O. p. 661) gebilligte Zusammenstellung von *parricida* mit *perperam* ꝛc. sprachlich ganz unhaltbar ist.

Über *pâricida* : *parricida* vgl. Schweizer-Sidler Gr. d. lat. Spr. [2] p. 56, F. Stolz Lat. Gr. p. 168. Der Froehde'schen Erklärung von *pâricida* schließt sich auch G. Meyer Griech. Gr. [2] § 223 an.

*) F. Miklosich Die Blutrache bei den Slaven Denksch. d. Wiener Akad. phil.-hist. Kl. XXXVI, 127 ff.

necesse est; nec implacabiles durant: luitur enim etiam homicidium certo armentorum ac pecorum numero recipitque satisfactionem universa domus. Auch im Avesta werden Mordthaten durch Geldsummen (*shaêto-cinanhô*), zuweilen auch durch die Darbringung junger Mädchen (*nâiricinanhô*), gebüßt (W. Geiger Ostir. Kult. p. 453). Da nun Roth Z. d. D. M. G. XLI, 672 auch im Veda die Spuren des Wergeldes nachgewiesen hat, welches hier sogar mit einem dem germ. aglſ. *vere*, mhd. *were* (= ahd. *weragelt*) entsprechenden *vaira, vaira-dêya, vairayâtana* benannt*) wird, so werden wir vielleicht nicht irren, die Möglichkeit der Ablösung der Blutrache durch eine Viehbuße bereits als indogermanisch anzusehn.

Das Verbum, welches ursprünglich die Ausübung der Rache, sowohl die blutige wie auch die durch Buße herbeigeführte bezeichnete, war skrt. *ci*, med. *cáyê*, zend. *ci*, griech. *τίνομαι* (wovon auch *ποινή* = zend. *kaêna*). Vgl. Curtius Grundz.[5] p. 489 und Leist Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 321, 741.

Daß innerhalb der Sippe gewissen nächsten Verwandten zuerst die Pflicht der Blutrache oblag, ist von vornherein anzunehmen. Bei Homer werden als zu derselben verpflichtet die Söhne und Enkel, der Vater, die Brüder und die *ἔται* genannt, letzteres ein nicht mit Sicherheit zu übersetzender Ausdruck.**) Von Affinen ist in dieser Beziehung nirgends die Rede. Einmal (Il. XV, 554) wird ein *ἀνεψιός* genannt. Es gilt dies von Melanippos, dem Sohne des Hiketaon, in seinem Verhältnis zu Dolops, dem Sohne des Lampos. Nun waren Hiketaon und Lampos (Il. XX, 238) Brüder, so daß wir es also mit Brudersöhnen zu thun haben. Es erhellt also, daß unsere älteste Quelle nur agnatische Verwandte als Bluträcher kennt oder wenigstens nennt.

Auf die Frage, ob und in wie weit innerhalb der Sippe eine primitive Art von Rechtspflege organisiert war, kann ich hier nicht eingehen. Für den, welcher durch Diebstahl.**) oder andere Ver-

---

*) Anders Delbrück bei Leist Altarisches *jus gentium* p. 297.

) Etymologisch wohl zu *ἔτ-αιρος* und lit. *swēczias* (svet-ja-ς*) „Gast“ gehörig.

***) skrt. *stênâ, tâyú* „Dieb“, zend. *tavi*, griech. *τητάω*, (lat. *mustêla* „Mausedieb“ = Wiesel), ir. *taid*, altsl. *tati*; griech. *κλέπτω*, lat. *clepere*, got. *hlifan*.

schuldung sich gegen die Gemeinde verging, mochte die Ausstoßung aus derselben eine häufige, zugleich aber auch die furchtbarste Strafe sein. Eine bemerkenswerte Gleichung ist in dieser Beziehung skrt. vedisch *parâ'vṛj* = aglſ. *vrecca*, altſ. *wrekkio*, ahd. *reccho*, altn. *rekkr*.

Zur Ermittlung des Schuldigen hätten nach A. Kaegi (Alter und Herkunft des germanischen Gottesurteils, Festschrift zur Begrüßung der XXXIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich 1887) schon in der Urzeit Ordalien, namentlich Feuer- und Wasserproben, gedient.

Die Verbindung mehrerer Clane (*viḱ-es*) führt zu einer höheren Vereinigung, die man als Gau oder auch als Stamm bezeichnen mag. Daß solche Vereinigungen schon in der Urzeit zu gemeinsamen, namentlich kriegerischen Zwecken stattgefunden haben, ist sehr wahrscheinlich. Nur scheint es nicht, daß sich schon damals ein einheitlicher und fester Name für dergleichen höhere politische Einheiten festgesetzt habe. Im Avesta begegnen für diese Begriffe *zañtu* und *dañhu* = altp. *dahyush*, im Sanskrit folgt auf die *viç* der *jána*, im Griechischen heißt der Stamm *φῦλον*, *φύλη*, auch *γένος*, im Slavischen *plěmę*, die Germanen zerfallen in *pagi* = got. *gavi*, ahd. *gouwi* und *civitates* = got. *þiuda*. Nur letzteres kehrt in gleichem oder ähnlichem Sinne in mehreren westindog. Sprachen wieder: got. *þiuda*, ahd. *diot* = altir. *túath*, osk. *tovta*, umbr. *tôta*, lit. *tautà* „Land."

Im Indogermanischen wird der Ausdruck *viḱ-* oder *viḱ-es* noch hingereicht haben, um auch die Vereinigung mehrerer Clane zu bezeichnen. War eine solche vor sich gegangen, so war es notwendig, aus der Mitte der Clanherren (*viḱ-poti*) einen Ordner der gemeinsamen Angelegenheiten, namentlich aber einen obersten Führer zu erwählen. Es ist nicht unmöglich, daß die Gleichung skrt. *râ'jan* = lat. *rêx*, ir. *rí* eine solche Würde bezeichnete.

Es wäre denkbar, daß sogar die ersten Anfänge eines *συνοικισμός* mehrerer Clane um einen gemeinsamen Mittelpunkt bis in die Urzeit zurückging. Bei den Südslaven hatte, wie Krauß a. a. O. p. 22 f. erzählt, jede *župa* (der Wohnbezirk

eines *pleme*) die Pflicht, zu ihrem Schutze wenigstens eine feste Burg an einer hierzu durch ihre natürliche Beschaffenheit geeigneten Stelle aufzubauen. „Die Burg war der politische und in älterer Zeit auch der religiöse Mittelpunkt der ganzen *župa*. Hier versammelten sich die Ältesten der *župa* zu gemeinsamen Beratungen, von da zogen sie in den Kampf, hier fanden sie Zuflucht vor Feindesangriffen". Ähnlich könnte es schon in der Urzeit gewesen sein, und die Gleichung skrt. *pur* = griech. *πόλις* könnte darauf hindeuten.

In der Gestalt einzelner oder vereinigter Clane glauben wir auch die Ausbreitung und die Wanderungen der Indogermanen uns verlaufen denken zu sollen. Auch mit dem Übergang der Indogermanen zum Ackerbau und der Umgestaltung der nomadisierenden Clane zu Ackergenossenschaften und Geschlechtsdörfern war ja die Zeit der Wanderung auf indog. Boden keineswegs vorüber. Es ist in diesem Buche genugsam hervorgehoben worden, daß dieselbe bis an die Schwelle der Geschichte und über dieselbe hinaus reichte. Es war ein offenbar gewöhnlicher Vorfall, daß eine Reihe von Geschlechtsdörfern, des mühseligen Ackerbaus überdrüssig oder von dem Wunsch nach besserem Ackerboden geleitet, wie die Helvetier des Cäsar, ihre Halmfrucht abmähten, die leichtgezimmerten Hütten abbrachen, Kind und Kegel auf die ochsenbespannten Wagen luden und in der Ferne ihr Heil suchten. Das süße Wort „Vaterland" hat noch keinen Klang für diese primitiven Menschen. Es erhält ihn erst, nachdem an Stelle der Verwandtschaft das Territorium die Basis der politischen Einheit geworden ist.*) In diesen Zeiten der Wanderung ist Volk und Heer (ahd. *folc* = altsl. *plŭkŭ* „Schar", Heer", vgl. auch griech. *δῆμος* „Volk = altir. *dám* „Gefolgschaft eines Königs", Windisch B. d. k. sächs. G. d. W. phil.-hist. Kl. 1886 p. 246) ein und dasselbe, der Clanherr oder der *rēg-* wird zum Herzog oder zum *vojevoda*. Die straffere Anspannung königlicher oder fürstlicher Macht wird in diesen Zeiten ihren Ursprung haben, und es ist vielleicht nicht zufällig, daß die slavischen Stämme, von denen wir glauben, daß sie der Urheimat

---

*) Vgl. Maine Lectures [4] p. 72.

am nächsten geblieben sind (Kap. XIV), am längsten unbekannt mit königlicher Gewalt geblieben sind.*)

Ich muß mir leider versagen, auf die Weiterentwicklung aller dieser Verhältnisse hier des näheren einzugehen, und möchte zum Schlusse dieses Abschnitts nur noch eine Frage in Kürze streifen, ob nämlich die verschiedenen Clane oder Clanverbindungen, die wir uns in der Urzeit denken müssen, bereits durch einen einheitlichen Namen verbunden wurden. Es fehlt nicht an Gelehrten, welche in der That dieser Ansicht sind und meinen, daß der gemeinsame Name der Indogermanen Arier gewesen sei, was aus der Übereinstimmung des skrt. *â'rya*, zend. *airya* mit dem einheimischen Namen Irlands *Ériu, Érenn* hervorgehe (Zimmer B. B. III, 137). Aber auch die Richtigkeit dieser Zusammenstellung zugegeben — sie wird bezweifelt von Windisch (Kelt. Spr. p. 139) —, möchte ich doch nicht wagen, einen derartigen Schluß auf dieselbe zu gründen. Wohin wir uns bei den Indogermanen Europas wenden, finden wir überall, sei es in Griechenland oder Italien, sei es bei Slaven oder Germanen, eine Zersplitterung der mit verschiedenen Sondernamen benannten Stämme und erst ganz spät das Aufkommen noch dazu häufig von außen stammender Kollektivnamen. Daß Inder und Iranier sich gleichmäßig *árya, â'rya, airya* nennen, ist gerade ein Beweis ihrer ungemein nahen Verwandtschaft, der auf indog. Boden keine zweite gleichkommt. Der genannte Wortstamm, dessen ursprüngliche Bedeutung übrigens

---

*) Vgl. Müllenhoff Deutsche Altertumskunde II, 34 f. Die Benennung des Königs (altsl. *kŭnęgŭ, kŭnęzĭ*) ist in urslavischer Zeit aus dem Germanischen (ahd. *chuning*, altn. *konungr*) entlehnt worden. Die Germanen wieder haben ihr got. *reiks*, ahd. *rîhhi* ꝛc. aus dem Keltischen (ir. *rî*) entnommen. Sachlich in die gleiche Bedeutungsspäre gehört die Entlehnung des gallischen *ambactus* in das germ.-got. *andbahts* ꝛc.

Auf Urverwandtschaft beruhen griech. ἄρχω = got. *raginôn* (Fröhde B. B. III, 13) und ir. *flaith* „Herrschaft", got. *valda* (altsl. *vladą* entl.?).

Griech. βασιλεύς ist noch immer nicht völlig klar. Eine neuere Deutung ist die von Bezzenberger (Beitr. II, 174), welcher als Grundlage von βασιλεύς *βασι-λο-ς (βασιλη, βασιλίς) nimmt und *βασι- : zend. *jaiti* „Haus, Familie", lit. *gimtis* „natürl. Geschlecht" stellt, so daß βασιλεύς wie ahd. *chuning* „Geschlechtsherr" wäre. Fάναξ und τύραννος sind vielleicht fremd (B. B. XIV, 309).

ganz dunkel ist, mag auch bei anderen indog. Völkern vorkommen (vgl. *Ario-vistus*, ir. *aire*, *airech* „*nobilis*“ = skrt. *á'ryaka*), daß er aber ein Kollektivname der sämtlichen Indogermanen gewesen sei, halte ich, sobald wir uns wenigstens das Urvolk in eine Mehrzahl von Stämmen oder Clanen zerspalten vorstellen, sachlich für unwahrscheinlich.

XIII. Kapitel.

Die Religion.

Schwierigkeit der Aufgabe. I. Kurze Geschichte einer vergleichenden Mythologie der indog. Völker: M. Müller, A. Kuhn, W. Schwartz, W. Mannhardt. E. H. Meyer. O. Gruppe. II. Die indog. auf Götterglaube und Kultus bezüglichen etymologischen Gleichungen. Folgerungen aus denselben. III. Schlußbemerkungen: Priester und Arzt. Opfer. Menschenopfer. Berg- und Waldkultus. Unsterblichkeitsfrage. Ahnenkultus.

In dem Jugendalter eines Volks lassen sich die letzten Fragen nach einem höheren geistigen Leben desselben in die eine zusammenfassen:

Hatte das Urvolk eine Religion?

Wandelten die Indogermanen noch stumpf und gleichgiltig, nur der Begierde folgend, *proni ac ventri oboedientes,* von Zauberei, Gespensterfurcht, von Aberglauben in tausenderlei Gestalt bedrückt über die Erde hin? Oder hatten sie ihren Blick schon emporgerichtet zu dem Himmel mit seinen Schrecken und Wundern? Und wenn dem so war, erblickten sie in der Sonne, welche die feindliche Nacht verscheucht, in dem Blitz, der sengend und segnend zur Erde herniederfährt und den erquickenden Regen verkündet, in dem Sturm, der vom Himmel herabbrausend hochwipflige Bäume entwurzelt, in dem Himmelsgewölbe selbst, das sich unveränderlich über der Erde ausbreitet, nur die bald gütigen, bald furchtbaren Naturgewalten? Oder dachten sie sich als in der Erscheinung befindlich und mit ihr identisch bereits Wesen, welche über Recht

und Unrecht waltend und strafend thronen und eine sittliche Weltordnung, ein göttliches Recht in sich verkörpern? Beugte man vor ihnen in Andacht seine Kniee mit Gebeten und Liedern? Brachte man ihnen Opfer dar, um ihren Zorn zu versöhnen oder für Gabe Gegengabe zu heischen? Hatten sich schon Leute gefunden, denen es gelungen war, andere zu überreden, daß sie die erwählten Erklärer und Bewahrer des göttlichen Willens seien? Und wenn die Erde den Leichnam bedeckte oder wenn die Flamme des Scheiterhaufens verglommen war — beide Bestattungsformen sind seit alters bei den Indogermanen bezeugt —, war es dann aus mit dem Menschen oder entschwebte die Seele dem Körper, um mit den Geistern der Väter und Urväter vereinigt ein seliges Dasein zu durchleben?

Wir unternehmen es mit Befangenheit, eine Antwort auf diese so leicht gestellten und so schwer zu lösenden Fragen zu geben; denn gerade in der Gegenwart stehen sich auf dem Gebiete der ältesten indog. Religions- und Mythengeschichte so verschiedenartige, in ihren Grundanschauungen so auseinandergehende Meinungen entgegen, daß es fast unmöglich erscheint, schon jetzt eine feste und wohlbegründete Stellung zu ihnen einzunehmen. Dennoch würde es eine unerträgliche Lücke sein, wenn das Kapitel Religion in diesem Buche unerörtert bleiben sollte.

Wir gedenken aber, was wir über diesen Gegenstand zu sagen haben, in drei Abschnitten zusammenzufassen, indem wir erstens in äußerster Kürze die Grundzüge einer Geschichte der vergleichenden Mythologie der indog. Völker zu entwerfen versuchen werden, wie wir dies schon oben p. 23 in Aussicht stellten, zweitens die sprachlichen auf Gottesdienst und Kultus bezüglichen Gleichungen der indog. Sprachen hinsichtlich ihrer historischen Beweiskraft einer Prüfung unterziehn, und drittens in einem Schlußabschnitt einige zerstreute, auf altindog. Gottesglauben, namentlich auf die Unsterblichkeitslehre bezügliche Bemerkungen anreihen werden.

I. Kurze Geschichte einer vergleichenden Mythologie der indog. Völker.

Als die Begründer einer vergleichenden Mythologie der indog. Völker müssen M. Müller und Adalbert Kuhn bezeichnet werden, deren Anschauungen, so sehr sie auch im einzelnen oft auseinandergehen, doch im Grunde so viel verwandtes besitzen, daß sie hier zusammen betrachtet werden dürfen. Dieselben gründen sich auf drei Hauptvorstellungen dieser beiden Gelehrten, nämlich erstens auf die schon durch die Gebrüder Grimm erweckte Überzeugung, daß der Mythus nicht etwa die Schöpfung höher stehender Volkskreise, etwa eines Priester- oder Sängerstandes sei, sondern daß derselbe ebenso wie die Sprache selbst in den Tiefen der Volksseele wurzele, zweitens in der Überzeugung, daß in den zum Teil unzweifelhaft auf naturalistischer Grundanschauung beruhenden Liedern des Rigveda, dessen genaueres Bekanntwerden in die Zeit der besten Arbeitskraft beider Gelehrten fiel, die älteste Form indog. Götterglaubens vorliege, und drittens in der Beobachtung, daß eben diese Lieder des Rigveda mit den Mythen der verwandten Völker sowohl inhaltlich wie sprachlich so viel Übereinstimmung zeigten, daß dieselbe bis in die Epoche der indog. Urzeit zurückgehen müßte. Derartige indog. Mythencyklen hat A. Kuhn in großer Anzahl zu ermitteln versucht, worüber auf seine Arbeiten über Gandharven und Kentauren, (K. Z. I), *Ἐρινύς, Saraṇyû'* (ebenda), über Manus, *Μίνως*, Mannus (K. Z. IV, 81 ff.), *Ἑρμῆς*, Saramâ, Sârameya, Wuotan (Haupts Z. VI, 117 ff.), über die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes (Berlin 1859) und andere verwiesen sei. Besonders kühn in der naturalistischen Deutung mythischer Namen zeigt sich M. Müller, dessen mythologische und religionsgeschichtliche Studien in den Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, den Essays, der Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, in *Origin and growth of religion* (London 1880) u. s. w. vorliegen.

Eine Zusammenstellung dessen, was M. Müller auf diesem Gebiet noch jetzt für möglich hält, bieten die *Biographies of*

words p. 188—198 (*religion and myth*). Hier begegnen Gleichungen wie Ἀπέλλων = skrt. *apôrṇuván „removing, opening,"* Ἀθήνη = skrt. *ahanâ' „morning, day"*, Ἀχιλλεύς = skrt. **aharyu, from ahar „day", Βρισηΐς, if for *Βαρσηΐς, the offspring of Brises, conquered by Greeks, given to Achilles* = skrt. *bṛsaya the offspring of Bṛsaya, conquered by paṇi* u. s. w.

Der Ursprung des Mythus liegt nach der Ansicht beider Forscher in dem Wesen der Sprache selbst. „Es ist, sagt A. Kuhn (Die Entwicklungsstufen der Mythenbildung Abh. d. Berl. Ak. d. W. 1873), „ein mehr und mehr zu allgemeiner Geltung kommender Satz, daß die Grundlage der Mythen auf sprachlichem Gebiet zu suchen und daß Polyonymie und Homonymie die wesentlichsten Faktoren derselben seien."

Diese Mannigfaltigkeit des Ausdrucks beruht aber einmal auf der Eigenschaft der Sprache, bei aller Substantivbildung immer nur eine einzelne an dem betreffenden Gegenstand haftende Eigenschaft hervorzuheben, wie wenn die Nacht zugleich als die schwarze, dunkle, feuchte u. s. w. bezeichnet wird, das andere Mal auf der poetischen Übertragung, wie wenn z. B. die Strahlen als Zügel, Finger, Hände oder Kühe bezeichnet werden. Ursprünglich sagte man z. B. „das Tageslicht ist verschwunden, die Nacht ist gekommen," bald aber hieß es mit poetischer Übertragung „die Kühe sind verschwunden, der finstre Nachtgeist hat sie geraubt". So entschwand allmählich das Verständnis des ursprünglichen Ausdrucks. Man erzählte von den Rindern des Helios oder von dem Rinderraub des Cacus u. s. w., und der Mythus war fertig.

Überaus verwandt ist die Auffassung M. Müllers, dessen Betrachtungsweise in dem Satze gipfelt: „Mythologie ist nur eine alte Form der Sprache". Wie er die ersten Anfänge mythologischen Ausdrucks sich denkt, zeigt z. B. das, was er *growth of religion* p. 190 ff. über die Hilfsverba bemerkt. Diese wie englisch *he is*, *to be*, *I was* hatten ursprünglich eine vollere Bedeutung und bezeichneten soviel wie „atmen" (skrt. *as*, *ás-u* „Atem"), „wachsen" (griech. φύω), „wohnen" (skrt. *vas*). Wenn die alten Arier daher irgend etwas über Sonne, Mond, Erde, Berge, Flüsse aussagen wollten, so konnten sie nicht wie wir sagen z. B. „die Sonne ist da" oder „es regnet", sondern sie konnten nur denken und sich ausdrücken „die Sonne atmet" (*sûryô asti*), „der

Regen regnet". Überhaupt ist es dem alten Arier nur möglich gewesen, die Gegenstände seiner Wahrnehmung als aktiv wirkende zu bezeichnen. Die Sonne ist der Erleuchter, Erwärmer, Nährer, der Mond der Messer, die Morgenröte, die Erwecker in u. s. w.: „*Here, in the lowest depth of language, lie the true germs of what we afterwards call figurism, animism, anthropopathism, anthropomorphism*". (p. 187.) Wie sich M. Müller den weiteren Verlauf der Mythenbildung denkt, zeigt z. B. der Mythos von Apollo und Daphne: es gab in der Ursprache ein **dah-anâ* = δάφνη „die brennende" („leichtbrennende"), eine Bezeichnung sowohl für die Morgenröte als auch für die Lorbeerpflanze. Von der Morgenröte erzählte man, die Sonne habe sie verfolgt. Allmählich verlor sich nun in der Sprache δάφνη in dem Sinne von Morgenröte, und nun erzählte man, Apollo (die Sonne) habe eine Nymphe, namens Daphne verfolgt, welche die Götter alsdann in einen Lorbeer verwandelt hätten.

Der Grundton, welcher durch die gesamte Mythenbildung der indog. Völker hindurchklingt, ist nach der Müller-Kuhnschen Anschauung also die Belebung und Deutung der Natur und ihrer Erscheinungen, nicht am wenigsten aber die Vorstellung von einem Kampf, einem Gegensatz in denselben, mochte man denselben nun mehr in dem Schauspiel des Gewitters und der Wolkenbildungen oder mehr in dem täglich sich wiederholenden Wechsel von Tag und Nacht erblicken. „Die Hauptgrundlage der Religionen und Mythen der meisten indog. Völker," sagt A. Kuhn Über Entwicklungsstufen a. a. O. p. 126, „bildet der Kampf zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis, der bekanntlich bei keinem derselben so scharf ausgebildet ist wie bei den alten Baktrern. Wie bei diesen, so ist auch bei allen übrigen die Überlieferung vom endlichen Siege des Lichts durchgedrungen, durch welchen die Mächte desselben zur Herrschaft gelangen, während die der Finsternis zeitweis oder dauernd gefesselt oder besiegt werden. Daß dieser endliche Sieg des Lichts schon bei allen Indogermanen zur Zeit, als sie noch ein Volk waren, zur allgemeinen Überzeugung geworden sein müsse, davon liegt uns bekanntlich ein Zeugnis in ihrer Bezeichnung der Götter durch ein Wort vor, welches der Wurzel *div* „leuchten" entstammt und somit ein Beweis ist, daß sie die Macht dieser leuchtenden

als Beherrscher und Lenker ihres Lebens anerkannten und verehrten."

Gegen diese Grundanschauungen der genannten beiden Gelehrten haben sich nun in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten her mit nicht geringerer Sachkenntnis geführte Angriffe gerichtet, welche teils eine wesentliche Modifikation der Müller-Kuhnschen Anschauungen bezweckten, teils eine völlige Vernichtung derselben versuchten. Die Müller-Kuhnsche Schule war bei ihrer Rekonstruktion des indog. Götterglaubens im wesentlichen von den ältesten literarischen Denkmälern der indog. Völker, von dem Veda, dem Zendavesta, von Homer, von der Edda ausgegangen. Der moderne Volksglaube war erst in zweiter Linie herangezogen worden, und wo dies geschehen war, waren die Gestalten desselben nach Grimmschem Vorbild als (hauptsächlich durch das Christentum veranlaßte) Verblassungen der altheidnischen Götter und Heroen aufgefaßt worden. Die Volkssage von dem wütenden Heer und dem wilden Jäger war der letzte Überrest des alten hochheiligen Wuotandienstes. „Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen, seine nahen Züge, und ging in den Begriff einer finsteren, schreckenden Gewalt über, welcher immer noch gewisse Einwirkung verblieb. Den Menschen und ihrem Dienste gleichsam abgestorben, irrte und schwebte er in den Lüften teuflisch und gespenstig" (J. Grimm Deutsche Myth. II³, 870).

Diese Anschauung hatte bereits im Jahre 1849 W. Schwartz in einem Programm Der Volksglaube und das alte Heidentum gemißbilligt und den Nachweis zu führen versucht, daß der moderne Volksglaube, weit davon entfernt, nur die Trümmer einer höheren Mythologie zu enthalten, vielmehr in sehr vielen Fällen die Wurzeln treu bewahrt habe, aus welchen jene höheren, in der Edda und sonst waltenden Gottheiten entsprossen sein. Diese Meinung, getragen von der mehr und mehr in ganz Europa erwachenden Freude an der Sammlung der noch heute im Volke lebenden Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche hat nun allmählich zu der Begründung einer neuen Richtung der vergleichenden Mythologie geführt, die ihre namhaftesten Vertreter in Deutschland in Wilhelm Mannhardt und in Elard Hugo Meyer gefunden hat.

Mannhardt hat seinen Absagebrief an die Müller-Kuhnsche

Richtung in dem Vorwort zu dem II. Bande seiner Wald- und Feldkulte geschrieben. „Ich darf," sagt er p. XVI, „mit dem Geständnis nicht zurückhalten, daß nach meiner Ansicht die vergleichende Mythologie die Früchte noch nicht getragen hat, welche man allzu hoffnungsreich von ihr erwartete. Der sichere Gewinn beschränkt sich doch auf einige sehr wenige Gottesnamen (wie Dyaus-Zeus-Tius, Parjanya-Perkunas, Bhaga-Bog, Varuna-Uranos u. s. w.) und Mythenansätze, und im übrigen auf zahlreiche Analogieen, welche aber noch nicht notwendig historische Urverwandtschaft begründen..... Ich fürchte, daß die Geschichte der Wissenschaft sie (Parallelen wie *Sâramêya* — Hermeias) einmal eher als geistvolle Spiele des Witzes, denn als bewährte Thatsachen zu verzeichnen haben wird" u. s. w. Dagegen wird es ihm immer klarer, daß unsere mythologischen Handbücher der antiken Mythologie nur enthalten, was das verfeinerte Leben städtischer Kreise aus dem ursprünglichen Volksglauben geschaffen hat. „Nun schimmert unter dieser Mythologie der Gebildeten mit einmal eine Volksmythologie hervor, welche die überraschendsten Ähnlichkeiten mit den Volksüberlieferungen der nordeuropäischen Bauern bekundet". Diese Analogieen erstrecken sich auf Volkssagen, Märchen und Gebräuche nicht minder wie auf mythische Personifikationen, auf die verwandten Gestalten der Moosleute und Holzfräulein (= Dryaden), der wilden Männer (= Kyklopen, Kentauren, Pane, Satyrn), der Wassermuhme (= Thetis) u. s. w., u. s. w. Kurz, alle die Geister, welche im Altertum und in der Neuzeit Feld und Wald und Haus bevölkern, gehören dem Kreise der ursprünglichen Vorstellungen an, aus welchem so manche erhabene Götter- oder Heldengestalt — noch nachweisbar — hervorgegangen sei. „So bestätigt sich," damit schließt das genannte Buch, „durch gewichtige Analogie Schwartz's Entdeckung, daß der Volksglaube der Bauern die noch größtenteils in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Keime der höheren Mythologie in sich berge".

Dieselbe Vorstellung von einem Geister-, einem Dämonenglauben mehr als von einem Götterglauben bei dem indog. Urvolk begegnet uns, und zwar in Verbindung mit der namentlich von anthropologischer Seite neuerdings in den Vordergrund gestellten Ahnentheorie, nach welcher aller Götterglaube von

der Totenverehrung seinen Ausgang genommen habe, bei Elard Hugo Meyer, nach Mannhardts Tode wohl dem besten Mythenkenner Deutschlands, dem Herausgeber von J. Grimms Deutscher Mythologie.

Nach der Ansicht dieses Gelehrten durchläuft die Mythengeschichte drei Hauptperioden, welche er als die des Seelen-, Geister- und Götterglaubens bezeichnet (vgl. Indogerm. Mythen I, 210 ff.). In der ersten Periode beginnt das mythische Denken mit der Vorstellung, daß die Seele nach dem Tode noch einige Zeit weiterlebt und, zum Teil in Tieren oder Pflanzen verkörpert, den Freunden nützen und den Feinden schaden könne. Diese Seelen bedürfen der Ernährung. Der älteste Opferbrauch ist Totendienst. Diese Glaubensstufe, die der Belebung der Naturerscheinungen überall vorangeht, haben alle Völker der Erde durchlaufen. Noch bei einigen Kulturvölkern wie Chinesen, Ägyptern, Römern ist der Totenkult der Kern ihrer Religion geblieben. Die Kulturstufe dieser Periode ist die des Jagdlebens.

Während der zweiten Periode werden die Seelen mehr und mehr Geister, zumal Windgeister, dann auch Gewitter- und Regendämonen. Aus ihren Scharen treten schon einzelne Individuen mit mythischen Eigennamen hervor. Die Lichtwesen stehen noch zurück. Die Kulturstufe ist die des Hirtenlebens. Die indog. Völker haben diese Periode noch zum größten Teil mit einander verlebt, am längsten die arisch-hellenischen Völker. Als ein Beispiel dieses also recht eigentlich indogermanischen Glaubens sucht E. H. Meyer die sachliche und sprachliche Identität der Gandharven und Kentauren zu erweisen, die er als Wind- und Wetterdämonen faßt.*)

Die dritte Periode, in welcher die individualisierten Einzeldämonen sowie die Lichtgottheiten zu Göttern werden, findet die indog. Völker bereits getrennt, zu Ackerbau und staatlicher Kultur übergegangen. „Wenn trotzdem die Ähnlichkeit zweier Gottheiten, z. B. zweier verschiedener indog. Völker überrascht, so beruht dieselbe mehr auf der Gleichartigkeit der in

*) Weibliche Wesen gleicher oder ähnlicher Art sucht ihnen L. v. Schröder (Griechische Götter und Heroen I. 1887) in den Apsaras, der Aphrodite, den Schwanenjungfrauen u. s. w. zur Seite zu stellen. Vgl. oben p. 232.

den früheren Perioden geschaffenen Elemente, aus denen das höhere Gebilde besteht, und auf einer analogen Fortentwicklung derselben als auf einer gemeinsamen Hervorbringung dieses Gebildes".

Wenn somit in dieser Richtung der vergleichenden Mythologie die lichten Himmelsgötter der indog. Urzeit von ihren Thronen gestürzt und dafür Scharen von Wind- und Wettergeistern eingetreten waren, so bleibt hier nun noch schließlich eines Versuches zu gedenken, welcher dazu bestimmt ist, der Vorstellung von einem Götterglauben der Urzeit, welcher Art er auch immer sei, den Todesstoß zu versetzen und die Indogermanen schlechthin als religionslos zu erweisen. Es ist dies das, wie ich glaube, in hohem Grade bedeutsame Werk Otto Gruppes Die griechischen Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen, von welchem bisher nur der erste Band (Leipzig 1887) erschienen ist, welcher in zwei Kapiteln erstens eine Übersicht über die wichtigsten Versuche, die Entstehung des Kultus und des Mythos zu erklären, und zweitens über die wichtigsten Denkmäler, welche von der Geschichte des Mythos und des Kultus berichten, enthält.*)

Die Richtigkeit der drei Fundamentalsätze, auf denen, wie wir oben (p. 588) bemerkten, die Müller-Kuhnschen Hypothesen beruhten, und welche auch von den Dämonisten wenigstens nicht principiell aufgegeben waren, wird von O. Gruppe schlechterdings geleugnet. Der Mythos ist nicht die religiöse Sprache des Volkes, er ist die Schöpfung und das Eigentum der höheren Gesellschaftsklassen, bewußte Dichtung, ein Teil der Kunstpoesie. Der Rigveda — hier wandelt der Verfasser auf dem von A. Ludwig eingeschlagenen und von A. Bergaigne weiter verfolgten Wege — ist weit davon entfernt, uns das Walten naiver Naturpoesie zu enthüllen. Er ist schon in seinen ältesten Teilen voll „verzwickter" Theologie, voll priesterlichen Raffinements. Nichtsdestoweniger bleibt er für uns die wichtigste Quelle, an welcher wir noch deutlich den Ursprung aller Religion und aller

*) Vgl. Berl. Philologische Wochenschrift 1888 Nr. 29/30 (R. Fritzsche), *The Classical Revew Febr.* 1888 (F. B. Jevons), Deutsche Literaturzeitung 1888 Nr. 14, Lit. Centralblatt 1889 Nr. 14.

mythischen Ausdrucksweise aus gewissen, später Kultus genannten Manipulationen erforschen können; denn der Ritus ist der Ursprung aller Religion. Der Priester gießt Fettströme in das lodernde Feuer, um den Anbruch des Tageslichtes zu fördern. Diese Ströme werden brünstige Kühe genannt, die zu ihrem Jungen, Agni, hinströmen, sich mit ihm zu vermählen. So ist dieser nun als zeugungskräftiger Stier in den Schoß seiner Mütter gesetzt, sich mit ihnen selbst zu erzeugen (p. 455). Schon die ungetrennten Indogermanen, obwohl sie keine Götter kannten, übten gewisse Manipulationen, aus denen später Kultushandlungen hervorgingen, und mit denen Vorstellungen verknüpft waren, die sich dereinst zu mythologischen und zuletzt zu dogmatischen Ideen verdichten oder umgestalten sollten (p. 121). So heißt es von dem Trankopfer (p. 277): „Der Kultusakt war nicht etwa nur mit einem Gelage verbunden, sondern er war recht eigentlich ein Gelage, man verehrte die Götter, indem man sich berauschte, und der Genuß des Rauschtranks war die Andacht."

Und endlich drittens: Alles, was die vergleichende Sprachwissenschaft bisher an angeblichen indog. Götterbenennungen oder an angeblichen indog. Ausdrücken für Kultushandlungen zu Tage gefördert hat, ist entweder lautlich unbegründet oder inhaltlich ohne Beweiskraft. Nur für die arischen Stämme wird p. 125 „ein beschränktes Maß primitiver Zeremonieen" für die Urzeit zugegeben.

Bestehen bleibt und der Erklärung bedarf die unleugbare Übereinstimmung der Religionen in ihren Mythen und Kulten, eine Übereinstimmung, welche sich aber weit über das indog. Völkergebiet hinaus erstreckt. Auch hieraus folgt, daß diese Zusammenhänge sich nicht aus einer Vererbungstheorie erklären lassen, vielmehr beruhen sie — und hier liegt der Kernpunkt der Gruppeschen Bestrebungen — in einer ungeheuren Entlehnung, durch welche „vorderasiatische und ägyptische Religionsformen im großen Umfang nach Griechenland, nach Indien und nach Mittel- und Nordeuropa importiert wurden."

Den Beweis dieser Hypothese sollen die folgenden Bände erbringen, in dem vorliegenden soll nur der Boden für diese Auffassung geebnet werden, worüber auf die §§ 20—25 (Über

die Möglichkeit, die Vererbungstheorie durch die Annahme nachträglicher Übertragung zu ersetzen) zu verweisen ist.

Hiermit schließen wir unsere kurzgefaßte Darstellung der Strömungen und Gegenströmungen, welche gegenwärtig das Gebiet der indog. Religions- und Mythengeschichte beherrschen, um uns, da diese unsere Untersuchungen überall von der Sprache ihren Ausgangspunkt zu nehmen haben, unmittelbar der Erörterung der auf Götterglauben und Kultus bezüglichen indog. Gleichungen zuzuwenden, gegen welche, wie wir sahen, zuerst von Mannhardt, dann noch viel schärfer von O. Gruppe Einwendungen erhoben worden sind.

II. Die indog. auf Götterglaube und Kultus bezüglichen etymologischen Gleichungen.

Wer die ansehnliche Masse der auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie aufgestapelten Gleichungen übersieht und wahrnimmt, daß ein Forscher von dem Range und dem Einfluß eines M. Müller den größten Teil derselben noch bis auf den heutigen Tag aufrecht hält (vgl. oben p 589), wird es mit uns als ein nicht zu unterschätzendes Verdienst O. Gruppe's ansehen, zuerst mit voller Deutlichkeit darauf hingewiesen zu haben, daß die Sprachwissenschaft der vergleichenden Mythologen, um es kurz zu sagen, nicht mehr sich mit der Sprachwissenschaft der vergleichenden Grammatiker deckt. Ja, stellt man sich fest auf den Boden der bisher als richtig erkannten Lautgesetze, so wird man so weit gehen müssen, zu sagen, daß, von einer gewissen, unten zusammenzufassenden Anzahl von Uebereinstimmungen abgesehen, kaum eine einzige der bisher aufgestellten mythologischen Gleichungen eines lautgeschichtlichen oder sonstigen Hakens entbehrt.

Die altehrwürdige Gleichung von *Μίνως*, skrt. *Mánu*, germ. *Mannus* scheitert an dem Umstand, daß das griechische Wort, von seiner Endung abgesehen, in seinem Wurzelvokal sich nicht mit dem indog. **manu* vermitteln läßt, auf welches das indisch-germanische Wort zurückgeht. Sie ist daher um nichts sicherer als die Gleichsetzung von griech. *Κέρβερος* = skrt. *çárvara, çabala,*

durch welche die Vorstellung des Höllenhundes der Urzeit überwiesen wird. Den germanischen Wuotan hat man aus dem indischen *vâ'ta* „Windgott, Wind" gedeutet; aber zunächst schließt sich skrt. *vâ'ta* (**vn̥tá*) an das deutsche *wind*, lat. *ventus* an, was den Vergleich mit Wuotan hinfällig macht. Für griech. *Ἐρινύς* = skrt. *Saraṇyû'* sollte man etwa ein **Ἑρεινυς*, für griech. *Κένταυρος* = skrt. *gandharvá* ein **κένθαυρος*, für altn. *Lóþurr* (ein Wärmegott) = skrt. *vṛtrá*, dem andre ein griech. *Ὄρθρος* vergleichen, ein **Volþurr* erwarten. Die Gleichung von skrt. *Parjánya*, lit. *Perkúnas*, wozu wieder altsl. *Perunŭ* zu gehören scheint, altn. *Fiögyn* setzt zum mindesten ein Herabsinken der indog. Tenuis zur Media im Sanskrit voraus. Selbst für griech. *Οὐρανός* = skrt. *Váruṇa* ist die indog. Grundform noch nicht gefunden. Die Identität von *Ἀπόλλων, Ἀπείλων* mit skrt. *saparyêṇya* (oben p. 184) : skrt. *sapary* ist fraglich wegen des *e* in lat. *sepelio* (= *sapary*). Die Vergleichung von griech. *Ἑρμείας* = skrt. *Sâramêyá* trennt das griech. Wort von inhaltlich verwandten Ausdrücken wie *ἕρμαιον, ἑρμηνεύς* ꝛc. Die Erklärung des lat. *Neptûnus* aus dem vedischen *apâm napât* „der Wasser Sproß" hätte doch nur dann etwas für sich, wenn nicht gerade in *Neptûnus* nur der unbedeutendere Teil der vedischen Phrase (*napât*) übrig geblieben wäre. Das lat. *Mars* mit seinen Genossen *Mâmers*, *Mâvors* kann nur durch eine Häufung etymologischer Zauberkünste mit skrt. *Marút* vereinigt werden u. s. w. Gänzlich ab sehe ich natürlich von solchen Gleichungen, in denen zur Erklärung eines Götternamens ein indisches oder sonstiges Wort lediglich erfunden ist, wie griech. *Νιόβη* = skrt. **nyavâ* (M. Müller) oder *Ἥφαιστος* = skrt. **yâbhêyishṭa* (L. v. Schröder oben p. 232); denn das wird doch ein jeder zugeben, daß solche Fälle jedenfalls für historische Schlüsse auf die Urzeit ganz ungeeignet sind.

Nun kann man allerdings zu Gunsten der oben angeführten und anderer Gleichungen dieser Art einen wichtigen Gesichtspunkt geltend machen. Man kann nämlich sagen, daß, da doch mythische Namen von den verschiedenartigsten sagenhaften und abergläubischen Vorstellungen von jeher umgeben gewesen sein, die Möglichkeit einer volksetymologischen Durchbrechung der Lautgesetze bei ihnen besonders nahe liege. Und das ist zuzugeben.

Ist z. B. die sachliche Übereinstimmung von skrt. *saraṇyú* und griech. *Ἐρινύς* eine schlagende, was allerdings von Mannhardt bestritten wird, so wäre es sehr wohl möglich, daß ein vorauszusetzendes **Ἐρεινύς*, **Ἐρεννύς*, nachdem die Erinnyen auf griechischem Boden zu zürnenden Rachegöttinnen geworden waren, durch Anlehnung an griech. *ἐρινύω* in *Ἐρινύς* überging. Allein dieser Weg ist doch nur mit großer Vorsicht zu beschreiten. Daß die Gleichsetzung von griech. *Κένταυρος* = skrt. *gandharvá* lautlich bedenklich ist, haben sowohl E. H. Meyer wie auch L. v. Schröder wohl erkannt. Beide suchen durch die Annahme einer Volksetymologie die Heilung zu bewirken, der erstere, indem er (Indog. Mythen I., 165) Andeutung an *κεντόω* und *ἀήρ* (*αὐήρ*) annimmt (die Gandharven = „Luftstachler"), der letztere (Griechische Götter und Heroen I, 73), indem er volkstümliche Beziehungen zu *ταῦρος* („Stierjäger") für wahrscheinlich hält. Allein beide Gelehrte haben übersehen, daß das skrt. *gandharvá*, wenn es dem griech. *κένταυρος* entsprechen sollte, nach bekanntem Lautgesetz doch wohl **jandharvá* heißen müßte, so daß nun auch für das indische Wort eine Umdeutung nötig würde. Obgleich nun die Annahme einer solchen den Mythologen wahrscheinlich nicht schwer fallen wird (vgl. skrt. *gandhá* „Duft"), so sieht man doch, in welches Labyrinth von Hypothesen man auf diesem Wege leicht gerät.

Diesen Ausführungen gegenüber bedenke man nun, welche schwere Last viele der angeführten Gleichungen auf ihren gebrechlichen Schultern tragen müssen. Noch in dem neuesten Buche Leists Altarisches *jus gentium* bildet die Gleichung. *Manu-Μίνως* das Stichwort zu einem Abschnitt (vgl. § 39 ff.), in welchem der Nachweis versucht wird, daß gewisse Sittengesetze des indischen Manu (wie die des Reinhaltens, des Nichtschändens, Nichttötens, Nichtstehlens, Nichtlügens) schon in der Urzeit eine Art Moralcodex gebildet hätten. Manu-*Μίνως* ist ein uralter Verkündiger göttlichen Rechts in der indog. Urzeit. Fürwahr ein äußerst wichtiger, für die gesamte Auffassung des sittlichen Lebens der Urzeit bestimmender Gedanke, wenn ihm nur nicht durch das Fallenlassen der sprachlichen Gleichung, die doch den „Kern der Beweisführung" bilden soll, der wichtigste Unterbau entzogen würde, und die Gleichung Manus-*Μίνως* dürfte zu den aller unsichersten gehören, die auf diesem Gebiete aufgestellt worden sind.

Und noch eine zweite Bemerkung drängt sich demjenigen auf,

welcher Gleichungen wie die oben angeführten prüft, von ihrer lautlichen Bedenklichkeit oder Unbedenklichkeit ganz abgesehen. Es ist nämlich klar, daß dieselben sich immer nur auf eine sehr kleine Gruppe von Sprachen, die bisher angeführten fast immer (von *Parjánya* 2c. abgesehen) auf 2 Sprachen beschränken. Der Hauptanteil (7 : 12) fällt hierbei dem Griechisch-Indischen zu. Auch von dieser Seite ergiebt sich also ein Einwand gegen die Beweiskraft derartiger Gleichungen für die Religion der Urzeit; denn es könnte ja sehr wohl möglich sein, daß die Griechen und Inder Mythen- und Religionskreise mit einander gemein hatten, an denen die übrigen Indogermanen niemals teilnahmen, wie dies E. H. Meyer (oben p. 593) thatsächlich annimmt. Vgl. auch oben p. 184.

Gar nichts für die indogermanische Urzeit können natürlich solche mythische Namen beweisen, welche sich auf die Arier beschränken, wie skrt. *yáma* = zend. *yima*, skrt. *vivasvant* = zend. *vîvañhvañt*, skrt. *mitrá* = zend. *mithra*, skrt. *ásura* = zend. *ahura*, skrt. *sô'ma* = zend. *haoma*, skrt. *apâ'm nápât* = zend. *apâm napâṭ*, skrt. *vṛtrahán* zend. = *verethraghna*, skrt. *yâtú* = zend. *yâtu* („Spukdämon"). Vgl. darüber Spiegel Arische Periode und dazu O. Gruppe a. a. O. p. 86.

Wollen wir uns ein zuverlässiges Urteil über die Religion der Urzeit bilden, so müssen wir, glaube ich, zunächst von Gleichungen wie den oben besprochenen absehn. Thun wir dies, so bleiben folgende lautlich gesicherte Gleichungen übrig, welche in ihrer Bedeutung das mit einander gemein haben, daß sie sämtlich von Haus aus Naturerscheinungen bezeichnen, welche teils auf mehreren, teils nur auf einem Sprachgebiet zu göttlichen Ehren gekommen sind:

skrt. *dyâús* „Himmel", „Himmelsgott", griech. *Ζεύς*, lat. *Jupiter*, germ. *Tiu*, *Zio*.

skrt. *ushás*, zend. *ushañh*, griech. *ἠώς*, lat. *aurôra*, lit. *auszrà*, germ. **austrô*, agls. *Eostra* (eine Frühlingsgöttin).

skrt. *agní*, lat. *ignis*, lit. *ugnìs*, altsl. *ognĭ* (griech. *πῦρ*, ahd. *fiur*, umbr. *pir*, armen. *hur*).

skrt. *sû'rya*, *svar*, lat. *sôl*, altn. *sól*, lit. *sáulė*, cymr., corn. *heul*, griech. *ἡέλιος* (W. *sŭ̄*, *săv*, **sû-r*, **sv-ar*, **sâv-el* **sâvl*, vgl. J. Schmidt K. Z. XXVI, 9).

ſkrt. *mâ's*, zend. *mâoṅh*, griech. *μήνη*, lat. *Mena*, got. *mêna*, lit. *mė́nů*. Vergl. oben p. 443.

ſkrt. *stár*, zend. *stare*, armen. *astł*, griech. *ἀστήρ*, lat. *stella*, bret. *sterenn*, ahd. *sterro*.

ſkrt. *vâ'ta*, lat. *ventus*, griech. *ἀήτης*, ahd. *wint*.

ſkrt. *tanyatú*, lat. *tonare*, ahd. *donar* (auch „Donnergott“).

ſkrt. *nábhas*, griech. *νέφος*, lat. *nebula*, ahd. *nebil*, (altn. *nifheim* ꝛc.), altſl. *nebo* „Himmel“, ir. *nél*.

ſkrt. *nákti*, griech. *νύξ*, lat. *nox* u. ſ. w. oben p. 450.

Dieſe Liſte ließe ſich ſelbſtverſtändlich noch vermehren; aber das Angeführte möge genügen, um deutlich zu machen, von welcher Art die ſicheren Übereinſtimmungen auf dem Gebiete ſind, auf welchem wir uns hier bewegen. Dürfen wir nun annehmen, daß dieſe Naturerſcheinungen oder einige derſelben in der Urzeit eine göttliche Verehrung genoſſen, oder hat Gruppe recht, wenn er die Anſicht (oben p. 201) vertritt, daß dies nicht der Fall geweſen ſei, daß ſelbſt ein *dyâús* ꝛc. in der Urzeit nichts als der über dem Indogermanen ſich wölbende Himmel, *agni* nichts als das von ſeiner Hand entzündete Feuer geweſen ſei?

Ehe wir aber zu dieſer Frage eine Stellung nehmen, werden wir die Vorfrage beantworten müſſen, ob ſich denn überhaupt in dem Wortſchatz der Urzeit Gleichungen nachweiſen laſſen, welche das Göttliche und die Verehrung desſelben durch den Menſchen unzweifelhaft zum Ausdruck bringen.

Auch hierbei ſind eine Reihe von Übereinſtimmungen als inhaltlich nicht beweiskräftig, wie lat. *crêdo* (ir. *cretim*), ſkrt. *çraddadhâmi*, griech. *χέω* (lat. *fundo*, got. *giuta*), ſkrt. *hu**), griech. *θέμις*, ſkrt. *dhâ'man* und andere auszuſchließen (vgl. oben p. 201 f.). Ebenſo kann die Wurzel *nem* (ſkrt. *námas* „Verehrung“, zend. *nemaṅh*, ir. *nem* „Himmel“, *nemed* „Heiligtum“, vgl. auch griech. *νέμος*, lat. *nemus*) ihren ſakralen Inhalt ſpät bekommen haben (ſkrt. *námati* „er beugt“). Übrig bleibt aber doch eine zwar kleine, aber ſichere Anzahl von Gleichungen, denen nur eine übertriebene Skepſis eine bereits in der Urzeit ausgebildete, religiöſe Bedeutung verſagen kann. Es ſind folgende:

---

*) Sakral auch in armen. *jaunem* „ich weihe“, „bringe dar“, „opfere“ (Hübſchmann A. St. p. 40).

1. skrt. *dêvás*, lat. *deus*, lit. *dëwas*, altir. *dia*, altn. *tívar* „Gott“, W. *div*, idg. **dei-wo-s*. Bei dieser Gleichung giebt selbst Gruppe p. 121 zu, daß „die Wurzel *div* (um diese handelt es sich hier übrigens nicht, sondern um das ausgeprägte Substantivum **deiwo*) in der proethnischen Periode außer den vorhin genannten drei (Licht, Himmel, Herrlichkeit) noch einige andere Vorstellungen umschloß, welche der späteren Bedeutung „Gott“ noch etwas weiter entgegen kamen.“*)

2. zend. *speñta* „heilig“ (skrt. *çvâtrá* „Opfer“?), lit. *szweñtas*, altsl. *svętŭ*, got. *hunsl*, aglſ. *hûsel*, altn. *húsl* „Opfer“.

3. skrt. *yaj* „verehren, weihen, opfern“, zend. *yaz*, griech. *ἅζομαι, ἅγιος, ἅγος* (allerdings nur gräco-arisch).

4. stelle ich, wenn auch mit einigen Bedenken**), die Gleichung lat. *flâmen* = skrt. *bráhman, brahmán* hierher; nur halte ich es nicht für richtig, aus derselben das Vorhandensein eines Wortes für den Priester in der Urzeit mit solcher Sicherheit zu folgern, wie es Wackernagel Der Ursprung des Brahmanismus Basel 1877 und nach ihm viele andere gethan haben. Das lat. *flâmen* scheint vielmehr seiner Bildung (vgl. *agmen*, *flûmen*, *lûmen*) nach ursprünglich ein neutraler Begriff gewesen zu sein (anderenfalls

*) Griech. *θεός* ist von dieser Reihe zu trennen. K. Brugmann (Berichte d. Kgl. Sächs. Ges. d. W. 1889 p. 41 ff.) hat es kürzlich mit skrt. *ghó-rá-s* „ehrfurchtgebietend“, einem öfteren Beiwort der Götter, zu vermitteln gesucht.

Das germanische Wort für „Gott“ : got. *guþ*, plural. *guþa*, altn. *goð* n., ahd. *got* kann man entweder zu skrt. *hu* „opfern“ oder: skrt. *hvâ* „rufen“ (das Wesen, dem geopfert, oder das angerufen wird) stellen. Die Zusammenstellung von got. *anses*, altn. *óss* mit skrt. *ásu*, zend. *añhu* ist kaum zu rechtfertigen.

Die Gleichung skrt. *bhága* „Gabenherr“, zend. *bagha* „Gott“, phryg. *Ζεὺς Βαγαῖος*, altsl. *bogŭ* möchte ich deswegen für die Urzeit minder beweisend erachten, weil einmal eine direkte Entlehnung dieses Wortes zwischen Slaven und scythisch-iranischen Stämmen möglich ist, andererseits aber auch die einzelnen Sprachen unabhängig von einander die Gottheit als „Spender alles guten“ bezeichnet haben können.

**) Die Schwierigkeit liegt darin, daß die Gesetze des Ausfalls des *g* in der Lautverbindung *gm* im Lateinischen noch nicht sicher ermittelt sind. Vgl. Brugmann Grundriß I, 373. Dieser Gelehrte stellt *flâmen* (mit Bugge) vielmehr zu got. *blôtan* „opfern“ oder (mit Mommsen) zu *flagrare*. Auch Schweizer-Sidler Lat. Gr.[2] trennt *flâmen* von *bráhman*.

wäre **flâmô* zu erwarten) und entspricht daher zunächst dem skrt. *bráhman* „Verehrung“. Durch die Bedeutung „Verehrerschaft“ hindurch ist dann *flâmen* zu dem Sinne von „Priester“ gekommen (vgl. J. Schmidt Die Pluralb. d. indog. Neutra p. 24 f.).

Sehr groß ist die Anzahl der arischen Übereinstimmungen auf diesem Gebiet wie skrt. *námas*, zend. *nemaṅh* „Verehrung“ (vgl. oben), skrt. *pra-vac*, zend. *fravac* „verkünden“ (die heilige Lehre), skrt. *sam-kar*, zend. *hañkar* „das Opfer zubereiten“, skrt. *hôtrá*, zend. *zaothra*, skrt. *hávana*, zend. *zavana*, skrt. *prábhr̥ti*, zend. *frabereti*, skrt. *âprí'*, zend. *âfri-vacaṅh* „Segensrede“, skrt. *stu*, *stutí*, *stôtár*, *stôma*, zend. *stu*, *stûiti*, *staotar*, *staoma*, skrt. *práçasti*, zend. *frasasti* „Verherrlichung der Götter“, skrt. *gâ*, *gâthá*, zend. desgl., skrt. *mántra*, zend. *mãthra*, skrt. *átharvan*, zend. desgl., skrt. *hô'tar*, zend. *zaotar* u. a. m. Vgl. Spiegel Arische Periode § 30.

Selbstverständlich sind diese arischen Gleichungen nicht beweisend für die idg. Urzeit. In einigen allerdings zweifelhaften Fällen aber geht ihre sakrale Grundbedeutung doch vielleicht über das arische Gebiet hinaus. Wenn es z. B. wahrscheinlich ist, daß got. *guþ* auf **ĝhu-to* zurückgeht und entweder zu skrt. *hû* (*hávana*, zend. *zavana*) „anrufen“ oder zu skrt. *hu* (*hô'tar*, zend. *zaotar*) „opfern“ gehört, so würde dadurch auch für das Germanische in sehr früher Zeit eine W. *ĝheu*, *ĝhu* mit einem religiös bedeutsamen Inhalt erwiesen werden und ähnliches.

Ich bin also der Überzeugung, daß bereits in der idg. Grundsprache Prädikate für das Göttliche vorhanden waren, und es fragt sich nun, ob wir uns den leuchtenden Himmel, die Sonne, das Feuer, die Morgenröte, den Sturm, den Donner als Subjekte zu diesen Prädikaten schon in der Urzeit denken dürfen. Dieser Meinung bin ich nun allerdings, und zwar bestimmen mich hierzu folgende Gesichtspunkte.

Von zwei indogermanischen Völkern, einem europäischen und einem asiatischen, bei denen wir die ursprünglichen Verhältnisse mit besonderer Treue uns bewahrt denken dürfen, wird durch zwei in persönliche Berührung mit diesen Völkern gekommene, einwandsfreie Schriftsteller in ganz unzweideutiger Weise ausgesagt, daß die Verehrung der Naturgewalten die Grundlage ihrer Religion bilde.

Es sind dies einmal die **Germanen**, von denen Cäsar *de bell. gall.* VI, Kapitel 21 berichtet: „*Germani multum ab hac (Gallorum) consuetudine differunt. Nam neque druides habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student. Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt*“.*)

Es sind dies zweitens die **Perser**, über die der Bericht des Herodot (I, Kap. 131) lautet: ἀγάλματα μὲν καὶ νηοὺς καὶ βωμοὺς οὐκ ἐν νόμῳ ποιευμένους ἱδρύεσθαι, ἀλλὰ καὶ τοῖσι ποιεῦσι μωρίην ἐπιφέρουσι, ὡς μὲν ἐμοὶ δοκέειν, ὅτι οὐκ ἀνθρωποφυέας ἐνόμισαν τοὺς θεοὺς κατά περ οἱ Ἕλληνες εἶναι. οἱ δὲ νομίζουσι Διὶ μὲν ἐπὶ τὰ ὑψηλότατα τῶν οὐρέων ἀναβαίνοντες θυσίας ἔρδειν, τὸν κύκλον πάντα τοῦ οὐρανοῦ Δία καλέοντες· θύουσι δὲ ἡλίῳ τε καὶ σελήνῃ καὶ γῇ καὶ πυρὶ καὶ ὕδατι καὶ ἀνέμοις· τούτοισι μὲν δὴ μούνοισι θύουσι ἀρχῆθεν, ἐπιμεμαθήκασι δὲ καὶ τῇ Οὐρανίῃ θύειν, παρά τε Ἀσσυρίων μαθόντες καὶ Ἀραβίων.

Ich glaube, daß diese Ausführungen keines weiteren Kommentars bedürfen: ich bin der Ansicht, daß dieselben das enthalten, was wir als den Kern des indog. und auch noch des arischen Götterglaubens betrachten dürfen.

---

*) *Sol, Vulcanus, Luna* sind bei Cäsar offenbar nur **Beispiele**, unter *reliqui* sind diejenigen Gottheiten zu verstehn, *quos non cernunt et quorum aperte opibus non invantur*, also Götter wie *Mars, Minerva, Mercurius* u. s. w.

Die Nachricht des Cäsar befindet sich allerdings in einem gewissen Widerspruch zu den Worten des Tacitus (Germ. IX).

Aber ich halte es durchaus für unstatthaft, mit J. Grimm D. Myth.[3] p. 92 und so vielen anderen deshalb den Cäsar des Irrtums oder der oberflächlichen Berichterstattung zu zeihen. Man bedenke doch nur, daß zwischen Cäsar und Tacitus 150 Jahre liegen, 150 Jahre, in welche für die Germanen der wichtigste Wendepunkt ihrer Geschichte, die Berührung mit Rom lag. Warum sollen in diesem Zeitraum die urgermanischen Naturgottheiten angesichts der römischen Gottesverehrung nicht mehr und mehr von ihrem natürlichen Substrat losgelöst worden sein?

Was die Germanen der Taciteischen Zeit sich unter dem *Mars, Mercurius, Hercules* der *interpretatio Romana* selbst vorstellten, wissen wir gar nicht. Jeden anthropomorphischen Charakter derselben stellt der Schriftsteller (Kap. IX) aufs bestimmteste in Abrede.

Zweitens aber scheint es mir doch eine unanfechtbare Thatsache zu sein, daß in allen indog. Religionen gewisse Haupt- und Nationalgötter aus Naturerscheinungen sich entwickelt haben. Das einleuchtendste Beispiel hierfür wird immer die Reihe:

skrt. *dyâús*, griech. *Ζεύς*, lat. *Jupiter*, germ. *Tiu*, *Zio* sein = indog. **dyêús*.

Am klarsten ist die Naturmacht noch im vedischen *dyâús* erhalten, der aber doch auch hier die Epitheta *pitâ'*, *jánitâ*, *ásura* führt. Ist es richtig, wie neuerdings angenommen wird (vgl. v. Bradke Dyâus Asura, Ahura Mazdâ und die Asura's, Halle 1885), daß in vorvedischer Zeit *dyâús* den obersten Himmelsgott bezeichnete und erst in vedischer Zeit zur Bezeichnung des sichtbaren Himmels vor den ihn überwuchernden *dêva's* verblaßte, so muß sicherlich auch in jener vorhistorischen Epoche die Personifikation des Begriffes „Himmel" noch sehr wenig vorgeschritten gewesen sein; denn es wäre sonst nicht abzusehn, wie die Bedeutung „Himmel" in späterer Zeit wieder die Oberhand gewinnen konnte. Wahrscheinlich bedeutete *dyâús* aber auch in der arischen (wie in der indogermanischen) Periode nichts als eben

τὸν κύκλον πάντα τοῦ οὐρανοῦ, ᾧ θυσίας ἔρδουσι.

Denselben Sinn hatte auch die Gleichung griech. *οὐρανός* (*Ἀκμονίδης*) = skrt. *váruṇa* (skrt. *áçman*, zend. *asman* „Himmel"), wenn dieselbe lautlich richtig ist.*)

In der homerischen Welt ist der Olympier ohne Zweifel bereits der politische Nationalgott, der sittliche Weltordner, ähnlich dem Varuṇa der vedischen Hymnen. Aber trotzdem kann er, von welchem es bei der Teilung der Welt (Il. XV, 192) ausdrücklich heißt:

Ζεὺς ἔλαχ' οὐρανὸν εὐρὺν ἐν αἰθέρι καὶ νεφέλῃσι

seinen Ursprung als Naturgott nicht verbergen. Unter den altepischen Epithetis überwiegen die auf die Naturerscheinung des Himmels bezüglichen noch durchaus. Zeus heißt der „Wolkensammler" (*νεφεληγερέτα*), der „Donnerfrohe" (*τερπικέραυνος*), „der Blitzerreger" (*στεροπηγερέτα*), „der Schwarzumwölkte" (*κελαινεφής*), „der Hochdonnernde" (*ἐρίγδουπος*, *ἐριβρεμέτης*),

---

*) Mehr folgert auch A. Hillebrandt *Varuṇa* und *Mitra* p. 151 nicht aus derselben.

„der Blitzschleuderer" (ἀστεροπητής), „der Strahlschwinger" (ἀργικέραυνος), und darunter befinden sich Bildungen so uralten Gepräges, wie εὐρύοπα Ζεύς „Weitauge Himmel"*) (= κύκλος Διός).

Allmählich vermehrt sich die Zahl der den Gott in seinem Verhältnis zur Welt- und Menschenordnung fassenden Beiwörter. Zu den schon in der Ilias auftretenden Epithetis, wie μητιέτα, ξένιος (nur 1 ×), kommen schon in der Odyssee neu hinzu ἱκετήσιος, ἑρκεῖος, und später wächst diese Gattung ins ungemessene (ὅρκιος, ἀγοραῖος, βουλαῖος, πλούσιος, οὔριος, ἐπόψιος u. s. w.)

Auch in der germanischen Welt ist **Tivaz* (ahd. *Ziu*, altn. *Týr*), wenn er auch hier frühzeitig als Kriegsgott, als *Mars* in der *interpretatio Romana*, specialisiert wurde (vgl. den als Krieger dargestellten *Mars Thingsus* auf den neugefundenen englischen Denkmälern) in der Urzeit noch als Himmels- und namentlich als Sonnengott (*Sol* des Cäsar) deutlich erkennbar. Vgl. Hoffory Der germanische Himmelsgott Nachrichten d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1888 p. 426 ff.

Wenn wir aber somit in mehreren altindog. Religionen ein und dieselbe Naturerscheinung zu einem hohen und höchsten Gott emporgewachsen sehen, ist es da glaublich, daß wenigstens die Anfänge dieser Gottesverehrung nicht in die Zeit des gemeinsamen Ursprungs der verwandten Völker zurückgehen sollten?

Und somit bin ich also der Ansicht, und auf den Beweis ihrer Richtigkeit kam es mir in diesem Abschnitt lediglich an, daß, selbst wenn wir von dem vielen unsicheren und falschen absehn, das die vergleichende Mythologie und Religionsgeschichte auf diesem Gebiete zusammengehäuft hat, wir doch lediglich auf Grund des völlig sicheren Materials, von den verschiedensten Seiten immer und immer wieder zu der Annahme gedrängt werden, daß die gemeinschaftliche Grundlage der altindog. Religionen ein in der Urzeit geübter Dienst der Naturkräfte war.

---

*) So nach J. Schmidt Die Pluralbildungen der indog. Neutra p. 400: „Εὐρύοπα (Neutrum) erweist sich durch die formelhaften Verbindungen in denen allein es erhalten ist, namentlich mit dem uralten acc. Ζῆν, als Altertümlichkeit ersten Rangs, welche nicht mit dem Maße später Epochen gemessen werden darf."

Und vielleicht lassen sich noch andere Ansätze, aus denen sich später kunstvolle und farbenprangende Systeme der Götterwelt entwickelten, für die Urzeit annehmen, obwohl hier der Phantasie schon ein größerer Spielraum als in den bisherigen Erörterungen eingeräumt werden muß.

Die Unterscheidung des grammatischen Geschlechtes war schon in der Urzeit vorhanden. Es gab infolge dessen schon damals, da die beginnende Personifikation sich naturgemäß an das Genus des Appellativums anschloß, männliche, und es gab weibliche Naturgottheiten. *Dyâus* und *Agni* schienen dem Indogermanen männliche Wesen, *Ushâs* (die Tochter des *dyâús* schon im Veda) war ihm ein Weib. Sonne und Mond wurden in geschlechtliche Gegensätze gebracht, so daß die Rolle des Mannes bald dem einen, bald dem anderen Gestirn zufiel.*)

Damit ist aber die Vergleichung der Vorgänge in der Natur mit den irdischen der menschlichen Phantasie wesentlich näher gerückt. Und nach dem Vorbild der irdischen Familie, wo der Einfluß des einzelnen dem Willen des Herrn und Vaters gegenüber verschwindet, regt sich allmählich leise das Bestreben, auch die Macht der Naturgewalten gegen einander abzustufen. Das liegt in der Natur selbst begründet. Die Farbenpracht des jungen Frührots töten die Strahlen der höher steigenden Sonne, die Sonne selbst verbirgt sich hinter dunklem Gewölk, schnell rauscht die Macht des Gewittersturmes vorüber, ewig unverändert schaut nur der Himmel Tag und Nacht auf die Erde herab. Und wie alle Naturerscheinungen, die das Auge des Indogermanen beob-

---

*) „In der Verschiedenheit des Geschlechtes, das Germanen und Romanen den Himmelskörpern beigelegt, spricht sich die Verschiedenheit ihrer Naturauffassung am deutlichsten aus. Unseren Vorfahren war die Sonne eine milde, gütige Frau, der stille Mond führte ihnen den klingenden Frost unbewölkter Winternächte ins Gedächtnis. Am Mittelmeer wird der Mond weiblich gedacht, die sanfte Mondgöttin stand aller Kreatur in ihren schwersten Nöten bei. Der unendliche Zauber jener tageshellen Mondnächte des Südens läßt die mythologische Vorstellung noch heute verstehen und nachempfinden. Helios dagegen ist der harte gestrenge Herr, der mit seinen Pfeilen Tod und Verderben sendet. Ihnen erliegen die Kinder der Flur, ihnen erliegen die Menschen.“ Nissen Über altitalisches Klima, Verhandl. der 34. Vers. deutscher Philologen 1880 p. 30.

achtet, von ihm ihren Ausgang nehmen, so liegt die Auffassung nahe, daß er der Erzeuger und Vater sei:

skrt. *dyâús pitâ'*, griech. *Ζεὺς πατήρ*, (*Δειπάτυρος· θεὸς παρὰ Τυμφαίοις* in Epirus Hes.), lat. *Ju-piter*.

In der That ist die Verbindung, in welcher hier das Wort „Vater“ mit dem Wort „Himmel“ erscheint, eine so gleichmäßige und enge, daß mir die Annahme zum wenigsten unwahrscheinlich erscheint, dieselbe sei erst von den Einzelvölkern hergestellt worden.

Dem „Vater Himmel“ gegenüber aber kann

skrt. *dêvá*, lat. *deus*, ir. *dia*, lit. *diẽwas*, altn. *tívar* (: *div* „strahlen“ ebenso wie *dyâús* gehörig)

seine Kinder, die Himmelserzeugten, Himmlischen bezeichnet haben. An eine Mutter dachte man hierbei vielleicht in der Urzeit bei der geringen Bedeutung, welche dieselbe in der irdischen Familie hatte, noch nicht, und erst später bildete sich zu dem „Vater Himmel“ die Ergänzung „Mutter Erde“ (vedisch *prithivî' mâtâ'*, *Nerthus terra mater*, vgl. J. Grimm D. Myth.[3] p. 229 ff.).

III. Schlußbemerkungen.

Wenn wir demnach einen Grundstock religiöser Vorstellungen dem Urvolk zuerkennen, so folgt daraus, daß auch die Ausübung gewisser Kultushandlungen schon für die Urzeit angenommen werden darf. Freilich bin ich der Meinung, daß die Ermittlung derselben fast noch völlig im Schoße der zukünftigen Forschung gelegen ist.

Gab es schon damals Priester, wofür wir allerdings einen sprachlichen Anhaltepunkt*) nicht geltend machen können, so wird

*) Über skrt. *bráhman* = lat. *flâmen* oben p. 601. Viel Staub hat die Kuhnsche Vergleichung von lat. *pontifex* mit skrt. *pathikr̥'t* aufgewirbelt, infolge deren man den indog. Priester entweder als Bereiter der Opferpfade oder auch als Erbauer wirklicher Stege (Leist Gräco-it. Rechtsg. p. 182) auffaßte. Vgl. die begründeten Einwände Gruppes a. a. O. p. 130. Jedenfalls ist bei der ganz verschiedenen Bildung des zweiten Wortteils die Gleichung für historische Schlüsse unverwertbar. Auch skrt. *adhvaryú* deutet

man gut thun, sich dieselben eher als Zauberer, Beschwörer und Wahrsager denn als Verkündiger und Bewahrer göttlicher Satzungen vorzustellen.

Einen Teil jener priesterlichen Thätigkeit wird alsdann sicherlich die Behandlung und Heilung der Krankheiten (vgl. lat. *medeor*, *medicus* = zend. *vimâdhańh*) gebildet haben, die man überall als die Eingebungen böser Geister auffaßt. Arzt, Zauberer und Priester dürften in jenen ältesten Kulturepochen identisch gewesen sein. Im Avesta wird neben *urvarô-baêshaza* „Heilung durch Pflanzen“ und *karetô-baêshaza* „Heilung durchs Messer“ ausdrücklich ein *mãthro-baêshaza* „Heilung durch Zaubersprüche“ unterschieden, und noch bei Homer (Od. XIX, 457) wird das aus der Wunde des Odysseus strömende Blut durch Beschwörung gestillt (*ἐπαοιδῇ δ'αἷμα κελαινὸν ἔσχεθον*). Die gleiche Wundenbehandlung kennt sogar noch Pindar Pyth. III, 51.

Diesen kulturhistorischen Thatsachen folgt der Bedeutungswandel des altsl. zu *φημί*, *fâri* gehörigen *bajati bają* „*fabulari*, *incantare*, *mederi*“, bulg. *baja* „Zaubersprüche hersagen, dadurch heilen“, altsl. *balija* „Zauberer“, *balĭstvo* „Heilmittel“, russ. *bacharĭ* „Arzt“ (vgl. Miklosich Et. W. p. 5) treulich nach. Auch im slav. *vračĭ* (a. a. O. p. 395) fließen die Bedeutungen „Arzt“ und „Zauberer“ ineinander. Aus dem Griechischen habe ich (K. Z. XXX, 465) *ἀκέομαι*, *ἀκεστός* „heilen“ durch Vergleichung mit skrt. *sam çáṅsati*, *çastá* „feierlich recitieren“ zu erklären versucht.

Von der Art solch' heilender Zaubersprüche können wir uns noch aus Überresten des germanischen und indischen Altertums eine Vorstellung machen (oben p. 42).

---

man als Wegebereiter (skrt. *ádhvan* „Weg“). Bury B. B. VII, 339 stellt es dagegen zu skrt. *mádhu* „Honig“ (vom Opfertrank).

Zwei arische Bezeichnungen für den Priester sind oben p. 602 genannt.

Griech. *ἱερός*, wovon *ἱερεύς*, bedeutet im skrt. *ishirá* noch einfach „kräftig, munter“ (vgl. *ἱεροὶ ἰχθύες* Homer). Ein sakraler Sinn hat sich in *ἱερός* entwickelt wie in skrt. *bráhman*, *brahmán* : *barh* „kräftigen“ (B. R.). Der Ausgangspunkt ist die „gehobene“ Stimmung des Frommen.

Lat. *sacer*, *sancio*, *sacerdos* sind leider dunkel. Germanische Priesternamen bei J. Grimm D. Myth. I Kap. V und oben p. 402.

Auch die frühzeitige Kenntnis heilender, namentlich Giftpflanzen entstammender Kräuter wird die Wirksamkeit jener geheimnisvollen Zaubersprüche unterstützt haben. Vgl. zend. *vishcithra* „ein von einer Giftpflanze stammendes Heilmittel", griech. *φάρμακον*, got. *lubja-leisei* „Giftkunde, Zauberei", altn. *lyf* „Arznei, Heilmittel". Auch das griech. *ἰάομαι* (: *ἰός* = skrt. *vishá*) bedeutete vielleicht ursprünglich mit „Heiltränken versehen", dadurch „heilen".

Besondere Namen für den Arzt treten natürlich erst spät auf; doch scheint die arische Urzeit über einen solchen verfügt zu haben: skrt. *bhisháj, bhêshajá*, zend. *baêshazya*, np. *bizišk* (armen. *bžišk*). Auf einer alten Entlehnung von West nach Ost beruht die Reihe:

ir. *liaig* „Arzt", got. *lêkeis*, altsl. *lěkŭ* „Arznei".

Auch hier tritt der Begriff des Zauberers und Besprechers noch in mhd. *lâchenære, lâchenen* hervor. Schon oben p. 237 haben wir Schmiede wie mit anderer wunderbarer Kunst so auch mit der ärztlichen ausgestattet gefunden. Bei Homer war der Arzt, der *ἰητὴρ κακῶν*, sehr geehrt (*πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων*) und wird neben dem *μάντις* „Wahrsager" und *τέκτων* unter die *δημιουργοί* „Leute, die für das ganze Volk nützliche Geschäfte treiben" gerechnet (Od. XVII, 384). Ähnlich werden im Rigveda *tákshan* (*τέκτων*), *bhisháj* und *brahmán* zusammen genannt*) (IX, 112, 1).

*) Für die älteste indog. Heilkunde ist es wichtig, daß die Indogermanen eine ziemlich eingehende Kenntnis ihres Leibes, zu der ihnen auch das Tieropfer verhelfen konnte, besessen haben (oben p. 42). Was die Krankheitsnamen betrifft, so ist es vielleicht nicht zufällig, daß sich gerade für Krätze und Ausschlag mehrere übereinstimmende Benennungen in den indog. Sprachen finden (vgl. skrt. *dadrú*, lat. *derbiosus*, lit. *dedervinė́*, ahd. *zitaroh* Fick I [3], 106; skrt. *pâmán*, zend. *pâman*; lit. *sausys*, ahd. *siurra* Fick II [3], 485); denn diese Krankheit mußte bei dem Schmutz und der Unreinlichkeit, von denen wir uns das Leben in der Urzeit begleitet denken müssen, besonders häufig sein. *Takmán* ist im Veda eine Fieberkrankheit, *τηκεδών* im Griechischen die Schwindsucht. Vgl. noch skrt. *kâs*, lit. *kósiu*, altsl. *kašĭlĭ*, ahd. *huosto* „husten", skrt. *vam*, griech. *ἐμέω*, lat. *vomo*, altn. *voma* „Seekrankheit", lit. *wémti* „brechen".

Eine erneute (oben p. 26) Sammlung und Vergleichung der indog. Krankheitsnamen würde nicht nur für die Geschichte der Medizin, sondern auch für die allgemeine Kulturgeschichte von Wichtigkeit sein.

Brachte man schon, woran man am wenigsten wird zweifeln wollen, in der Urzeit den Himmlischen Opfer dar, um ihre Freundschaft zu erkaufen, ihren Zorn zu versöhnen, ihren Willen zu erforschen, ihnen Dank abzustatten*), so muß das Menschenopfer unter denselben noch eine hervorragende Stelle eingenommen haben. Bei den Nordstämmen ist dasselbe bis tief in die christliche Zeit (vgl. J. Grimm Deutsche Mythologie [3] p. 38) bezeugt, die griechische Sagenwelt ist voll dieses Brauches, und auch in Wirklichkeit, wie bei dem Opfer des Lykäischen Zeus in Arkadien, ragt derselbe noch tief in die geschichtlichen Zeiten. Auch in Rom waren in alter Zeit Menschen geopfert worden (E. v. Lasaulx Die Sühnopfer der Griechen und Römer, Würzburg 1841, Leist Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 257 ff.). Über das indische Menschenopfer berichtet eingehend A. Weber Indische Streifen p. 54—89. Besonders zäh hat sich in Ost und West die Vorstellung erhalten, daß einem neuen Bau nur durch die Darbringung eines Menschenlebens Aussicht auf Dauer verliehen werde. „Noch vor wenigen Jahren," schreibt mir R. Garbe, „als in Benares die große Eisenbahnbrücke über den Ganges begonnen wurde, zitterten dort alle Mütter für ihre Kinder."

Es muß erst als eine Abschwächung des ursprünglichen Gebrauches angesehen werden, wenn die Opfer immer mehr aus der Zahl der Verbrecher und Verstümmelten ausgewählt werden.

Örtlich dürfen wir uns die Verehrung der Gottheit an solche Stätten gebunden denken, wo die Naturmacht am sichtlichsten und unmittelbarsten auf das menschliche Gemüt einwirkte, an

*) Die Ansicht J. Wackernagels Über den Ursprung des Brahmanismus 1877, daß das indog. Opfer nur Bittopfer gewesen sein könne, scheint mir unrichtig. Sie beruht auf der Überschätzung der Altertümlichkeit speciell indischer Vorstellungen. Doch ist auch in Indien ein deutliches Dankopfer in dem *āgrayaṇam*, dem Erntedankopfer erhalten (vgl. B. Lindner Festgruß a. O. v. Böthlingk p. 79 ff.)

Auch die Behauptung W.'s, daß Homer weder Dankopfer noch Sühneopfer kenne, bedarf sehr der Einschränkung. Wenn es von Aegisthos Od. III, 274 ff. nach vollbrachter Unthat heißt:

πολλὰ δὲ μηρί' ἔκηε θεῶν ἐνὶ ἱεροῖς βωμοῖς,
πολλὰ δ' ἀγάλματ' ἀνῆψεν, ὑφάσματα τε χρυσόν τε
ἐκτελέσας μέγα ἔργον, ὃ οὔποτε ἔλπετο θυμῷ,

kann da etwas anderes als Dank- oder Sühneopfer gemeint sein?

Höhen wie bei den Persern (oben p. 603) und im alten Griechenland, an Haine und Wälder. Über den Baumkultus der europäischen Indogermanen, über Haine als älteste Göttertempel, über den Sitz der höchsten Gottheit in dem europäischen Urbaum, der Eiche, ist schon oben p. 401 ff. gesprochen worden. Auch bei den Ariern kehrt die Vorstellung, daß der Sitz des göttlichen Numen im Laub und in den Zweigen heiliger Bäume gelegen sei wieder (vgl. J. Wackernagel a. a. O. p. 10); jedoch tritt derselbe hier gerade in den ältesten Urkunden zurück und beschränkt sich auf den einzelnen Baum. Der Gedanke an ganze den Göttern geweihte Haine ist, soweit mir bekannt, den Ariern von Haus aus fremd.

Schließlich sei noch eine Frage hier in Kürze erwogen, welche passend am Ende unseres Versuches steht, festzustellen, in welchen Zuständen die Indogermanen sich hier auf der Erde bewegten, die Frage nämlich, ob sich etwas ermitteln lasse über die Vorstellungen, welche das Urvolk von dem Tode und dem Zustand des Menschen nach demselben hegte.

Die Verhältnisse, welche sich in dieser Beziehung bei den wichtigsten indog. Einzelvölkern finden, sind kurz folgende:

1. Bei den Indern kennt schon der Veda eine gemeinsame schöne Stätte der Seligen, als deren Fürst Yama gedacht wird. Den Weg zu dieser Totenwelt bewachen zwei Hunde, die *sâraméyâu* heißen, d. h. „zu der *Sarámâ*, der Botin Indras gehörig". Später werden dieselben als *çyâmá* und *çabala* bezeichnet. In dieser Totenwelt leben nun die *pitáras* „die Vorfahren" ein seliges Leben, mit ihren auf der Erde zurückgebliebenen Verwandten aber, den näheren (*Sapiṇḍa*) und ferneren (*Samânôdaka*), sind sie durch einen streng geregelten Totendienst verbunden, der zwei Arten religiöser Handlungen aufweist, das *Piṇḍapitṛyajña* „das Manenopfer mit Klößen" (*piṇḍa*, daher *sapiṇḍa*) und die *çrâddhâs* „Gedächtnisfeste an die Verstorbenen", die mit Liebesgaben an die Brahmanen verbunden sind." Diese Opfer sind für das Wohlergehen des Menschen im Jenseits durchaus notwendig. Ehe, Verwandtschaft und Erbrecht stehen daher mit diesem Totenkult im engsten Zusammenhang. Man wünscht sich Söhne, damit sie die Totensacra darbringen können. „Jemandes Erbe sein" und „Jemandem ein Totenmahl geben"

sind identische Ausdrücke. Vgl. alles nähere bei W. Caland Über Totenverehrung bei einigen der indog. Völker Amsterdam 1888. Gegen die Ursprünglichkeit dieser ganzen Vorstellungskette spricht nur der eine Umstand, daß der Unsterblichkeitsglaube gerade in den ältesten Teilen des Rigveda, in den sog. Familienbüchern fehlt, wo auch weder Yama noch seine Hunde genannt werden. Vgl. O. Gruppe a. a. O. p. 114, 241.

2. Den *pitáras* der Inder setzt, wie schon viele (Justi, Geiger u. s. w.) vor ihm, Caland a. a. O. p. 48 die *Fravashis* der Iranier gleich, ein Wort, das nur im jüngeren Avesta vorkommt. Auch sie wären im Grunde die verherrlichten, mit göttlichem Glanz umgebenen Schatten der Verstorbenen. Nur teilweis stimmt mit dieser Beurteilung jener höchst vielseitigen Wesen E. Wilhelm (*The Aryan period and its conditions and the cult of the genii in ancient Eran. Two essays. Bombay* 1888) überein, welcher in der Auffassung der Fravashis eher von den *genii* als (wie Caland) von den *manes* der Römer ausgeht.

3. In Griechenland ist die pessimistische Auffassung des Zustandes nach dem Tode innerhalb der homerischen Welt sattsam bekannt. Der Hades, wohin die Seele nach der Beerdigung, und zwar nur nach dieser, gelangt, und der schon in der Ilias der wenn auch noch namenlosen Figur des Hundes nicht entbehrt, ist ein Ort des Schreckens und des Grauens. Die alte Nekya schildert anschaulich das schattenhafte, körper- und bewußtseinlose Leben, welches die *ἀμενηνὰ κάρηνα* der Gestorbenen daselbst führen. Es ist besser Tagelöhner auf Erden als König der Toten zu sein. Schon die Verse des Gedichtes (Od. XI, 566—631), in denen die Schatten die Beschäftigung des Lebens im Hades weiterführen, und in denen eine Art Hölle für die Sünder geschildert wird, werden von Wilamowitz Hom. Unters. p. 204 ff. wohl mit Recht für spätere (nach 600) Interpolation gehalten: vgl. auch Kirchhoff Odyssee[2] p. 231. Hermes als *νεκροπομπός* tritt erst in der späten jüngeren Nekya auf und berührt sich hier zuerst mit dem ägyptischen Thot „dem Anwalt der Seele vor dem Throne des Osiris."

Einmal in der Odyssee (IV, 561 ff.) wird das Elysium erwähnt, wo der blonde Rhadamanthys regiert, wo das Leben leicht den Sterblichen dahinfließt, wo es keinen Winter und Regen giebt.

Hieran schließt sich dann die Hesiodeische Vorstellung von den Inseln der Seligen im Okeanos, wo die Heroen unter der Herrschaft des Kronos, der in der Ilias noch im Tartaros haust, ein sorgloses Leben führen. Wem könnte es zweifelhaft sein, daß hier überall allmählich ein neuer, nur im Lichte orientalischer Sagen und Anschauungen verständlicher Glaube aufkommt (vgl. Müllenhoff D. A. I, 65)?

Nach alledem hat Totenkult*) und Ahnenverehrung in der homerischen Welt keine Stelle und kann keine haben. Wohl aber können wir beobachten, wie in nachhomerischer Zeit (vgl. Nägelsbach Nachhomerische Theologie p. 407 ff.), schon bei den Tragikern, die Vorstellung von der Göttlichkeit abgeschiedener Heroenseelen deutlicher hervortritt. Nun bürgert sich auch ein allgemeiner sakraler Totenkult (*τὰ νομιζόμενα, χέεσθαι καὶ ἐναγίζειν*) mehr und mehr ein, der in der That mancherlei Berührung mit indischem und römischem Ritual zeigt. Daß die *θεοὶ πατρῷοι* diese göttlich verehrten Ahnen gewesen sein, wie Caland vermutet, ist freilich unerweislich.

4. Kürzer können wir uns über die römischen Verhältnisse fassen. Der Glaube an und die Verehrung der *dei parentum*, der *divi Manes*, der *Lares* u. s. w. ist hier so alt eingewachsen in das Leben des Römers, daß wir, von römischem Standpunkt aus, keinen Grund haben, an der Ursprünglichkeit dieser Vorstellungen zu zweifeln.

5. Auf germanischem Boden verdient die Frage nach dem ursprünglichen Glauben dieser Völker an ein Leben nach dem Tode und nach einer Verehrung der abgeschiedenen Geister eine erneute kritische Untersuchung, welche vor allem festzustellen hätte, in wie weit die germanische Welt sich durch griechisch-römische oder christliche Anschauungen auf diesem Gebiete beeinflußt zeigt. Erst dann wird sich vielleicht entscheiden lassen, ob Vorstellungsreihen wie die der nordischen Walhalla, die von den Zwergen und Elfen, in denen schon Kuhn (K. Z. IV, 100) die dahingegangenen Stammväter erblicken wollte, von dem wütenden

*) Das ganz allein stehende Totenopfer des Odysseus kann nicht als solcher betrachtet werden.

Heer, dem Allerseelenfest, der Totengöttin Hel u. s. w. als urgermanisch gelten können.

Prüfen wir die hier in äußerster Kürze geschilderten Thatsachen hinsichtlich der historischen Schlüsse, welche wir aus denselben zu ziehn berechtigt oder nicht sind, so ist zuvörderst noch einmal zu betonen, daß alles, was man in sprachlicher Beziehung für einen indog. Unsterblichkeitsglauben geltend gemacht hat, also Gleichungen wie *Κέρβερος* = skrt. *çabala**), *Μίνως* = skrt. *Mánu*, *Ἑρμῆς* = skrt. *sârameyá*, *Τάρταρος* = skrt. *talâtala* entweder so nachweisbar falsch oder doch so unsicher ist, daß von dieser Seite kein Licht auf die hier behandelte Frage fallen dürfte.

Der Hauptpunkt scheint mir der zu sein, ob der Glaube an die Seligkeit der Ahnen und an die Pflicht, dieselben durch Totenopfer fortdauernd zu ehren, welchem wir auf mehreren Teilen des indog. Völkergebietes begegnet sind, auf denselben sich seit Anbeginn aller Überlieferung so fest eingewurzelt zeigt, daß derselbe wegen der in der Auffassung und Ausübung des Ahnenkultus uns entgegen tretenden Analogieen als uralt, d. h. als indogermanisch betrachtet werden muß.

Ich bin der Ansicht, daß dies nicht der Fall ist, jedenfalls so lange nicht, als man nicht, von den indischen ganz abgesehn, wenigstens die griechischen Verhältnisse ansprechend erklärt hat. Vor der Hand ist es mir unbegreiflich, wie man es wahrscheinlich machen will, daß bei den Hellenen die Vorstellung von der Seligkeit der Toten und von der Notwendigkeit ihrer Verehrung nicht allmählich geworden, sondern von Urzeiten her vorhanden gewesen sei. Hiernach wird man den Grad der Skepsis beurteilen, mit welcher der Verfasser in dieser Beziehung den mehrfach erwähnten Leist'schen Büchern gegenübersteht, in denen die Annahme

*) Was die sachliche Übereinstimmung in dem Vorhandensein eines Totenhundes bei Indern und Griechen anbetrifft, so sei bemerkt, daß die ganze Vorstellung eines Totengerichtes mit Osiris, dem Totenrichter, einem nilpferdartigen Wächter der Unterwelt, Anubis, dem Totenführer auch im alten Ägypten wiederkehrt (Dümichen Geschichte d. alten Ägyptens). Vgl. über den Cerberus noch J. van den Gheyn *Cerbère Bruxelles* 1883.

Ganz spät erst ist die Gestalt des Totenfährmanns Charon in Griechenland bezeugt (Willamowitz Hom. Unters. p. 225).

einer indog. Totenverehrung einen Grundpfeiler für die Aufstellungen dieses Gelehrten auf dem Gebiete der indog. Familien- und Sittengeschichte bildet. Geht doch selbst Caland in seiner sorgfältigen, oben genannten Untersuchung nur so weit, zu folgern, daß „die Indo-Eranier ihren Abgestorbenen der Vorzeit göttliche Kraft und Glanz“ zuschrieben, während er die Frage, „ob auch das indog. Urvolk sich seine Verstorbenen als vergötterte Wesen dachte“, mit weiser Zurückhaltung behandelt.

XIV. Kapitel.

Die Heimat.

Autochthonie und Wandersagen. Die ältesten Wohnsitze der europäisch-indogermanischen Völker: Slaven, Germanen, Kelten, die Balkan- und Apenninhalbinsel. Schauplatz der europäischen Kulturgemeinschaft umgrenzt von Donau, Karpathen, Dniepr, Pripet. Urheimat der arischen Völker in Ost-Iran. Vorhistorischer Vereinigungspunkt der West- und Ostindogermanen in der südrussischen Steppe, etwa am Mittellauf der Wolga, deren ältester Name (*Pā*) wahrscheinlich indog. Ursprungs ist. Die ältesten indog. Zustände und die Natur der südeuropäischen Steppe. Skythenfrage. Schluß.

Daß die Indogermanen Europas, von denen wir in der folgenden Untersuchung ausgehen werden, sich für Autochthonen der Länder, welche sie bewohnten, hielten, ist eine bekannte Thatsache. Nach alten anthropogonischen Sagen waren die Griechen aus den „Gebeinen der großen Erzeugerin“ (aus Steinen) von Deukalion geschaffen worden, nach der Hesiodeischen Überlieferung war das dritte Menschengeschlecht aus Eschen (*ἐκ μελιῶν*) hervorgegangen, beides uralte Vorstellungen, wie schon der Homerische Vers (Od. XIX, 163):

οὐ γὰρ ἀπὸ δρυός ἐσσι παλαιφάτου, οὐ δ' ἀπὸ πέτρης
„Du stammst doch nicht von der sagenberühmten Eiche oder vom Felsen“

zeigt.

Die Urbewohner Griechenlands, Pelasger, Leleger, Kaukonen ꝛc., galten durchaus als *γηγενεῖς* „der Erde entsprossen“ oder *προσέληνοι* „vormondlich“, und gewisse Stämme wie die

Athener rühmten sich noch besonders, in ihren Grenzen urangesessen zu sein (Herod. VII, *cap.* 161).

Ähnliche Anschauungen galten im Norden. Nach dem skandinavischen Mythus war der Name des ersten Menschen *askr* „Esche", und die Germanen des Tacitus leiteten ihren Ursprung von dem der Erde entsprossenen Gotte (*deus terra editus Germ. cap.* 2) Tuisco ab. Auch fügt der Schriftsteller hinzu, es sei unwahrscheinlich, daß Deutschland *informis terris, aspera caelo, tristis cultu aspectuque* jemals einem Volke als begehrenswertes Ziel einer Einwanderung erschienen sei.

Neben diesem offenbar ursprünglichen Glauben an Autochthonie begegnet bei mehreren indog. Völkern eine Reihe von Wandersagen, in denen man gern die Erinnerung an die Herkunft aus einer fernen Heimat hat bewahrt sehen wollen. Wir meinen die Äneassage der Römer, die nordische Erzählung der Ynglingasaga von der Wanderung Odins aus Asgard in Tyrkland durch Gardariki (Rußland) nach Saxland (Deutschland), die Trojasage der Franken und vieles andere.

Allein alle diese Sagen erscheinen bei näherer Betrachtung so sehr mit gelehrtem Beiwerk verquickt und widersprechen teilweis anderer sagenhafter Überlieferung — man denke z. B. an die der eben erwähnten Wanderung Odins schroff gegenüberstehende Nachricht des Jordanis *cap.* 4 von der Herkunft der Goten aus *Scandza* (Skandinavien) — so direkt, daß es unmöglich erscheint, aus diesem Gewirr gelehrt-phantastischer Vorstellungen einen zuverlässigen historischen Kern herauszuklauben.

Alle derartigen direkten Überlieferungen über die Ursprünge ihres Volkertums bei den einzelnen Indogermanen werden daher für uns nur von geringer Wichtigkeit in der folgenden Erörterung sein, in welcher wir nunmehr den geographischen Schauplatz der im bisherigen geschilderten kulturhistorischen Zustände, d. h. eben die Urheimat der Indogermanen zu bestimmen versuchen werden. Wir fangen unsere Auseinandersetzungen über diesen Gegenstand mit dem Versuche an, uns eine Vorstellung von den ältesten ethnographischen Verhältnissen unseres Erdteils zu verschaffen, und beginnen mit dem Norden Europas und zwar mit

denjenigen Stämmen, welche heute den Osten unseres Erdteiles besetzt halten, den Slaven.*)

Es ist bekannt, daß diese Völker im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter dem Namen *Veneti* (Tacitus *Germ. cap.* 46) oder *Venedi* (Plinius *hist. nat.* IV, 13, 27) zum ersten Male in die Geschichte eintreten, und schon in dieser Zeit lassen sich ihre Wohnsitze mit einiger Genauigkeit angeben. Dieselben können nämlich einerseits den Nordrand des Pontus noch nicht berührt haben, da diese Gegenden von den Sarmaten oder Sauromaten besetzt gehalten werden, andererseits können sie im Westen weder die Karpathen noch die Weichsel überschritten haben; denn bis zu dem genannten Fluß kennt Tacitus germanische Stämme, die sich teilweis, wie in den Bastarnen, über dieselben hinaus bis nach dem heutigen Galizien und weiter erstreckten, und in den alten getischen oder dakischen und pannonischen Eigennamen, die uns in reicher Anzahl überliefert sind, hat man bis jetzt keine Spur von Slavismus entdecken können. Müssen im Anfang unserer Zeitrechnung die Wohnsitze der Slaven demnach nördlich der Pontischen Steppen und östlich der Weichsel und der Karpathen gesucht werden, so läßt es sich ferner wahrscheinlich machen, daß schon 5 Jahrhunderte früher in den genannten Gegenden der gleiche Volksstamm ansässig war. Herodot, der erste, welcher von dem Osten Europas einige Kunde bringt, nennt nordwärts der Scythen, welche den Unterlauf der vier großen Ströme Dniestr, Bug, Dniepr, Don besetzt halten, mehrere Stämme, die er ausdrücklich als nichtscythisch bezeichnet. Einer derselben waren die *Νευροί*, ein Wort, dem nach slavischen Lautgesetzen, wie schon Schafarik erkannt hat, genau der Name der Stadt Nur (vgl. altsl. *nurija „territorium“*), welche am Ufer des Flüßchens *Nurzer*, eines Nebenflusses des Bug (des Zuflusses der Weichsel) gelegen ist, entspricht. Waren aber die *Νευροί* Slaven, so ist ein gleiches für die *Βουδῖνοι* anzunehmen, die von Herodot (IV *cap.* 108) als blauäugig und blond (*ἔθνος ἐὸν μέγα καὶ πολλὸν γλαυκόν τε πᾶν ἰσχυρῶς*

*) Im Folgenden habe ich einen nicht gedruckten Vortrag A. Leskiens über die Urheimat der Slaven benutzen können, welchen der Verfasser mir gütigst zur Verfügung gestellt hat.

ἐστὶ καὶ πυῤῥόν) geschildert, und deren Wohnsitze in die Nachbarschaft der Neuren in eine an Ottern und Bibern reiche Waldgegend (*cap.* 109) versetzt werden, wie sie sich am heutigen Pripet, dem Nebenfluß des Dniepr (Borysthenes) findet (vgl. Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 342).

Als die älteste und eigentliche Heimat der Slaven ergiebt sich daher, wie dieselbe K. Müllenhoff D. A. II, 89 noch des näheren bestimmt, das Gebiet des mittleren und oberen Dnieprs, westwärts bis zu den Karpathen und dem oberen Laufe der Weichsel, ostwärts gegen die Finnen bis in den obersten Bereich der Wolga und des Don.

Nordwärts der Slaven saß der mit ihnen aufs engste verbundene preußisch-lettische Sprachzweig, der zuerst in den *Aestii* des Tacitus (*cap.* 45) an der Bernsteinküste, hierauf in den *Galindae* und *Sudini* des Ptolemäus als den *Venedae* benachbart genannt wird. Müllenhoff a. a. O. p. 22 macht es wahrscheinlich, daß „die Ausbreitung des gesamten Stammes von Süden oder Südosten her vor sich gegangen sei, und daß somit die Sumpfregion des Pripet einmal seine natürliche Südgrenze und die erste Basis seiner Ausbreitung gewesen sei." Nach einer Auseinandersetzung J. v. Fierlingers (K. Z. XXVII, 480) ginge aus der von Herodot überlieferten Namensgestaltung *Νευροί*, in welcher das balto-slavische Lautgesetz der Verwandlung von indog. *ev*, *eu* in *ov*, *ou* (griech. *ἔπλευ-σα*, lit. *pláuti*, altsl. *pluti*, *plovą*) noch nicht eingetreten sei, hervor, daß sicherlich im V. Jahrhundert die baltoslavische Spracheinheit noch bestanden habe.

Etwas später heben die ersten Nachrichten über unsere eigenen Vorfahren an. Als der kühne Massiliote Pytheas um das Jahr 325 v. Chr. seine Entdeckungsreise in das Nordmeer machte, fand er, daß am Rhein die Nationalität der Kelten allmählich in eine andere überging, für welche er die unbestimmte Bezeichnung Skythen gebrauchte. Daß der Grieche hier als erster seiner Landsleute auf Germanen gestoßen war, kann nach den Untersuchungen Müllenhoffs*) keinem Zweifel mehr unterliegen, zumal Pytheas

*) Deutsche Altertumskunde I Berlin 1870; vgl. die anziehende und geistvolle Inhaltsangabe dieses Werkes durch W. Scherer Vorträge und Aufsätze 1874 p. 21 f.

selbst uns den deutschen (wenn auch in keltischer Form überlieferten) Namen eines deutschen Stammes, der Teutonen nennt, welche 2 Jahrhunderte später mit den Cimbern ihren Schreckensmarsch gegen Rom antraten. So sehen wir also, daß gegen Westen im IV. Jahrhundert v. Chr. der Rhein wenigstens an der Küste die Grenze zwischen deutscher und keltischer Art bildete.

Allein eine sorgfältige Prüfung der Benennungen der Nebenflüsse, welche von rechts in den genannten Strom münden, wie sie wiederum von K. Müllenhoff D. A. II, 207 ff. unternommen worden ist, zeigt, daß das keltische Element im Binnenland ursprünglich weit über den Rhein, der selbst einen wahrscheinlich keltischen Namen trägt, hinüberreichte. Die Flußnamen Main, Lahn, Sieg, Ruhr, Embscher, Lippe sind undeutschen, keltischen Ursprungs. Zum mindesten bildete daher die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser ursprünglich einmal die Grenze zwischen germanischer und keltischer Zunge, die aber wahrscheinlich noch bis zu dem Gebirgswall des Harzes, Thüringer Waldes und Fichtelgebirges gehört wurde. Die ältesten Grenznachbaren der Germanen waren hier die *Volcae*, deren Name später zur Bezeichnung des ganzen keltischen Stammes (ahd. *Walh*, agls. *Vealh*, altn. *Valir*) diente.

Das erste germanische Volk, welches im Osten den Schauplatz der Geschichte betritt, sind die Bastarnen, welche bereits um das Jahr 178 v. Chr. als Hilfstruppen in dem Heere des makedonischen Königs Perseus im Krieg gegen die Römer genannt werden. Ihre Heimat lag am nördlichen Ufer der Niederdonau, wo sie ausdrücklich als ἐπήλυϑες „Ankömmlinge aus der Fremde“ bezeichnet werden (vgl. K. Zeuß Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 129). Sie können also mit Recht als Vorläufer der erst im II. Jahrhundert nach Christo (vgl. K. Zeuß a. a. O. p. 402) die gleiche Wanderung antretenden Goten bezeichnet werden, die wir im Anfang unserer Zeitrechnung in den Weichselgegenden zu suchen haben, von wo aus sie oder ihnen verwandte Stämme wahrscheinlich sich ziemlich weit bis zu den Ostseeprovinzen, ja vielleicht bis ins heutige Rußland erstreckten.

Weiter im Süden bildete die Weichsel seit Urzeiten die im ganzen feste Grenze des germanischen gegen das slavische Element. Der Ursprung dieses Flußnamens (*Vixel*, slav. *Visla*, lat.

Vistula) ist leider kaum mit Sicherheit zu ermitteln. Derselbe wird bald als von Haus aus germanisch, bald als slavisch, bald auch als slavo-germanisch (Müllenhoff II, 207, v. Fierlinger K. Z. XXVII, 479) angesehn. Letzteres scheint mir das wahrscheinlichste zu sein.

Als das ursprüngliche Stammland der Germanen ergiebt sich somit das Stromgebiet der deutsch benannten Oder und Elbe (in ihrem Unter- und Mittellauf) östlich bis zur Weichsel, westlich bis zur Weser, resp. der oben angegebenen Keltengrenze.

Die westlichsten Indogermanen Europas sind seit Alters die Kelten, welche in dieser Stellung schon in der Überlieferung Herodots (VI, 49: *οἳ ἔσχατοι πρὸς ἥλιον δυσμέων . . . οἰκέουσι τῶν ἐν τῇ Εὐρώπῃ*) genannt werden. Ihre einstmalige mächtige Entfaltung auf dem rechten Rheinufer ist bereits hervorgehoben worden. Auf den Mittellauf dieses Stromes als auf einen Hauptpunkt der keltischen Machtstellung weist es hin, daß von hier, von den alten Sitzen der später an der oberen Elbe angesiedelten Bojern aus die beiden großen keltischen Heereszüge, der Zug des Bellovesus und des Sigovesus, ihren Ausgang genommen haben, von denen der eine durch das Rhonegebiet und über die Westalpen nach Italien, der andere über die Donau (*Danuvius* keltisch-römisch, ahd. *Tuonouwa,* altsl. *Dunavŭ*) in das ganze Gebiet der Ostalpen sich erstreckte (Müllenhoff D. A. II, 236 ff.).

Auch in Gallien selbst nehmen die Kelten früher den Norden und die Mitte des Landes als den Süden ein. Bis zu dem iberischen Keltenzug bildet im Westen die Loire, bis zu dem Zuge nach Italien die obere Rhone oberhalb Lyons die Südgrenze der Kelten (Müllenhoff II, 240).

Von dem Norden wenden wir uns nunmehr dem Süden unseres Erdteils zu und zwar zunächst den ethnographischen Verhältnissen der nördlichen Balkanhalbinsel, welche sich als ein wichtiger Ausgangspunkt asiatischer wie europäischer Indogermanen erweisen wird.

Die ausgedehnten Striche zwischen dem Unterlauf des Ister und den Gestaden des ägäischen Meeres und der Propontis hält im Altertum der Volksstamm der Thraker besetzt, welchen Herodot (V *cap.* 3) für das größte aller Völker nach den Indern ansieht. Die dürftigen Überreste der thrakischen Sprache (vgl. P.

de Lagarde Ges. Abh. p. 278 ff. und A. Fick Spracheinheit p. 417 ff.) reichen hin, um in ihnen die Spuren eines indog. Idioms festzustellen. Sicher ist nun, daß von hier aus ein großer Teil Kleinasiens seine indog. Bevölkerung erhalten hat. Zunächst ist bekannt, daß die Thraker selbst ostwärts über die Meerenge weit sich nach Vorderasien ausgebreitet haben (vgl. Zeuß Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 258). Nach der einhelligen Meinung des Altertums war auch das Volk der Phryger aus Europa eingewandert und ursprünglich den Thrakern stammverwandt. Die Makedonen erinnerten sich noch einer Zeit (Herod. VII *cap.* 73), in welcher die Phryger, damals unter dem Namen *Βρίγες*, ihnen *σύνοικοι* waren, und von Strabo c. 471 werden die Phryger geradezu als *ἄποικοι τῶν Θρᾳκῶν* bezeichnet (vgl. die weiteren Zeugnisse der Alten bei Fick a. a. O. p. 408 f.). Ja, vielleicht läßt sich diese von der Balkanhalbinsel ausgehende östliche Bewegung der Indogermanen noch weiter verfolgen. Nach den Nachrichten der Alten (Herod. VII *cap.* 73 und Eudoxus bei Eustath. vgl. Zeuß a. a. O. p. 259) wären mit den Phrygern wiederum die Armenier aufs nächste verwandt, so daß also auch dieses Volk einmal in Europa seine Wohnsitze gehabt haben müßte.

Diese Überlieferungen der Alten werden nun in ihrem Werte außerordentlich erhöht durch den Umstand, daß sie durch die sprachliche Betrachtung der genannten Völker bestätigt werden. Am klarsten ist dies bei dem Armenischen, das nicht nur in seinem Lautcharakter (Buntheit des Vokalismus, europ. *l*) sich zu den europäischen Sprachen stellt, sondern auch eine ganze Reihe speciell europäischer Kulturbegriffe (Ausdrücke für den Pflug, den Honig, das Salz, den Wein 2c.) in seinem Wortschatz aufweist. Bezüglich des Phrygischen gestatten zwar die sehr dürftigen Überreste dieser Sprache (P. de Lagarde Ges. Abh. p. 283 und Fick Spracheinheit p. 411) kein so sicheres Urteil wie bei dem Armenischen; aber auch diese Sprache zeigt ein reich entfaltetes *e* und *l* und läßt eine nähere Verwandtschaft mit dem Armenischen wenigstens als wahrscheinlich erscheinen (Hübschmann K. Z. XXIII, 48). Innerhalb der europäischen Sprachen wiederum stellt sich das Armenische durch die Behandlung der palatalen *k*-Reihe (oben p. 97, 98) am nächsten zu den lituslavischen Sprachen, was wohl auch für das

Phrygische (*ζέλκια* „Gemüse", altsl. *zlakŭ*) und Thrakische (*ζίλαι* „Wein", oben p. 470) anzunehmen ist.

Das gleiche gilt nun auch von dem zweiten, den Nord-Westen der Balkanhalbinsel besetzt haltenden Völkerzweig der Illyrier, welcher in dem heutigen Albanesischen (oben p. 98) seine letzten sprachlichen Überreste erhalten hat. Nach H. Kieperts ansprechender Meinung (Lehrbuch d. alten Geographie p. 240 f.) wäre dieser Stamm in vorgriechischer Zeit unter dem Namen der Leleger weit über Griechenland verbreitet gewesen.

Durch diese Stämme hindurch muß nun ein südlicher Indogermanen-Zug, welcher sprachlich in der Behandlung der beiden Gutturalreihen keine Berührung mit dem Slavo-lettischen, Albanesischen, Armenischen (Phrygischen, Thrakischen) zeigt, sich allmählich Bahn gebrochen und dem alten Griechenland seine klassische Bevölkerung gegeben haben.

Westlich an das Gebiet der Thraker grenzten im Altertum die Sitze der Makedonen, deren Sprache trotz der dürftigen Überreste, in welchen dieselbe überliefert ist (vgl. A. Fick Über die Sprache der Macedonier Orient und Occident II, 718 f.), sich doch als eine griechische, dem dorischen Dialekte nah stehende erweist. Mit Recht betrachtet man daher neuerdings immer mehr den Stamm der Makedonen als den im hohen Norden zurückgebliebenen Teil des griechischen Volkes, das ursprünglich am Fuße des Olympos und vielleicht noch nördlicher seine Sitze hatte. Von hier sind dann allmählich die Ausstrahlungen der griechischen Stämme erfolgt, zuerst die der Jonier, dann die der Aeoler und Achäer, zuletzt die Wanderung der Dorier, welche als letzter Akt in dem Drama der griechischen Völkerbewegungen den ethnographischen Charakter Alt-Griechenlands dauernd bestimmt.

Einen schlagenden sprachlichen Beweis für die Einwanderung der Griechen aus nördlicheren Gegenden haben wir bereits oben p. 396 kennen gelernt.

Wie aber Griechenland seine hellenische Bevölkerung von Norden her empfangen hat, so läßt sich eine gleiche Wanderrichtung bei den italischen Stämmen wahrscheinlich machen, welche die japygisch-ligurische Urbevölkerung durchbrechend oder zurückschiebend die Apenninhalbinsel besiedelt haben. Mit Recht wird, der dorischen Wanderung vergleichbar, als letztes Moment

dieser Bewegungen der Vorstoß der sabellischen Stämme gegen Süden angesehen, der noch in historischen Zeiten verläuft und Samnium, Campanien und Lukanien seine italischen Bewohner zuführt. Auch die durch Überlieferung und Sage bezeugte einstmalige Machtstellung der Umbrer im Norden der Halbinsel bis hin zum Fuße der Alpen verdient in diesem Lichte betrachtet zu werden. Früher und keine Spuren zurücklassend, hätte dann der latinische Stamm westlich des Gebirges in den offenen Thalgründen sich niedergelassen (vgl. Th. Mommsen Römische Geschichte I [7] p. 112 f. und Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 382 f.). Hat endlich W. Helbig in seinem oft citierten Buche, wie es unsere Ansicht ist, recht, daß die Pfahldörfer der Poebene Niederlassungen sein, „welche von den Italikern während der ältesten Periode ihrer Ansässigkeit auf der Apenninhalbinsel gegründet wurden", so würden wir damit die Vorfahren der italischen Stämme in ihrer italischen Urheimat selbst entdeckt haben.

Die nächstliegende Straße, auf welcher die Italiker die Apenninhalbinsel betreten konnten, ist ohne Zweifel der vielbeschrittene, breite Völkerweg um den venetischen Meerbusen. Hierher denken sich diejenigen, welche an eine nähere Verwandtschaft der Griechen und Italiker glauben, den italischen Stamm aus dem Inneren von Epirus gekommen, wo sie den gemeinsamen Schauplatz jener gräco-italischen Sonderentwicklung suchen (Hehn a. a. O. p. 54 ff., W. Helbig a. a. O. p. 98). Wir vermögen uns von der Existenz einer solchen gräco-italischen Epoche nicht zu überzeugen (oben p. 101, 181 ff.). Nichtsdestoweniger haben auch wir Spuren gefunden, welche darauf hindeuten, daß die Italiker vorhistorische Berührungspunkte mit denjenigen Völkern gehabt haben, die in dem Norden oder Nordosten der Balkanhalbinsel wurzeln oder gewurzelt haben und verweisen in dieser Hinsicht auf das oben p. 466 ff. über die Geschichte des Weins ausgeführte.

Alle die im Bisherigen besprochenen Völker unseres Erdteils müssen nun, das war das Ergebnis, zu welchem wir an verschiedenen Stellen dieses Buches gekommen sind, einmal eine

Epoche durchlebt haben, in welcher dieselben eine Reihe von Kulturerwerbungen machten, an denen die arischen Indogermanen nicht mehr teilnahmen. Läßt sich nun der Schauplatz dieser europäischen Kulturgemeinschaft ermitteln?

Es liegt auf der Hand, daß derselbe, rein theoretisch betrachtet, nicht notwendig in unserem Erdteil selbst gesucht werden muß. Es erhellt aber auch, daß, wenn sich in demselben eine Örtlichkeit findet, welche allen an dieselbe zu stellenden Anforderungen entspricht, diese zunächst ins Auge gefaßt werden muß. Eine solche Örtlichkeit ist nun in unserem Erdteil allerdings vorhanden und zwar nur einmal vorhanden.

Nördlich des Pontus und Kaspischen Meeres breitet sich in einer Ausdehnung, welche das heutige Frankreich um das doppelte übertrifft, das Gebiet der südrussischen Steppe aus, gegen Osten zusammenhängend mit den unermeßlichen Steppen und Wüsten, die sich bis zu dem Fuß des centralasiatischen Gebirgsstocks erstrecken, gegen Norden umsäumt von den waldigen Hügellandschaften des mittleren Rußland, gegen Westen sich an dem Waldgebirge der Karpathen brechend. Je mehr man nun in diesem also begrenzten Raum, der in seiner nördlichen Ausdehnung von Ost nach West sich verringert, westwärts fortschreitet, um so mehr beginnt der berg- und baumlose Charakter der Steppe, wenn man von den dicht am Meere gelegenen Landstrichen absieht, zu verblassen. Schon an der Grenze der Moldau und Galiziens steigen die ersten Vorberge der Karpathen auf. Bereits in der Ukraine, in Podolien, im südlichen Kleinrußland begegnen, wenn auch noch in geringerer Ausdehnung und von weiten, kahlen Flächen unterbrochen, Waldungen aus Eichen, Buchen, Ahornen, Erlen, Pappeln, Weiden, Linden, Birken, niedriges Nadelgehölz im Kiewschen Gouvernement. Kurz, je mehr wir von den grasigen, laublosen Steppen gegen Norden und Westen emporsteigen, um so mehr nimmt die Vegetation an Fülle und Macht zu, bis uns der dichteste mitteleuropäische Wald an den Karpathen und in Wolhynien umfängt.

Hier in diesen Gegenden aber hat zugleich jener fruchtbare Humusboden, „Tschernosem“ oder „Schwarzerde“ genannt, welcher dem südlichen Rußland seinen unermeßlichen Wert verleiht, für den Ackerbau die frühste kulturhistorische Bedeutung erlangt. Wie die russischen Distrikte von Beßarabien, Podolien, Kiew (ebenso

wie die westlich angrenzenden Königreiche Galizien und Rumänien heute zu den Kornkammern Europas gehören, so waren hier schon im Altertum zahlreiche Nomadenstämme zum Ackerbau übergetreten: die Kallipiden am Bug, die Σκύθαι ἀροτῆρες am Bug und Dniestr, die Σκύθαι γεωργοί am Dniepr (oben p. 413 und Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 341).

Dieses Terrain nun, welches wir uns also im Süden von der Donau und dem Meere, im Osten von dem Dniepr, im Norden von den Wäldern und Sümpfen Wolhyniens, im Westen von den Karpathen begrenzt denken, dieses Terrain und zwar nur dieses erfüllt nach meiner Meinung die Bedingungen, welche wir an den Schauplatz jener europäischen Kulturentwicklung stellen müssen.

Denken wir uns die europäischen Indogermanen, gleichviel woher, aus dem Innern der südrussischen Steppen hervorquellend, so mußten die Karpathen im Westen, der Urwald im Norden den vorwärts drängenden Scharen ein gebieterisches Halt zurufen. Hier umfing den an die baumlose Steppe gewöhnten Nomaden die Vegetation des mitteleuropäischen Waldes und heischte eine genauere Terminologie der einzelnen Bäume (oben p. 394 ff.). Hier konnte die Eiche zum Sitz des höchsten Gottes und der Hain zum Tempel der Himmlischen werden (oben p. 402 ff.). Vor allem aber, je mehr das Vorrücken gen Westen und Norden sich verlangsamte, je mehr die Völker sich stauten, je seltener infolge dessen die auf diesem Gebiet ohnehin nicht allzu reichlichen Weideplätze wurden, um so mehr ward der Nomad dazu gezwungen, den ungewohnten Pflug in die Hand zu nehmen, der glücklicher Weise für ihn gerade hier auf fruchtbares Erdreich stieß, und so erklärt sich hier einfach und ungezwungen zugleich mit der Neuschöpfung einer Terminologie für den mitteleuropäischen Wald die Ausbildung jener Ackerbausprache, die sich auf die europäischen Indogermanen beschränkt (oben p. 410 ff.).

Und noch eine Reihe kleinerer für die Indogermanen Europas charakteristischer Züge scheint so ihre Erklärung zu finden. Auf dem bezeichneten Gebiet war die Mehrzahl der indog. Stämme in der Region der B u c h e ansässig und nur die östlichsten, die Slaven, dürfen wir uns ganz oder zum größten Teil jenseits der östlichsten Grenze dieses Baumes, welche das Terrain zwischen Dniestr

und Dniepr schneidet, denken (oben p. 395 f.). Hier konnten sie den Honig, der der Urzeit vielleicht nur auf Handelswegen zugeführt ward, und das Insekt, welches ihn hervorbrachte, in den Waldungen der neuen Heimat selbst kennen lernen (oben p. 464). Hier mochten auch neue Jagdtiere, wie Hirsche und Rehe (oben p. 361) ihnen entgegentreten; ja, wenn wir die Streifzüge des Löwen nur wenig über das Gebiet hinaus ausdehnen, in welchem er wirklich bezeugt ist (oben p. 363), so konnte dieses furchtbare, wohl von Asien wieder herübergewanderte Raubtier die ochsenbespannten Wagen der Indogermanen ebenso anfallen, wie es später die Kamele des Xerxes in Schrecken setzte. Hier konnte sich den Indogermanen in dem Anblick des Meeres (oben p. 509) eine neue Welt eröffnen, und wenn sie die Würze des Salzes zur Zeit der Vereinigung mit den asiatischen Brüdern noch nicht gekannt haben sollten (oben p. 460), so lag das Mineral hier in den Limans, in welche die meisten Steppenflüsse münden, in krystallhellem Zustand handgreiflich zu Tage.

Schließlich aber läßt sich von der geschilderten Örtlichkeit aus auch am einfachsten und ungezwungensten das Einrücken der einzelnen indog. Völker in ihre ältesten historischen Wohnsitze, die wir oben zu bestimmen versucht haben, begreifen.

In dem fast undurchdringlichen Urwald, welcher damals nicht nur den Rumpf, sondern auch die Glieder unseres Erdteils bedeckte, mußten die Betten der Ströme und die Küsten des Meeres den vorwärts drängenden Scharen die einzigen und willkommenen Wegweiser sein. Durch sie dürfen wir uns daher zumeist die Wanderungsrichtungen der europäischen Indogermanen bedingt denken. Und von welchem Teile Europas gingen mehr derartige und in verschiedenartigerer Richtung verlaufende Straßen aus als von der Örtlichkeit, welche wir als den Schauplatz jenes vorhistorischen europäischen Völkerzusammenhangs in Anspruch genommen haben?

So mochten die Slaven und Litauer stromaufwärts des Dniepr in ihre oben bezeichneten Wohnsitze am Mittellauf dieses Flusses, bezüglich nordwärts des Pripet einrücken. Die Germanen, dem Laufe des Dniestr folgend, das Meer im Süden lassend (oben p. 370 Anm.), konnten von hier in das Flußgebiet der Weichsel und Oder übergehn. Südlich die Donau überschreitend,

entlang den Küsten des Pontus, bevölkerten Illyrier und Thraker den Norden der Balkanhalbinsel, um von da aus nah verwandte Stämme (Phryger, Armenier) nach Kleinasien hinüberzusenden.*) Durch diese Massen hindurch brach sich der kriegerische Stamm der Hellenen Bahn zu seinen Sitzen am Olympus, wo die Makedonen noch später verharrten.

Dem Laufe der Donau folgten, denken wir, noch geraume Zeit mit einander vereinigt, die Italiker und Kelten, deren immer wahrscheinlicher werdende engere Sprachverwandtschaft die Annahme einer italo-keltischen Sonderepoche wahrscheinlich macht. Die Sau konnte den Italikern den Weg nach der Apenninhalbinsel weisen, die Kelten aber marschierten weiter donauaufwärts, um von hier in das Maingebiet und an den Mittelrhein überzugehn, wo wir sie in der ältesten historischen Zeit antrafen. Hier knüpften sich neue wichtige Beziehungen zu den nunmehr ihnen benachbarten Germanen.

Das sind diejenigen Völker der Indogermanen, welche eine historische Bedeutung erlangt haben und so zu unserer Kenntnis gekommen sind. Niemand wird glauben, daß mit ihnen die Zahl der Clane und Stämme erschöpft ist, welche wandernd in das Innere unseres Erdteils einbrachen. Viele mögen in anderen indogermanischen, viele in allophylen Völkern, die wir uns wohl namentlich im Westen und im Süden unseres Erdteils denken dürfen, aufgegangen, viele sonstwie vernichtet worden sein. Zu diesen würden wir jene ältesten Pfahlbautenbewohner zählen, wenn wir mit Recht in ihnen Indogermanen vermutet haben.

Kürzer als über Europa können wir uns über die arischen Indogermanen (Inder und Iranier) fassen. Unzweifelhaft ist zunächst, daß die Besiedelung Indiens durch das Sanskritvolk von Nord-Westen her stattgefunden habe, eine Bewegung, welche in den Gesängen des Rigveda noch als im Verlaufen begriffen geschildert wird. Die Inder dieses Zeitalters, deren Hauptsitze an den Ufern der *Sindhu* (Indus) zu suchen sind, haben von der *Gaṅgâ* (Ganges), welche nur einmal im Rigveda genannt wird,

*) Auch Karer und Lycier möchte Georg Meyer (B. B. X, 147 ff.) zu dieser Abteilung der Indogermanen rechnen.

noch keine direkte Kunde. Auch bis zu den Mündungen des Indus, bis zum arabischen Meer scheinen sich ihre Sitze damals noch nicht erstreckt zu haben (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 21 f.). In sehr anschaulicher Weise spiegelt sich das allmähliche Vordringen der indischen Stämme nach Süd und Ost in der verschiedenartigen Einteilung und Benennung des Jahres in älteren und neueren Sprachperioden des Sanskrit ab, wie wir dies oben p. 440, 442 ausführlich dargestellt haben.

Es liegt also auf der Hand, daß wir den vorhistorischen Schauplatz jener arischen Periode westwärts, oder, da die Einwanderung in das Industhal füglich nur auf dem alten Völker- und Handelsweg entlang dem Kabul stattgefunden haben kann, nordwestwärts des Indus lokalisieren müssen. Da nun auch in der iranischen Völkergeschichte deutliche Spuren (vgl. Kiepert Lehrbuch § 57) darauf hinweisen, daß die älteste Periode der iranischen Ansiedelung „vor Eroberung und Besiedelung der westlichen medisch-persischen Gebiete östlich der großen Wüste“ sich abgespielt habe, so scheint es mir in der Natur dieser Verhältnisse zu liegen, eben dieses östliche Iran, die alten Provinzen Sogdiane, Baktriane, das Gebiet der Paropanisaden u. s. w. jedenfalls zunächst für die Heimat der Arier ins Auge zu fassen.

Denken wir uns dieselben auch hier von einem zunächst unbekannten Teil des europäisch-asiatischen Steppengebietes vom Aralsee her entlang dem Oxus und Jaxartes in ihre neue Heimat einziehn, so mußte das ihnen entgegentretende Gebirge, für das es in der arischen Grundsprache nicht an einer deutlichen Terminologie fehlt*), die nomadische Ausdehnung der Weideplätze einschränken und den Bewohner auf die Bebauung der gerade am oberen

---

*) skrt. *párvata, parvatí* = zend. *paurvata* „Berg“ (daher *Paraetakene* am oberen Oxus),
skrt. *girí* = zend. *gairi* „Berg“ (nur noch im slavo-lett. *gora, giré* „Wald“ vgl. unten),
skrt. *mênakâ* „eine Bergnymphe“ = zend. *maênakha* n. pr. eines Berges.

Auch der Wald gewann, wie es scheint, eine erhöhte Bedeutung in der Sprache der Arier: vgl. skrt. *vána* = zend. *vana*, skrt. *vṛkshá* = zend. *varesha* u. a. Der Mangel an übereinstimmenden Benennungen von Baumarten erklärt sich dann aus den oben p. 165 angegebenen Gründen.

Oxus und Jaxartes häufigeren und ausgedehnteren, für Ackerbau geeigneten Thalebenen hinweisen, während doch andererseits die daneben sich hinziehenden, nur zu Weideland geeigneten Berg- und Steppenlandschaften die Fortdauer nomadischer Lebensweise bedingten (Kiepert § 55). Kurz, die geographischen Verhältnisse dieser Gegenden waren gleiche oder doch ähnliche, wie wir sie auf dem Schauplatz jener europäischen Kulturgemeinschaft gefunden haben. Somit mußten auch die Einwirkungen des Bodens auf den Menschen in beiden Fällen gleiche oder ähnliche sein (vgl. oben p. 411, 431 ff.).

Hier in dem Flußgebiet des Oxus und Jaxartes, vor allem an den Ufern des Hauptflusses der alten Sogdiane, welche die Einwanderer zuerst betraten, des Polytimetos oder Zeraffchân „des goldführenden" konnte ferner den noch vereinigten Ariern die erste Kunde des der Urzeit noch unbekannten Goldes zukommen (vgl. oben p. 247).

Am Meere wären die Ursitze der Arier nicht gelegen gewesen, was auch in linguistischer Hinsicht wahrscheinlich ist (Spiegel Arische Periode p. 27 f.).

Endlich erklärt sich so am einfachsten die für die nähere Verwandtschaft der beiden Völker so charakteristische Übereinstimmung in einer Reihe von geographischen Termini, besonders von Flußnamen. Es kommen hier namentlich in Betracht*):

zend. *rañha* (*Ἀράξης*, zuweilen wahrscheinlich der Jaxartes**), Syr Darya) = skrt. *rasâ'* (ein mythischer Strom des hohen Nordens),

zend. *harahvati* (*Ἀραχῶτος, Arghandâb*)
= skrt. *sárasvatî* (*Indus*, *Ghaghar* und andere Flüsse),
zend. *harôyu* (*Ἄρειος, Herirûd*)
= skrt. *saráyu* (wahrscheinlich ein Fluß des Pendschab).

Für die Erklärung dieser Übereinstimmungen bieten sich nun da wir von den indischen Flußgebieten nach dem obigen in keinem Falle ausgehen dürfen, drei Möglichkeiten: entweder bezeichneten die betreffenden Namen in der arischen Urzeit überhaupt noch keine festen Lokalitäten, sondern hatten noch eine allgemeine Be-

*) Vgl. das Nähere bei W. Geiger Muséon IV, 1 ff.
**) So nach Justi, Zimmer, Geiger u. a.

deutung (*rasâ'* „Flüssigkeit", *sárasvatî* „flußreiche Gegend"), oder sie waren Bezeichnungen bestimmter Flüsse des arischen Urlands, das weder Iran noch Indien war und wurden von den beiden Völkern selbständig auf Gewässer ihrer neuen Wohnsitze übertragen, oder endlich die iranischen Bedeutungen stellen zugleich die arischen dar, weil Ostiran eben das alte Arierland war.

Ich gestehe, daß mir diese letztere, von W. Geiger a. a. O. vertretene und ausführlich begründete Anschauung innerhalb des Rahmens dieser Betrachtungen die wahrscheinlichste erscheint und daß ich mich daher ganz der Ansicht dieses Gelehrten über die Urheimat der Arier anschließe, welche derselbe (*Muséon* 1884 p. 81) folgendermaßen zusammenfaßt: „*Le pays des Indo-Irâniens s'étendait des rives du Ssyr-Daryâ, vers le sud, sur Bokhârâ, l'Afghânistân, et une partie du Baludjistân jusqu'aux frontières du Pendjâb* (zend. *hapta hindavo* = skrt. *saptá síndhavas*). *Les Irâniens de l'Avesta habitaient encore en général l'ancienne patrie aryaque.*"

So haben sich für uns in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen bis jetzt zwei feste Punkte ergeben, von denen wir vorsichtig weiter zu kommen versuchen müssen: der Schauplatz der europäischen Kulturgemeinschaft, umgrenzt von dem unteren Lauf der Donau, den Transilvanischen Alpen, den Karpathen und dem Dniepr, die Urheimat der Arier in dem östlichen Iran.

Wo ist nun der Punkt zu denken, aus welchem diese beiden Hauptströme indogermanischen Völkerlebens in gleicher Weise entsprungen sind?

Betreten wir, um denselben zu bestimmen, zuvörderst einen sehr naheliegenden, wenn auch zunächst etwas mechanisch erscheinenden Weg! Gehen wir nämlich von der Voraussetzung aus, daß die Vorwärtsbewegung der europäischen wie der arischen Indogermanen auf dem europäisch asiatischen Steppengebiet, aus welchem beide in die oben bestimmten Wohnsitze eintraten, von ihrem hypothetischen Ausgangspunkte aus ein gleichmäßiges d. h. über gleiche Entfernungen sich erstreckendes gewesen sei, so würde eine Linie, welche wir von den Mündungen der Donau bis zu dem mittleren Laufe der Wolga, etwa bis zu ihrer östlichsten Ausbuchtung an der Einmündung der Samara, uns gezogen denken, der geographischen Länge einer zweiten Linie ent-

sprechen, welche von dem zuletzt genannten Punkte aus nach dem oberen Laufe des Oxus oder Jaxartes gefällt würde. Wir würden durch diese Betrachtung demnach in den Süd-Osten des europäischen Rußland und an den Mittellauf der Wolga als Lebensader der indog. Urheimat geführt werden, und es fragt sich nunmehr, ob sich diese vorläufige Lokalisierung der letzeren durch weitere Beobachtungen stützen läßt.

Zunächst möchte ich auf das oben p. 386 ff. über die älteste Viehzucht der Indogermanen Ausgeführte verweisen, wonach derselben wohl das Pferd (wahrscheinlich in halbwildem Zustand), nicht aber der Esel und das Kamel bekannt waren. Da wir nun fanden, daß die beiden letzteren Tiere in die Urzeit derjenigen Völkerstämme zurückgehn, deren Ursitze mit Sicherheit in Asien zu suchen sind, der semitischen und turko-tatarischen, da wir sahen, daß dieselben auch schon den ungetrennten Ariern, sei es in wildem, sei es in gezähmtem Zustand, (bei ihrem Vorrücken nach Asien) bekannt wurden, so bin ich der Meinung, daß dieser des Esels und Kamels entbehrender, das Pferd benutzender Zustand der indog. Viehzucht dafür spricht, daß die Ursitze der Indogermanen eher in dem europäischen als in dem asiatischen Teil des großen Steppengebiets zu suchen sind.

Ferner erklären sich aus der von uns vorgeschlagenen Lokalisierung der indog. Urheimat am einfachsten die mannigfaltigen Berührungen zwischen finnischer und indogermanischer Sprache und Art, auf die wir an verschiedenen Stellen dieses Buches hingewiesen haben. Wir haben auf die Schwierigkeit dieser noch nicht zum Abschluß gekommenen Fragen oben p. 144 ff. aufmerksam gemacht; aber soviel wird man doch schon jetzt dem Vorkämpfer dieser Theorien, W. Tomaschek, zugeben können, daß eine große Wahrscheinlichkeit für die von ihm angenommenen vorhistorischen Berührungen der Finnen und Indogermanen spreche. Vgl. auch oben p. 557. Nördlich aber jener hypothetischen Urheimat der Indogermanen am Mittellauf der Wolga betreten wir unmittelbar das Gebiet der seit ältester Zeit hier bis zum Ural ansässigen Finnen (Müllenhoff II, 75). Vor allem möchten wir zu den Kulturgütern, welche aus jener finnischen Welt in die der Indogermanen übergingen, das Kupfer zählen, welches Metall in den Gebirgsschluchten des metallreichen Ural seit den grausten Zeiten von ethnisch nicht

näher zu bestimmenden (Tschuden), aber doch wohl finnischem Stamme angehörigen Völkern gewonnen wurde (vgl. oben p. 271 und Peschel Europa p. 126).

Endlich glaube ich es wahrscheinlich machen zu können, daß derjenige Strom, welcher nach unserer Anschauung der Hauptfluß der indog. Urheimat gewesen sein würde, lange bevor er Wolga oder Adel, Idel (bei den Türken) oder Rau (bei den finnischen Mordwinen) hieß, einen Namen u r a l t e n i n d o g. G e p r ä g e s führte. Die Alten (zuerst Ptolemaeus) haben uns als Benennung desselben *Ῥᾶ* überliefert, welches aus **Ρα-Fα* hervorgegangen, unzweifelhaft die schon angeführte finnische Bezeichnung Rau oder Rawa (Müllenhoff II, 75) wiedergiebt. Dieselbe läßt sich nun, soviel ich wenigstens habe nachkommen können, nicht aus dem Mordvinischen oder dem Finnischen überhaupt erklären *), wohl aber entspricht dieselbe nach finnisch-ugrischen Lautgesetzen, welche nur einfachen Anlaut dulden, genau einem urindogermanischen **srâvâ* „der Strom," welches sich aus skrt. *srava*, *srâva*, *giri-sravâ* „Bergstrom", griech. *ῥοή* (**srovâ*), lit. *srovė* ergiebt und zu der W. *srev*, *sru* „fließen" gehört (woher auch *Στρύμων*) Gerade diejenigen indog. Völker, von denen eventuell eine spätere Entlehnung in das Finnische (Mordvinische) hätte ausgehen können, die Slaven und Iranier zeigen ein entsprechendes Wort für „Fluß" (nur altsl. *ostrovŭ* „Insel") nicht. Der hier vorliegende Entwicklungsgang ist demnach folgender: Die Indogermanen benannten den gewaltigsten Fluß ihrer Heimat **srâvâ*, d. i. „Strom". Diese Bezeichnung blieb auch nach ihrem Abzug an dem Flusse haften, weil sie von den an seinen Ufern vielleicht südlich weiter vordringenden Finnen in der ihrer Sprache conformen Gestaltung Rawa übernommen wurde. Von hier lernten sie die Griechen (*Ῥᾶ* = *Ῥα-Fα*) kennen. Auch die Türken benannten den Strom „großer Fluß"; denn das bedeutet Adel, Idel bei ihnen (Müllenhoff II, 75 Anm.).

So haben uns Beobachtungen verschiedener Art zu der Überzeugung geführt, daß der Mittelpunkt der indog. Ursitze an den Ufern der Wolga zu suchen sei. Über die räumliche Ausdehnung

---

*) Im Mordv. heißt „Fluß" *leì*, mokša: *lei*, *očü*, *muderkš*, čerem. *aner* (vgl. Klaproth Asia Polygl. Sprachatl. p. XIV).

derselben wird sich selbstverständlich nichts genaueres sagen lassen. Immerhin wird man gut thun, die geographische Kontinuität der Indogermanen vor ihrer Scheidung in Ost- und Westindogermanen sich über verhältnismäßig große Räume erstrecken zu lassen. Ein Nomadenvolk, wie es die Indogermanen in vorgeschichtlichen Zeiten waren, bedarf zu seiner Ernährung weit ausgedehnter Länderstrecken. Nach A. Meitzen (Verh. d. II. deutschen Geographentages zu Halle 1882 p. 74 f.) braucht eine Nomadenfamilie Hochasiens zu ihrem Unterhalte gegen 300 Stück Vieh, welche in Hochasien, Turkestan und im südlichen Sibirien nicht weniger als $^1/_6$ geographische Quadratmeile als Weideland in Anspruch nehmen. Ein Stamm von 10,000 Köpfen würde schon 200 bis 300 Quadratmeilen als Revier bedürfen. Auf dem fruchtbareren Steppenboden des südlichen Europa würden diese Zahlen freilich eine Erniedrigung erfahren.

Gerichtet dürfen wir uns die Ausbreitung der Indogermanen in der frühesten Zeit nach dem Südwesten und dem Südosten, weniger nach dem Süden (entlang der Wolga) denken, aus dem einfachen Grund, weil man sich so lange als möglich vor dem Einrücken in die öde und sandige Steppe des Kaspisee's hüten mochte (vgl. die Florenkarte von Asien und Europa in O. Drudes Atlas der Pflanzenverbreitung). So kam es auch, daß das Meer den ungeteilten Indogermanen noch nicht bekannt wurde.

Es bleibt uns nun noch übrig, gewissermaßen die Probe auf die angestellte Rechnung vorzunehmen und in Kürze die Frage zu erwägen, ob und wie weit denn die physikalische Beschaffenheit der südrussischen Steppe überhaupt die Bedingungen für die im Bisherigen geschilderten Kulturverhältnisse der Indogermanen enthalte.*)

Nach den obigen Ausführungen (p. 164 ff.) wird hierbei ein hauptsächliches Gewicht auf die positiven Übereinstimmungen zu legen sein, wenn auch die negativen, um des Kontrastes willen, nicht zu entbehren sein werden.

---

*) Unsere Angaben über die südrussische Steppe beruhen vornehmlich auf dem anerkannt vortrefflichen Werke von J. G. Kohl (K.) Reisen in Südrußland Teil 1—3. Dresden und Leipzig 1846—47. Dazu vergleiche Rußland, geschildert von F. Meyer von Waldeck (W.) I. Leipzig 1884.

Beginnen wir mit dem Klima der südrussischen Steppe, so wird dasselbe durch einen außerordentlich kalten, schnee- und schneesturmreichen Winter, dessen Dauer von den Einheimischen auf sechs Monate veranschlagt wird, sowie durch einen meist unerträglich heißen Sommer charakterisiert. Die Übergänge zwischen beiden Jahreszeiten sind so schroff und schnell, daß „von Frühling und Herbst kaum die Rede sein kann“ (W. 94, K. 3, 49, 50, 62). Es genügt für unsere Zwecke, auf das oben p. 436 ff. über die Zweiteilung des indog. Jahres und über die Bedeutung des Winters in der indog. Zeitteilung zu verweisen.

Von dem Klima abgesehen, wird die Eigenart der Steppe durch drei Grundzüge bestimmt, die wir kurz als Mangel an Wäldern uud Bäumen, Mangel an Bergen und Thälern, Reichtum an Flüssen bezeichnen können. Dementsprechend ist auf die Armut, welche in der indog. Terminologie der Waldbäume herrscht, schon genugsam hingewiesen worden (oben p. 393, 415).

Zu den einzelnen den Indogermanen bekannten Bäumen (Birke, Weide) kommen wir unten zurück.

Das Relief der Steppe darf man sich nicht als eine völlig gleichmäßige Ebene vorstellen; durch den Einfluß des Wassers sind vielmehr in dem Steppenplateau zahlreiche Furchen und Aufwürfe entstanden, deren geringe Erhebungen und Vertiefungen indessen den Boden dem von ferne blickenden Auge trotzdem als eine gleichmäßige unabsehbare Fläche erscheinen lassen. In keinem Fall konnte hier eine ausführliche Terminologie für die Begriffe, welche der Anblick des Gebirges erzeugt, entstehen. Auch durch indog. Gleichungen läßt sich eine solche nicht belegen. Die gegenteilige Ansicht Pictets (*Origines* I., 122 ff.) beruht auf einer Anzahl ganz unhaltbarer Etymologieen, von denen nur das schon genannte arische, aber im Litu-slavischen wiederkehrende skrt. *giri*, zend. *gairi*, altsl. *gora*, lit. *girė* „Wald“ Bestand hat. Es könnten von unserem Standpunkt aus damit die welligen, sich im Norden des Urlands erhebenden Waldhügel Mittelrußlands gemeint gewesen sein.

In manchen Gegenden der Steppe bilden künstliche Hügel, welche der Volksmund „Türkenhügel“ nennt, eine Unterbrechung der Einförmigkeit des Terrains. „Es sind in der Regel 7 bis 8 Meter hohe Aufschüttungen auf den Spitzen der relativ höchsten

Bodenerhebungen .... Sie sind derartig über die Steppe verteilt, daß man gewöhnlich von der Höhe des einen dieser Hügel nach vier Seiten hin einen folgenden im Auge hat" (W. 92). Es ist vielleicht nicht zu kühn, sich hierbei der oben p. 198, 583 erwähnten indog. *πόλεις* zu erinnern. Daß die Indogermanen mit Flußläuften wohl bekannt waren, geht schon aus dem Früheren (oben p. 633) hervor. Auch auf die Gleichungen ahd. *ouwa* = lat. *aqua*, skrt. *udán*, griech. *ὕδωρ*, altsl. *voda*, got. *vató* auf die Wurzeln *plev*, *plu*, *plud* (*fliessen, fluss*) und anderes wäre zu verweisen.

So reich aber auch das südliche Rußland an gewaltigen Strömen ist, so haben dieselben doch eindringenden Völkerscharen niemals ein ernstes Hindernis bereitet, und der Grund hierfür mag darin liegen, daß gerade der größte dieser Ströme, die Wolga, überaus reich an Untiefen ist und im obern Lauf zwischen 12 und 2, im unteren zwischen 40 und 3 Fuß schwankt (Daniel, Handbuch der Geographie II[3], 890).

Vgl. über die indog. Furten oben p. 509.

Der gesamte Steppenboden ist ungemein salzhaltig, so daß es, da auch sprachliche Momente darauf hinweisen (oben p. 460), doch vielleicht wahrscheinlicher ist, daß das Ausweichen der arischen Sprachen der europäischen Übereinstimmung in der Benennung des Salzes gegenüber auf späterem Verluste beruht.

Wir betrachten nun das Pflanzen-, Tier- und schließlich das Menschenleben, welches sich auf diesem Terrain entwickelte.

Der Baumwuchs bringt in der Steppe nur vereinzelt an dem Lauf der Flüsse vor. Unter demselben hebt Peschel Europa p. 131 ausdrücklich Birkengehölz (vgl. oben p. 393) hervor, welches sich selbst noch an begünstigten Stellen des sonst baumlosen Steppenlandes bei Orenburg finde. Auch die Drudesche Florenkarte von Europa nennt *betula alba* in der Vor- und Übergangssteppe. Grisebach (I, 463) bemerkt, daß die leichten Hölzer, welche die Uferwaldung der Steppe bilden, hauptsächlich aus Weiden (vgl. oben p. 394) und Pappeln bestünden.

Besonders weit sollen sich, wenigstens gilt dies vom Westen (K. 3,75), wilde Obstbäume in die Steppe vorwagen. Die Stelle des Waldes vertreten in derselben Dorngesträuch und vor allem

Schilfwaldungen,*) welche sich namentlich an den Ufern der größeren Flüsse in beträchtlicher Ausdehnung erstrecken, eine Höhe von 3 bis 4 Metern erlangen und die Zufluchtsstätte zahlreicher Wasser- und Raubtiere sind (W. 95; K. 3, 77). Das Schilf ersetzt in der Steppe in vielfacher Beziehung, als Brennmaterial, als Dachbedeckung, als Flechtwerk u. s. w. das seltene Holz.

In der Tierwelt ist das Raubtier der Steppe *κατ' ἐξοχὴν* der Wolf. Für die Bedeutung desselben in der indog. Urzeit (oben p. 359) kann noch angeführt werden, daß der Name dieses Tieres, als des einzigen ungezähmten, eine deutliche, grundsprachliche Feminінbildung (ahd. *wulpa*, mhd. *wülpe*, altn. *ylgr* = sſkrt. *vṛkī́*) neben sich hat. Auch die übrigen oben als indog. ermittelten Vierfüßler: der Hase, die Maus, Iltis und Marder (K. 3, 116, W. 96), das wilde Schwein (jetzt nur in der kaukasischen Steppe K. 3, 267, 276), die Fischotter (Brehm Tierleben Volksausg. I., 301) werden entweder ausdrücklich als Steppenbewohner genannt oder sind doch, wie der Biber (Brehm a. a. O. I, 450), als solche vorauszusetzen.

Der in der Steppe häufige Fuchs scheint sprachlich (oben p. 360) auf Europa beschränkt zu sein. Kein indog. Äquivalent finde ich für einen sehr charakteristischen Vierfüßler der Steppe, das murmeltierartige Suslik. Schwierigkeit bereitet das Vorhandensein des Bären (oben p. 360) in der indog. Fauna, der offenbar kein eigentliches Steppentier ist. Wir werden daher die Wohnsitze der Indogermanen soweit nördlich vorschieben müssen, daß Streifzüge des mittelrussischen und uralischen Bären in die Steppe denkbar sind.

An Amphibien ist die Steppe sehr reich, besonders an Schlangen (K. 3, 143), mit denen die Kolonisten förmliche Kämpfe zu bestehen hatten (vgl. oben p. 375), an Schildkröten**) und Fröschen.***)

Unter den Insekten giebt es Bienen, so häufig dieselben

---

*) sſkrt. *naḍa*, *naḍaka* (?), griech. *νάϑραξ*, *νάρϑηξ*, lit. *nendrė́*; lat. *combrêtum*, lit. *szveñdrai;* got. *raus*, lat. *ruscus*.

**) griech. *χέλυς*, *χελώνη*, altsl. *žely* (sſkrt. *har-muṭa?*).

***) Für diese Tiere ist mir nur die Gleichung altsl. *žaba*, altpr. *gabawo*, altndd. *quappa* bekannt.

in der Ukraine, in Kleinrußland und Podolien sind, in der Steppe selbst nicht (K. 3, 171). Zu den furchtbarsten Plagen des Steppenbewohners gehört gegenwärtig der Einfall der Wanderheuschrecke; indessen ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe ein verhältnismäßig später Eindringling in Südrußland ist (K. 3, 151 f.).

Die Vogelwelt der Steppe hat durch den seit etwa 100 Jahren eingeführten Garten-, Wald- und Ackerbau mannigfache Veränderung und Zunahme der Arten (K. 3, 137) erfahren. Sehr häufig sind Raubvögel wie Adler, Falke, Habicht (vgl. oben p. 366), welche über den ausgedehnten Schilfwaldungen schweben, auf ihre Beute, wilde Enten, Gänse (oben p. 366), Pelikane, auch Reiher und Trappen lauernd (W. 96). Ferner werden die Taube (oben p. 368), die Eule (p. 365), das Birkhuhn (oben p. 366), der Kranich (p. 366) und andere Vögelarten als Steppenbewohner genannt.

An Fischen sind die südrussischen Ströme, namentlich die Mutter Wolga, ungemein reich. Die Nichtbeachtung derselben durch die Indogermanen (oben p. 165 ff.) könnte daher, was übrigens bei keiner, die Urheimat der Indogermanen betreffenden Hypothese denkbar wäre, nicht in örtlichen Verhältnissen begründet liegen. Sie wurzelt vielmehr offenbar in den allgemeinen kulturhistorischen Verhältnissen des Nomadenvolks, die von Schiffahrt und Fischfang weit ablagen (oben p. 509).

Auf diesem Terrain hat sich nun, von der gegen dasselbe vordringenden modern-europäischen Civilisation nur mäßig umgestaltet, seit Alters ein Kulturleben entwickelt, welches viele Züge der indog. Urzeit noch heute mit vollkommener Treue wiederspiegelt. „Es ist unbegreiflich," sagt Kohl (3, 53, 67) im Anblick der Steppe, „wie ein Mensch auf den Einfall gekommen ist, sich in der Steppe ackerbauend niederzulassen, deren ganzer Charakter gegen diesen Mißbrauch schreit". Hirten- und Herdenleben sind die Signatur der Steppe. Hier bilden Schafe und Rinder neben den Tabunen, den halbwilden Pferdeherden, noch heute den Hauptreichtum ihres Besitzers. Auch Ziegen finden sich unter den Schafherden und werden als Führer derselben gebraucht (K. 3, 228). In ungeheurer Menge ist der leicht verwildernde Hund über die Steppe verbreitet. Den Herden folgen die schwerfälligen, ochsenbespannten Wagen der Hirten; denn der

Ochse ist hier noch immer das vorzüglichste, wenn nicht das einzige Zugtier (vgl. oben p. 378) des Menschen. Eine neue Erscheinung auch in gewissen Teilen der europäischen Steppe ist das durch turko-tatarische Wanderhirten eingeführte Kamel.

Hier kleidet sich der Bewohner noch immer in die Felle seiner Herdentiere. Mindestens für die 6 Monate des rauhen Winters ist der Schafpelz ihm unentbehrlich, den er aber oft auch im Frühling, ja im Sommer noch zur Hand hat (K. 3, 46). Auch in der Milchwirtschaft spielen die Felle eine wichtige Rolle (K. 3, 231 und oben p. 378 Anm., 461 ff.) Unter den Künsten bildet die Filzmanufaktur eine Hauptbeschäftigung aller Steppenvölker (K. 3, 272 und oben p. 475).

Hier gräbt der Steppenbewohner als besten Schutz gegen die furchtbare Kälte des Winters und die erdrückende Hitze des Sommers seine Wohnungen (Semlanken genannt) noch jetzt in den Erdboden selbst ein, so daß nur der mit Erde und Rasen bedeckte Dachstuhl herausschaut. Auch dem Vieh werden eigene Höhlenbehausungen gegraben (K. 1, 260 ff. und vgl. oben p. 491 ff.).

Diese zwischen den ältesten Zuständen der Indogermanen und den Lebensbedingungen der Steppe, die trotz der über das Land einherbrausenden Völkerstürme dem Menschen immer aufs neue ihren Stempel aufgedrückt haben, gezogenen Parallelen ließen sich leicht vermehren. Aber wir glauben, daß das Angeführte genügt, um darzuthun, wie von allgemeinen kulturhistorischen Erwägungen und linguistisch-paläontologischen Betrachtungen aus sich durchaus die Annahme, zu welcher wir oben geführt wurden, rechtfertigt, daß in den Steppen des südlichen Rußland der Schauplatz der ältesten Entwicklung der Indogermanen, die Heimat unseres Stammes, zu suchen sei.

In der ältesten historischen Zeit finden wir die Norduser des Pontus von dem rätselhaften Volk der Kimmerier besetzt; später breiten sich westlich des Tanais die Skythen, östlich desselben die Sarmaten aus. Es kann meine Absicht nicht sein, hier in eine Erörterung der ethnologischen Schwierigkeiten, welche diese Völker dem Forscher darbieten, einzutreten.*) Nur so

*) Wichtig für eine solche ist aus neuester Zeit W. Tomaschek Kritik der ältesten Nachrichten über den Scythischen Norden (Sitzungsb. d. Kais. Ak. d. W. in Wien CXVI, CXVII).

viel möchte ich hervorheben, daß es mir unmöglich erscheint, diese bald indogermanische Art verratenden, bald völlig asiatisch-mongolische Züge aufweisenden Stämme überhaupt als eine ethnische Einheit zu betrachten. Nach dem Abzug der indogermanischen Clane aus den bezeichneten Gegenden mochten von Norden finnische, von Osten türkische Stämme gegen das südliche Rußland vorrücken, vielleicht bedeutende Überreste der indogermanischen Völkerwelt unterjochend und aufsaugend. Von Südosten her haben dann, wie die von Müllenhoff erläuterten scythischen Eigennamen zeigen, rückflutend unzweifelhaft bedeutende iranische Eroberungen stattgefunden. Aber alles das sind Ereignisse, die lange nach der Epoche spielen, die uns hier beschäftigte.

Unser Versuch, die Ursitze der Indogermanen zu bestimmen, war, dem Charakter dieses ganzen Buches getreu, im wesentlichen ein kulturhistorisch-linguistischer. Es ist bei dem gegenwärtigen Stadium der Forschung der einzige Weg, auf welchem man sich mit der Hoffnung auf Erfolg dem gestellten Probleme nähern kann. Wie die zu erhoffenden, geklärten Resultate anthropologischer Forschung (oben p. 160 ff)., wie die Ergebnisse der Prähistorie, nachdem die Bodenschätze des südlichen Rußland erschöpfend gehoben und gedeutet sein werden, sich zu der vorgetragenen Hypothese über die Urheimat der Indogermanen stellen werden, bleibt abzuwarten.

Schriftstellerverzeichnis zu Abh. I.

Wörterverzeichnis der indog. Sprachen zu Abhandlung*) II—IV.

1. Indisch.

(Das Sanskrit ist unbezeichnet.)

*) Die Bedeutung des Zeichens † siehe im Vorwort der II. Auflage.

2. Iranisch.

(Zend unbezeichnet.)

3. Armenisch.*)

*) Die eingeklammerten Wörter stellen die Transcription de Lagarde's (Armenische Studien) dar; die übrigen sind nach H. Hübschmann umschrieben.

5. Albanesisch.*)

6. Italisch.

(Lateinisch unbezeichnet.

*) Umschrieben nach G. Meyer, das eingeklammerte nach G. v. Hahn Albanesische Studien.

7. Mittellateinisch und Romanisch.

(Mittellateinisch unbezeichnet.)

43*

8. Keltisch.

(Irisch unbezeichnet.)

9. Germanisch.

(Gotisch unbezeichnet.)

10. Baltisch.

(Litauisch unbezeichnet.)

11. Slavisch.

(Altslovenisch = Altbulgarisch unbezeichnet.)

Nachträge und Berichtigungen.

Bemerkung:

Die Umschreibung der indog. Gutturalreihen ist unter Anlehnung an K. Brugmanns Grundriß durch *k̂, ĝ, ĝh* (palatal) und *q, g, gh* (velar) geschehen, die der tönenden Nasale und Liquiden durch *n̥, m̥, l̥, r̥*.

Abhandlung I.

p. 98 Z. 10 v. o. lies skrt. *aj*.

„ 108 „ 15 „ o. „ Pauls Grundriß d. germ. Phil. I (ebenso p. 179 Z. 3 v. u.).

„ 111 Anm. Für die neueste Geschichte der Heimatsfrage ist lehrreich *L'origine européenne des Aryas. Mémoire présenté au Congrès scientifique international des Catholiques tenu à Paris en 1888 par Van den Gheyn. Paris 1889.*

„ 144 „ Neuerdings schließt sich, wie es scheint, Sayce mehr und mehr der Penkaschen Hypothese an. Vgl. v. d. Gheyn a. a. O. p. 10.

„ 145 am Ende. Als Verfechter verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen Finnen und Indogermanen hätten noch genannt werden sollen Nicolai Anderson Studien zur Vergleichung der indogermanischen und finnisch-ugrischen Sprachen in den Verh. d. Gel. estn. Ges. zu Dorpat Bd. IX (Dorpat 1879) und Fr. Th. Köppen Beiträge zur Frage über die Urheimat und Urverwandtschaft der Indoeuropäer und Finnen. St. Petersburg 1886 (russisch).

Abhandlung II.

p. 176 Z. 8 v. u. l. altsl. *tysąšta* (desgl. p. 504 Z. 15 v. u.).

„ 181 „ 1 „ o. „ got. (nicht ahd.), Z. 10 v. o. l. ir. *coire* (desgl. p. 230 Z. 3 v. u.), Z. 1 v. u. l. lat. *ferus*.

„ 182 „ 8 „ „ „ skrt. *sthávi*.

„ 184 „ 2 „ „ „ skrt. *r̥shabhá* (desgl. p. 377 Z. 7 v. u.).

„ 202 „ 17 „ „ und Z. 1 v. u. l. X (nicht XI).

„ 203 „ 10 „ u. l. (k).

Abhandlung III.

p. 314 Delbrück macht mich auf die Form βόλιμος aufmerksam (Samml. d. griech. Dial.-Inschr. von Collitz III, 3 p. 149)
„ 325 Z. 13 v. u. streiche skrt. *té'jas*.
„ 349 „ 2 „ o. l. *ἄκμων*.

Abhandlung IV.

p. 366 Z. 16 v. o. l. skrt. *kapō'ta* und Z. 15 v. u. skrt. *çyēná*.
„ 371 „ 12 „ „ „ altsl. *desĭnŭ* und griech. δεξιός.
„ 372 „ 2 „ u. und 4 v. u. skrt. *çakuná*.
„ 378 „ 1 „ o. l. got. *aúhsa*.
„ 380 „ 6 „ „ „ alts. (nicht ahd.).
„ 397 „ 5 v. u. „ agls. *elm*, ir. *lem*.
„ 400 „ 9 „ o. „ russ. (nicht altsl.) und Z. 12 v. o. altsl. *jablŭko*.
„ 442 „ 2 „ u. l. altsl. *židą*.
„ 443 „ 13 „ „ „ altsl. *mĕsęcĭ*.
„ 450 „ 7 „ „ „ zend. *nakhturu*.
„ 466 „ 14 „ o. „ ahd. *malz* (nicht agls.).
„ 496 „ 2 „ „ „ altsl. *izvistĭ* und Z. 10 v. o. alts. (nicht altsl.).
„ 497 „ 6 „ u. „ skrt. *sabhā'*.
„ 504 „ 14 „ „ „ ir. *mile*.
„ 525 Anm. Der Titel der daselbst erwähnten Arbeit B. Delbrücks lautet Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, ein Beitrag zur vergleichenden Altertumskunde. Dieselbe erscheint in den Abh. d. K. S. Gesellschaft d. Wiss. XXV.
„ 537 Z. 17 v. o. l. altsl *dušti*.
„ 540 zu lit. *dėdis*: Kurschats Litauisch-teutsches Wörterbuch giebt folgende Bedeutungen an: *dėdis* „Oheim", *dėdė* „Bruder des Vaters oder auch der Gatte von der Schwester der Mutter", *dėdžius* „Oheim, Vaters Bruder".
„ 542 Z. 6 v. o. l. skrt. *pā'utra*, *pā'utraka*.
„ 544 „ 10 „ u. „ altsl. *dĕverĭ*.
„ 583 „ 9 „ „ „ vgl. (nicht =).

Einige Unebenheiten in der Transcription sind in den Wörterverzeichnissen, die auch die vorstehenden Verbesserungen bereits enthalten, ausgeglichen worden.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.